Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,575,911

Digitized by Google

1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google

853.6
N48
R9

Digitized by Google

Digitized by Google

DIE NEUE RUNDSCHAU

XXXVII. Jahrgang der freien Bühne

Herausgeber: Oskar Bie, S. Fischer, S. Saenger

Band II

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN UND LEIPZIG

1926

Digitized by Google

Digitized by Google

General
Harv.

INHALTSVERZEICHNIS

Dramen, Novellen, Gedichte, Briefe, Reisen, Erinnerungen

Max Brod, Beschneite Spinnweben 476
Joseph Conrad, Jugend 371
Ilja Ehrenburg, Das rosa Haus 53
Frank Harris, Das Leben in der Prärie 411
Hermann Hesse, Der Steppenwolf 509
Dorothea Hofer-Dernburg, Gedichte 301
Arthur Holitscher, Hongkong—Canton 79
Arthur Holitscher, Reise durch China 162
Arthur Holitscher, China und seine Generale 303
Arthur Holitscher, Theater in China und Japan 420
Annette Kolb, Erinnerungen an Felix Mottl 188
Oskar Loerke, Vier Gedichte 407
Thomas Mann, Pariser Rechenschaft III 66
Alfred Mombert, Der Berg Moira 593
Jacob Paludan, Vögel ums Feuer 252
Hans Reisiger, Stehe auf und wandle 127
L. P. Smith, Trivia 633
Emil Strauß, Befund 570
Leo Tolstoi, Unbekannte Tagebücher 268
Paul Valéry, Literatur 499
Giuseppe Verdi, Briefe 394

Literatur, Kunst, Wissenschaft

Charles Baudouin, Suggestion und Thaumaturgie 282
Oskar Bie, Phantasie über Schuberts „Winterreise“ 400
Carl Brinkmann, Geistiges aus Amerika 241
Carl Brinkmann, Amerikanische Universität 561
Ernst Robert Curtius, Der Überrealismus 156
Ernst Robert Curtius, Les Faux-Monnayeurs 646

Digitized by Google

Otto Flake, Schreibende Welt 197
José Ortega y Gasset, Kosmopolitismus 1
André Germain, Über Paul Valéry 502
Frank Harris, Bernard Shaw 12
Rudolf Kayser, Der sechzigjährige Richard Beer-Hofmann 196
Rudolf Kayser, Bücher und Menschen 638
Alfred Kerr, Geburtstagsgruß 7
Fritz Landsberger, Gedanken über die antike Kunst 290
Julius Meier-Graefe, Notizen eines Ketzers in Athen 606
Karl Scheffler, Die Zukunft der Großstädte und die Großstädte der Zukunft 521
Bernard Shaw, Shaws Selbstbildnis 33
W. E. Süskind, Joseph Conrad 536
Paul Wiegler, Formen der Erzählung 621

Politik, Geschichte, Wirtschaft

Otto Flake, Ehrenrettung der Zeit 90
Paul Göhre, Die Vereinigten Staaten von Europa 113
Willy Hellpach, Deutsche Politisierung 337
Rudolf Kayser, Europäische Rundschau 108, 219, 328, 441, 556, 665
Emil Ludwig, Bismarck anno Siebzig 351
Samuel Saenger, Politische Chronik 101, 549, 656
Samuel Saenger, Politische Glossen 212
Samuel Saenger, Rathenau-Briefe 321, 432
Max Scheler, Mensch und Geschichte 449
Robert Wilbrandt, Zur Krise des Sozialismus 225

Anmerkungen

Ernst Blaß, Döblins Polenbuch 334
Emil Preetorius, Ariadne 448
Paul Wiegler, Schnitzlers Traumnovelle 335

Digitized by Google

KOSMOPOLITISMUS

von

JOSÉ ORTEGA Y GASSET

In der Landschaft der Nachkriegszeit treten mit wachsender Klarheit zwei Erscheinungen hervor, die, einander gegenübergestellt, ihre Bestimmbarkeit wechselseitig erleichtern. Die eine ist der durch den Völkerbund vertretene Internationalismus, die andere der Kosmopolitismus gewisser intellektueller Minderheiten.

Der Völkerbund konnte darauf rechnen, eine wirkliche und wirksame Macht im europäischen Leben zu werden. Man hat ihn mit reichen Geldmitteln versehen, großzügige Propaganda für seine Einrichtung gemacht; er fand in jedem Lande starke politische, organisierte Parteien, die seinen Bestrebungen Wohlwollen entgegenbrachten. Trotzdem hat der Völkerbund keinerlei Körperlichkeit im geschichtlichen Dasein erlangen können. Er ist als Phantom entstanden, das sein gespenstiges Schicksal nachschleppt, und nicht als neue Kraft, die merkbar in den allgemeinen Wandel eingreift. Zum mindesten – und diese relative Dimension des Phänomens ist die einzige, die hier in Betracht kommt – besteht ein ungeheures Mißverhältnis zwischen dem Ziel, dem er nachstrebt, und der Wirklichkeit, die er erreichte. Der Internationalismus, den er einzusetzen erstrebte, ist nicht einen Schritt vorangekommen. Die Völker sind heute nationalistischer und weniger internationalisiert als 1919.

Seit dem Jahre 1920 dagegen, und ohne daß jemand es sich vorgenommen oder als Aufgabe verkündet hätte, ohne jede Aktion oder gar Absicht einer Propaganda, ohne Einrichtung oder Werkzeug irgendwelcher Art, ist es geschehen, daß die besten Leute der geistigen Zunft in Europa und Amerika irgendwie in engster Geistesgemeinschaft sich vereint finden. Man weiß nicht, ob das Erstaunlichste dieser Erscheinung die Schnelligkeit ist oder die Ursprünglichkeit, mit der sie sich ereignet hat.

Digitized by Google

In jedem Lande gibt es ein oder einige Dutzend Männer, die sich gewissen Bewohnern anderer Staaten näher fühlen als dem Rest des eigenen Volkes. Unwillkürlich ist ihre Aufmerksamkeit beständig auf das gerichtet, was jene fernen Geister tun oder sagen. Mehr noch: eine wundersame telepathische Eingebung, die von der prästabilierten Harmonie zwischen ihren Seelen herrührt, läßt sie die Gedanken jener wahlverwandten Geister vorahnen.

Von Spanien aus haben wir jenes Ereignis klar wahrnehmen können. Daß ein deutscher Schriftsteller französischen oder englischen Schriftstellern Aufmerksamkeit schenkt, könnte einer verdächtigen Neugier zugeschrieben werden oder doch der natürlichen Bedeutung, die der Sieger für den Besiegten hat oder für den Sieger der mühevoll Besiegte. Aber daß in jenen großen Nationen Bewohner edelsten Geistes Arbeit und Gebärden derjenigen beachten, die sich in einem politisch verfallenen Lande wie Spanien abquälen, das ist ein unzweideutiges Zeichen dafür, daß auf Erden der gemessene Triumph der Großmut beginnt. Im 19. Jahrhundert wäre ein derartiges Begebnis unwahrscheinlich gewesen. Ein Denker eines Landes war nur geneigt, von den Denkern solcher Länder Kenntnis zu nehmen, welche die gleiche oder eine größere Anzahl Soldaten und Banken besaßen als das eigene. Dies bedeutete, daß die Wißbegier um das Fremde weder ursprünglich war, noch als eine Urnotwendigkeit für den Schriftsteller oder Gelehrten entstand. Vielmehr neigte dieser zu nationaler Vereinzelung; er lebte dem Innern des eigenen Volkes zugewandt, also der Masse, nicht seinesgleichen, war eingestellt auf die ihm Untergeordneten und mit ihnen beschäftigt, nicht mit Ebenbürtigen. Es fehlte jener unverwechselbare und ursprüngliche Drang zum Gleichwertigen oder Überlegenen, jenes köstliche Kennzeichen einer köstlichen Geistesanlage, auf die ich noch zurückkommen werde.

Und in der Tat, während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war das geistige Leben Europas zerrissener als je seit seinen Anfängen. Und diese Dissozierung war nicht lediglich eine zufällige Atomisierung, eine Zersplitterung. Sie hatte ihrerseits eine Form: die Nationalisierung der Geistesmenschen. Es entgingen ihr nur die Forscher und Liebhaber von so wenig besuchten Wissensgebieten, daß sie in einem einzigen Volke nicht genug waren. Die Forscher der neuen hohen Mathematik, eine Handvoll über die Erde verstreute Männer, bildeten so eine höchst merkwürdige spontane Gemeinschaft, so eng und

Digitized by Google

wenig zahlreich, daß sie die Zärtlichkeit und Gemütlichkeit von Familienbeziehungen gewann. In den experimentellen Wissenschaften war man gezwungen, mit den hier und dort entdeckten Tatsachen zu rechnen, doch nur im allernotwendigsten. Man las die Beiträge und Mitteilungen der Laboratorien, aber man verfolgte den lebendigen Gedanken ihrer Urheber nicht und kümmerte sich nicht um ihre Persönlichkeit. In den übrigen Wissenschaften und fast allen Künsten fehlte jedes Zusammengehen und beinahe jede gegenseitige Einsicht. Im Jahre 1907 gab es unter den damals hervorragenden Persönlichkeiten in Deutschland kaum einen Philosophen, der Bergson gelesen hätte. Ich erreichte es nie, daß der große Hermann Cohen ihn las, obwohl er derselben Rasse angehörte.

Der Abstand zwischen derartigen Tatsachen und der gegenwärtigen Wirklichkeit ist so groß, daß es unglaublich scheint, wie in so kurzer Zeit die Dinge so sehr sich haben ändern können. Heute fühlen sich manche deutsche oder englische Männer der Wissenschaft ihren Arbeitsgenossen in Spanien oder Amerika enger verbunden als der Masse ihres eigenen Landes. Und nicht etwa die ersten besten. Wenn man sich in der Mittelschicht jener Völker nach ihren besten Köpfen erkundigt, werden sie gerade jene Männer bezeichnen und sie als die Überlegenen anerkennen. Und doch, wären sie aufrichtig, so müßten sie hinzufügen, daß sie sich ihnen fremd fühlen.

Das ist eine Erscheinung, der man jetzt immer überall begegnet. Der geistige Kosmopolitismus festigt sich auf Erden, in bedeutsamem Gegensatz zum Scheitern des politischen Internationalismus. Bei diesem werde ich mich jetzt nicht mit Betrachtungen aufhalten; mir scheint es anziehender zu sein, bei der Physiognomie des ersteren zu verweilen.

Es ist zunächst ein orientierendes Zeichen, daß jene Kosmopoliten des Geistes nicht alle Geistesmenschen überhaupt sind, sondern nur die besten der führenden Generation, die schöpferische Vorhut von heute. Sie bilden also die engste Auslese.

Manche Leute fühlen sich überaus gereizt, wenn man von Auslese spricht, vielleicht weil ihr untrügbares Innerstes ihnen zuruft, daß sie in keiner wirklichen Auslese einbegriffen sein würden. Es liegt in ihrem Vorteil, Verwirrung zu stiften, damit man nicht klar erkenne, was mit Auslese bezeichnet sein mag.

Die erlesenen Minderheiten erliest niemand. Aus dem einfachen Grunde, weil die Zugehörigkeit zu ihnen kein Preis ist und keine Sinekure,

Digitized by Google

die irgendwem verliehen werden, eine größere Belastung vielmehr und schwerere Verpflichtungen mit sich bringt. Der Erlesene erliest sich selbst, indem er mehr von sich verlangt als von den anderen. Es handelt sich um ein Privileg des Leidens und der Anstrengung. Erlesen ist jeder, der von einer gewissen Höhe der Vollkommenheit und der Forderungen her einer größeren Höhe an Forderungen und Vollendung zustrebt. Leben ist für ihn soviel als Training, ein Wort, das, wie ich schon manchmal gesagt habe, genau das griechische Wort Askese übersetzt. Askese, ἀσκέους, ist die Lebensordnung voller Übungen und beständiger Entbehrungen, welche der Athlet befolgte, um sich in Form zu erhalten. Dieser rein sportliche Ausdruck wird dann von den Mönchen und Zenobiten in Beschlag genommen und bekommt die Bedeutung einer Diät des religiösen Menschen, der sich im Stande der Gnade erhalten möchte, das heißt, in Form, um den Preis der Seligkeit zu gewinnen.

Es gibt kein Ding, das nicht auf dreierlei Arten gemacht werden könnte: schlechter, ebensogut oder besser, als es gemacht zu werden pflegt. Und diese drei Möglichkeiten bewirken von selbst die Auslese unter den Menschen. Unsere innerste Wesensart bestimmt uns von vornherein und unerbittlich dazu, uns für das eine oder das andere zu entscheiden. Mancher glaubt, er sei nicht am Leben, wenn er nicht in äußerster Anspannung seiner Fähigkeiten lebe. Nur die Gefahr und das Schwierige sagen ihm zu. Das Dasein ist sinnlos für ihn, wenn es nicht ein Aufstieg wird zu höherer Vollendung. Daher widerstrebt ihm das Herrschen. Der Herrschsüchtige sieht alles von oben herab; er gefällt sich im Anblick des Untergeordneten, und sein Verlangen nach Aufstieg ist nur das Streben, über den Untergeordneten zu sein, über das also, was tiefer liegt. Die auserlesene Gesinnung kann Vorherrschaft nicht beglücken. Herrschaft über etwas ist im Grunde Verkehr mit Untergebenen, und der Erlesene bedarf im Gegenteil des beständigen Ansporns nach oben, der Anziehungskraft des Höchsten. Zum mindesten muß er sich unter Gleichwertigen fühlen. Unseresgleichen ist, da wir keine Herrschaft auf ihn ausüben, ja immer in der Lage, uns zu überflügeln, und feuert uns darum zum Wettstreit des Aufstiegs an.

Deshalb fühlen sich die Kulturkosmopoliten der Geistesgemeinschaft mit der Masse ihres Volkes nicht verbunden und spüren spontan das Bedürfnis der Fühlungnahme mit den Gleichwertigen oder Überlegenen der ganzen Welt. Sie brauchen jenen Druck, jenen Antrieb nach oben. Sobald

Digitized by Google

die zur Erstarrung neigende Masse ihrerseits jene Sehnsucht nach dem Flug zum Zenit, jene unermüdliche Forderung des Höchsten ahnt, erlahmt sie, wird unruhig, gereizt und zieht es vor, von denen abzusehen, die sie nicht einmal beachten wollen, um sie zu beherrschen.

So kommt es, daß wir heute einer überraschenden Umlagerung des gesellschaftlichen Körpers beiwohnen: die Massen fangen an, für sich zu leben, und ebenso die Minderheiten, ohne Gegenseitigkeit oder Wechselwirkung. Im vergangenen Jahrhundert war es umgekehrt. Die Minderheit wirkte auf die Masse ein (die Literatur zum Beispiel war zumeist volkstümlich und die Bücher erreichten ungeheure Auflagen), und die Masse umfing die Minderheit. Aber dies, wie die nationalistische Zersplitterung des Geistes, wie so viele andere Dinge in jenem Jahrhundert, weit davon entfernt, Alltäglichkeiten der Geschichte zu sein, waren, ungewöhnlich und vorübergehend, ganz oder beinahe ausschließlich Zeiterscheinungen. Die geschichtliche Norm ist eher das Umgekehrte gewesen. Um sein zu können, um ihre Aufgabe zu erfüllen, die schließlich immer der Masse zugute kommt, haben die Minderheiten nicht mit dieser Gemeinschaft gemacht, sondern sich von ihr ferngehalten.

In fast allen geschichtlichen Zeiten weist der gesellschaftliche Aufbau zwei Schichten auf, zwei übereinander oder gegeneinander gelagerte Welten, in denen die Minderheit nach ihren Gesetzen, Gewohnheiten, Neigungen und die durch ihre besonderen Gebote gelenkte Masse leben. Die Verbindung ist zumeist nicht unmittelbar gewesen und hat vor allem nicht in einem Leben füreinander und miteinander bestanden.

Die Verschmelzung beider Teile pflegt sich nur in jenen Zeiten zu vollziehen, die nicht Grundlagen schaffen, nur Grundsätze verbreiten und anwenden. Auf diese Weise war das vorige Jahrhundert offenkundig beherrscht von der Politik, die Verbreitung von Kulturnormen ist, und von der Technik, die Anwendung wissenschaftlicher Grundsätze ist.

Das neue Gemeinschaftsgefühl der Asketen, der Kosmopolitismus der Besten, fällt gerade in eine Stunde, da die überlieferten Grundlagen der Kultur ihre Tragfähigkeit verloren haben, und deswegen eilt es, neue zu schaffen. Dieses Zusammentreffen indessen kommt allzu gelegen, um zufällig zu sein.

Stellen wir uns die jetzige Lage klar vor in ihren Einwirkungen auf die Geistestätigkeit. Die normativen Grundsätze jeder Art, in Wissenschaft, Kunst und Politik, sind nicht mehr in Kraft. Wenn ein Grundsatz histo-

Digitized by Google

rische Geltung hat, wirkt er wie eine gegebene Disziplin, wie eine überpersönliche Bahn, die ein jeder ehrerbietig und vertrauensvoll betritt und in der er einen Stützpunkt und festen Boden findet. Ehrlich oder unaufrichtigerweise erkennt jedermann sie an und versucht sich ihr anzupassen. Dadurch wird ein Zusammenleben und eine Mitarbeit leicht. Aber wenn alle Normen unwirksam geworden sind, gibt es keine überindividuelle Disziplin mehr, keinen festen Boden zu bequemer Stütze. Alles wird problematisch. Die gewöhnlichen Geister fühlen sich von der Norm befreit, die sie stets als peinliche Last empfanden, und überlassen sich ihrer angeborenen unfruchtbaren Barbarei. Dann ziehen sich die erlesenen Geister in sich selbst zurück und greifen nach der einzig bleibenden, frei von ihrer eigenen Wesenheit ausgelösten Disziplin. Da sie sich nach einer äußeren Norm, die ja fehlt, nicht richten können, folgen sie den gebieterischen Forderungen ihres Innern. Unter ihrem Schutze, ihrer anregenden und ordnenden Einwirkung, arbeiten sie an der schwierigen Auffindung der neuen Grundsätze und führen in der Stille die Konstellationen der Zukunft herbei.

Unter solchen Umständen wäre jeder Versuch einer Propaganda und jede Aufdrängung werdender Grundsätze sinnlos. Deshalb schneidet die erlesene Minderheit die Verbindung mit der großen Masse ab und verzichtet darauf, zu predigen, Anhänger zu gewinnen, vergeblich zu kämpfen. Sie wendet alle ihre Kräfte auf die behutsame Tätigkeit des Schaffens. Anstatt töricht zu verlangen, daß ihre strenge, selbstauferlegte Diät von derb und durchschnittlich Veranlagten befolgt werde, wenden sie sich zu denjenigen, die ihnen wesensgleich sind und mit ebensolcher Selbstverständlichkeit derselben persönlichen Zucht bedürfen. Diese Berührung mit Seelen, geladen mit gleicher oder stärkerer Dynamik, bringt ihnen den Maßstab für das eigene Werk und hält ihre Spannkraft aufrecht. Ringsum ist Lärmen und Geschrei, wie in den jungliterarischen Kreisen von Paris, oder die Roheit des Journalisten an Stelle der Feinheit und Genauigkeit des Gedankens gibt literarischen Huftritt und Beschimpfung, oder das Aufhetzen der tausendfältigen Leidenschaften gegen das zarte und echte Werk. Andere Male ist es nichts derartiges, aber Hohlheit, Leichtfertigkeit und paradiesische Unwissenheit. Abgewandt von alledem leben die Besten miteinander, nicht einmal aufgebracht darüber, vielmehr überzeugt davon, daß Hemmungslosigkeit die natürliche Gemütsverfassung der Masse ist, wenn die Normen zerbrechen. Sie harren gelassen, vertieft

Digitized by Google

in den Genuß eigenen Schaffens, und sie wissen es: „La foule, quand elle aura, en tous les sens de la fureur, exaspéré sa médiocrité, sans jamais revenir à autre chose qu'à du néant central, hurlera, vers le poëte, un appel" (Mallarmé).

Aber diese Haltung der Besten, die auf den ersten Anblick Überhebung zu bedeuten scheint, entsteht im Gegenteil aus einer Wiederentdeckung des Demutgefühls. Das Hochmütige war das Frühere: die Massen führen und die Menschheit beglücken zu wollen.

Damit kommen wir zum wichtigsten und entscheidendsten Wesenszug des neuen Kosmopolitismus des Geistes. Es handelt sich in der Tat um eine Veränderung von Grund auf in der Auffassung der Mission, die jenem in den letzten zwei Jahrhunderten zuerkannt wurde. Der Geist darf Herrschaft über die Menschen nicht erstreben, nicht einmal auf sie einwirken oder sie erlösen wollen. In dieser Form kann er auf der Erdkugel nicht am zweckdienlichsten sein. Nicht indem er in den vordersten Rang der Gesellschaft tritt, wie der Politiker, der Krieger, der Priester, wird er seine Aufgabe am besten erfüllen, sondern verborgen, im Dunkel bleibend, zurückgezogen in bescheidenere Reihen der Gesellschaft. Der Geist, das köstlichste Ding im Kosmos, ist doch sehr wenig, um die Riesenwelt der Geschichte in Bewegung setzen zu wollen. Dieser Anspruch entkräftet und vernichtet ihn. Und er kann sich nur dann zu voller Würde erheben, wenn er seinen Glanz und sein Elend, seine Kraft und seine Begrenzung eingesehen hat.

GEBURTSTAGSGRUSS

von

ALFRED KERR

I

Lieber Bernard Shaw,

Sie werden in diesem Juli siebzig Jahre. Sie stehn somit im ersten Viertel Ihres Lebens – denn warum sollte die von Herrn Barnabas vorausgesagte Dreihundertdauer nicht heute schon zutreffen für einen Mann, welcher der Entwicklung immer vorausläuft?

Digitized by Google

Ich blicke, junger Mensch, auf Ihr bisheriges Tun – und stelle fest, daß Sie eine Hoffnung sind.

II

Ich habe Sie darum nicht nur vom ersten Tag an geliebt und verkündet, sondern, mit einem Blick auf Deutschland, in aller Frühe folgendes vorausgesagt:

„Wie die Dinge liegen, ist Berlin die erste Theaterstadt. Von hier aus wird Shaw seine Prägung erhalten für den Weltgang und für die Geschichte." Das ist erfüllt.

Ja: Deutschland hat sich stärker für Sie eingesetzt als ... sogar als Amerika. (England kommt nicht in Betracht.) Und als wir vom „Arzt am Scheideweg" einst sprachen, in dem Haus Adelphi Terrace Nr. X: da haben Sie nicht festzustellen gezögert, wo Ihre begreifendste Hörerschaft haust. In Deutschland.

Es ist schon lange her,
Das freut uns um so mehr.

III

O Dschi-Bi-Es – Sie haben das erste Viertel der Zeit, die man hier verbringen darf, gut genutzt. Wer sind Sie? Ich hab's manchmal festgestellt. Aber jetzt findet sich Neues dazu. Also:

Zwei Arten gibt es, den Erdbewohnern nützlich zu sein: indem man sie erzieht; oder indem man sie erfreut. (Ist nicht immer dasselbe.)

Man bessert im ersten und im zweiten Fall ihr Leben: wofern man Weisheit gibt (moralisch); oder wofern man Schönheit ausstrahlt (auch unmoralisch).

Beidemal arbeitet man für ihr Wohlbefinden.

IV

Mit folgendem Unterschied. Das Eine (Weg der Weisheit) fördert die sogenannte Entwicklung: nämlich die, vielleicht verbesserte, Gesamtlage vieler, auch der Künftigen.

Das Andre (Weg der Schönheit) fördert sinnliches Glück – öfter der Gegenwärtigen als der Künftigen.

Die Wirkung durch Schönheit bleibt also vielleicht ein Ablenken von, von, von der Erkenntnis (und ein Entschädigen für, für, für die Erkenntnis):

Digitized by Google

wie unvollkommen das Dasein des Einzelnen ist ... und wie schwer der Aufstieg Aller noch sein wird.

Eine Tröstung auch dafür, daß man den Aufstieg Aller (nämlich das stärkere Behagen Aller – denn darauf kommt es hinaus, unfeierlich gesehn) ... eine Tröstung dafür, daß man den Aufstieg Aller nicht erleben wird.

Weshalb man zumindest Einiges von dem Glück der Kommenden, in winziger Dosis, für sich vorausnimmt, solange man hier atmet ... (Ohne daß es unbedingt eine sittliche Höhung sein muß; sondern mit stärkerer Gewißheit ein Genießen ist.)

V

Nun vorwärts ... Die Schönheit oder die „Kunst" soll den Menschen auch moralisch heben, sagt man. Besonders als Literat. Aber ich weiß nicht.

Die sogenannte Sittlichkeit hebt ihn moralisch mehr ... Ich sehe das heut – im Wahn der wirren Welt. (Bei ganz guter Stimmung übrigens.) Jemand kann für die Kunst allertiefsten Sinn haben – und ein grausamer Lustmörder sein. Wer jedoch allertiefsten Sinn für Sittlichkeit hat, wird kein grausamer Lustmörder sein. Klar? Also machen wir uns nichts Literarisches vor; die Sittlichkeit ist halt sittlicher als die Kunst.

Ich empfinde das, obschon ich ein Dasein lang mehr durch Kunst geblüht habe denn durch Sittlichkeit. Allerdings auch sehr, sehr, sehr durch Sittlichkeit.

Am schönsten ist eine Hochzeit von beiden. Weil es das Unangenehme so schmackhaft macht ... Und bei Ihnen, B. Shaw, finden sich Vorbereitungen zu dieser Hochzeit.

Das ist meine neue Prägung Ihres Inhalts. Dargebracht als Geburtstagsgruß.

VI

Ist sie wirklich neu? Schrieb ich nicht, in verbrauster Zeit, schon den Leitsatz: „In Schönheit nützen, darauf kommt es an: in Schönheit nützen." Das ist mein Leben; das war Ihr Leben.

In verbrauster Zeit wurden die Worte ferner hingesetzt: „Warum focht ich mit Leidenschaft für Shaw? Ich hatte Shaw-Standpunkte vertreten, bevor Shaw zu uns kam – ich hatte Dinge drucken lassen, die wir nun auch von Shaw hörten."

Digitized by Google

Diesen Dingen gab man die Form, so bleiben wird, auch wenn die Inhalte verdämmert sind. Sie gaben ihnen die Dramenform, so Menschen freuen wird, auch wenn die Inhalte nicht mehr nötig sind.

Item. Schenkten Sie der Welt ein Glück durch Ihr Werk, so schenkten Sie mir ein besonderes dazu – durch das Kerngefühl einer spaßigen Verbundenheit.

Darum schrieb ich auf das Blatt im Geburtstagsbuch, das Ihnen überreicht wird, nur das eine Wort:

„Thanks."

VII

In Deutschland steht Ihre Geltung fest. Eulenberg heißt Sie knirschend einen „Hofnarren der Zeit"; die Schauspielerin Maximilian Harden hat Sie einen Mikromanen sinnreich geschimpft; Georg Kaiser, Fachmann im Modernitätsbluff, piepst: vieux radoteur. Somit eine letzte Bestätigung Ihrer Kraft.

Wenn aber von andren Verwandtes gesagt wird, so wissen Sie: daß es dem Starken immer widerfährt, bei uns heute dem Gerhart, dies Auf- und Abgewoge . . . (Zum Dank, daß einer der Öffentlichkeit, dieser Sau, was Fördersames hingeschmissen hat.)

Mit einem Wort: Ihr Ruhm in Deutschland steht also fest.

VIII

Wortfetzen gehn mir heute durch den Kopf, über Sie vordem von mir gesagt; sie müssen jetzt, ohne Feierlichkeit, nur mit frohem Unterklang besonderen Erinnerns, aus Deutschland noch einmal zu Ihrer Insel wehen.

Wie war's? Heut gibt es kein Erlösermonopol; die Erlöser verteilen sich; Sie waren einer der wertvollsten . . . Ein Befreier schien an der Arbeit. Ein Fechter wider das dumme Raubgesindel, welches die Kapitänsbrücke hält. (Vor dem Krieg.)

Der Ire, so ein ehrlicheres Recht heraufbringt! Er bringt Weltbesserung noch in jedem leichtentworfenen Schwank. Mit einer Liebenswürdigkeit, die nicht bloß wunderhübsch tändelt, sondern hinter der ein Ethos steckt (ein Lächeln wiederum hinter dem Ethos) . . . Was noch? Diese Geschichtslehren; diese Humore; diese Lebenssichten; diese lachenden Imperative. Letztens diese kosmischen Schauer. Kein Schatten des Weinerlichen darin.

Digitized by Google

Am Schluß Methusalem – das Abschiedswerk eines Erkennenden, bei dem noch das Röcheln . . . ein Lächeln ist. Erkalten der Erde; Schweigen des Getriebs; Schlaf nach dem Gewimmel –: es hat mich, in einem Theater der Neuen Welt, am Broadway, zu Tränen inmitten der diesseitigsten aller Städte gebracht.

IX

Wer Menschen so bewegt, muß ein sog. Dichter sein. (Nicht nur, was die Trottel einen Schriftsteller nennen – es ist ja das gleiche; kommt bloß drauf an!)

Ein Dichter, wer das Weiberl Kleopatra hockend-lockend auf der Sphinxpfote neben C. J. Caesar zeigt. Ein Dichter, wer Genieakkorde griff.

Ein Dichter, wer Candidas Poeten Marchbanks am Lebensbeginn; ein Dichter, wer den Künstler Dubedat am Lebensschluß malt; Schönheit über beiden; Glück des Schmerzes – Dämmern bitterlicher Seligkeit; und die Kunst . . . inmitten dieser verwehenden Welt.

Nie wird es ihm vergessen.

X

Manches noch schrieb ich. Aber ich will's jetzo fast in Kinderworte kleiden: weil diese Sprache von Rechts wegen zu uns Kleinjährigen paßt. Du Mann mit dem länglichen Körper, mit dem länglich-weißbärtigen Gesicht, rötliche Farben darin und ein wasserblaues Augenpaar!

Wenn Du jetzt, im fast erreichten Viertel des Lebens, nur ein Jüngling bist, bin ich erst ein Knabe. Du ein Süngling, is ein Tnabe. Genug! . . .

Die ersten Siebzig hast Du nicht vertan. Etliche Menschen, also Kinder (die gescheiten Kinder und die etwas dümmeren, der Unterschied ist nicht so groß), sagen Dir jetzt, vielleicht mancher mit einem Vergänglichkeitslächeln: Vorwärts zu Methusalem! . . . Und nimm jeden Tag etwas Glück auf den verdächtigen Weg – – der im Grunde dennoch nicht schöner zu sein braucht, als er für unsereins gewesen ist, nicht schöner als er heut noch ist, hier, in aller himmlischen Hoffnungslosigkeit.

XI

Thanks.

Digitized by Google

BERNARD SHAW

von

FRANK HARRIS

Don Quichote lebte in einer imaginären Vergangenheit, er war vom Glauben einer früheren Zeit erfüllt und versuchte ein vergangenes Ideal in die Wirklichkeit umzusetzen. Unsere modernen Don Quichotes leben alle in der Zukunft und hegen einen Glauben eigener Prägung, ein Ideal, das ihrer eigenen Persönlichkeit entspricht. Sowohl die Liebhaber der Vergangenheit wie die der Zukunft fangen jedoch mit der Verachtung der Gegenwart an. Sie sind von einer tiefen Unzufriedenheit mit dem, was ist, erfüllt und voll einer Sehnsucht nach allem, was war oder sein wird. Der Hauptunterschied zwischen dem Ritter von der traurigen Gestalt und Bazaroff besteht darin, daß der Don der Gegenwart den Rücken zuwendet, während der moderne Denker versucht, bestehende Zustände zu ändern oder zu verbessern, um auf diese Weise eine neue Zivilisation, das Reich des Menschen auf Erden zu gründen.

Bernard Shaw ist mehr als Bilderstürmer.

Bernard Shaw ist das beste Beispiel eines Bazaroff, das unsere Zeit kennt. Er besitzt zugleich eine größere Gewalt und eine größere Wirkung als sein russisches Prototyp, denn er greift die Fehler der bestehenden Ordnung mit Humor, mit der fast unwiderstehlichen Waffe göttlicher Laune an.

Sein dramatisches Werk ist mindestens so bedeutend wie seine kritische Energie. Auf diesem Gebiete halte ich ihn für den britischen Molière. Er hat einen ebenso geschliffenen Witz wie der große Franzose und eine mindestens so große Spannweite der Gedanken. Als einen Bazaroff-Molière – einer vielleicht noch gesteigerteren Art – möchte ich ihn schildern. Mehr als einmal hat Shaw den wahren Propheten und Führer gespielt und lehnte sich gegen die eigennützige Politik und Heuchelei seiner Nation unter absoluter Mißachtung persönlicher Konsequenzen auf. Daß er nicht gefangengenommen, verbannt oder gerichtlich verfolgt wurde, verdankt er nur der Tatsache, daß er in vielen Dingen sehr englisch ist und daß sein Humor ihn davor gerettet hat, allzu ernst genommen zu werden. Und doch verdient er die ernsteste Beachtuug, und ich habe meine hohe Meinung von ihm von Anfang an hervorgehoben, um meine Leser zu veranlassen, ihren oberflächlichen Eindruck einer Revision zu unterziehen.

Digitized by Google

Es war im September 1894, als ich die „Saturday Review" kaufte und versuchte, die besten Mitarbeiter für sie zu bekommen, ohne Rücksicht darauf, ob sie sich schon in der öffentlichen Meinung durchgesetzt hatten.

In der journalistischen Welt in London war G. B. S. ziemlich bekannt. Seine Initialen blieben im Gedächtnis haften, weil sie denen einer berühmten Pfeife, die sich durch Reklame allen eingeprägt hatten, sehr ähnlich waren. George Bernard Shaw zog daraus seinen Vorteil. Als Journalist wurde er durch seine Musikkritiken im „Star", einer billigen, radikalen Abendzeitung, bekannt, und er predigte den Sozialismus obendrein, sooft sich ein Hörerkreis dafür fand.

Im Jahre 1892 begann er für die „World" zu schreiben, für eine Zeitung, die einige Bedeutung besaß, solange ihr Begründer und Herausgeber Edmund Yates am Leben war. Aber Yates war ungefähr sechs Monate bevor ich die „Saturday Review" gekauft hatte, gestorben, und ich wußte, daß Shaw mit dem Wechsel unzufrieden sein mußte. Der Gedanke, Shaw, den sozialistischen Redner, mit dem strengen Toryblatt der „Saturday Review" zusammenzubringen, machte mir viel Spaß. Der Kontrast selbst war sehr reizvoll, und Shaws Fähigkeit stand außer Zweifel. Ich las von Zeit zu Zeit seine wöchentlichen Musikkritiken, aber trotzdem ich das tiefe Verständnis und das satirische Licht, mit dem die prätenziöse Anmaßung das Scheinhafte bloßstellte, bewundern mußte, fiel mir auf, daß er sich zu wiederholen begann, als ob er alles gesagt hätte, was er über das Thema zu sagen hatte.

Welches Thema sollte ich ihm vorschlagen? Was war seine wahre Ader? Er hatte ebensoviel Humor wie Wilde – der Name kristallisierte sofort meinen Entschluß – das war es, was Shaw tun sollte, sagte ich mir: er müßte über das Theater schreiben, sein Talent ist im wesentlichen wie das Wildes bühnenmäßig, fast bis zu den Grenzen der Karikatur, und würde sicherlich jenseits der Rampe einschlagen und eine unmittelbare Wirkung hervorrufen.

Ich schrieb ihm sofort, schilderte ihm meine Ansicht über sein wahres Talent und bat ihn, einen wöchentlichen Beitrag für die „Saturday Review" zu schreiben.

Er antwortete mir umgehend in einem Brief, der ungefähr folgendermaßen lautete:

„Wie Sie in Kuckucks Namen wissen konnten, daß meine Gedanken sich in letzter Zeit um das Theater drehten und daß ich mich gern eine

Digitized by Google

Weile ausschließlich damit beschäftigen möchte, ahne ich nicht. Aber Sie haben ins Schwarze getroffen, und wenn Sie imstande sind, mir regelmäßig zu zahlen, stehe ich zu Ihrer Verfügung, solange mir die Arbeit und ich ihr gefalle. Was können Sie zahlen?"

Meine Antwort war ebenso schnell und sachlich.

„Ich bin in der Lage, Ihnen so viel oder vielleicht noch mehr zu zahlen, als Sie jetzt bekommen. Wenn es Ihnen zusagt, fangen Sie sofort an. Bringen Sie mir Ihren ersten Artikel am nächsten Mittwoch, und wir werden es noch bei einer Friedenspfeife besprechen."

An jenem Mittwoch kam Shaw mit dem Artikel an. Ich sah ihn mir während unseres langen Gespräches genau an. Shaw war zu jener Zeit ungefähr vierzig Jahre alt, sehr groß, über sechs Fuß hoch und beinah eckig dürr, hatte ein langes, knochiges Gesicht, das meiner Ansicht nach seiner Tendenz, überall auf das Gerüst zurückzugreifen, entsprach, eine Fülle fuchsroten Haares und einen langen, ungepflegten, rötlichen Bart, graublaue, englische Augen mit geraden Augenbrauen, die sich ein wenig aufbogen und dem scharfen, wachsamen Ausdruck einen Zug mephistophelischen Sarkasmus verliehen. Er war höchst nachlässig in ein Jägerhemd mit lose gebundener Krawatte gekleidet. Eine Verachtung für alles Gezierte sprach deutlich aus seiner ganzen Art. Seine Hände waren rein, mit sorgfältig beschnittenen Nägeln, aber nicht gepflegt. Sein Teint, seltsam hell selbst für einen Rothaarigen, schien mir zu blutlos und erinnerte mich an seinen Vegetarianismus, der mir lange höchst rätselhaft war. Sein Eintritt ins Zimmer, seine plötzlichen Bewegungen – ruckartig wie sein ewig wechselnder Sinn – seine vollkommene Ungezwungenheit, zeigten den ganzen fähigen Menschen, der sich seiner Fähigkeit vollkommen bewußt war, sehr unmittelbar, sehr ehrlich und sehr entschlossen wirkte.

„Ihr Brief gefiel mir," begann Shaw, „wie ich Ihnen schon sagte. Auch der Preis sagt mir im Augenblick zu, aber – werden Sie meine Artikel auch nicht ändern?"

„Nicht ein Wort," erwiderte ich, „wenn irgend etwas geändert werden sollte, was höchst unwahrscheinlich ist, werde ich Ihnen einen Bürstenabzug schicken und Sie bitten, es zu ändern. Aber das wird nicht oft geschehen. Ich liebe ursprüngliche Meinungen, selbst wenn ich sie nicht teile."

Nachdem wir eine Weile gesprochen hatten, sagte er: „Ich bin einverstanden. Wenn Sie regelmäßig zahlen, dann können Sie auf einen

Digitized by Google

wöchentlichen Erguß von mir rechnen. Sie schränken mich in keiner Weise ein?"

„In keiner Weise", erwiderte ich.

„Es scheint mir, daß die ‚Saturday Review' einschlagen müßte."

„Erst wenn wir alle tot sind, nicht viel früher, aber das tut nichts", antwortete ich. „Ich habe die Buchkritiker gebeten, nur die Bücher zu besprechen, die sie bewundern und loben können: sie sollten Sternfinder und nicht Fehlerfinder sein."

„Was wird der Meister des ‚Hohn und Spotts' dazu sagen?" fragte Shaw. (Lord Salisbury, der bissige Premierminister, war vor zwanzig Jahren ein ständiger Mitarbeiter der „Saturday Review" gewesen, und man nahm an, daß er sich noch sehr für sein altes Blatt interessiere.)

„Ich weiß nicht und kümmere mich auch nicht darum", erwiderte ich, und damit schloß unser Gespräch.

Shaw war ein wunderbarer Mitarbeiter, immer pünktlich, wenn nicht irgend etwas sehr Wichtiges dazwischen kam, höchst genau, er las selbst sorgfältig die Korrekturen, war voll seltener Gewissenhaftigkeit und immer bemüht, sein Bestes zu geben.

Ich merkte bald, daß die dramatische Tagesproduktion nie so durchdringend kritisiert worden war wie jetzt. Ich begann die Artikel Shaws mit der Lessingschen Dramaturgie zu vergleichen, und es war Shaw, der durch den Vergleich gewann.

Seine kritischen Schriften entsprachen genau seiner Sprechweise und auch seinem eigenen dramatischen Schaffen: sehr einfach, unmittelbar und übersichtlich, mit den hervorstechenden Charakterzeichen der Klarheit und Ehrlichkeit. Keine Pose, keine Spur von Affektiertheit, ein Mann aus einem Guß, der nicht überreden, sondern überzeugen wollte. Nüchterne, logische Auseinandersetzung, von den Blitzen eines sardonischen Humors erhellt, ein Humor des Kopfes eher als des Herzens. Seine Schreibweise ist ungekünstelt, ja fast kunstlos, seine Stücke jedoch sind mit großer Kunstbeherrschung gebaut, die auch in seinen Gesprächen und in seinen kritischen Schriften ersichtlich ist, aber es wird sich erst herausstellen müssen, ob diese Kunst als Prophylaxis gegen die Zeit ausreicht.

Sein Ernst, seine Ehrlichkeit und sein Verständnis haben die Theaterdirektoren gegen ihn aufgebracht. Sie protestierten natürlich nicht gegen

Digitized by Google

seine Kritik, sondern gegen seine Kleidung und sein Benehmen. Einige von ihnen sagten mir wiederholt, daß Shaw unmöglich sei.

„Er kommt oft im Straßenanzug ins Theater", sagte mir einer, „und sieht furchtbar aus."

„Sie sollten Ihrem Gott danken, daß er überhaupt in Ihr Theater kommt", erwiderte ich. „Ich werde ihn selbstverständlich nicht darüber belehren, wie er sich zu kleiden hat."

„Am schlimmsten ist es, daß er an falscher Stelle lacht. Es ist furchtbar, wenn ein Lieblingsschauspieler etwas sehr Pathetisches oder Sentimentales sagt und eine große Gestalt in Grau in den ersten Reihen die langen Beine ausstreckt und sich vor Lachen schüttelt."

„Ich kenne es," erwiderte ich grinsend, „und das schlimmste ist, daß alle mitlachen, wenn Shaw sie auf die unbewußte Komik Eurer Aufführung aufmerksam macht."

Ein amüsanter Vorfall beendete diese Auseinandersetzung. Eines Nachts sagte ein Direktor zu Shaw, daß er nicht in einem solchen Anzug ins Parkett gehen könne. Shaw begann sofort, seine Jacke auszuziehen.

„Nein, nein," rief der Direktor aus, „ich meine, Sie müssen sich wie andere Menschen kleiden."

Shaw warf einen Blick auf die Reihen halbbekleideter Damen. „Ich denke nicht daran, mein Hemd auszuziehen," rief er aus, „um mich Ihren Besuchern anzupassen", und verließ schnurstracks das Haus.

Der Streit hatte ein gutes Ergebnis: Shaw bat mich, ihm die Theaterbilletts zu kaufen. „Ich hasse diese Rezensionskarten," sagte er, „man will einen dadurch günstig stimmen, und ich möchte den Leuten nicht verpflichtet sein."

Ich tat ihm selbstverständlich den Gefallen, und damit endeten die Schwierigkeiten.

Als ich ihn näher kennenlernte, sah ich, daß er von Natur Realist war, der, in der modernen realistischen Strömung lebend, darauf ausging, einfach als das zu gelten, was er war und was er leisten konnte, und der es ebenfalls versuchte, alle Männer und Frauen nach demselben unbeugsamen, positiven Maßstab zu beurteilen. Diese Liebe zur Wahrheit um ihrer selbst willen, einer Wahrheit jenseits aller Eitelkeit und allen Selbstlobs, ist ein Produkt unseres modernen wissenschaftlichen Geistes und scheint mir eines der höchsten Ideale der Menschheit zu verkörpern.

Digitized by Google

Sie ist in der Tat ein Kennzeichen des Erwachsenseins unserer Rasse und ein Beweis, daß wir uns von den kindischen Täuschungen befreit haben. Von nun an werden wir unseren Alltag zu dem großen Abenteuer machen und seine Vervollkommnung zu der Romantik unseres Lebens. Der Realismus Shaws, sein Beharren auf der Anerkennung der einzigen wirklichen Werte war so intensiv, daß es eines der schönsten Epigramme Oskar Wildes hervorrief:

„Shaw", sagt er, „hat keinen Feind auf der Welt, und keiner seiner Freunde hat ihn gern."

Es drängt sich einem die Frage auf: Wie konnte Shaw so früh diese Höhe erreichen?

Es war für mich immer offensichtlich, daß Shaw durch irgendeinen Glückszufall der englischen öffentlichen Schule mit ihrem ganzen deformierenden, verkrüppelnden Einfluß entronnen ist. Seine Ansicht über Leben, Männer und Frauen war zu echt, zu unkonventionell, zu kühn, um je in Berührung mit der vergifteten Atmosphäre von Eaton, Harrow oder desgleichen gekommen zu sein. Ich fragte mich oft, wo er wohl erzogen sein konnte.

„Meine Bildung und Erziehung", erwiderte er, als ich ihm einmal die Frage stellte, „verdanke ich der Tatsache, daß ich mit 14 Jahren aus der Schule floh und auch vorher nur Externer war und nicht die Hälfte meines Lebens auf das Lernen von Aufgaben und Lesen von Schulbüchern verschwendet habe."

Etwas später schrieb er mir in derselben verständnistiefen Art:

„Ich entstamme einer protestantischen Familie echter Militärsnobs, aber bevor ich 10 Jahre alt war, geriet ich in eine Atmosphäre von Gedankenfreiheit, von anarchistischer Empörung gegen konventionelle Vorurteile jeder Art, die sich mit der allgemeinen Weltanschauung einer irischen protestantischen Familie keineswegs vertrug. Mir wurde nichts verboten und nichts erspart. Mein Onkel mütterlicherseits, klug und kunstsinnig, war ein Abgrund von Blasphemie und Obszönität.

Meine Mutter, die mit erbarmungsloser Strenge von einer reichen, buckligen Tante zu einer vollkommenen Dame erzogen worden war und dann von ihr voller Wut enterbt wurde, als sie eben durch diese Erziehung so weltfremd gemacht meinen Vater heiratete, empfand ein solches Grauen vor ihrer eigenen Jugend, daß sie ihre Kinder überhaupt ohne irgendwelche Erziehung herumlaufen ließ.

Digitized by Google

Mein Vater mit seinem verkniffenen Humor, ein schweigender, ruhmloser Charles Lamb, der meiner Mutter durch sein freudloses, verstohlenes Trinken, seine Armut und seinen allgemeinen Lebensfehlschlag Verachtung einflößte, konnte mich ebensowenig meistern, wie er es zu vermeiden vermochte, von einem energischen, genialen Menschen (einem Kapellmeister und Gesanglehrer) in den Hintergrund gedrängt zu werden. Bei diesem Lehrer lernte meine Mutter singen, und er machte ihr das Leben erträglich, als er zu uns ins Haus zog. Dieser Mann hatte jeden gegen sich, und er stand gegen alle. Er hatte seine eigene Gesangsmethode und jede andere war ein Verbrechen. Er wollte nichts von Ärzten hören. Als meine Mutter schwerkrank wurde, behandelte er selbst den Fall, und als er schließlich meinem Vater erlaubte, einen bedeutenden Doktor heranzuziehen, blieb der Kapazität nichts anderes mehr übrig, als meine Mutter anzusehen und zu sagen: ‚Meine Arbeit ist bereits geleistet worden.' Er hatte dieselbe Verachtung für die Kirche, obwohl er die Beethovenmesse in C-Moll besser als seine frommen Rivalen dirigieren konnte. Er hatte keine Zeit zum Lesen. Er nahm sich jeden Abend vor dem Schlafengehen ein Buch ins Bett (er schlief sehr schlecht) und las es jahrelang nicht aus. Die Atmosphäre hatte nichts Erotisches an sich. Das Sexualleben wurde nie erwähnt, ja – soweit ich es sehen konnte – auch nie in Gedanken gestreift. Sie brauchten nur meine Mutter Mendelssohns ‚Hör' mein Gebet' singen zu hören oder auch nur einen Ton ihrer Stimme zu vernehmen, um zu begreifen, daß sie der Mittelpunkt eines ménage à mille et trois sein konnte, ohne daß auch nur ein Atom eines Skandals an ihr hängen blieb, soviel Mühe man sich auch gab. Wie Sie sehen, waren meine Lebensumstände höchst ungewöhnlich, und kein Mensch könnte daraus etwas Allgemeingültiges prägen."

Diese Erziehung in der Nähe eines genialen Menschen erklärt Shaws ungehindertes, natürliches Wachstum. An einer anderen Stelle seines Briefes schreibt er über die Bedeutung seiner musikalischen Schulung für seine Entwicklung:

„Die große Schwierigkeit beim Beurteilen meiner Erziehung bietet die Tatsache, daß sie in so hohem Grade musikalisch war. Man wird zugeben, daß man ohne tiefes Verständnis für die Meisterwerke der Musik wie für die der Literatur nicht imstande ist, etwas Adäquates über Wagner zu schreiben. Aber dasselbe trifft auch auf mich zu. Sie können mich nicht ausschöpfen, wenn Sie sagen, daß ich mich in Dickens oder später in

Digitized by Google

Molière versenkte. Ich tauchte auch in Mozart unter; von ihm habe ich es gelernt, daß ein Kunstwerk den höchsten Grad von Stärke, Feinheit, Schönheit und Ernsthaftigkeit erreichen kann, ohne schwer und feierlich zu werden. Shelley hat einen großen Eindruck auf mich gemacht. Ich las ihn von Anfang bis zu Ende, Prosa und Gedichte, und er war mir in meiner Jugend etwas Heiliges. Aber neben ihm waren Beethoven und der frühe Wagner am Werke.

Dann war die Wissenschaft da, an der ich nie das Interesse verloren habe. Ich bilde mir sogar ein, gewisse kleine Beiträge zu der Theorie des Entwicklungsbegriffes geliefert zu haben. (Der Entwicklungsbegriff ist mein Glaubensbekenntnis. Sie können den dritten Akt von ‚Mensch und Übermensch' mit den Bergsonschen Abhandlungen vergleichen.)

Der Sozialismus brachte mich zur Wirtschaftspolitik, an der ich vier Jahre gearbeitet hatte, bis ich sie vollkommen beherrschte, um nachher selbstverständlich festzustellen, daß sich keiner der anderen Sozialisten dieser Mühe unterzogen hatte. Ich bin nicht imstande, irgendeine fremde Sprache mit Leichtigkeit ohne Wörterbuch zu lesen, mit Ausnahme des Französischen. Ich kenne einige Brocken Italienisch, meist aus Operntexten, und Sie könnten nicht ein deutsches Dokument in meine Hand legen, ohne Gefahr zu laufen, daß ich es verstehe. Aber was man so Kenntnis einer Sprache nennt, das heißt, etwas mehr als die Möglichkeit, den Weg zum Bahnhof oder zum Duomo zu ermitteln, ist mir nicht gegeben. Was das Lateinische anbetrifft, auf das meine Schulzeit verwendet werden sollte, so bin ich nicht imstande, ein Epitaphium oder ein Zitat aus dem Horaz ohne Stottern zu lesen. Ich mache natürlich von Übersetzungen und Musiktexten Gebrauch. Ich kenne den ‚Faust' und den ‚Ring der Nibelungen' ebenso gut, wie die Deutschen den Shakespeare kennen. Ich lerne sehr schwer und könnte nicht die Prüfung in einer Volksschule bestehen – auch andere wohl kaum, aber Sie wissen ja, wie ich es meine."

Die Erklärung von Shaw ist fast vollständig, nur ein wirkliches Genie könnte sich mit einer solchen Objektivität von außen betrachten. Und doch fehlt in dem Bericht der Einfluß, den die irische Atmosphäre – vielleicht unbewußt – während der Jahre seines Werdens auf ihn ausgeübt hat. Die gewöhnliche keltische Ansicht über England bildet keinen geringen Teil der Originalität Shaws; denn die Gewohnheit, die Menschen von außen zu beurteilen, während man noch in ihrer Mitte lebt, ist eine geistige Gymnastik, ein Hirntraining von höchstem Wert.

Digitized by Google

Shaw selbst erzählt, wie er sich durch die Begegnung mit Thomas Tyler, von dem er die Deutung der Geschichte der Sonette erfahren hatte, für Shakespeare zu interessieren begann, und dies half ihm zweifellos in seiner Entwicklung von Bazaroff zu Molière und führte auch zu meinem ersten Streit mit ihm. Ich muß dies jetzt hier anführen, weil nirgends – mit Ausnahme vielleicht der Liebe (und selbst seine Freunde wissen wenig von Shaws Liebeserlebnissen) – sich die wahre Natur eines Menschen ungeschminkter als in einem Streit oder einer Auseinandersetzung enthüllt.

Eines Tages bekam ich in der Redaktion der „Saturday Review" einen Brief von einem sehr klugen Freund, der mich bat, Shaw zu verhindern, „einen solchen Unsinn über Shakespeare zusammenzuschwatzen. Wenn er über sein eigenes Metier schreibt, dann ist er sehr gut, aber warum lassen Sie ihn denn ein solches Zeug zusammenschreiben?" Ich hatte schon die Abschweifungen Shaws bemerkt, aber da er Shakespeare als eine Art Knüppel aus dem Sack benutzte, wie Engländer es mit den zehn Geboten tun, und den großen Dramatiker zu Hilfe nahm, um eine unkonventionelle Moral zu unterstreichen, wollte ich ihn nicht daran hindern. Aber eines Tages drehte sich sein Wochenbericht um Shakespeare, und er verfiel in die allgemein verbreiteten groben Fehler. An einer Stelle behauptete er sogar, daß Shakespeare ein guter Ehegatte gewesen ist – eine in England vorherrschende, irrtümliche Ansicht. Ich schrieb ihm sofort.

„Sie schreiben so glänzend über die wöchentlichen Theatervorgänge, aber warum ziehen Sie in Gottes Namen den Shakespeare bei den Haaren herbei, da Sie doch nichts über ihn wissen?"

Ich bekam umgehend folgende Antwort:

„Was zum Donnerwetter verstehen Sie darunter, daß ich nichts von Shakespeare weiß? Ich weiß mehr über den unsterblichen Will als über irgendeinen lebenden Menschen" und so weiter in demselben Ton.

Ich erwiderte:

„Kommen Sie mit mir einmal zum Frühstück ins Café Royal, und ich werde Sie mit der Weisheit speisen, nach der Ihre Seele lechzt, und werde Ihnen noch obendrein beweisen, daß Sie überhaupt nichts von Shakespeare wissen."

Als wir das Frühstück bestellt hatten, begann Shaw: „Wer soll denn den Schiedsrichter zwischen uns abgeben, Frank Harris?"

Digitized by Google

„Sie, Shaw, nur Sie allein", erwiderte ich. „Ich werde Sie Ihrer vollkommenen, unglaublichen Unkenntnis überführen."

„Dann schießen Sie nur los," höhnte er, „wir können doch hier nicht schlafen, nicht wahr?"

„Die Zeit, die ich dazu brauche," erwiderte ich, „hängt von Ihrer Intelligenz ab – und damit rechne ich ja auch."

„Na schön", brummte er verächtlich.

Wir aßen unsere Mahlzeit, und dann ging es Hieb auf Hieb.

„Sie glauben, daß Shakespeare, der Stratford verließ, nachdem er einige Jahre verheiratet gewesen ist und erst nach elf Jahren zurückkehrte, seine Frau geliebt hat?"

„Nein, nein," erwiderte Shaw, „ich sagte in meinem Artikel, daß er in seinem Testament seiner Frau das zweitbeste Bett als einen Beweis seiner Zuneigung hinterließ. Ich habe einmal etwas gelesen, das mich darin bestärkte. Ich kann mich an die Beweisführung nicht mehr erinnern, aber zu jener Zeit überzeugte es mich, ich kann es nachlesen, wenn Sie wollen."

„Das brauchen Sie nicht", erwiderte ich. „Ich werde es Ihnen selbst sagen. Es ist wahrscheinlich die alte, übliche Erklärung: das beste Bett stand in diesen Tagen in dem Gästezimmer, daher war das zweitbeste dasjenige, in dem Shakespeare mit seiner Frau schlief."

„Das ist es," rief Shaw aus, „das ist es! Und ist es denn nicht überzeugend? Was haben Sie dagegen einzuwenden?"

„Wie können Sie so etwas glauben?" erwiderte ich. „Hier haben Sie den Shakespeare, das sprachbegabteste Wesen, das je gelebt hat, den größten Meister des Ausdrucks aller Zeiten, der in seinem Testament nicht imstande ist, ein leidenschaftliches Gefühl so auszudrücken, daß man es verstehen sollte. Wenn er geschrieben hätte: unser Bett, Liebste, wie es jeder Krämer getan hätte, würden wir wissen, was er damit meinte. Shakespeare konnte nie ‚das zweitbeste Bett' schreiben, ohne sich des Hohns bewußt zu werden, der in diesen Worten liegt, und ohne die Absicht, ihn uns zu übermitteln. Außerdem –"

„Großer Gott," unterbrach mich Shaw, sich mit der Hand ungeduldig an die Stirn greifend, „selbstverständlich nicht, wie dumm von mir. Der Teufel hole die Bonzen mit ihren idiotischen Erklärungen!" – und nach einer Pause: „Ich gebe Ihnen das ‚zweitbeste Bett' zu, ich bin bereit, zu glauben, daß Shakespeare seine Frau nicht liebte, fahren Sie fort mit anderen Beweisen meiner Unkenntnis!"

Digitized by Google

Um fünf Uhr nachmittags standen wir vom Tisch auf, und Shaw erklärte, er würde nie wieder über Shakespeare schreiben, wenn ich mich der Aufgabe unterziehen würde.

Ich begann daraufhin meine Artikel über Shakespeare zu schreiben, die sich nachher zu Büchern auswuchsen. Aber Shaw hielt sein Versprechen nicht. Er hat immer wieder über dieses Thema geschrieben und immer aus einem Vorurteil heraus, mehr darauf bedacht, eher Shaw als Shakespeare zu gestalten. Aber seit jenem Gespräch hat er immer eine sehr herzliche Anerkennung für meine Arbeit auf diesem Gebiet gezeigt.

Mit diesem Bericht über die Shakespeare-Auseinandersetzung wollte ich nur zeigen, daß Shaw wie so viele fähige Menschen nicht zugeben wollte, ein Thema nicht erschöpft zu haben, nachdem er es gründlich studiert hatte. (Manche Menschen scheinen zu glauben, daß ich durch die Erzählung dieser Geschichte meine Überlegenheit über Shaw beweisen will. Der Gedanke ist absurd. Bloße Kenntnisse geben noch keine Überlegenheit. Shaw wäre mir noch viel überlegener gewesen, wenn das Thema Beethoven oder Débussy gewesen wäre.)

Sein Eigensinn auf diesem Gebiete zeigte mir eine Seite von Shaw, die ich nicht bemerkt hatte; sie schien mir sehr englisch, ich weiß nicht warum. Aber von nun an wurde ich mir dessen bewußt, wie charakteristisch Shaw für England ist. Er sträubte sich dagegen, Shakespeares Sanftmut und seine leidenschaftliche Hingabe zuzugeben; die Tatsache, daß der Verlust der geliebten Frau ihn verbittert hatte und aus einem Komödien- und Historienschreiber einen Tragödiendichter gemacht hatte, degradierte ihn in Shaws Meinung, und diese Einstellung machte mich auf eine britische Härte in Shaw aufmerksam, die, wie ich dachte, einem Mangel an Leidenschaft, einem Fehlen von Gefühl entsprang. Shaw wurde ungeduldig, wenn ihm Schwäche oder Schmarotzertum in den Weg kam – er hatte kein Mitgefühl für die Getretenen und Unterliegenden. Ich sah die gewisse Hartnäckigkeit in seiner Natur, die ganz englisch und nicht keltisch war. Er veränderte seine intellektuellen Einstellungen nicht so rasch, wie es die Iren tun, und er empfand keine Bewunderung für das irische Lebensideal; Liebenswürdigkeit und sorglose Leichtigkeit hatten für ihn keine Anziehungskraft.

Er unterschätzte die dauernde Faszinierung dieses unbekümmerten Vagabundentypus, und doch genügte eine Generation, um die herben Cromwellschen Veteranen, die nach Irland verpflanzt wurden, dem Zauber

Digitized by Google

der irischen Natur unterliegen zu lassen, bis sie, wie die Redewendung hieß, irischer als die Iren wurden. Selbst wenn man die englische Rose jeder anderen Blume vorzieht, kann man noch die Schönheit der im Winde tanzenden Narzissen oder den Zauber der in den Gräben leuchtenden Glockenblumen bewundern. In Gottes Garten gibt es Raum für Blumen jeder Art.

Gegen Ende meiner Redaktionszeit in der „Saturday Review" verdiente Shaw eine Menge Geld mit seinen Stücken, wohl infolge ihrer außerordentlichen Popularität in den Vereinigten Staaten. Eines Tages sagte er mir beiläufig, daß jeder Artikel, den er für mich schrieb, ihn mehr koste, als er damit verdiente.

„Wenn ich dieselbe Zeit auf eine Komödie verwenden würde," sagte er, „würde ich zehnmal soviel verdienen. Ich verliere mindestens 500 Dollar in der Woche an den Artikeln für Sie."

„Dann dürfen Sie nicht mehr für mich schreiben," erwiderte ich betrübt, „aber ich trage mich mit dem Gedanken, die Zeitung zu verkaufen, und wenn Sie noch einen oder zwei Monate durchhalten würden, sagen wir, bis September (es war damals, wenn ich mich recht erinnere, Juli oder August), wäre ich Ihnen sehr verbunden."

„Sie brauchen nichts mehr hinzuzufügen," rief er aus, „ich bleibe, solange Ihre Herrschaft dauert."

„Das ist sehr lieb von Ihnen," erwiderte ich, „aber ich kann kaum ein solches Opfer von Ihnen annehmen."

„Es scheint mir nur anständig", antwortete er. „Ihre Idee, mich in der ‚Saturday Review' über das Theater schreiben zu lassen, hatte mir sehr viel Gutes gebracht. Sie haben mir nicht nur zu einer größeren Popularität verholfen, sondern mich auch gezwungen, mich auf das Theater zu konzentrieren und mir auf diese Weise den Weg zum Erfolg gebahnt. Es ist nicht mehr als anständig, daß ich Ihnen mit einem Teil dessen zurückzahle, was ich durch Sie verdient habe."

„Wenn Sie es so ansehen," erwiderte ich, „dann habe ich nichts dagegen einzuwenden. Sie verdienen wohl sehr viel Geld mit Ihren Stücken?"

„Nicht in England," sagte er, „aber in Amerika, mehr, als ich ausgeben kann. Mein Bankier lächelt mich jetzt freundlich an, wenn er mich sieht, und fällt von einer Verwunderung in die andere. Denn ein solches Wunder

Digitized by Google

wie ein Schriftsteller, der nicht nur Geld verdient, sondern auch Geld spart, ist ihm noch nicht vorgekommen."

Einige Zeit vorher hatte Shaw geheiratet, und seine Frau hatte, wie er sagte, mehr als ausreichende Mittel, um sich selbst zu erhalten. Infolgedessen war er im Jahre 1898 in vollkommen geregelten Lebensverhältnissen und frei von allen kleinen Sorgen. Der erste Teil seines Lebens, die Zeit seines Kampfes, war zu Ende.

Shaws Lehrjahre im Goetheschen Sinne waren zum Abschluß gelangt. Er hatte den Punkt erreicht, an dem seine Meisterleistungen begannen und er sein wahres Wesen offenbarte. In sein Wachstum werden keine neuen Werte kommen, nichts, was uns überraschen könnte. Er entwickelt sich normal und natürlich, und seine Lebensgeschichte ist in seinen Werken zu finden.

Ohne seine Stücke „Der Teufelsschüler", „Cäsar und Cleopatra" und das meiner Ansicht nach allerbeste, „Candida", analysieren zu wollen, möchte ich eine gewisse eigentümlich britische Beschränkung in Shaw feststellen, die sich in „Frau Warrens Gewerbe" zeigt. Es gibt keine Entschuldigung für den Aufbau eines Stückes auf diesem Thema, wenn man nicht den konventionellen Standpunkt bekämpfen oder verändern will. Wenn man ihn nur zu bestätigen und zu verteidigen beabsichtigt, brauchte man nicht an das skabröse Thema zu rühren. Das Konventionelle in dieser Welt ist stark genug, ohne daß es von einem Bernard Shaw gestützt wird. Sobald der Held und die Heldin in „Frau Warrens Gewerbe" eine Ahnung von der Wahrheit bekommen, geben sie sich gar nicht die Mühe, sie auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen, sondern lassen sofort den Gedanken an die Heirat fallen und beugen sich dem konventionellen Ideal, während man mindestens vom Helden Empörung und Kampf erwartet. Aber die konventionelle Lesart in dieser Frage ist so eigentümlich britisch, und Shaws zahme Übereinstimmung zeigt, daß sein Interesse für sexuelle Fragen sehr gering ist.

Es ist die eigentümliche Vorherrschaft des Geistes über Herz und Körper, die in Shaw tief eingewurzelte Vorliebe für Reflexionen und Ideen, mit einer Verachtung für Empfindungen und sogar Gefühle gemischt, die seiner Persönlichkeit den mephistophelischen Zug verleihen. Sein übermäßiger Hang für das Geistreiche schadet oft seinem dramatischen Schaffen. So sind z. B. in dem „Teufelsschüler", seinem nach den „Helden" populärsten Stücke, weder Dick Dudgeon noch der Pfarrer Anderson noch

Digitized by Google

General Bourgoyne differenziert. Sie sind alle Shaw. Im zweiten Akt ruft Pfarrer Anderson aus: „Tod und Teufel", als ob er der Teufelsschüler selbst wäre, und Bourgoyne höhnt über die „Schießkunst der britischen Armee" und spricht von „Jobbertum und Aufgeblasenheit, Dummheit und Bureaukratie", genau wie es Shaw zu tun pflegt, an passender und unpassender Stelle.

Diese Einseitigkeit oder Vorherrschaft des Intellekts über Herz und Körper führt direkt zu den Wurzeln des Shawschen Wesens.

Schon zu Anfang unserer Bekanntschaft setzte mich etwas in ihm in Erstaunen: der Held eines seiner ersten Bücher war ein Preisringer gewesen. Shaw schilderte ihn als sehr kräftig, während die meisten Preisringer, wie Fitzsimons, affenartig geschickt, aber nicht muskulös sind. Shaws maßlose, unangebrachte Bewunderung der Körperkraft ist mir damals aufgefallen. Bald stellte ich fest, daß er körperlich nie sehr stark war. Er erzählte mir eines Tages, die Arbeit erschöpfe ihn oft so sehr, daß er sich in ein dunkles Zimmer flüchten müsse, um sich flach auf dem Rücken am Boden auszustrecken und so stundenlang, jeden Muskel gelöst, zu liegen, um sich auszuruhen. Dieses Geständnis überraschte mich, denn ein Durchschnittsmensch im besten Mannesalter pflegt nicht so schnell in dieser Weise müde zu werden.

Die gewisse Körperschwäche, unter der Shaw leidet, genügt, um seine übermäßige Bewunderung der Kraft des Preisringers, seinen eigenen Vegetarianismus und andere Idiosynkrasien zu erklären. Aber wenn man ihn fragt, warum er kein Fleisch ißt, erwidert Shaw, daß es ungesund sei und daß die stärksten Tiere wie der Ochse und der Elefant Vegetarier sind. Aber diese Antwort befriedigt einen kaum. In Wirklichkeit scheint es mir, daß die körperliche Zartheit Shaws ihn von der breiten Menschenmasse absondert, deren Begierden grob und beharrlich sind. Diese gewisse Körperschwäche erlaubt auch seinem Hirn, unbehindert zu funktionieren, und seine ganze Einstellung fällt einem als eigentümlich intellektuell auf, etwas dünn oder mindestens dünnblütig.

Wenn man seinen „Cäsar und Cleopatra" mit Shakespeares „Antonius und Cleopatra" vergleicht, wird der ungeheure Unterschied zwischen den beiden Männern offensichtlich. Shakespeares Drama ist außerordentlich vollblütig und leidenschaftlich, die erotische Seite ist sozusagen überspitzt, und die ganze steigende Welle der Lust zeigt sich nicht nur in der vollkommenen Hingabe seines Helden an die Leidenschaft, sondern auch in

Digitized by Google

dem fabelhaften Reichtum der Sprache und dem Glanz der Bilder. Sein Intellekt ist mit hineingerissen und offenbart sich hauptsächlich in Nebenfiguren wie Cäsar und Enobarbus und in dem königlichen Schwung des Ausdrucks:

„. . . . . Nicht kann sie Alter
Hinwelken, täglich Seh'n an ihr nicht stumpfen
Die immerneue Reizung; andre Weiber
Sätt'gen, die Lust gewährend: sie macht hungrig,
Je reichlicher sie schenkt: denn das Gemeinste
Wird so geadelt . . ."

Shaws Werk erscheint im Vergleich dazu dünn und blutlos, intellektuell sehr interessant, aber die Farben sind abgetönt, alles ist in kühlem Grau und geschattetem Schwarz gezeichnet, wie ein Whistler oder Franz Hals in seiner späten Zeit.

Als ich dies einmal irgendwie anzudeuten wagte, lehnte sich Shaw heftig dagegen auf. Er sei erstaunt, sagte er, mich in einen solchen Irrtum verfallen zu sehen, und fuhr fort:

„Archer sagt: ‚Die Stücke von Shaw dampfen von Erotik!' Und er hat recht.

Ich habe in einer ganzen Reihe von Bühnenpaaren gezeigt, wie der moderne Mann zu einem Hofmacher gleich Goethe wurde und wie die moderne Frau eine aggressive Strategie entwickeln mußte, um seine Versuche, ihrer Hörigkeit zu entrinnen, zu vereiteln . . ."

„In einem kleinen, einaktigen Schwank, den ich unlängst veröffentlicht habe, stelle ich sogar den erotischen Akt selbst auf die Bühne. Ich mußte selbstverständlich wie alle lebenden Schriftsteller in dauernder Reaktion gegen die Exzesse meiner Zeit sein . . . Die betörte Verliebtheit des 19. Jahrhunderts machte es für mich notwendig, zu betonen, daß Leben und nicht Liebe das Ausschlaggebende sei . . .

„Um mit einer seltsamen Bemerkung zu schließen. Obwohl Armut und Sorge mich daran verhindert haben, eine wirkliche Liebesgeschichte zu erleben, bevor ich 29 Jahre alt wurde, zeigen die fünf Novellen, die ich vorher geschrieben habe – Novellen waren das einzige Moderne damals – eine größere Kenntnis des Sexuellen, als sie die meisten Menschen besitzen, selbst wenn sie eine fünfzehnköpfige Familie in die Welt gesetzt haben."

Digitized by Google

Shaw stand schon mit 20 Jahren in London auf eigenen Füßen. Neun Jahre lang hat er wie ein Asket gelebt; wäre der normale Mensch imstande, sich nach neun Monaten oder sogar nach neun Wochen desgleichen zu rühmen? Ich bin sicher, daß Shakespeare es nicht konnte. Shaws Verteidigung scheint mir meine Ansicht über seine gewisse erotische Gleichgültigkeit zu unterstützen.

Shaw sieht natürlich sein Freisein von der erotischen Beeinflussung als eine positive Tugend an, und er vertritt die Sache sehr geschickt in seiner Vorrede zu den Stücken für Puritaner, in der er behauptet, daß seine Schilderung Cäsars besser ist als die Shakespeares.

Er schreibt:

„Überdies habe ich einen technischen Einwand dagegen, daß man geschlechtliche Verblendung zu einem tragischen Thema mache. Die Erfahrung lehrt, daß sie nur wirksam ist, wenn man sie komisch faßt. Wir können wohl eine Frau Hurtig, die ihr Silbergeschirr aus Liebe zu Falstaff verpfändet, ertragen, aber nicht einen Antonius, der aus Liebe zu Cleopatra aus der Schlacht von Actium davonläuft. Man lasse dem Realismus seine Darstellung, der Komödie ihre Kritik oder selbst der Unzucht ihr grobes Lachen auf Kosten geschlechtlicher Verblendung, wenn es sein muß; aber von uns verlangen, daß wir unsere Seelen ihrem verderblichen Blendwerk überlassen, daß wir sie anbeten, sie vergöttern und andeuten, daß sie allein unser Leben lebenswert machen, ist nichts als wahnsinnig gewordene Erotik – womit verglichen Falstaffs unverherrlichte Trunkenheit und Hurerei achtbar und rechtschaffen ist. Wer immer daher auf diesen Seiten in Cleopatra eine Circe und in Cäsar ein Schwein zu finden hofft, täte besser daran, mein Buch niederzulegen und sich die Enttäuschung zu ersparen.

In Cäsar habe ich noch einen Charakter benutzt, mit dem Shakespeare mir bereits zuvorgekommen ist. Aber Shakespeare, der die menschliche Schwäche so gut kannte, kannte niemals die menschliche Stärke des Cäsarentypus."

Und er fährt fort:

„Cäsar war nicht in Shakespeare noch in der jetzt schnell verblassenden Epoche, die er inauguriert hat. Es hat Shakespeare keinen Schmerz verursacht, Cäsar aus rein technischen Gründen nach unten zu dichten, um Brutus nach oben zu dichten. Und was für einen Brutus! Ein vollkommener Girondin . . ."

Digitized by Google

Vieles davon ist eine ausgezeichnete Kritik, aber es wird Shakespeare nicht gerecht. Shaws Cäsar ist Bernard Shaw, und seine Verachtung für Cleopatras Schläue ist sehr amüsant, wie auch die intellektuelle Wertung seiner Lage, seiner Stellung und seiner Pflichten höchst wunderbar geschildert ist, aber ich finde in Shaws Cäsar weder die Unbeugsamkeit des Römers noch die Willensstärke und Würde des Welteneroberers. Plutarchs Cäsar gibt uns eine viel bessere Schilderung des Mannes. –

Ich hielt immer „Candida" für Shaws bestes Stück, für sein Meisterwerk – eine vollkommene Blüte seiner Kunst und seines Wesens. Die Güte darin und die weite Menschlichkeit sind der Duft selbst des Shawschen Geistes.

Ich habe persönliche Gründe, um Shaw für seine Güte dankbar zu sein, denn als ich aus Frankreich nach Amerika kam und dort die durch Shaw und andere bestätigte Wahrheit über den Krieg und Englands Schuld am Kriege berichtete, stellte ich fest, daß ich in England als Verräter angesehen wurde, weil ich es vorzog, der Wahrheit und nicht Englands Interessen zu dienen. Die Meute bellte mich in jeder Zeitung an, und selbst Männer wie Arnold Bennett, der mich seit Jahren mit Lob überschüttet hatte, schämten sich nicht, auf Bestechung anzuspielen, um meine unverständliche Bewunderung gewisser deutscher Qualitäten zu erklären. Aber als ich in irgendeiner Wochenzeitschrift angegriffen wurde, verteidigte mich Shaw in seiner alten Weise mit der alten Freundlichkeit.

Das Schönste bei Shaw ist, daß dieses Hinausheben auf ein Piedestal und das maßlose Lob ihn nicht arrogant gemacht haben. Sie haben im Gegenteil seine Anmaßung gemildert und seine Güte verstärkt. Solange man ihm die Stellung weigerte, auf die er ein Recht zu haben sich bewußt war, forderte er sie laut und an jeder passenden und unpassenden Stelle. Aber sobald man ihn als einen der Unsterblichen behandelte und ihm alle Ehre zollte, nahm er mehr Rücksicht auf die anderen und bestand nicht mehr in derselben Weise auf seinen Forderungen. Gleich Meredith sieht er, daß zuviel Ehre einem Manne nicht bekommt, der sein Leben leben und seine Arbeit leisten muß. Mit den höchsten Maßstäben gemessen, hält Shaw triumphierend jeder Prüfung stand, und welch eine Freude ist es, in aller Ehrlichkeit über einen zeitgenössischen Schriftsteller sagen zu können, daß sein Charakter mindestens so vornehm ist wie sein bestes Werk.

Es sind die letzten Erzeugnisse seines Schaffens, die das meiste Licht auf Shaws Möglichkeiten werfen. Mit 60 Jahren hat er seine kritische

Digitized by Google

und dabei auch seine schöpferische Fähigkeit der schwersten Prüfung ausgesetzt. In seiner Vorrede zum „Androklus und der Löwe" gibt er uns seine Ansicht über Christus. Als Shaw mich in einer Londoner Zeitung verteidigte, teilte ich ihm mit, daß ich versuchte, über Christus zu schreiben und daß ich mich schon seit Jahren mit dem Gedanken getragen habe.

Shaw schrieb mir umgehend über dieses Thema, und es freut mich, hier diesen Teil seines herrlichen Briefes veröffentlichen zu können:

„Es scheint mein Schicksal zu sein, Ihren Fußtapfen mit scheinbaren Plagiaten zu folgen. Der Shakespeareversuch war schlimm genug. Und nun sagen Sie mir, daß Sie das Leben Jesu schreiben. Ich mache genau dasselbe in einer Vorrede zum ‚Androklus und der Löwe', das ein christliches Märtyrerdrama ist. Sie müssen sich daher beeilen.

Man sagt mir, daß das, was ich den Erzählungen der Evangelisten und dem Rest des Neuen Testamentes entnommen habe (das ich zum ersten Male seit meiner Kindheit, als ich die ganze Bibel aus bloßer Prahlerei durchgelesen hatte, wieder aufmerksam studiert habe), ungefähr dasselbe sei wie die Ergebnisse Renans. Ich weiß nicht, ob es stimmt, denn ich habe nie das ‚Leben Jesu' gelesen und habe mir vorgenommen, es jetzt zu tun.

Es ist jedenfalls bezeichnend, daß Sie, ich und George Moore auf derselben Spur sind. Die Hauptsache, die ich herausarbeiten wollte, ja, die einzige Sache, die mir die ganze Arbeit lohnte, ist, daß die moderne Soziologie und Biologie Jesus in seiner eigentümlichen Wirtschaftspolitik und Theologie rechtfertigen."

In meiner Antwort schrieb ich, daß, abgesehen vom Plagiat oder Nichtplagiat, es mich außerordentlich interessierte, seine Ansicht zu kennen, und ich würde ihm sofort meine Meinung über sein Buch mitteilen, sobald ich es in Händen hätte. Shaws Essay über Jesus hat auf mich einen großen Eindruck gemacht, und hier habe ich, in Eile, wie ich zugebe, meine ersten Eindrücke über die Arbeit niedergeschrieben.

Wie die meisten von uns zu jener Zeit, war auch Shaw von dem Gedanken einer Weltreform besessen und versuchte, die Welt seinem Herzenswunsche ähnlicher zu gestalten, und von Anfang bis zum Ende zeigte er eine rationelle gedankliche Konsequenz.

Wells kann heute ein Sozialist sein und morgen etwas anderes, aber Shaw ist keine Wetterfahne. Er war ein überzeugter Sozialist zu Anfang seiner Karriere, als er jung und arm war, und jetzt, 30 Jahre später, reich und

Digitized by Google

geehrt, ist er in seiner vornehmen Gesinnung bei derselben Lehre geblieben.

Noch nie ist die menschliche Gesellschaft so in Grund und Boden verdammt worden wie in Shaws Essay „Aussichten des Christentums", und das Heilmittel ist ebenso radikal. Shaw führt es in Kürze an:

„Wir müssen damit beginnen, daß wir das Recht auf ein Einkommen als heilig und gleich ansehen, ebenso wie wir jetzt das Recht auf das Leben für heilig und gleich halten. Das eine Recht ist nur eine Wiederholung des anderen . . . Jesus war ein erstklassiger Wirtschaftspolitiker."

Es wäre nicht schwer, zu zeigen, daß diese vollkommene Verurteilung der bestehenden sozialen Ordnung ebenso einseitig und über das Ziel hinausschießend ist wie die Lobpreisungen eines Individualisten der Manchesterschule. Die Bombe ist nicht die beste Entgegnung an einen Multimillionär, so natürlich sie auch scheinen mag. In Wirklichkeit müssen sowohl Individualismus wie Sozialismus einen Platz im modernen Leben finden, ebenso wie die analytische und synthetische Chemie beide ihren Platz einnehmen. Aber meiner Ansicht nach ist Shaw im Recht bei der Proklamierung seines ersten Glaubensbekenntnisses, das gleiche Recht auf das Leben setzt das Recht auf das Notwendigste und das Existenzminimum voraus. Da wir die Alten und Arbeitsunfähigen nicht töten, müssen wir für ihren Lebensunterhalt sorgen. Dies ist die grundlegende Tatsache der neuen industriellen Zivilisation.

Und was ist nun die Gesamtsumme der ganzen Geschichte? Meine Leser müssen es bemerkt haben, daß ich Shaw den Bilderstürmer, Shaw den Spötter britischer Konventionen und britischer Heucheleien, Shaw, der weise genug oder glücklich genug war, sich auf ein ansehnliches Bankguthaben statt auf eine klapprige Rosinante zu schwingen, um von diesem Vorteil aus die britische Selbstgefälligkeit und den selbstzufriedenen Materialismus anzugreifen, Shaw den Verhöhner, den Skeptiker und den Sozialisten als den mächtigsten und höchsten Einfluß im England unserer Zeit ansehe. Er hat die von Carlyle verlassene Stelle eingenommen und gab uns Beweise von einem ebenso starken Mute und einer ebenso vollkommenen Hingabe an die Wahrheit wie der Schotte selbst. Er höhnte den Gedanken einer persönlichen Unsterblichkeit mit ebensoviel Verachtung wie die Idee eines Staates, in dem einige unter zu großer Last des Besitzes leiden, während die vielen unter einer unverdienten Verarmung zusammenbrechen.

Digitized by Google

Shaws Religion, seine Anschauung der wahren Bedeutung des Lebens verdient übermittelt zu werden.

„Das ist die wahre Freude im Leben, zu einem Zwecke verwendet zu werden, den man selbst als einen großen erkennt; vollkommen verbraucht zu werden, bevor man auf den Schutthaufen geworfen wird; eine Kraft der Natur zu sein statt eines fieberhaften, selbstsüchtigen Bündels von Klagen und Kränkungen, das darüber jammert, die Welt wolle sich nicht ausschließlich der Aufgabe widmen, es glücklich zu machen."

Im großen ganzen ist dies auch der Glaube Carlyles und Goethes, obwohl der große Deutsche das Glück darin erkennt, daß das Individuum selbst bewußt für den höheren Zweck arbeitet.

Jeder, der diesen Abschnitt der Geschichte behandelt, wird meiner Ansicht nach Bernard Shaw als die bei weitem bedeutendste Gestalt Großbritanniens während eines Vierteljahrhunderts ansehen müssen. Er hat zwar kein neues Wort in der Religion gesprochen, hat keinen Lichtblick neuer und vitaler Wahrheiten übermittelt, aber er bahnt sich den Weg in aller Offenheit mit Hilfe der Lichtstrahlen, die ihm erreichbar sind.

Einige Dramen Shaws stehen mindestens auf der gleichen Höhe wie seine kritischen Arbeiten und werden auch auf lange Generationen hinaus die Bühne beherrschen. Er gehört zu den größten englischen Humoristen. Man sieht jetzt allgemein ein, daß die Komik Shakespeares mehr zufällig als charakteristisch war. Wenn man von Falstaff absieht, werden alle anderen Narren, den Holzapfel selbst eingeschlossen, kaum die Unterhaltungskosten eines Abends bestreiten. Und Falstaff und Holzapfel gehören in die Frühzeit des Lebens Shakespeares. Nach Dreißig wurde er immer ernsthafter. Aber der Humor Shaws ist heute, nach überschrittenen 60 Jahren, reicher als im Anfang. Das Licht seiner Komik durchflutet seine Werke. Die britische Bühne kennt keine besseren Komödien als „John Bulls andere Insel", als „Candida" und „Cäsar und Cleopatra".

Und dies ist der Shaw, der den einzigartigen Platz in der englischen Literatur einnehmen wird, der Humorist, der Bilderstürmer und der Prophet; der lachende Philosoph, den eines Tages niemand wird übersehen können.

Das Kind wurde oft allen Ernstes der Vater des Mannes genannt. Und bevor ich diese Skizze abschloß, wollte ich mir ein Kinderbild von Shaw verschaffen, um mein Urteil nachzuprüfen. Nach vielen vergeblichen Versuchen bekam ich eine kleine Amateuraufnahme aus seiner Knabenzeit von

Digitized by Google

Frau Ada Tyrrell, der Frau des verstorbenen Regius Tyrrell, der griechischer Lehrer im Trinity-College in Dublin war. Frau Tyrrell selbst ist eine höchst talentierte Dichterin und hat die scharfen und dabei großmütigen Augen einer sehr begabten Frau. Sie schrieb mir:

„Ich kann Ihnen kaum etwas mehr über Georges Jugend sagen, als Sie selbst wissen, denn seine Familie verließ Irland und zog nach London, als er zwölf oder vierzehn Jahre alt war. Meine erste Erinnerung an George stammt aus der Zeit, als er, ein kleiner Bub in einem Rohleinenanzug, an einem Tisch saß und sich ein Puppentheater baute. Sonny nannte man ihn damals in der Familie. Wir wohnten nur einige Häuser voneinander entfernt, und die Tatsache, daß unsere beiden Mütter Sängerinnen waren, bildete das Band zwischen uns. Selbst zu jener frühen Zeit – George war ungefähr zehn Jahre alt – hatte er eine gewisse Überlegenheit seinen Schwestern und mir gegenüber, eine Art von Würde, und ich erinnere mich, wie sehr ich mich geschmeichelt fühlte, wenn er sich herbeiließ, mir etwas zu erklären, um das ich ihn immer fragte, trotzdem wir Mädchen um ein oder zwei Jahre älter waren.

Soweit es mir möglich ist, mir ein Urteil über die beiden Männer Oskar Wilde und G. B. S. zu bilden, so möchte ich sagen, daß George ein wirklich guter Mensch ist, während Oskar nur aus guten Impulsen besteht, wenn auch mehr Gefühl als George und dabei noch eine romantische Ader besitzt, die mich immer bezauberte. Ich weiß, daß George der beste Sohn und Bruder war, er ist freigebig, auch denen gegenüber, die es vielleicht nicht verdienen. Ich denke mir oft, daß dies der Luxus unbeschränkter Mittel ist: in der Lage zu sein, denen, die es verdienen, und denen, die es nicht verdienen, geben zu können."

Das ist der größte Vorzug des Mannes, daß er bei seinem ganzen Spott über Sentimentalität immer dem besten Teil seiner Natur treubleibt – wie die Nadel dauernd nach dem Pol gerichtet. Er hat uns allen gezeigt, daß ein Brite über jahrhundertealte britische Vorurteile und diese eingefleischte englische Gewohnheit, die Dummheit durch Selbstgefälligkeit moralischer Überlegenheit zu entschuldigen (als ob Einfältigkeit und Güte siamesische Zwillinge wären), hinauszuwachsen imstande ist.

Er hat Cäsar vor der Sphinx gemalt und ihn gestehen lassen, daß auch er „teils Tier, teils Weib, teils Gott" ist, „nichts von einem Menschen ist in mir". Dieses Bekenntnis, so persönlich es klingt, wird Shaw nicht gerecht. Ich habe ihn mir immer als Großherz in Bunyans „Allegorie"

Digitized by Google

vorgestellt, als einen so starkgeistigen und mutigen Menschen, der Königreiche im Sturm erobern kann und doch so „voll von der Milch der Menschengüte" ist, daß er mit all den Schwachen und den Armen im Geiste leidet. Er ist seit William Blake der einzige Mensch, der unsere Konzeption des englischen Charakters erweitert hat; dank der irischen Ader in ihm berechtigt er uns zu der Hoffnung, daß das englische Genie eines Tages von der insularen Färbung frei werden wird wie der wandernde Wind und so wohltuend warm wie der Sonnenschein.

Berechtigte Übertragung
von Antonina Vallentin

SHAWS SELBSTBILDNIS
ODER WIE FRANK ES HÄTTE SCHREIBEN SOLLEN

von

BERNARD SHAW

Nachdem ich meine Shaw-Skizze beendet hatte, schickte ich Shaw eine Abschrift mit der Bitte, die eventuell vorkommenden Irrtümer zu korrigieren. Er schrieb mir zurück, daß die Skizze hoffnungslos schlecht sei, und schickte mir das folgende Selbstbildnis, um mir zu zeigen, wie ich über ihn hätte schreiben sollen. Ebenso wie ich Shaws Ansicht über Oscar Wilde in meinem Wilde-Buche veröffentlicht hatte, will ich jetzt Shaws Selbstbildnis zum Vergleich für meine Leser veröffentlichen. Frank Harris

Bevor ich es unternehme, Bernard Shaw meiner Sammlung der zeitgenössischen Porträts einzureihen, möchte ich mich im voraus der vollkommenen Anerkennung seiner außergewöhnlichen Qualitäten vergewissern. Ohne mich in Spitzfindigkeiten einzulassen, erkläre ich im vorhinein, daß Shaw die Vollkommenheit in Menschengestalt ist. Ich stelle fest, daß Shaw in allen seinen Auseinandersetzungen, früheren sowohl wie künftigen, mit mir oder mit anderen, immer im Recht war und sein wird. Ich gebe zu, daß diese allgemeine Sitte, ihn zu verunglimpfen, dumm und albern ist, und daß der Vorwand, ihn nicht ernsthaft zu nehmen, ein lächerliches Mäntelchen für eine schmähliche Flucht vor einem Zusammenstoß mit ihm darstellt. Wenn ich irgend etwas anderes zugeben oder einräumen soll, bin ich gern bereit, es zu tun, und bitte um Verzeihung für jede even-

Digitized by Google

tuelle Unterlassung. Wenn es verlangt wird, daß ich erkläre, Shaw sei der größte Mensch, der je gelebt hat, will ich es ohne Zögern tun. Alle Anwürfe gegen ihn brechen zusammen, wenn man ihnen auf den Grund geht. Alle seine Prophezeiungen bewahrheiten sich. Alle seine phantastischen Schöpfungen verwirklichen sich innerhalb einer Generation. Ich habe ein unbehagliches Gefühl, daß ich ihm sogar damit nicht gerecht werde, daß ich ihn in undankbarer und unfreundschaftlicher Weise herabsetze. Ich kann nur wiederholen, daß, wenn ich irgend etwas ausgelassen habe, man nur meine Aufmerksamkeit auf das Übersehene zu lenken braucht, und ich werde es sofort nachholen. Wenn ich nicht behaupten kann, daß Shaw allem, was er berührt, Glanz verleiht, so kann ich wenigstens feststellen, daß alles, was unter seine Hände gerät, abgestaubt und poliert wird und viel sorgfältiger auf seinen Platz zurückgestellt als bei den anderen, die damit vorher zu tun hatten.

Eines Tages bei einem großen Diner, das die Bühnengesellschaft gab, schlug Shaw vor, auf das Wohl der Theaterkritiker zu trinken, und Max Beerbohm sollte darauf antworten. Vor der Rede kam Max zu Shaw und sagte: „Sie werden wohl sagen, daß Sie selbst ein Kritiker sind, nicht wahr?" – „Ich weiß nicht, was ich sagen werde," erwiderte Shaw, „aber ich werde es wohl hineinbringen." – „Versprechen Sie es mir," sagte Max, „ich möchte an diesem Punkte einhaken." – „Wenn ich Ihnen damit einen Gefallen tue, gern", meinte Shaw, und er tat es auch. Max begann seine Rede folgendermaßen: „Ich war einmal in einer Schule, wo der Lehrer immer zu sagen pflegte: Denkt daran, meine lieben Jungen, daß ich einer der Eurigen bin." Ein brüllendes Gelächter ersparte Max die Mühe, die Moral herauszustreichen.

Wenn Shaw, wie es oft geschieht, Gefahr läuft, gelyncht zu werden, weil er eine unschmackhafte Wahrheit aussprach oder sich auf eine unpopuläre Seite stellte, beteiligt sich plötzlich eine ganze Anzahl von Menschen, die ihm nie vorher ihre Feindschaft gezeigt hatten, an der allgemeinen Hetze und verfolgt ihn mit einer Bitterkeit und Wut, die in ihnen jahrelang geeitert haben muß.

Das Endergebnis ist, daß alle, die Shaw nie begegnet sind, sich ihn als einen unangenehmen Menschen von abstoßendem und verletzendem Benehmen und einem unerträglichen Wesen vorstellen. Er pflegt zu sagen: „Ich verblüffe die Fremden immer durch meine Freundlichkeit aus dem einfachen Grunde, weil wohl kein menschliches Wesen so unangenehm

Digitized by Google

sein kann, wie sie es von mir erwarten, und ich daher nur von ganz belangloser Höflichkeit zu sein brauche, um ihnen bezaubernd zu erscheinen."

Kein wahrheitsgemäßes zeitgenössisches Porträt kann seine außergewöhnliche Fähigkeit, wütende Feindschaft herauszufordern, wie auch den vollkommenen Mangel eines erklärlichen Grundes dafür übersehen. Es wurde gesagt, Shaw reize die Menschen, weil er immer auf dem Kopf steht und schwarz weiß und weiß schwarz nennt. Aber nur die Einfältigen können auf diese Erklärung verfallen oder sie annehmen. Man kann sich eine solche Reputation wie die Shaws nicht durch Oppositionslust und Narretei sichern. Das wirklich Verblüffende daran ist, daß Shaw uns bis aufs Blut ärgert, weil er auf seinen Füßen steht und uns sagt, schwarz sei schwarz und weiß sei weiß, während die anderen Menschen sich in den verwegensten Paradoxen ergehen und allgemeines Gefallen erregen, wenn sie mit einem Brustton der Überzeugung Dinge sagen, von denen jeder weiß, daß sie falsch sind. Es bringt einen zur Verzweiflung, mit einem Manne übereinstimmen zu müssen, gegen den man sich aus ganzer Seele empört. Der Grund ist wohl nicht der, daß er unsere Gedanken präziser ausspricht, als man sie selbst durchgedacht hatte, so unangenehm diese Art von Korrektur auch sein müßte, wenn sie bewußt durchgeführt wäre. Es muß wohl etwas Furchtbares in der Tatsache liegen, daß die eigenen Ansichten von einem Manne geteilt werden, dessen Schlußfolgerungen man als monströs und umstürzlerisch kennt. Gerade diese übermäßige Präzision enthüllt einem oft, daß man am Rande eines Abgrunds wandert. Es ist, als ob ein Mann sich anböte, uns ein Stück zu begleiten, weil man denselben Heimweg hat und man weiß, daß sein Heim eine Kluft ohne Grund und Boden ist.

Nun trifft es wirklich zu, daß Shaws endgültige und wichtigste Schlußfolgerung nicht nur den wirklich konventionellen Menschen, sondern auch dem glühendsten Revolutionär monströs erscheint. Ich meine jetzt nicht, daß er Sozialist ist, „wir sind alle Sozialisten heute", noch denke ich an seine Ansichten über Ehe; denn er schlägt eigentlich nichts anderes vor, als was amerikanische und einige europäische Staaten fast identisch bereits in Praxis umgesetzt haben.

Seine Religion der schöpferischen Entwicklung wird von Hunderten von modernen Denkern geteilt – Bergson z. B. –, die sich nicht seiner besonderen Unpopularität aussetzen. Lange vor dem Kriege wurde sein frechstes Stück „Frau Warrens Gewerbe" von dem fortgeschritteneren Teil der

Digitized by Google

Moskauer Gesellschaft als die Predigt eines bürgerlichen Moralisten abgelehnt, und vorher hat sogar das amerikanische Gericht nichts darin finden können, das die allgemeine Empörung rechtfertigen würde. Zusammenfassend gesagt, gibt es nichts in Shaws politischem und sozialem Programm, sogar nichts in seiner Forderung der vollkommenen Gleichheit des Einkommens ohne Rücksicht auf persönliche Fähigkeiten oder Fleiß, das einem Geiste von moderner Denkart auch nur ein Wimperzucken abgewinnen würde. In allen Komitees kann man sich auf ihn verlassen. Er ist ein Mann von Takt und Mäßigung, der siebenundzwanzig Jahre lang Führer der Fabier war und ihnen die Streitigkeiten ersparte, an denen die anderen sozialistischen Organisationen zugrunde gingen.

Und doch ist etwas Unheimliches da. Shaw arbeitet in der Politik mit der Geste eines Mannes, der einem über das Hindernis hinweghilft, das er selbst für unübersteigbar hält. Er macht kein Geheimnis aus seiner Überzeugung, daß die Probleme, die die Zusammenballung der Menschen zu einer Zivilisation aufwirft, ihre politische Fähigkeit übersteigen und nie von ihnen gelöst werden können. Er schreibt jetzt an einer Tetralogie, die er im Garten Eden beginnen läßt, sie tausend Jahre fortführt und die Menschheit zeigt, die ihr Leben bis auf sechzig und siebzig verkürzt und es dann von sechzig und siebzig auf dreihundert verlängert, eine Verlängerung, die er als schöpferischer Evolutionist im Rahmen des menschlichen Willens für möglich hält.*) Aber er macht kein Geheimnis aus seinem Glauben, daß der Mensch als ein Mißerfolg auf den Schutthaufen geworfen werden wird und daß die Lebenskraft ihn durch eine neue und höhere Schöpfung ersetzen wird, ebenso wie der Mensch geschaffen wurde, um die Mängel der niedrigeren Tierarten zu ersetzen. Im letzten Grunde hat Shaw daher keine Ehrfurcht vor uns oder vor sich selbst. Und wie sehr wir von der gegenseitigen Ehrfurcht abhängig sind, bemerken wir erst, wenn sie uns von irgend jemandem verweigert wird. Shaw ist dieser Jemand. Es ist unmöglich, sich daran zu stoßen, denn er ist ebenso unbarmherzig sich selbst wie uns gegenüber. Er wirft uns nicht über Bord, um selbst stolz auf dem Oberdeck zu bleiben. In ausgezeichneter Laune umklammert er uns zärtlich und springt über Bord mit uns, und dazu noch keinesfalls in einen majestätischen Ozean, in dem uns der tragische Tod vergönnt ist, sondern in ein Meer von Lächerlichkeit, wobei wir uns als Jammerbild vorkommen. Und diesen unerträglichen Trick spielt er uns

*) „Zurück zu Methusalem".

Digitized by Google

in den unerwartesten und unbequemsten Augenblicken. „Kein Mensch", sagt Sir Henry Norman, „versteht es besser, eine moralische Rutschbahn einzufetten, als Shaw." Man fürchtet Shaws Unterstützung und selbst sein begeistertes Mitkämpfertum mehr als die wütendsten Angriffe der anderen. Während der ersten Ibsen-Mode in London wollte Shaw einer amerikanischen Schauspielerin in einem Ibsen-Unternehmen dadurch helfen, daß er sie interviewte. Zu seiner Verblüffung sagte ihm die Dame mit einem leidenschaftlichen Ernst, daß sie ihn niederschießen würde, wenn er ein Wort über sie schriebe. „In England halten Sie so etwas vielleicht nicht für möglich," sagte sie, „aber in Amerika denken wir anders. Und ich werde es tun. Ich habe die Pistole bereit." „General Gablers Pistole" war Shaws Kommentar, das er ohne Wimperzucken gab. Aber er sah, wie die Dame davor zurückschreckte, von ihm in der Öffentlichkeit behandelt zu werden, und das Interview wurde nicht geschrieben. Einige seiner besten Freunde gestehen, daß, bevor sie sich an ihn gewöhnt hatten, selbst ganz freundliche Briefe, die er schrieb, wütende Ausbrüche bei ihnen hervorriefen. Er erzählt die Geschichte einer Begegnung mit einem ungebildeten Phrenologen, mit dem er in seinen ersten Jahren in London in einem vegetarischen Restaurant ins Gespräch geriet. Der Mann beschuldigte Shaw sofort, daß er Skeptiker sei. „Warum?" fragte Shaw, „habe ich denn keinen Höcker der Verehrung?" – „Höcker?" schrie der Phrenologe, „ein Loch ist es bei Ihnen!" Der Schauspieler Irving, der an eine Ehrfurcht gewohnt war, um die ihn ein Prälat beneiden könnte, fand Shaw unerträglich. Wenn Shaws Art verletzend wäre, könnte man noch leichter mit ihm fertig werden. Aber das Mitleid, mit dem er einen als hoffnungslos betrachtet, ist so gütig, so von einer ausnahmslosen Betonung des bürgerlichen Respektes, der einem zukommt, getragen, daß man vollkommen hilflos wird. Es gibt nichts, wogegen man sich auflehnen könnte, nichts Greifbares, keine Entschuldigung für das Verlangen, ihm ein Messer in die Eingeweide zu stoßen.

Ich war Herausgeber der „Fortnightly Review", als ich zum ersten Male mit Shaw über einen Artikel verhandelte. Er hatte den liebenswürdigen Anschein, sich mehr für mich als für seinen Artikel zu interessieren. Ich will mich nicht in falsche Bescheidenheit hüllen und ich nehme an, daß ich wirklich interessanter war als der in Frage kommende Artikel. Und ich trug es selbstverständlich Shaw nicht nach, daß er so dachte und es mir zeigte. Er besitzt die Kunst, sehr schnell auf einem intimen Fuße

Digitized by Google

mit einem zu stehen, und nach fünf Minuten fand ich mich mitten in einer Erklärung, wie ich meine Gesundheit geschädigt hätte, indem ich mich auf ein Wettrennen in einem Outrigger einließ und mich in knabenhafter Schnelligkeitssucht überanstrengte. Er beschäftigte sich voll Mitgefühl wie ein Doktor mit meinem Mißgeschick und stellte mir einige Fragen, ob ich mich jetzt auch genügend schonte. Eine der Fragen lautete: „Trinken Sie?" Ich war auf der Höhe der Situation, und ohne mit der Wimper zu zucken, versicherte ich ihm, daß eine Diagnose des delirium tremens sich nicht aufrechterhalten ließe. Aber gleichzeitig wurde ich gewahr, daß ich von den Menschen die Voraussetzung erwartete, weder ein Trinker noch ein Lügner noch ein Dieb zu sein und auch sonst keine verbrecherische Natur zu haben, und daß ich plötzlich einem Menschen gegenüber stand, der keineswegs von einer solchen Voraussetzung ausging. Seine Frage war denen in Butlers „Erewhon" zu ähnlich, um der menschlichen Schwäche ganz willkommen zu sein. In Shaws Stück „Hauptmann Brassbounds Bekehrung" stellt der Hauptmann seinen Leutnant mit ungefähr folgenden Worten vor: „Dies ist der größte Schuft, Lügner, Dieb und Lumpenkerl auf der Westküste." Worauf der Leutnant erwidert: „Hören Sie mal, Hauptmann, wenn Sie bescheiden sein wollen, so seien Sie es auf Ihr eigenes Konto und nicht auf meins!" Die Tatsache, daß Shaw auf sein eigenes Konto bescheiden ist und sich mehr bloßstellt, als es ihm seine guten Manieren bei der Bloßstellung seiner Freunde erlauben, macht die letzte Transaktion keineswegs angenehmer für das betreffende Opfer. Sie bringt es noch um die Rache und zwingt es, seine Freundlichkeit anzuerkennen, während man innerlich auf ihn wütend ist.

Es ist schwer, einen Mann zu klassifizieren, der sich so weit bloßstellt, daß er sich durch seine Eitelkeit lächerlich macht. Alle Freunde Shaws stimmen darin überein, daß er lächerlich eitel ist. Aber auch hier kompliziert er unser Urteil, indem er es durch einen höchst hyperbolischen Bluff vorausnimmt. Er behauptet, er täte es den Menschen zu Gefallen. Er sagt ganz zutreffend, daß sie Cyrano lieben und das bescheidene Räuspern eines weniger von sich durchdrungenen Dichters hassen. Wenn man seine Bücher ihm ins Gesicht lobt, ist man verblüfft über die Begeisterung, mit der er in sein eigenes Lob einstimmt, und man hat seine ganze Geistesgegenwart nötig, um der Versuchung zu widerstehen, ungefähr 75 Prozent der eigenen Schätzung abzuziehen. Dieses von Shaw so beliebte Spiel erschwert die Feststellung, wieviel Eitelkeit oder Bescheidenheit dem zu-

Digitized by Google

grunde liegt. Aber ich kann wohl mit Recht sagen, daß Shaw wenigstens in den letzten Jahren sich seines eigenen Wertes bewußt geworden ist und vielleicht auch Gefahr läuft, das unvermeidliche Nachlassen im fortschreitenden Alter nicht schnell genug zu berücksichtigen. Er selbst behauptet, daß er nicht eingebildet sei. „Kein Mensch kann eingebildet sein," behauptet er, „der wie ich sein ganzes Leben lang sich bemüht hat, mit Präzision Klavier zu spielen, und über den Vorschlag stolpert." Ich bat ihn, mir eine Liste seiner Fähigkeiten und Vorzüge zu geben, damit ich nichts übersehe. Er erwiderte mir: „Es ist nicht nötig. Sie liegen alle im Schaufenster."

Shaw spielt den Bescheidenen nur in seinen Beziehungen zu den Künsten, die die größten Rivalen der Literatur sind. Er hat nie den Anspruch erhoben, „besser als Shakespeare" zu sein. Die viel zitierte Überschrift einer seiner Vorreden ist trotzdem mit einem Fragezeichen versehen, und er selbst entschied die Frage mit der Bemerkung, daß Shakespeare im Drama, wie Mozart in der Oper oder Michelangelo in der Freskomalerei, die Höhe seiner Kunst erreicht hat und daher niemand besser als Shakespeare sein kann, obwohl irgend jemand heute vielleicht manches zu sagen hat, was Shakespeare nicht gesagt hat und Ausblicke auf Leben und Charakter eröffnet, die Shakespeare noch verschlossen waren. Ich bin trotzdem überzeugt, daß Shaw es gern hat, wenn seine Stücke mit denen Shakespeares verglichen werden, wie Turner es gern sah, wenn seine Bilder neben denen Claudes hingen, obwohl er es nicht gesagt hat. Aber sein Verhalten z. B. Rodin gegenüber ist ganz anders. Als er zu einem Diner in Paris zu Ehren Rodins eingeladen wurde, schrieb er zurück, er habe keine Veranlassung, bloß als Rodins Konvive zu figurieren, da er bereits die Ehre hatte, Rodins Modell gewesen zu sein und sich im literarischen Lexikon auf tausend Jahre hinaus den Platz gesichert habe als „Shaw, Bernard, dargestellt in einer Büste von Rodin, sonst unbekannt". Er schlug dieselbe Note an, als er fand, daß Rodin, so unfehlbar er als Kenner der Skulptur war, in seiner Sammlung keine anderen Bücher besaß als die gewöhnlich im Handel befindlichen Bände, und ihm einen Chaucer von der Kelmskottpresse mit der folgenden Widmung verehrte:

„Der Meister sah ich zwei an ihrem Werke:
Von Morris stammt des Buches Druck,
Der andre Meister ist Rodin der Große,
Der meinen Kopf in Ton hat nachgebildet.

Digitized by Google

Ich schenke dieses Buch Rodin und kritzle
Den Namen mein in jenes Schreines Ecke,
Der da geheiligt wird durch ihre Werke,
Wenn meine längst vergessner Staub."

Ich muß jedoch gestehen, daß mich dieser Beweis der Bescheidenheit nicht vollkommen überzeugt und mir eher als die letzte artistische Vollendung von Shaws Bluff erscheint. Denn wie kam denn die ganze Geschichte mit dem Rodin-Porträt zustande? Rodin wußte nichts von Shaw und weigerte sich zuerst, den Auftrag zu übernehmen. Daraufhin schrieb Frau Shaw an Rodin und schilderte ihm ihren glühenden Wunsch, eine bleibende Erinnerung an ihren Gatten zu besitzen, der jedoch erklärt habe, jeder Zeitgenosse Rodins, der seine Büste von irgendeinem anderen anfertigen ließe, werde von der Nachwelt als Narr an den Pranger gestellt werden. Rodin merkte nun, daß er es mit einem Manne zu tun hatte, der seinen eigenen Wert kannte, und wurde in seiner Ablehnung wankend. Frau Shaw erfuhr dann von Rilke, dem österreichischen Dichter, der damals Sekretär bei Rodin war, die Höhe des üblichen Honorars für ein Porträt. Das Geld (nur 5000 Dollar) wurde auf Rodins Konto hinterlegt, unter der ausdrücklichen Voraussetzung, daß ihm daraus keinerlei Verpflichtungen erwachsen, er den Auftrag noch immer ablehnen könne und auch die Arbeit unterbrechen, falls sie ihn nicht interessieren sollte, kurz gesagt, die gezahlte Summe als einen Zuschuß zu seinem Werk im allgemeinen betrachten und sich dadurch keineswegs binden lassen sollte. Das Ergebnis war selbstverständlich dies, daß Rodin Shaw sofort nach Paris kommen ließ, ihn und seine Frau in seiner Villa in Meudon als Gäste einquartierte, einen Monat lang Tag für Tag an der Büste arbeitete und noch obendrein seinem Modell Abgüsse des Porträts überließ. Hier haben wir den geschickten Shaw, den Meister der Schmeichelei und den scharfsinnigen Kunstkritiker. Ich will nicht damit sagen, daß in seinem ganzen Verhalten auch nur eine Spur der Unaufrichtigkeit lag. Wenn es der Fall gewesen wäre, hätte Rodin sich nicht davon einwickeln lassen. Aber liegt nicht darin seine Eitelkeit? Würde sonst ein so beschäftigter Mensch wie Shaw seine Arbeit verlassen haben und nach Paris gegangen sein, um dort wie ein Berufsmodell einen ganzen Monat lang zu sitzen, wenn er nicht seine Büste für so wichtig gehalten hätte wie die Porträts Platos, die zu Museenschätzen geworden sind?

Digitized by Google

Man wird schon bemerkt haben, daß ich von Shaws Schauspielertum gesprochen habe, ihn in dieser oder jener Rolle schilderte. Ich habe es mit Absicht getan. Shaw ist ein unverbesserlicher, ewiger Schauspieler, der im gesellschaftlichen Leben seine Geschicklichkeit ebenso bewußt spielen läßt wie in seinem Beruf, in der Produktion seiner Stücke. Er leugnet es auch durchaus nicht. „G. B. S.", sagt er, „ist keine wirkliche Person. Er ist eine von mir selbst geschaffene Legende, eine Pose, eine Reputation. Der wirkliche Shaw ist ihm nicht im geringsten ähnlich." Nun sagen genau dasselbe alle Bekannten Shaws von der Rodinschen Büste, daß sie ihm „nicht im geringsten ähnlich ist". Aber Shaw behauptet, es sei das einzige Porträt, das mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Als Rodin die Arbeit im Atelier begann, beklagte sich Frau Shaw bei ihm, daß alle Künstler und Karikaturenzeichner und selbst die Photographen sich bemühen, den Shaw nach ihrer eigenen Vorstellung als eine Art von Vorstadtmephisto zu schildern, ohne sich die Mühe zu geben, ihn auch nur anzusehen. Rodin erwiderte: „Ich habe keine Ahnung, welchen Ruf Herr Shaw besitzt, aber ich werde das geben, was da ist." Shaw behauptet, daß er sein Wort gehalten habe. Als Trubetzkoj die Büste Rodins sah, meinte er, sie habe kein Leben in sich. Und in drei Stunden wütendster Arbeit schuf er sein Porträt Shaws. Als ein tour de force ist es wunderbar. Aber es ist wieder ein Mephisto, zwar kein vorstadtmäßiger, aber ein aristokratischer. „Meine snobistische Familie wird sehr entzückt sein," sagte Shaw, „aber es gibt mich nicht wieder." Er mochte die Büste und mochte Trubetzkoj, aber seine Frau lehnte beide ab wie auch das merkwürdige Porträt von Neville Lytton, das einer Äußerung Granville Barkers, Velasquez' Bildnis des Papstes Innozenz sei ein ausgezeichnetes Porträt Shaws, seinen Ursprung verdankt. Lytton malte daher Shaw in dem Kostüm und der Haltung Innozenz', und obwohl das Bild eine höchst überzeugende Enthüllung, wie Shaw sich im päpstlichen Stuhl ausnehmen würde, darstellt, würde kein Kunsthistoriker imstande sein, den Papst Bernard mit dem Rodinschen Modell zu identifizieren. Augustus Johns Bildnisse Shaws lassen sich noch weniger mit dem Rodins in Einklang bringen. John hat die ganze Kraft und Selbstsicherheit Shaws in ihrer vollsten Intensität, in mehr als Lebensgröße herausgeholt. „Das ist der große Shaw", pflegt das Modell zu sagen, wenn es seinen Freunden das Bildnis zeigt. Aber wenn Shaw auf den Rodin hinweist, sagt er: „Genau wie ich bin, ohne Pose." De Smets Bildnis zeigt einen ruhigen, feinen älteren Herrn. Shaw

Digitized by Google

hat es gern. Die Statuette Lady Scotts ist erfreulich und lebenswahr. (Fällt es nun nicht auf, daß dieser so sehr beschäftigte und so sehr bescheidene Shaw, der nie genug Zeit oder Eitelkeit hat, um den Bitten, als Modell für sein Porträt zu sitzen, nachzukommen, es trotzdem ermöglicht hat, sich von allen großen Meistern seiner Zeit ein Denkmal setzen zu lassen? Kann wahre Bescheidenheit so kolossal, so gigantisch sein und sich so schwer von eingebildeter Anmaßung unterscheiden, die sich kein Mann leisten dürfte, der nicht mindestens 500 Jahre tot ist?)

Shaw ist der größte lebende Pedant, die Gestalt aus Dickens' Roman, die sogar Napfkuchen aus Prinzip aß, könnte ihm in dieser Hinsicht nicht das Wasser reichen. Einbildungsreiche Reporter haben behauptet, Shaw trüge ein Flanellhemd. Er hat nie ein Flanellhemd in seinem Leben getragen. Er trägt überhaupt kein Hemd, weil er es für falsch hält, sich den Leib doppelt und dreifach zu umwickeln. Er ist daher von Kopf bis Fuß in ein Unterzeug gekleidet, das den Hemdenfabrikanten unbekannt ist. Das Flanellmärchen entstand zu einer Zeit, in der es einem Berufsmenschen in der Londoner Öffentlichkeit unmöglich war, ohne einen steifen Kragen zu erscheinen, und Shaw dagegen behauptete, kein sensibles Auge sei imstande, den Farbenkontrast der auf Glanz geplätteten Kragen gegen das europäische Fleisch zu ertragen, und nur ein sehr schwarzer und blanker Neger sich einen solchen Kragen leisten könne. Er ließ sich daher graue Kragen machen, die er ausschließlich trug. Jetzt, wo die Mode sich geändert hat, trägt er Kragen in verschiedenen Farben. Die Farbe ist jedoch so ausgewählt, um im Einklang mit der Theorie zu sein, daß der beste Farbeneffekt sich aus zwei Nuancen derselben Farbe ergibt. Sein Anzug stammt vom elegantesten Westendschneider. Er ist jedoch aus Prinzip ungefüttert. Er schreibt die Briefadressen hoch oben, in der linken Ecke des Umschlags. Sie werden es vielleicht für eine Besonderheitssucht halten. Dies ist nicht der Fall. Er wird Ihnen eine Stunde lang einen Vortrag über die Schönheit des Systems des Seitenrandes halten, wie ihn die mittelalterlichen Skribenten aussparten, und wie er nachher wieder von William Morris angewendet wurde, und er wird auf die praktische Seite hinweisen, daß dadurch Raum für den Daumen des Briefträgers entsteht und es ihm bequemer gemacht wird, die Adresse zu lesen. Er verteidigt seine Ablehnung der Apostrophe und Anführungszeichen in seinen Büchern mit der Behauptung, daß sie den Anblick einer Seite stören, und er erklärt, die Bibel hätte nie ihre höchste Stellung in der Literatur erreicht, wenn sie

Digitized by Google

durch solche ungefüge Zeichen entstellt worden wäre. Er interessiert sich für die Phonetik und die Kurzschriftsysteme, und seiner pedantischen Aussprache verdankt er seine Popularität als Redner in den größten Sälen, in denen jedes Wort mit verzweifelter Genauigkeit zu hören ist. Er ist der Fürsprecher einer Kombination des metrischen Systems mit dem Duodezimalsystem durch Einführung von zwei neuen Zahlen in unsere Numerierung. Zum Beispiel: acht, neun, zä, ehn, zehn usw. An Maschinen hat er ebensolchen Spaß wie ein Kind am Spielzeug, und eines Tages hätte er fast eine Registrierkasse gekauft, ohne zu wissen, was er damit anfangen sollte. Als er sich schon den Sechzig näherte, verfiel er dem Zauber eines Motorrades und fuhr es von der Fabrik 77 Meilen fort, nach deren Absolvierung er, beinah schon an der Schwelle seines eigenen Hauses, zu schnell eine Ecke nahm und plötzlich auf dem Boden lag. Er wurde beschuldigt, zu den Geisteskranken zu gehören, die jeden Morgen zu jeder Jahreszeit im Regen und Sonnenschein in der Serpentine (dem Schmuckwasser im Hydepark in London) baden. Aber dies ist eine böswillige Erfindung. Wenn er sich in London befindet, schwimmt er zwar jeden Morgen vor dem Frühstück in der Badehalle des Royal Automobile Club, im Winter wie auch im Sommer, und zwar aus dem Grunde, wie er behauptet, weil er als Ire sich ungern wäscht und trotzdem nicht des Anreizes eines Sprunges ins kalte Wasser entbehren kann. Er ist, wie allgemein bekannt, Vegetarier. Aber er spottet über die hygienischen Prätentionen dieser Diät. Er legt großen Wert auf Gesundheit wie alle Leute, die ein Steckenpferd haben. Aber er erklärt auch, daß alle Menschen, die zu etwas taugen, ihren Gesundheitsvorrat bis zum äußersten aufbrauchen und daher immer an der Kippe des Zusammenbruches leben. Jeder wirklich beschäftigte Mensch müßte mit 40 Jahren, behauptet er, sich für 18 Monate ins Bett legen, um die verlorenen Kräfte wieder zurückzugewinnen. Ich könnte noch Seiten mit seinen Ansichten füllen, aber ich unterlasse es. Der Zuschauer amüsiert sich teils darüber, teils ärgert er sich.

Shaws galante Abenteuer sind meistenteils nicht vorhanden. Er sagt mit einigem Rechte, daß ein Mann, der irgend etwas auf der Welt zu leisten hat, weder Zeit noch Geld für eine so langwierige und kostspielige Beschäftigung hat wie die mit Frauen. Er mag vielleicht den Protest gegen die Kostspieligkeit und die Forderungen schöner Frauen veranlaßt haben, der das Hauptthema seines Freundes Granville Barker in „Waste" und „Madras House" bildet. Kein Mensch kennt seine Geschichte auf diesem

Digitized by Google

Gebiete, denn er ist ein zu korrekter Mensch, um seine galanten Erlebnisse auszuplaudern. Dem Anschein nach ist er ein Mustergatte, und in den verschiedenen politischen Bewegungen, in denen er seine Jugend verbrachte, hat man keine einzige Skandalgeschichte zu berichten gewußt. Und doch ist eine populäre Anekdote im Umlauf, die erzählt, wie ein sehr bekannter Theaterdirektor eines Tages bei der Probe zu einer auffallend schönen Schauspielerin sagte: „Lassen wir dem Shaw ein Beefsteak geben, damit er etwas rotes Blut bekommt." – „Um Gottes willen, tun Sie's nicht," rief sie aus, „er ist schon so schlimm genug! Wenn Sie ihm noch Fleisch geben, ist keine Frau in London vor ihm sicher!" Der Scherz des Betreffenden hat sicher die Entgegnung der Dame provoziert. Aber man kann wohl kaum mehr sagen, als daß die Wahrheit in der Mitte liegt. Jedenfalls ist Shaws Lehre viel interessanter als seine persönlichen Abenteuer, wenn er überhaupt welche gehabt hat. Seine Lehre ist ohne Zweifel eine sehr starke Reaktion gegen das, was er die Erotik des 19. Jahrhunderts nennt. Er gehört nicht zu unseren Vorstadtfanatikern der Liebe über alles. Er behauptet, die Keuschheit sei ein so gewaltiger Instinkt, daß, wenn er in demselben Maße unterdrückt und ausgehungert worden wäre wie der entgegengesetzte Impuls, es den Untergang der Zivilisation herbeigeführt hätte. Er vertritt den Standpunkt, daß der Intellekt eine Leidenschaft ist und daß die Gewohnheit unserer Zeit, die Leidenschaft als rein sexuell anzusehen, ebenso roh und barbarisch ist wie die Idee des Bauern, der sich unter Kunst etwas Obszönes vorstellt. Er weist darauf hin, daß die Kunst wunderbar blühen kann, selbst wenn man das Geschlecht vollkommen ausschaltet wie in der Viktorianischen Literatur, die Dickens hervorgebracht hat, und daß die Malerei in Italien wie die Skulptur in Griechenland zu ihrem höchsten Aufschwung innerhalb der Grenzen der Religion und der Konvention, die jede Pornographie ausschalteten, gespeist wurde. Er vergleicht Giulio Romano, den Schüler Raffaels und den noch glänzenderen Zeichner, in seiner offenen und schamlosen Pornographie mit Raffael selbst, der so empfindsam war, daß er bei seiner Gewohnheit, jede Gewandfigur zuerst als Akt zu zeichnen, der heiligen Jungfrau immer den seltsamen Tribut zollte, sie in seinen Skizzen mit einem Höschen zu bekleiden. Er wies darauf hin, daß es Raffael gelungen war, die Villa eines Wollüstlings mit der Geschichte von Cupido und Psyche zu dekorieren, ohne vor der äußersten Offenheit zurückzuschrecken oder seine Würde und die wesentliche Unschuld einzubüßen. Shaw ist der Ansicht, daß die Kunst,

Digitized by Google

als sie aus den Händen Raffaels in die Giulios kam, in einen Abgrund verfiel und nicht nur abstoßend, sondern auch langweilig wurde. Bei dem modernen Drama mit seinem ewigen Dreieck behauptet er, daß es nichts weiter erreicht hat, als den Ehebruch zum langweiligsten aller Themen und der letzten Zuflucht bankrotter Einbildungskraft zu stempeln. In „Fannys erstem Stück" spottet er über die Kritiker, die von seiner mangelnden Männlichkeit faseln. Er fragt höhnisch, ob sich wirkliche Männlichkeit mit Geschichten und Bildern begnügt, und erklärt, daß die fleischliche Realität in der Kunst ein Trost des Impotenten sei. Und doch gibt es eine Anzahl von Seiten in seinen Schriften und Dramen, die zeigen, welche große Rolle er der Liebesimagination in unserem zivilisierten Leben zuweist. In seinem letzten Stück sagt der schöne Held zu dem eifersüchtigen Ehemann: „Verschwenden Sie nicht auf mich Ihre Eifersucht, der die Phantasie erfüllende Liebhaber ist der wirklich gefährliche." In „Heiraten" macht die Dame, die sich weigert, sich zu verheiraten, weil sie die männliche Unordentlichkeit und den Zigarrenrauch nicht verträgt, die Andeutung, daß ihre Einbildungskraft ihr eine Reihe von Abenteuern verschafft, die der Wirklichkeit spotten. Shaw behauptet, daß die tausendunddrei Eroberungen Don Juans aus drei schmutzigen Intrigen und tausend imaginären Erlebnissen bestehen. Er ist der Ansicht, daß jeder Versuch, eine solche Fiktion in Wirklichkeit umzusetzen, mißlingt, und man kann wohl hinzufügen, daß nur ein Mann, der so etwas versucht hatte, den dritten Akt von „Mensch und Übermensch" schreiben konnte. In dem vierten Akte dieses Stückes haben wir auch die Szene, in der sich der Held gegen die Ehe empört und ohne die Hoffnung, ihr zu entrinnen, gegen sie ankämpft; eine Szene, die so viel ergreifende Äußerungen enthält, daß sie nur der persönlichen Erfahrung entstammen kann. Shakespeare hat vielleicht, als er dasselbe Thema in der Gestalt Benedikts behandelte, irgend jemand auslachen wollen, aber Tanner stammt ganz aus erster Hand. Shaw würde es wahrscheinlich nicht leugnen, und man würde es ihm nicht glauben, wenn er es täte.

Shaws verblüffender Feldzug gegen Shakespeare im Rahmen meines Blattes war um so unerwarteter, als ich einer der wenigen Londoner Herausgeber bin, denen Shakespeare mehr als ein bloßer Name ist. Ich war mit Shakespeare saturiert. In den heißesten Kriegszeiten, wenn ich eine Zeitung kaufte, um das Neueste von der Front zu erfahren, und mein Blick zufällig den Namen von Hamlet oder Falstaff auffing, las ich zuerst

Digitized by Google

jedes Wort der betreffenden Notiz, bevor ich mich den letzten Depeschen zuwandte. Daß gerade ich zum Herausgeber eines unerhört wütenden Angriffs auf Shakespeare werden sollte, hätte ich nie für möglich gehalten. Kein Name war für mich heiliger. Das Unwahrscheinliche wurde dadurch noch seltsamer, daß erstens Shaw, der den Angriff führte, ebenso von Shakespeare erfüllt war wie ich, und zweitens, daß, obwohl wir beide von dem begangenen Sakrileg erschüttert waren, anständigerweise kein Wort in den Artikeln auch nur ändern konnten. Sie waren empörend. Aber man konnte nichts zurückziehen, nichts mildern, nichts auch nur um ein Haar ändern, ohne das ganze kritische Gebäude umzustürzen. Die Erklärung ist einfach genug. Shaws erster Schuß auf Shakespeare wurde im Jahre 1894 abgegeben. Ibsens erster Frontalangriff auf England hat London an der schwächsten Stelle im Jahre 1889 getroffen. Shaw hatte in der Zwischenzeit seine „Quintessenz des Ibsenismus" geschrieben und beurteilte alles, was mit der Bühne zu tun hatte, nach den von dem furchtbaren Norweger erlassenen Gesetzen. Manch geringerer Autor litt furchtbar unter der Anwendung dieser Gesetze, aber Shakespeare wurde zum auffallendsten Opfer. „Es ist unnötig, jetzt über Shakespeare zu sprechen," schrieb Shaw, „es blieb nichts als seine Musik zurück. Selbst die berühmte Charakterzeichnung, die Molière–Shakespeare–Scott–Dumas-Père-Linie ist nur ein Trick der Mimikri. Unser Barde ist aus der Zeit ausgestoßen worden. Kein einziger Zug blieb auf seinem Gesicht haften. Hamlet ist ein rückgratloses Gebilde neben Peer Gynt, Imogen eine Puppe neben Nora Helmer, Othello eine italienische Opernfigur neben Julian." Und es trifft wirklich zu. Nur in den Sonetten sehen wir, wie Shakespeare sich zu dem dunklen Zentrum der Verwirklichung hindurcharbeitet, aus dem heraus Ibsen schuf. Nun war Shaw nicht nur von Ibsen, sondern auch von Wagner, von Beethoven, von Goethe und seltsamerweise von Bunyan erfüllt. Die englische Eigenart, zur Größe sprungweise zu gelangen: Shakespeares Art, Ruskins und Chestertons Art, ohne der Inspiration nachzustreben – diese unerhörte Vernachlässigung der intellektuellen Gründlichkeit, an die William Morris rührte, als er sagte, Ruskin könne die wunderbarsten Dinge sagen und sie fünf Minuten später vergessen, konnte ihre Zusammenhangslosigkeit vor den Augen eines Iren nicht verbergen. Shaws beliebte Redensart, ein Ire könne einen Engländer mehr lieben als irgendeinen Iren, und eine englische Hütte einem irischen Palast vorziehen, aber kein Ire könne die Engländer als erwachsen gelten lassen, erklärt

Digitized by Google

manches in seiner Haltung Shakespeare gegenüber. „Die Iren", sagt er, „mit allen ihren verhaßten Charaktereigenschaften sind wenigstens erwachsen. Sie denken systematisch, sie unterbrechen sich nicht mitten im Golfspiel, um die Größe eines Gedankens in sich aufzunehmen, als ob es ein Sonnenuntergang wäre, und kehren dann zu ihrem Spiel als der einzigen wirklich ernsthaften Beschäftigung ihres Lebens zurück."

Man wird wohl bemerkt haben, daß mein Bildnis Shaws zugleich mehr und weniger intim ist als die anderen Porträts, die ich entworfen habe. Mehr, weil Shaw der Welt alles erzählt, was über ihn erzählt werden kann. Weniger, weil ich nie mit ihm zusammen in einem Komitee saß und dies die einzige Art ist, ihn öfters zu sehen. Shaw ist kein geselliger Mensch. Er geht nirgends hin, wenn nicht sein Beruf es verlangt. Er macht keine Besuche. Eines Tages wurde er von Maurice Baring verleitet, an einem Junggesellenessen der üblichen britischen Art teilzunehmen, bei dem sich die Männer aller Generationen von Lord Cromer bis H. G. Wells krampfhaft bemühten, sich als Studenten zu benehmen. „Meine Herren," sagte Shaw mit tödlicher Verachtung ihrer Versuche, „wir würden uns viel besser unterhalten, wenn Sie sich nicht so anstrengen würden, lustig zu sein."

Er hat mich als ein Ungeheuer dargestellt, und zwar aus dem folgenden Grunde: „Frank Harris liebt die Literatur mit einem großen L und kann trotzdem schreiben, d. h. daß er die Schwäche eines Dilettanten mit der Stärke einer wirklichen Berufung verbindet." Es stimmt, daß ich der geborene Gast der Mermaid-Taverne bin. Ich teile mit Shakespeare und Dr. Johnson die Schwäche des Dilettanten, der sich an dem Feste der Vernunft und dem Überfließen der Seele unter Künstlern von gleichem und höherem Range erfreut, wenn er sie dazu bringen kann, sich mit ihm an den Tisch zu setzen. Aber Shaw erklärte, er habe seine Seele durch den Entschluß gerettet, den er nach dem ersten Besuche im Saville-Klub gefaßt habe, daß er „nie ein Literat sein wird und sich nie mit Literaten abgeben". „Ich hätte mein ganzes Leben dasitzen können und diese Kerle beobachten, die sich gegenseitig das Waschwasser abnehmen und nichts mehr von der Welt erfahren als einen Tick auf der Schreibmaschine, wenn ich blöde genug gewesen wäre", sagt er. Ich versuchte, ihn davon zu heilen, indem ich ihn zu meinen Redaktionsfrühstücken im Café Royal einlud. Er kam einige Male, interessierte sich ungemein für das Café, die Kellner, die Preise und das Essen, kurz, für die wirtschaftliche Seite des Unternehmens. Er stellte fest, daß ich und Harold Frederik zuviel

Digitized by Google

Fleisch aßen und daß es eine Geldverschwendung sei, die Preise des Café Royal für seine Portion Makkaroni zu zahlen, die er woanders für 10 Pence bekommen könnte. Die Tatsache, daß ich sie zahlte, bedeutete für ihn keinen Unterschied. Er machte gegen die Verschwendung meines Geldes ebenso viele Einwendungen, als ob es sein eigenes wäre.

Ich habe manchmal den Wunsch empfunden, andere Leute möchten ebenso rücksichtsvoll sein; aber Shaws Rücksichtnahme läuft auf eine Einmischung in das Privatleben hinaus, die um so irritierender ist, weil man durch ihr Wohlwollen und ihre Klugheit nicht in der Lage ist, sich gegen sie aufzulehnen. Eine Dame, in deren Hause er verkehrte, bezeichnete ihn als einen höchst gefährlichen Menschen; und als man sie nach der Erklärung fragte, erwiderte sie (vielleicht in der Hoffnung, etwas Staub aufzuwirbeln): „Sie laden ihn ein, weil Sie glauben, daß er die Gäste mit seiner geistreichen Konversation unterhalten wird, und ehe Sie sich's versehen, hat er schon eine Schule für Ihren Sohn gewählt, Ihr Testament für Sie gemacht, Ihre Diät bestimmt und sich alle Privilegien Ihres Anwalts, Ihrer Wirtschafterin, Ihres Geistlichen, Ihres Hausarztes, Ihrer Schneiderin, Ihres Friseurs und Ihres Häuseragenten angemaßt. Wenn er bei allen anderen rum ist, macht er die Kinder rebellisch. Und wenn er nichts mehr zu tun findet, geht er weg und hat Sie im nächsten Moment vollkommen vergessen."

Alle Versuche, ihn in einen weniger gründlichen gesellschaftlichen Verkehr hineinzuziehen, sind gescheitert. Wenn ich Shaw so oft sehen wollte wie irgendeinen anderen Literaten in London, müßte ich mich in ein Komitee einschreiben lassen, wo ich ihn mindestens fünfmal in der Woche treffen würde. Unsere Beziehungen als Mitarbeiter und Redakteur waren für gesellschaftliche Zwecke nutzlos. Er kam ins Bureau höchstens einmal im Jahre, und dann auch nur, wenn wir in irgendeine juristische Schwierigkeit gerieten und er uns zu Hilfe eilte, um uns mit wunderbarer Klarheit zu beweisen, daß wir vollkommen im Unrecht waren und keine einzige Handhabe besaßen. Er ist jedem zugänglich und erzählt jedem alles ohne jede Zurückhaltung. Aber das Endergebnis ist, daß ihn keiner wirklich kennt oder etwas über ihn zu sagen weiß.

Shaws Wesen hat in gewissem Sinne die Schärfe einer Messerschneide, die den Menschen Furcht einjagt. Er besitzt im äußersten Grad den kaufmännischen Sinn, der das Unvermeidliche sofort erfaßt und sich darauf entsprechend einstellt. Nun gibt es kaum etwas so Unerträgliches in der

Digitized by Google

Welt wie einen Menschen, der nicht einen Augenblick der vergossenen Milch nachjammert und uns nicht wenigstens eine kurze Zeitspanne gönnt, darüber zu räsonieren, bevor wir zugeben, daß da nichts mehr zu machen ist. Wenige von uns sind sich dessen bewußt, wie sehr wir unsere Verluste mildern, wenn wir die Härten dieses Lebens in eine verschleiernde Atmosphäre von Sympathie, Bedauern, Beileid und streichelnder, kleiner Lügen einhüllen, die, so unrealisierbar sie sind, nicht weniger süß erscheinen, kurz, uns einen moralischen Blitzableiter schaffen. Shaw lehnt eine solche Institution ab. Es gibt eine Geschichte von einem indischen Prinzen, dessen Lieblingsfrau bei einem Bankett von Flammen ergriffen wurde und zu Asche verbrannte, bevor man sie retten konnte. Der indische Prinz erfaßte sofort die Situation und wurde ihr gerecht. „Fegen Sie Ihre Herrin weg", sagte er zu seinem weinenden Gefolge, „und bringen Sie den gebratenen Fasan herein." Dieser Prinz ist ein orientalischer Shaw. Eines Tages, auf der Untergrundstation der Westminsterbridge, glitt Shaw auf der äußersten Treppenstufe aus und rutschte auf dem Rücken die ganze Treppe entlang, zum Entsetzen der Umstehenden. Aber als er aufstand, ohne eine Miene zu verziehen, und weiterging, als ob es seine gewöhnliche Art wäre, eine Treppe zu nehmen, brachen sie in ein unaufhaltsames Gelächter aus. Ob es sich um einen versäumten Zug oder um einen Todesfall unter seinen Nächsten und Teuersten handelt, zeigt er dieselbe übermenschliche Haltung. Keiner hat ihn wohl je beschuldigt, ein schlechter Sohn gewesen zu sein. Seine Beziehungen zu seiner Mutter waren anscheinend so vollkommen, wie solche Beziehungen überhaupt sein können. Aber als sie im Krematorium verbrannt wurde, konnte Granville Barker, den er sich als den einzigen Mittrauernden ausgesucht hatte, nichts weiter sagen als: „Shaw, Sie sind ohne Zweifel ein heiteres Gemüt." Shaw war nicht nur von Interesse für das ganze Verfahren und die Zeremonie erfüllt, sondern stellte sich auch vor, daß seine Mutter dem Ganzen über seiner Schulter zuguckte und sein Entzücken über die Einzelheiten teilte, die an seinen Sinn für Humor rührten. Er wiederholt es gern, daß die Hinterbliebenen etwas humoristische Erleichterung nötig haben, wodurch sich wahrscheinlich der possenhafte Charakter der Leichenbegängnisse erklärt.

In mancher Hinsicht kommt diese kaufmännische Begabung Shaw sehr zustatten. Er weiß früher und besser als die meisten Menschen, wann er sich in Gefahr befindet und wann die Gefahr vorbei ist. Und dies gibt ihm einen Anschein des Mutes, während er in der Tat nicht mehr gefährdet

Digitized by Google

ist. Er zieht denselben Vorteil aus seinem Sinn für den Wert des Geldes, da er weiß, wann es wert ist, ausgegeben und wann gespart zu werden. Und auch hier erscheint er oft großzügig, während er nur ein gutes Geschäft macht. Wenn er sich daher selbst, wie er es tut, als scheu und geizig bezeichnet, während der Mann auf der Straße über seine Kühnheit und Freigebigkeit erstaunt ist, ist es schwer zu entscheiden, wie weit er fähig ist, einer wirklichen Gefahr zu begegnen oder ein wirkliches Opfer zu bringen. Er ist von jedem Neid vollkommen frei. Aber wie kann ein Mensch neidisch sein, der jeden andern bedauert, der nicht George Bernard Shaw ist? Der verstorbene Cecil Chesterton beschrieb es, wie er einst als junger Niemand dem bereits berühmten Shaw begegnete und von ihm auf dem gleichen Fuße fast knabenhafter Offenheit empfangen wurde. Dies zeigt nur, daß Shaw sich weder in den Menschen noch in ihren Manieren irrt, es beweist kaum etwas mehr. Das einzige, worauf der Durchschnittsmensch mit Sicherheit bei ihm rechnen kann, ist das Unerwartete. Shaw erscheint daher trotz aller seiner liebenswürdigen Manieren und seiner gesellschaftlichen Geschicklichkeit als einer, der sich wenig darum kümmert, was er sagt, der in den erschütterndsten Situationen des Lebens gefühllos erscheint und dessen Einstellung nie und bei keinem Anlaß vorauszusehen ist. Dies alles ist keineswegs ein Rezept für eine beruhigende und populäre Persönlichkeit, obwohl es eins für eine provozierende sein kann. Selbst wenn es eine ganz irreführende, durch die hervorragende Qualität seiner Gehirnmaterie erzeugte Wirkung ist, genügt sie, um zu erklären, warum „er keinen Feind auf der Welt hat und keiner seiner Freunde ihn gern hat". Die berühmteste Stelle in seinen dramatischen Werken, Cäsars „Der, der nie gehofft hat, kann nie verzweifeln", ist als originell und feinsinnig gepriesen worden, aber keiner war je ganz sicher, ob seine Inspiration mehr höllischer als himmlischer Art sei. Man vergleiche sie mit dem jetzt unerträglich abgeklapperten Zitat, das Shaw dem nonkonformistischen Gewissen so teuer gemacht hat: „Das ist die wahre Freude im Leben, zu einem Zweck verwendet zu werden, den man selbst als einen großen erkennt; vollkommen verbraucht zu sein, bevor man auf den Schutthaufen geworfen wird; eine Kraft der Natur zu sein, statt eines fieberhaften, selbstsüchtigen Bündels von Klagen und Kränkungen, das darüber jammert, die Welt wolle sich nicht ausschließlich der Aufgabe widmen, es glücklich zu machen." Es liegt kein Höllengeruch in diesen Worten. Man frage Shaws Freunde, ob diese Äußerungen sie bei ihm mehr verblüfft hatten

Digitized by Google

als dies: „Der, der nie gehofft hat, wird auch nie verzweifeln." Man wird sofort die Antwort bekommen, welcher der beiden Sätze als charakteristischer für Shaw von denen angesehen wird, die den Autor genau kennen.

Ich will mich damit begnügen, das Porträt so weit ausgeführt zu haben. Shaw ist ein fast hoffnungsloses Thema, denn man kann nichts Interessantes über ihn sagen, was er nicht bereits selbst gesagt hat. In Deutschland, Frankreich, England und Amerika sind Bücher über ihn erschienen. Henderson hat Shaw von Anfang bis zu Ende gelesen, hat ihn interviewt und alle Tatsachen aufgezeichnet, während Gilbert Chesterton Shaw anscheinend als eine Sternenwirkung erblickt, die nie die Erde berührte oder eine Feder in die Tinte eintauchte. Julius Bab sieht in Shaw den Erzprotestanten, heimisch in Luthers Lande, McCabe, noch immer ein Geistlicher bis ins Mark seiner Knochen, trotz seines herausfordernden Apostatentums, argumentiert wie ein Geistlicher, aber vom entgegengesetzten Ende. Shaw ist kein materialistischer Atheist, er muß daher nach der Ansicht von McCabe ein Mensch sein, der silberne Löffel stiehlt, wenn die Gelegenheit günstig ist. Holbrook Jacksons kleiner Band gehört noch immer zu den besten. Er kannte Shaw in seinem Fabiermilieu und arbeitete mit ihm. Professor O'Bolger droht uns mit Enthüllungen über das Privatleben der Familie Shaws und will uns zeigen, daß der junge Mann in „Mésalliance", der erklärt, er habe in einem vollkommen makellosen Menage à quatre drei Väter gehabt, Shaw selbst ist. Shaw zieht Chestertons Buch infolge seiner „wunderbaren Unschuld und Großzügigkeit mir gegenüber und seiner allgemeineren Klugheit und Farbigkeit" vor. Cestres Buch ist ein sehr maßgebendes Beispiel französischer Kritik, wie man es in einem Lande erwarten konnte, in dem Shaws Werke auf der offiziellen Unterrichtsliste der Bücher stehen, die man zur Prüfung in der englischen Literatur studiert.

Aber ich weiß etwas Besseres als den Versuch, die Knochen eines Menschen aufzulesen, der sich bereits so gründlich abgegrast hat, daß nichts mehr übrigblieb. Ich habe jedoch etwas bemerkt, das nicht nur seinen Biographen, sondern auch ihm selbst entgangen ist. Weder er noch sie haben je versucht, Wildes Epigramm zu erklären. Shaw ist in dümmster und boshaftester Weise grauenhaft beschimpft worden. Er ist auch als ein Prophet idealisiert und als ein Heiliger angebetet worden. Zwischen diesen beiden Extremen wurde manches Ausgezeichnete über ihn von so

Digitized by Google

fähigen Kritikern wie Gilbert Murray und Desmond McCarthy geschrieben, die von einer hohen Anerkennung und dem ängstlichen Wunsche, nicht mit seinen Schmähern klassifiziert zu werden, getragen sind. Wilde befreite sich von jedem Verdachte, Shaw zu unterschätzen. Die Worte, mit denen ich dieses Essay begonnen habe, zeigen, daß mir selbst daran liegt, meinen Geschmack und mein Urteil in dieser Hinsicht zu verteidigen, bevor ich mich gehenließ. Aber warum diese Angst? Warum soll man es nicht für selbstverständlich halten, daß dieser hervorragende Dichter, der mit einem so gleichmütigen Selbstvertrauen zu William Archer sagte: „Ich werde in den nächsten dreihundert Jahren ein Großmogul der Literatur sein . . .", ganz fraglos zu einem Sitz im Pantheon berechtigt ist. Warum nicht sogar noch weitergehen und sagen: „Andere harren auf unsere Fragen – du bist frei!" Ich kann nur antworten, daß, obwohl er in seiner verblüffenden Selbstzufriedenheit sicherlich unsere Fragen nicht erträgt, er auch sehr weit von der Freiheit entfernt ist. Er wird ebenso heftig gehaßt und geschmäht wie geliebt und bewundert, und doch hat er keine Laster. Seine Manieren sind nicht abstoßend, und ein Schuß wirklicher Bosheit würde seinem jovialen Wesen nur zugute kommen. Das Problem liegt darin, einen vollkommen zusammenhängenden Charakter zu finden (und Shaws Charakter ist fast mechanisch zusammenhängend), der diese entgegengesetzten Wirkungen erzeugen kann. Keiner hat es bis jetzt versucht. Seine Verteidiger setzten sich über die Abneigung der anderen hinweg, seine Angreifer haben seine Qualitäten geleugnet und ihm Fehler angedichtet. Ich habe nicht den Versuch gemacht, über ihn ein Urteil zu fällen oder den ritterlichen Freund zu spielen. Ich habe seine Umrisse gezeichnet, wie sie mir erschienen. Und obwohl die sich ergebende Gestalt frei von jeder Deformierung ist, hat sie etwas in sich, was die menschliche Natur nicht ohne weiteres erträgt. Es ist seltsam, daß ich, der ich mich als sehr menschlich empfinde – allzumenschlich vielleicht, um mit Nietzsche zu sprechen –, von dem einzigen Zeitgenossen als ein Ungeheuer bezeichnet werde, der – so menschlich er bis zu einem gewissen Grade erscheint – nie ganz menschlich ist. Ist er denn nicht selbst ein Ungeheuer? Ein unschätzbares Ungeheuer zwar – aber doch eins, das uns allen einen Schauer einjagt und es weiß, wie es sein Ausspruch zeigt? „Man stelle sich eine Welt vor, die ausschließlich von Bernard Shaws bewohnt wäre!" Es war ja selbstverständlich nur ein Trick. Man kann es auf beliebig andere ausdehnen und es wäre unerträglich. Es war vielleicht

Digitized by Google

nur ein Plagiat des Wortes von Napoleon, der behauptete, die Welt würde nach seinem Tode erleichtert aufseufzen, aber es steckt doch etwas dahinter, und obwohl ich dies Etwas nicht erklären konnte, weil ich es selbst nicht verstehe, ist es mir vielleicht gelungen, es den anderen zu übermitteln.

Berechtigte Übertragung
von Antonina Vallentin

DAS ROSA HAUS

Novelle von

ILJA EHRENBURG

Die wunderliche Stadt. Moskau ist wahrhaftig eine ganz unwahrscheinliche Stadt geworden. Soviel Statistiken, Verzeichnisse, Berechnungen auch aufgestellt, soviel Enqueten veranstaltet wurden, so ist es ihnen doch nicht gelungen, die moskauische Dummheit auszurotten. Nehmen wir zum Beispiel die Nikolo-Pjeskowskij-Gasse: dem Anschein nach ist alles in Ordnung – die Untersektion des Sownarchos*, das sowjetische Ambulatorium, die Chorgesangskurse des Proletkult – aber in dem Hause, das dem Geheimen Rate Wsegubow gehört hatte, in dem ganz gewöhnlichen rosa Hause, ist alles auf den Kopf gestellt, da gibt es Wunder, undurchdringliche Schluchten.

Das Haus, das früher Wsegubow gehört hatte, lehnte sich an das Haus des Sownarchoskom an, verfiel in Nachdenken und ließ die Augenliderstores herab. Im Sownarchoskom sitzt ein Fräulein und klopft auf der Maschine, klopft fest, aus aller Kraft – Band ist keines da, es war ganz voller Löcher –, sie tippt gerade in rasender Hast eine Abschrift mit Durchschlag: „Die Komjatschejka begrüßt das revolutionäre Hervortreten der Arbeiterschaft von Leeds. Nieder mit den Dienern Lloyd Georges." Und im Wsegubowschen Hause liest auch ein Fräulein auf einem abgeschabten Sofa dem Papascha die letzte Nummer der „Moskowskij Wjedomosti" vor: „An dem Diner des Adelsmarschalls nahmen teil . . ." Wer nahm denn daran teil? . . . Wir denken so bei uns: was ist denn das für

* Sowjetische Volkswirtschaft.

Digitized by Google

eine Theosophie, daß im Himmel Bankette mit Poulards à la Reine veranstaltet werden. Gott hab' sie selig ... Dies denken wir so bei uns, aber dem Papascha, das heißt dem General der Infanterie Modeste Nikiforowitsch Wsegubow, lächeln wir nur höflich zu – ein schönes Diner ist das, sehr schön.

So geht es von einem Tag zum anderen, und es sind noch immer genug Adelsmarschälle und Poulards in den vergilbten Blättern der „Moskowskij Wjedomosti", die von Eulalia, der Generalstochter, ehrfürchtig auf einer Schnur im Ofenrohr bei der Ofenklappe aufbewahrt werden, damit niemand Fremdes von den Diners lesen könne. In einem Winkel über den Muscheln, den sächsischen Seidenpinschern, den gemalten Vasen hängt das Porträt von dem Oberhofschneider Grafen Flauge, dem Freunde des Generals – hochgestellt ist er, mit Großfürsten per du, ganz ungezwungen knipst er vor der hochfürstlichen Nase mit dem Kodak und gibt gegen Kredit Anweisungen auf die Titi vom Corps de ballet. Samstags schreibt Eulalia dem Grafen unter dem Diktat des Papas einen Brief, nicht ohne Würde, aber mit der bitteren Träne des Greisentums, mit der Gekränktheit des Verlassenen: „Erinnerst Du Dich, wie wir zusammen nach dem Türkischen Kriege im ‚Kjuba*' das moldauische Dämchen – der Name ist mir gerade entfallen – unter dem größten Zulauf der Gesellschaft nackt auszogen und rittlings auf einen dressierten Bären setzten? Und wie wir den Mops vom Kreker in Champagner badeten und ihm selber das freiherrliche Wappen auf den Hinterteil drückten. Jugend! Nun bin ich alt, gebrechlich, krank, alle Freunde haben mich vergessen. Ich bitte Dich inständig, antworte mir, sonst wird die Nachwelt die Treulosen verfluchen, die den Helden von Chiva mißachtet haben." Aber es kommt keine Antwort auf diese Briefe. „Er ist beschäftigt, nimmt eine hohe Stellung ein, immerwährend Audienzen, Gesandte, ausländische Prinzen" – tröstet sich der General. Ja, der Graf war ein Mensch von Bedeutung gewesen, von den besten Auszeichnungen besaß er außer irgendeinem Löwen- und einem Sonnenorden nicht weniger als zwei Dutzend, aber das war früher einmal ... Gott hab' ihn selig ...

Diese Briefe nach jenseitigen Ländern, heitere Feste mit vornehmen Verstorbenen, sind, wie übrigens alle menschlichen Geheimnisse, einfach zu erklären. In Rußland war Revolution, aber die wilden Wogen, die den ganzen Erdball wegzuschwemmen drohten, stockten gehorsam vor den

* „Kjuba" – vornehmes Hotel in Moskau.

Digitized by Google

Stufen des Wsegubowschen Hauses. In den engen Zimmerchen ereignete sich nichts, außer daß der Pointer Napoleon krepierte, der sich in der Mistgrube mit verfaultem Pferdefleisch vollgefressen hatte, und daß im Speisezimmer die Decke abbröckelte – sie war schon lange nicht ausgebessert worden.

Von dem, was hinter der Schwelle des Hauses, in dem Strudel der Nikolo-Pjeskowskij-Gasse vor sich geht, hat der General keine Kenntnis, denn er wird von dem alternden Mädchen Eulalia, die ihm die böse Revolution verheimlicht, zärtlich und ergeben bevormundet. Eulalia hat ihr früheres Leben für diese süßliche Gefangenschaft des Greisentums eingetauscht, die nach Kampfer und Naphthalin riecht, mit Watte im Ohr, mit kalten und heißen Umschlägen und mit dem sinnlosen Lallen von gewesenen Paraden. Wenn man Wsegubow anhört, dann versteht man nicht, wie er früher gelebt hat, obgleich der Greis ein Dokument über seine Dienstleistungen vorweisen wird und einen Orden an einem verblichenen Bändchen, und Bändchen – bloß von einem glänzenden Kotillon. Die Gedanken gehen irre, die Zunge verwirrt sich. Hat er bei der Generalin Malmentschew mit den Chiwaern Chakonne getanzt oder den Lakai Jaschka mit dem Degen durchbohrt, Jaschka, der, sich bis zur Erde verneigend, so zart zu flüstern verstand: „Der Störrücken*, wenn es gefällig ist" . . .? Lange ist dies alles schon her. Vor dreizehn Jahren erlitt der General den ersten Schlaganfall, seit dieser Zeit kann er nicht gehen, wird im Fahrstuhl gefahren und vermag die rechte Hand nicht zu bewegen. Einstmals besaß der General auch eine Frau, aber unbemerkt kam sie ihm abhanden. Die einen sagten, daß sie mit einem elenden Garnichts – einem Bezirksarzte – davongelaufen sei, die anderen dagegen versicherten, daß der General sie selber dem dummen Arzte untergeschoben habe, weil er zu dieser Zeit von der Oberstengattin Wolodjew und der Sängerin Chljuska außerordentlich in Anspruch genommen war und für seine Frau weder Zeit noch Geld übrig hatte. Wie dem auch sei, es erschienen zwei Töchter, nicht bei dem Arzte, sondern bei dem General. Die ältere, Olga, begab sich unmittelbar aus dem Institut der Frau Tschetkowa (der Gattin eines Ordensritters), das auf der Pretschistenka gelegen war, nach zwei Walzertouren mit dem Stabskapitän Glaskow zum Popen und verschmähte den elterlichen Segen, aber auf allerhand Kleinigkeiten, Bettücher und Dessertmesserchen, machte sie durch die Vermittlung der Schwester An-

* Störrücken – besonderer Leckerbissen.

Digitized by Google

sprüche geltend. Der General wollte sie verfluchen, aber er vergaß daran, denn er war ganz bezaubert von Eulaliens Gouvernante Toinette aus Avignon. Dafür verbot er Eulalia auf das strengste, sich irgendeinem Vertreter des männlichen Geschlechtes zu nähern, außer ihm, dem Papascha, und dem tauben Priester, Vater Spiridon, und er versicherte sie, daß ihre Seele schon bei der bloßen Berührung eines fremden Mannes ein furchtbares Schneiden befallen und daß ihr Körper blaue Flecken in der Größe von Wallnüssen bekommen würde. Eulalia mußte ihn wie ein Kind pflegen, die Sünden der Mutter und der Schwester bezahlen. Er fühlte schon ein schlechtes Ende voraus und hatte nur noch gerade Zeit, die Gouvernante einmal in das „Mauritania" zu führen und sich, während sie verzuckerte Ananas aß, ein bißchen zu amüsieren, dann mußte er auch schon alle diese unschuldigen Zerstreuungen mit dem Doktor Taube und seinen Schröpfköpfen, mit dem schwerfälligen Lehnstuhl und allen möglichen Betrachtungen vertauschen.

Bei diesen Betrachtungen liebte es der General vorzugsweise, bei zwei Gegenständen zu verweilen – bei seinen unzähligen Siegen über das Geschlecht, das irrtümlicherweise das schwache genannt wird – denn der Held von Chiva hatte nur Starke überwältigt –, und dann noch bei den unheilvollen Ränken der vielfingerigen Freimaurer.

Was erfuhr da nicht alles die bescheidene Jungfrau Eulalia, die das Verbot des Papascha nicht übertrat und sogar den Doktor Taube nicht in ihr Zimmer einließ, der sie wegen chronischer Verstopfung behandelte; mit ihren Kenntnissen von Liebesdingen hätte sie ein jedes Pariser Dämchen von den Boulevards, der die Künste und Anekdoten Wsegubows nicht in den Sinn gekommen wären, in Erstaunen gesetzt. Des Abends, wenn der General seine Mannagrütze gegessen hat, schreit er mit aller Anstrengung aus vollem Halse: „Setz' dich, Eulalia. Höre deinen Vater: Bei dem Hoffurier Iwaschin war eine Polin ... Damenfingerchen* – Karamell – luftigste Baisers – und in durchsichtigen Matinees ... aus Freundschaft überließ er sie mir für einen Abend ... beim Kamin auf dem Bärenfell ..." und weiter, weiter, und Eulalia hört zu, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, sie hat sich schon daran gewöhnt, und diese Polinnen und die Liebesgeschichten bedeuten ihr nichts anderes mehr – als die Gläser mit Balsam und den Einreibemitteln auf dem Fach oben.

* „Damenfingerchen" – Ausdruck für eine besonders geschätzte Art von länglichen Nüssen und sehr süßen Weintrauben mit länglichen Beeren.

Digitized by Google

Aber noch lieber spricht der General von dem Schicksal des russischen Reiches, enthüllt der Tochter die Intriguen, die bösen Absichten, die Wühlarbeit, das listige Lauern des verfluchten jüdischen Stammes, das heißt – der Freimaurer. In seiner Jugend war er noch mit einem beßarabischen Gutsbesitzer zusammengetroffen, in dessen Diensten sich ein Getaufter, „Monjka", befand. Von diesem Monjka erfuhr der Gutsbesitzer von den Plänen der rastlosen Juden, und er erzählte dem General, der damals noch Oberstleutnant war, alles bis ins kleinste Detail.

Jedes Jahr am Karfreitag versammeln sich die Führer der Juden von allen Enden der Welt. Ihr Rabbiner, ein Zadik mit Pajes*, ist der erste Priester unter den Freimaurern, er ersticht ein rechtgläubiges Kind und gibt allen von dem Blute zu kosten. Nach Beendigung des Gebetes, nach Heulen und Hin- und Herwiegen des Leibes machen die Juden untereinander Frieden; sagen einander, wo Aktien aufzukaufen wären, Kriegspläne zu stehlen sind, wo Aufruhr anzuzetteln ginge. Im Ausland sitzen sie überall in den Ministerien, in den Zeitungen, in den Stäben, aber – was im Ausland! – bei uns im Mütterchen Rußland ist der Minister Witte doch auch ein Beschnittener . . .

Bei Witte brechen die Erinnerungen des Generals ab. Dann kommen nur Unruhen; die Ansässigkeitslinie vergessend, ließen sie nach St. Petersburg eine ganze Judengemeinde; dort sitzen die Knoblauchesser in Kappen, drohen mit den Schirmen, nennen einander Abgeordnete, und es gibt in Rußland keinen Polizisten, der sie nur ein wenig beim Kragen schütteln und in Etappen nach Berditschew verschicken würde.

Obzwar der General alt und ein Kriegsmann ist und sich mit Finanzen nie abgegeben hat, treibt es ihn von Zeit zu Zeit, dem Herrn und Kaiser eine Bittschrift zu unterbreiten – sein russisches Herz, das kernige, alte, blutet –, man möge sich doch mit den Freimaurern in keine Unterredungen einlassen, sie einfach verbieten, mit einem eisernen Besen in einen Winkel zusammenfegen.

Unter solchen Unterhaltungen vergehen die Tage Wsegubows. Viele solcher rosa und blauen Häuschen hat es bis zu dem schrecklichen Jahre 1917 gegeben, nicht nur in der Nikolo-Pjeskowskij-Gasse, aber auch in der Mjertewgasse, in der Poluektow- und in der Schtatnijgasse, in Hunderten von Gäßchen und Sackgassen, wo Greise kichernd Locken überzählten, die mit Bändchen umwunden waren, oder auf die verjudeten Stadt-

* Zadik mit Pajes – ein frommer Mann mit Seitenlöckchen.

Digitized by Google

verordneten schimpften, die schuld daran waren, daß man die Ladenbesitzerin Kwassow am hellichten Tag ausgeraubt hatte, und die das Diebsgesindel überhaupt noch vermehrten. Aber dann kam die Revolution, von den Fensterbrettern flogen die Fikusse und Fuchsien, kläglich bimmelten die chinesischen Götzen, die krepierenden Seidenpinscher heulten noch einmal auf, ausgelassene Burschen begannen auf ehrsame Türen wilde Ankündigungen anzuschlagen, welche die Alten zittern und vor Schrecken zusammensinken ließen: „Revtribunal*", „Profsojus**", „Narobras***". Und die friedlichen Greise starben entweder still, zerfielen unhörbar vor lauter Angst, Kummer und Hunger, oder sie gingen in das ferne Ausland, aber nicht nach Monte Carlo, um hundert Deßjatinen Acker auf eine Nummer zu setzen, noch nach Karlsbad, um die über die Intrigen der Kadetten aufgebrachte Leber durchspülen zu lassen, sondern in Städte und Länder, wo sie unter fremden, satten, bösen Unadeligen kläglich Almosen sammelten. Aber die Liebe tat das Unmögliche. Vergeblich bemühten sich Zehntausende von Menschen als Damm lebendiger Leiber, mit Reihen einwandfreier französischer Kanonen den Strom der Revolution aufzuhalten. Eine schwache, magere Jungfrau aber vermochte es, die Stube ihres Papascha zu schützen, und im Jahre 1920 gab es sogar in Moskau noch einen Ort, wo der Selbstherrscher aller Reußen von Gottes Gnaden lebte, herrschte und Deputationen empfing. Als im Februar des Jahres 1917 die ersten Aufrührer mit Fahnen über die Arbatgasse schritten, begriff Eulalia, daß das Herz des Generals diesen maßlosen Schimpf nicht ertragen würde. Sie verbarg ihm alles und betete, vergehend vor Gram, den sie mit niemand teilen konnte, in der Vorratskammer still für den Gefangenen von Zarskoje-Selo. Dort hinter den Mauern empörte sich der Pöbel, machte sich breit, gröhlte furchtbare Lieder, die Mordgeschrei glichen, und hier daneben schalt ihr Papascha, Eingemachtes schlürfend, auf den verdammten Witte, der gegen den freimaurerischen Maulwurf allzu nachsichtig war.

Der Lärm auf der Straße, das Heulen der Menge, das bis zum Morgen nicht verstummende Singen erklärte Eulalia mit dem Siege über die Deutschen. Dem General gefiel das nicht sehr: die Lieder schienen ihm irgendwie nicht angemessen zu sein, und nicht die Deutschen hätte man vernichten sollen, sondern die Engländer, bei ihnen war die Hauptloge der Freimaurer, allen Unheils Pflanzschule.

* Revolutionstribunal. ** Verband der Professionisten. *** Volksbildung.

Digitized by Google

Eulalia hatte viel Sorgen: sie durfte ihn nicht zum Fenster fahren. „Es zieht, Papascha, Ihr könntet Euch erkälten". Sie mußte auf die Bedienerin achten, damit diese sich nicht verplappere. Vor Alter war der General längst zerstreut, schwerhörig geworden, seine Augen sahen wohl, aber er gewahrte nur wenig und argwöhnte nichts, außer die alten jüdischen Ränke. – „Unnütz treibt sich das Volk in den Straßen herum" – immer drohte er, daß er es dem Polizeimeister schon eintränken, durch den Oberhofschneider dem erhabenen Monarchen Bericht erstatten werde. Eulalia schrieb darüber am Samstag Briefe und, zur Seite gewendet, schneuzte sie sich ganz leise.

Es kamen die Oktobertage. Eulalia wußte, daß nicht Furcht, nur Schmach das Kriegerherz des Helden vieler Feldzüge zum Stehen bringen konnte, und als die erste Salve vom Djewitschfeld über die Alexanderschule erscholl, sagte sie dem Vater: „Papascha, seid ein Mann, die Deutschen belagern Moskau. Aber der Kaiser hat die besseren Divisionen, und wir werden sie zurückschlagen." Die Berechnung stimmte, der General zitterte nicht, den ganzen Tag über gedachte er unter dem Krachen der platzenden Geschosse vergangener Jahre, als er seine Sibirjaken zum Bajonettangriff führte, und als er einschlief, murmelte er: „Mächtiger, Starker, regier' uns zum Ruhme* . . ."

Und auf dem Sofa weinte Eulalia lautlos – alles verdarb, das Reich, das rosa Haus und das Schicksal zweier Menschen.

Es quälte Eulalia auch noch, zu wissen, daß sich ihr Neffe, Olgas Sohn, der junge Gardeoffizier Pjetja Glaskoff, die Angriffe der „Räuber" abwehrend, im Kreml auf Tod und Leben schlug.

Endlich verstummten die Kanonen, und das dick verweinte Gesicht unter einem Tuche verbergend – die Zähne taten ihr weh! – teilte Eulalia dem Papascha die Freudenbotschaft mit – die Deutschen seien vertrieben. Der Alte wollte auf Wsegubowsche Art löwenmäßig „Hurra" brüllen, aber seine Kraft reichte nicht aus, er lallte nur etwas.

Irgendwelche Schreihälse kamen, um nach Waffen zu suchen. „Bei euch", sagten sie, „ist ein Maschinengewehr im Bett versteckt." Eulalia flehte sie an, den kranken Greis zu schonen. Sie hatten Mitleid mit ihm, sahen nur in die Stube hinein, aber einer, ein flinker Kerl, kroch schnell unter das Sofa. Eulalia flüsterte dem Papascha zu, daß ein Dieb bei der

* Russische Volkshymne.

Digitized by Google

Hausbesorgerin Pelagia eine Ente gestohlen habe, sie suchen ihn eben, ob er nicht durch das Fenster hereingekrochen sei. „Die Juden, die Gauner", brummte der Greis, und er war ganz gerührt beim Anblick der Soldaten: „Packt den Aufrührer nur, Burschen, aus dem Fenster mit ihm." Mit jedem Monat wurde es ärger. Schlauer als ein Diplomat half sich Eulalia heraus. Irgendwelche rasierten Gauner behielten das Haus im Auge. Schon der bloße Name „Fliegende Truppe" verlohnte sich; Eulalia dachte, daß sie noch am ehesten Taschendiebe seien. Der General mußte mit der Tochter in die Mansarde übersiedeln: „Unten ist es feucht, Ihr Bein schmerzt" (keine Zivilkrankheit – vom Champagner oder dem galanten Leben etwa –, sondern die in Chiva erlittene Verwundung). Der General beteuerte, daß die Wunde überhaupt nicht zu spüren und daß es oben abscheulich sei, daß einem dort von dem Rattengeruch ganz übel würde, aber mit fester Hand rollte Eulalia den Fahrstuhl. Und sie ging zu den Rasierten, um ihr Diebsherz zu erweichen, legte auf die Kissen die gestärkten Bettüberzüge der Großmutter, mit den Einsätzen, und rechnete es sich als Sünde an, daß sie, allen Familienstolz außer acht lassend, in ihre Gemeinschaft geriet: „Mein Vater ist seit seiner Kindheit Revolutionär, aus einem Tuch hat er sich eine rote Fahne gemacht und sitzt immer und schwenkt sie – Gott gebe ihnen glänzenden Erfolg. Schade, daß ich Euch nicht zu ihm führen kann, die Freude mit ihm zu teilen; er ist sehr krank, und wenn er fremde Gesichter sieht, gerät er in unerhörte Wut, wie ein Fallsüchtiger, alle kommen ihm vor wie verfluchte Gendarmen." Und oben wartet der General: „Eulalia, lies mir doch die ‚Moskowskij Wjedomosti' vor", und nachdem Eulalia die Türe fest verschlossen hatte, holte sie das alte vergilbte Blatt hervor und las gemessen, ruhig, als wäre es ein Psalter auf einen Verstorbenen: „Durch allerhöchsten Erlaß wird bestimmt . . ." so lang, bis der Vater einschlummerte. Die ganze Zeit über ging sie wie auf Messern, gegen den Herbst achtzehn gingen sie fort. „Diebe – wißt Ihr, die Öfen sind nicht in Ordnung – Arbeiter sind keine aufzutreiben, sie haben ein besseres Haus gefunden." Die Feuchtigkeit war vergangen, die Wunde hatte sich beruhigt und der General zog mit der Tochter wieder herunter zu den lustigen Mandarinen (den einen, der seine Zunge bewegen konnte, hatten die Räuber entweder zum Spaß zerbrochen oder einfach gestohlen).

Dafür kamen andere Prüfungen, längst schon waren die letzten Silberrubel verschwunden, die Eulalia für schlechte Tage zurückgelegt hatte. Ihnen folgte das Granatarmband, das silberne Eßgerät, die massiven Tee-

Digitized by Google

untersätze und vieles andere. Ein Tuch umgebunden, lief Eulalia mit einem Tischtuch oder mit alten Beinkleidern des Generals, die auf Kamelhaar gesteppt waren, auf den Markt am Smolenskplatz. Die Weiber schalten sie, die Burschen verhöhnten, stießen und kniffen sie, sie ertrug alles und brachte dem General unter einem Zipfel des zerrissenen Pelzes für einen ganzen Tausender eine Semmel, gefroren, hart wie ein Stein, appetitlich. Ach, wie gerne hätte sie selber hineingebissen, aber sie kam vor ein strenges und ungerechtes Gericht. Der General knurrte: „Wo bäckt man nur so etwas Abscheuliches, wenn du nur die Pelagia zum Filipow geschickt hättest, dort bekommt man für einen Fünfer ganz heiße, rote, nicht ein Paar solcher Pferdeschwielen." Während Eulalia beim Fenster die Krumen auflas und leckte, dachte sie, wie schrecklich und unverständlich das Leben war. Wozu solche Prüfungen? Früher einmal gab es den Schutzmann, den guten, an der Ecke der Athanasiusgasse – im Baschlik –, dann Schokolade von Ejnem, die mit der goldenen Marke, auf der Gasse Ordnung, Läden in der Passage – das war einmal – und jetzt diese Krume da, das Stehen am Marktplatz, wo irgend ein lausiger Bengel mit seinen Tatzen über das Tischtuch mit dem Familienwappen fährt, noch belfert und sie unsanft in die Arme nimmt, die Abende im ungeheizten Zimmer, die Glocke, die den Tod erwarten läßt, Verzeichnisse, Auszüge, Arbeitsbücher. Früher im Institut hatte Eulalia nach einem Husar geseufzt, nach einem blauen Sumezhusar, nach Bukets mit Bändern von Nojew – danach geseufzt, das ganze Leben lang auf der Veranda eines Landhauses von etwas sehr Angenehmem und Schönem zu flüstern. Und nun konnte sie in dem frostigen Flur das Brennholz sägen, das sie für den letzten Unterrock eingetauscht hatte. Lange sah sie auf die vertrockneten Hände nieder, die von dem Waschen der Bettlaken, von der Herdasche und durch die widerspenstige Säge Risse bekommen hatten wie Elefantenhaut. Sie hatte niemanden, zu dem sie sich beklagen, niemand, den sie danach fragen konnte, wofür solche Qualen, ob nicht bald ein Ende komme, ganz gleich, was für eines – der Kosakengeneral mit den Polizisten, mit der Schokolade und einem solchen „Geht auseinander", daß die Weiber am Smolenskplatz beim Anblick Eulalias alle zurückweichen würden – oder der erlösende Tod, drei Arschin auf dem Waganjkowskij-Friedhof. – Dann wurde es ganz schlimm – Frost in der Stube, ein Viertelbrot als Tagesration – mit Grannen, man bringt es nicht herunter – es bleibt stecken – feucht, schwer, wie ein Klumpen Friedhoferde. „Habt nur Geduld, Papascha," bat Eulalia, „bald wird Taube die Diät

Digitized by Google

ändern und erlaubt wieder den Ofen zu heizen. Wenn man Sie sofort in ein geheiztes Zimmer brächte, käme ein neuerlicher Schlaganfall. Und es ist Euch nichts anderes zu essen gestattet, als Hirse in Wasser gekocht und dieses Brot, das eigens für Eure Krankheit im Laboratorium gebacken wird, es ist ein ärztlich verordnetes Brot, nicht schmackhaft, das gebe ich zu, aber es hilft sehr." – „Eine seltsame Diät, eine seltsame Krankheit, sage ich", stöhnte der General und zitterte heftig, während er sich bis zum Hals in die Decke hüllte. Einmal hielt er es schon nicht mehr aus und rief die Tochter in der Nacht zu sich: „Eulalia, Kind, mein Engel, nur ein bißchen weißes Brot – mir ist schon alles gleich – soll dann meinetwegen der Schlaganfall kommen, der Tod, es macht nichts. Ich habe gar keine Kraft mehr, alles in mir zuckt und klagt. Hab' Mitleid mit deinem Vater, umgehe die Verordnung, gib mir nur ein einziges Mal abzubeißen und heize ein. Dann werde ich leichten Herzens gehen . . ." So bat und weinte er beständig wie ein kleines Kind, und die Qual nicht mehr ertragend, weinte Eulalia mit ihm, nahm ihre ganze Kraft zusammen, um dem Vater über die arme rührende Glatze zu streichen: „Es geht nicht, bei Gott."

Im Frühjahr des Jahres 1920, im April, am fünften oder am achten, abends oder vielleicht um Mitternacht (Eulalia war schon ganz verwirrt von all den Teufelspossen: der Kalender, die Uhr* waren verrückt geworden, die Geburt Christi fiel in den Januar, die Sonne ging um ein Uhr nachts unter – sie hatte aufgehört, in der Zeit einen Unterschied zu machen) hörte sie ein hastiges Läuten. Das Mädchen begann zu zittern, ob es nicht vielleicht schon Nacht sei, ob die Tschekisten nicht etwas von den „Wjedmosti" ausgeschnüffelt hatten, aber vielleicht erwies sich der Herr gnädig und es war Tag, und sie kamen von der Horde des Chans, um die Beinkleider zu holen, die die Generalstochter den Henkern nähen sollte, den Ungehorsamen, den kleinen Trotzkijs mit dem talmudischen Davidsstern.

Aber eine späte Freude nach langen Jahren erwartete Eulalia. Es war der Neffe, der unversöhnliche Held, der Kreuzträger Pjetenka. Er war sehr abgemagert, spitz geworden, über den zerrissenen Stiefeln trug er keine kühnen Strippen mehr, nur Fetzen der abgetragenen Beinkleider, aber im Geiste war er der gleiche geblieben, nicht einen halben Zoll war er vor den Frechlingen zurückgewichen, vor den Usurpatoren. Verstohlen kam er zur

* Die Bolschewiken hatten den Gregorianischen Kalender in Rußland eingeführt, die Zeit willkürlich bis zu sechs Stunden vorgeschoben.

Digitized by Google

Tante, sie mußte ihn verstecken, die mit dem Stern jagten ihn, schnüffelten ihm nach, nun, macht nichts, er hatte seine Spur verwischt. Dem Helden der Garde geziemt es nicht, auf den Smolenskplatz zu laufen, beim Fenster Erinnerungen an Konditorsüßigkeiten nachzuhängen – mit erhabenen Dingen ist er beschäftigt, wird dem gesetzlichen Thronerben den Thron zurückerstatten. Sollte es denn ein Semjenowez dulden, daß anstatt der Helden – der Suworoff und Skobeljeff – an den kahlen Wänden der Bart, der fettige Bart des „Lapserdatschnik*" Marx hänge, der sich über das ganze verschüchterte Rußland gebreitet hat. Damit in den kaiserlichen Palästen Jüdinnen mit abgeschnittenem Haar rotzige Milchbärte hätscheln, als wären es Großfürsten. Damit, anstatt der brausenden Masurkas, der Litzen und Orden, der Eiskübel mit Champagner, der Stjesch-Choristinnen, die bloßfüßige Kommune daherkäme, die elende, traurige, so traurig, daß, wer nicht mehr glaubt, schon längst, plumps in die Newa geflogen wäre. Aber die Sache geht gut. In den Regimentern sind zuverlässige Leutchen, tollkühne, auf Seite der „Trojka", sie haben die Brücke in Kursk gesprengt, im Bezirk Eljezkij haben sie die Bauern mit einer neuerschienenen Mutter Gottes aufgewiegelt, aus deren Herzen Blut fließt und die den Küster gefleht hat: „Heile die Wunde, jage aus dem Kreml die judäischen Enkel." Im Süden ist der General Wrangel, Pjotr Nikolajewitsch, der geht über den Dnjepr und zielt nach Aljeschki. Bald, bald kommt das Ende. Wenn sich nur die unbeständigen Janusköpfe, die Kadetten mit den „Dumen" nicht einmischen wollten, die Professoren, die mit ihren verpesteten Freiheiten schon ganz wahnsinnig geworden sind. Nicht darum fließt das adelige Blut, damit ein Abgeordneter im Pince-nez, nachdem er seine Diäten vertrunken hat, den Minister interpelliert: „Und warum geschieht bei euch etwas ohne mein Wissen?" Und er steckt die Nase mit dem Pince-nez zugleich ins Futteral, fürchtet sich, das Klappfenster zu öffnen, wenn die Garde durch das Tor der Erlöserkirche zur Parade sprengt.

Eulalia begriff, daß dies der erwartete Befreier sei, Georg der Sieger, und sie wagte kein törichtes Wort zu sprechen, küßte nur strahlend glücklich seine Hand, die, früher in ganz Petersburg berühmt gewesen, der Stolz der Maniküre Mme. Vilet, und die jetzt grob und schmutzbedeckt war.

Der General kannte sich in der Tracht des Enkels nicht aus, „Dummkopf, Tagedieb, so dienst du. Bist wohl Dorfmägden nachgestiegen, hast es mit der Angst bekommen, die Farbe gewechselt. Antworte, Weiber-

* Lapserdatschnik – Spottname für Ostjuden.

Digitized by Google

schwanz, was für einen Rang hast du denn?" – „Leutnant des Semjenower Leibgarderegiments. Auf Urlaub, habe auf jugendliche Art Unsinn getrieben und bitte um Nachsicht." – „So so, na." Und der General nickte ein, und als Pjetenka gierig die Grütze Eulalias heruntergeschlungen hatte – was bedeutete ihr Grütze, sie war von der höchsten Freude erfüllt – legte er sich in der Vorratskammer auch nieder, schob den Pelz der Tante unter den Kopf. Und von dem vertrauten Geruch nach Mäusen, Arznei, Pelzwerk, nach abgelagertem Krimskrams, träumten ihm angenehme Träume, als wäre er noch klein – nicht von Chargen, noch von Bällen, noch wußte er etwas von Heldentaten; er spielte nur mit der Mama und versteckte sich im Vorzimmer, maust aus dem Büfett eine Handvoll süßer getrockneter Pfirsiche, versteckt sich hinter die Fuchspellerine, die Mutter fand ihn, kitzelt ihn und steckt ihm selber etwas in den Mund – mach nur die Augen zu – etwas sehr Gutes, noch besser als Pfirsiche, – Schokolade mit Ananas gefüllt. Gott, ist das gut . . .

Aber Eulalia schlief nicht, sondern betete vor dem Heiligenbild, daß ihnen Sieg verliehen würde. Eins, zwei, fliegen alle Brücken in die Luft, erheben sich alle Bauern, nicht die vom Smolenskplatz, diese elenden Grobiane, sondern rechtschaffene, gute, fügsame, verjagen die rasierten Schauspieler, die Geldzähler, die frechen Soldaten, und im Wagen fährt seine kaiserliche Majestät und hinter ihm reitet auf einem weißen Pferde, nein auf einem Apfelschimmel, ein Apfelschimmel ist noch viel schöner, – der stolze Pjetenka, aber über den Stolz hinaus gut und immer lächelnd. „Hilf, Mutter Gottes." – Noch einmal die Klingel. Gott, wer mag das sein? Eine Zivilperson, eine widerliche, kein Chinese, aber beinahe einer, Soldaten mit Gewehren und Revolvern. Sie hörten nicht auf das Schreien Eulalias, gingen geradewegs in das Zimmer des Generals, schreiend, stampfend, klirrend, weckten den Greis. „Befindet sich bei Euch nicht Pjotr Glaskoff, der beschuldigt ist, eine Verschwörung zum Umsturz der bestehenden Ordnung angezettelt zu haben?" Obgleich verschlafen, begriff der General sofort – also darum war sein Enkel in dem Maskenaufzug erschienen: Pjetka. Ein Aufrührer. Ein Verräter. Er hat den Eid gebrochen. Packt ihn – dort ist er, in der Vorratskammer hat sich der Bösewicht verborgen. Ich verfluche den Verrat des Elenden." Schnell, schnell, ein Papier schwenkend, gingen die Leute fort und führten Pjetka mit sich.

Eulalia ertrug es nicht, alles vergessend, schrie sie: „Papascha, Papascha, was haben Sie getan? Längst schon haben wir keinen Zar mehr, das dritte

Digitized by Google

Jahr schon regieren diese Unholde, gegen sie hat sich Pjetenka empört, jetzt werden sie ihn töten, martern."

„Du lügst", antwortete der General zornig. „Du hast dich selber an seiner Verderbtheit angesteckt. Der Selbstherrscher aller Reußen lebt. Ihr werdet ihn nicht verdrängen, ihr elenden Nihilisten. Mögen sie Pjetka nur aufhängen, dem Hunde ein hündischer Tod. Ich ahnte es, daß Olga so ein Scheusal erwächst, die Bachstelze, die, von Gecken hat sie sich anschnüffeln lassen, – ohne den Segen ging sie zum Altar. O, ihr Freimaurer, wann werdet ihr schon endlich zugrunde gehen. Ich will nichts von ihm hören, wenn du nur ein Wort sagst – verfluche ich dich. Setz' dich, lies die Zeitung vor, daß wir den Knaben vergessen, den Unheilstifter."

Und wieder nahm Eulalia das Kreuz auf sich, das ihren ermattenden Händen einen Augenblick entfallen war, aber es war auf eine neue Art schwer geworden. Sie sah Pjetenka bei der Wand liegen, die Mütze daneben, auf seiner Schläfe, der lieben, über der Blatternarbe (der Windpocke, noch im Korps hatte er die Krankheit durchgemacht) Blut, verwandtes wsegubowsches Blut. „Seine Majestät, der Kaiser, beruhigte die Vertreter des Adels von Kursk und bestätigte, daß den aufrührerischen Kreisen keinerlei Konzessionen gemacht werden würden." Der General sagte zustimmend: „Recht so, keinerlei Nachsicht, ins Gefängnis mit den Freimaurern. Pjetka, der abscheulichen Schlange, den Strick, aber mit Seife, mit Seife ... Zieh nur fest zu ..."

Eulalia hofft auf nichts mehr, erwartet keine Rettung und befragt die Nacht nicht mehr nach ihren Qualen. Sie hat sogar aufgehört zu beten und zu weinen. Sie geht auf den Markt, liest die Zeitung, schreibt dem Oberhofschneider Briefe.

Still, sehr still ist es in dem rosa Hause.

Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Russischen
von Vally Kositschek-Bronneck

Digitized by Google

PARISER RECHENSCHAFT

von

THOMAS MANN

III (Schluß)

Mittwoch den 27. – Oh, auch von Paris haben wir nun etwas gesehen, dank der Fürsorge der Herren Zifferer und Viénot, zweier leidenschaftlicher und intimer Kenner der Stadt, die auf eine für amerikanisch-deutsche Begriffe so glücklich-befremdliche Weise den Charakter der Weltstadt mit dem der alten Stadt, der tief-historischen Kultur vereinigt. Hier fehlt der Gegensatz der kolonialdeutschen Modernität Berlins zur kulturellen Würde der Provinzzentren. Die Weltzivilisation tobt und flittert in Paris nur obenauf; weiter innen ist alles Kultur, Historie, Alter.

Unsere Führer sorgten vor allem dafür, daß wir einen französischen Chauffeur gewannen; sie mußten mehrmals fragen: die zuerst Angesprochenen gaben mit verschämtem Kopfschütteln zu, sie seien „weit her". Wir kamen leidlich herum, sahen, immerfort haltend, schauend und eintretend, wohl dies und das, was nicht jeder sieht. Man kennt gewiß die kleine Kirche Saint-Julien-des Pauvres aus dem XIII. Jahrhundert, erbaut auf Trümmern des VI., vor deren Eingang der merkwürdige alte Brunnen steht, der auch seine siebenhundert Jahre gesehen. Aber war man auch in dem zugehörigen Gärtchen, in das man aus der Kirche linkshin hinaustritt und das die Aussicht auf Notre Dame bietet: eine völlig ungestörte und idyllische Aussicht, die nichts von der Weltstadt, überhaupt von nichts Neuem und Gegenwärtigem weiß, sondern den Sinn mit reiner Abgeschiedenheit und historischer Stille berührt? Wenn jeder es kennt, so bitte ich um Entschuldigung. Auf jeden Fall hat der Ort etwas Überraschendes und Verwunschenes, und meine Erinnerung zeichnet ihn besonders aus – zusammen etwa mit dem Cluny-Museum, dessen Sammlungen ich gar nicht gesehen habe. Es ist aber auf antiken Thermen erbaut, und wenn man hinten herum durch den Garten geht und aus dem 15. Jahrhundert – denn aus dieser Zeit stammt das gegenwärtige Haus – plötzlich das römische Gemäuer hervortritt und man durch ein Eisengitter in das statuenbesetzte Atrium eines Palastes aus Marc Aurels Tagen blickt, so fühlt man sich recht traumhaft eingenommen; man kehrt wohl noch einmal um, wenn man schon weggetreten, um noch einmal so, unter leichtem Leibziehen, durch die Jahrhunderte zu sinken und durch das Gitter noch einmal auf den

Digitized by Google

staubig-steinernen Spuk zu blicken, der dort, unzugänglich, aber wirklich, in starrem Schlafe beharrt.

Dies und jenes war wohl das Beste. Aber ich habe den Kopf voll von Renaissance- und Barockarchitektur, von Formenglanz, in welchem oft die Stile verschiedener Jahrhunderte so harmonisch zusammenwirken, daß es in seiner Selbstverständlichkeit zum Verwundern ist: wie im Falle der Kirche Saint-Sulpice, die seit dem 10. in beinahe jedem Jahrhundert neu erbaut wurde und neben einem Turm aus dem 17. einen zweiten hat, den nördlichen, dessen Geschmack in aller Naivität hundert Jahre jünger ist, ohne daß man den leisesten Anstoß daran nähme. Da war das Palais du Luxembourg mit seinem alten Parke im Silberlicht und dem vornehm ausladenden Bassin der Fontaine Medicis. Der Palast ist ja Sitz des Senates, und ich erinnerte mich, dies sei also das Wirkungsfeld des unangenehmen Herrn Poincaré, hörte aber, daß wirklich niemand sich um den Mann mehr kümmere und daß er selbst hier, seit Jahr und Tag, den Mund nicht mehr aufgetan habe.

Schön ist der runde Platz vor dem Pantheon, gebildet von der Bibliothèque des Génovéfains, der Ecole de Droit und der Mairie dieses Arrondissements. Schön die Hügelstraße an der romanisch-gothischen Renaissancekirche St. Etienne-du-Mont vorbei, hinab zur Sorbonne, ein alter Römerweg, jetzt Rue de la Montagne Sainte Geneviève. Traumweise ist mir, als seien wir ein Stück weit ins „Institut" vorgedrungen, die Akademie am Quai Malaquais, und die runde Stiege der Bibliothèque Mazarine schwebt mir vor, charaktervoll gedrungen. Was für ein glänzender Hof, der des Hotel Carnavalet, wo gegen Ende des „grand siècle" Madame de Sévigné mietweise wohnte – gerade der Doré-Dornröschen-Glanz war das, von dem wir in Mainz einen Vorgeschmack bekommen. Aber in klarster Erinnerung, ich weiß nicht, warum, steht mir der Platz, der durch die Jahrhunderte viele Namen hatte: Place royale, place des Fédérés, place de l'Indivisibilité, und der seit 1800 Place des Vosges heißt, zu Ehren des Vogesen-Departements, weil es als erstes seine Steuern gezahlt hatte! Er war einmal Roßmarkt, dieser Platz, aber Heinrich IV. hat etwas ganz Nobles aus ihm gemacht, prächtige, rote, giebelige Herrschaftshäuser herumgestellt, die eigentümlich niederländisch anmuten, und ihn zum Mittelpunkt des geselligen Lebens erhoben. Berühmte Duelle wurden hier ausgefochten, zum Beispiel das Duell Guise-Coligny und andere der Art, wie Mérimée sie in der „Bartholomäusnacht" beschreibt. Das majestätische Reiterstandbild

Digitized by Google

Ludwigs XIII. steht auch auf dem Platz, und in einem der roten Herrschaftshäuser wohnte einst Victor Hugo.

Auf der Fahrt durch die Stadt kamen wir an Ruinen vorbei, zu Schutt zerstürztem Mauerwerk, und mir wurde bedeutet, daß hätten jetzt kürzlich die weittragenden deutschen Geschütze, die scherzhaft sogenannten Dicken Bertas, gemacht. Ich hatte mir nicht vorgestellt, daß sie wirklich solchen Schaden gestiftet hätten, mir eingebildet, sie hätten mehr der Reklame gedient. O nein, es ist zeitweise täglich eine regelrechte Beschießung gewesen, zu bestimmter Stunde, und die Pariser haben auch Verständnis dafür gehabt und sich nicht hochgradig aufgeregt — was wollen Sie, das ist der Krieg, man konnte die bestrichene Zone ja meiden. Geärgert haben sie sich nur und laut geschimpft, wenn die Geschoßbahn plötzlich verlegt worden ist, das hat sie nervös gemacht. Viénot sah beiseite, während ich so berichtet wurde, und die Trümmer betrachtend murmelte ich die Anführung des französischen Wörterverzeichnisses vor mich hin, die mir in diesem Zusammenhange am Platze schien, nämlich „Désagréable". Aber es gibt ja auch in deutschen Landen allerlei Denkzeichen, die den Herren Nachbarn désagréable sein könnten, und dies bedenkend wandelte ich im Vorüberfahren meine Miene ins Eherne, nicht anders, als hätte ich selber die Dicke Berta konstruiert.

Im Ganzen, es war eine dankenswerte Spazierfahrt. Wir frühstückten Austern und Graves danach im Café d'Orsay, wo die Stunde des stärksten Besuches schon vorüber war und wenige Leute nur noch bei Mokka und Benediktiner ausharrten. Nicht weit von uns, an einem der weißen Tische, saß unter Freunden eine Frau, die mitten in dem vergoldeten Spiegelsaal an offener Brust ihr Kind stillte. Ein südlich-natürliches Bild, bei uns kaum denkbar und auch hier überraschend.

Besuche am Nachmittag, ein eigenwilliger und einer, zu dem man uns anhielt: Henri Lichtenberger führte uns zu Mme. Menard-Dorian, der „Enkelin Victor Hugos". Dieser Ehrentitel ist nun freilich ein kleiner Euphemismus, Madame Menard ist schlechterdings nicht mit Victor Hugo verwandt, ihre Tochter, jetzt Gattin des Malers Herman Paul, war früher einmal die Frau Jean Hugos, des Enkels und Erben des Dichters, das ist alles. Immerhin, die Beziehung ist da, auch allerlei persönliche Andenken an den Autor von „Hernani" gibt es in dem reichen und bequemen Privathause der Mme. Menard-Dorian an der Rue de la Faisanderie, nicht weit von der Avenue Du Bois, und vor allem wahrt die bürgerlich-vornehme,

Digitized by Google

weißhaarige alte Dame, die uns in ihrem großen Salon so liebenswürdig empfing, aufs tätigste die in dem Namen Hugo beschlossene politische Überlieferung als eifrige Teilnehmerin an allen linksbürgerlich, freimaurerisch-pazifistisch bestimmten Organisationen, Zirkeln und Kongressen, zum Beispiel als Mitglied der „Ligue des droits de l'homme". Ich hörte, sie sei eine so enragierte Atheistin, daß sie jedem, der es wage, Gott vor ihr zu nennen, die Douche verordne. Das gibt es nur in katholischer Sphäre – wie denn etwa auch gewisse skeptische Lästerungen bei Anatole France den Protestanten befremden. Wir kennen nicht diese Erbitterung gegen Gott, nicht diesen Fanatismus des Unglaubens, der in katholisch-antikatholischem Bezirke gedeiht. Sind wir also frömmer oder nur lauer, oder ist unsere Skepsis vielleicht die tiefere? Gott weiß es – hätte ich fast gesagt, und wirklich ist das sehr zweifelhaft; denn wir wissen ja, daß der französische Skeptizismus nicht so leicht halt macht und in mehr als einem Falle jene Kreisbahn durchmessen hat, die über das Nichts, wenn nicht gerade zu Gott, so doch zur katholischen Kirche zurückfindet – was denn freilich wieder recht unprotestantisch ist. Denn wir können uns zwar Gott ohne die Kirche vorstellen, aber nicht die Kirche ohne Gott, sans la foi – ein politisches Kunststück, dem wir uns nicht gewachsen fühlen.

Eine italienische Dame war da, ausgewiesen von zu Hause oder doch unmöglich dort und flüchtig; ich saß neben ihr, und sie versicherte, der Faschismus, der vorwärts müsse, bereite den Krieg. – Den Krieg gegen wen! – Gegen Frankreich. Auch die anderen erklärten, viele Anzeichen sprächen dafür. Ich fand es recht ehrgeizig von Italien, daß es den ersten militärischen Sieg seiner Geschichte ausgerechnet über Frankreich voranzutragen beabsichtige, und ich glaube, was französisch war, schmunzelte. Gibt es einen Pazifisten, der nicht ein wenig geschmeichelt wäre, wenn man seinem Lande ein militärisches Kompliment macht? Ich möchte nur gefragt haben.

Zwischendurch zeigte die Hausfrau sich besorgt um Deutschland, um seinen Eintritt in den Völkerbund. Würde er bald erfolgen? Da ich es in der Zeitung gelesen hatte, durfte ich sie mit gutem Gewissen beruhigen: „Il me semble absolument sûr, madame, que l'Allemagne entrera bientôt." Ich wunderte mich, daß sie es nicht auch in der Zeitung gelesen hatte.

Zu Iwan Schmeljow von da, dem russischen Dichter und Dulder, der „Die Sonne der Toten" geschrieben hat, dies grauenvolle und dennoch in den Glanz der Dichtung getauchte Dokument aus der Zeit, da die roten

Digitized by Google

Glücksbringer die Krim „mit eisernem Besen kehrten". Aus dem üppigen, mit duftenden Hölzern getäfelten, mit Teppichen belegten Pariser Bürgerheim in die äußerste Eingeschränktheit, eine Armeleutwohnung der Rue Chevert, im VII. Bezirk, drei Zimmer mit Küche und kahlem Vorplatz, die Dürftigkeit atmen. Die Nichte des Schriftstellers öffnet uns, eine junge Frau, die ihren Mann auf irgendeine gräßliche Weise verloren hat und deren Söhnchen in dem Zimmer, in das sie uns vorläufig einläßt, am Wachstuchtische sitzt und Briefmarken klebt. Das blasse Knäbchen geht sonst zur Schule und kann schon recht gut Französisch, krankt aber an den Folgen seiner Erlebnisse in der großen, geliebten, grauenvollen Heimat und muß zu Hause bleiben, wo es sich langweilt und sitzt und klebt. Seine Mutter meldet uns inzwischen dem Onkel – mein Gott, es dauert lange, der Dichter ist einsam und nervös, vielleicht fühlt er sich überrumpelt, verwirrt, ein Kleidungsstück muß vielleicht gewechselt, das Zimmer etwas geordnet werden – quälen wir ihn? Und doch haben wir in der Miene der Nichte, als wir uns vorstellten, zu lesen geglaubt, daß er sich freuen werde.

Er freut sich – sein Entgegenkommen im engen Raum des Arbeitszimmerchens, sein Blick, sein Händedruck lassen uns nicht daran zweifeln. Ich bin erschüttert, wie ich dann bei ihm sitze, an dem improvisierten Notbehelf von Schreibtisch, und in dies zerfurchte, abgezehrte Gesicht im weißen Barte blicke, in das jene Greuel sich eingezeichnet haben, die man in der „Sonne der Toten" nachlesen mag, wenn man Mut hat, und das einem Manne von fünfzig Jahren gehört, aber fünfzehn Jahre älter erscheint. Meine Erschütterung geht in Scham über, als er es ausspricht, daß er mich, den Altersgenossen, „jung und stark" findet und in bitterer Verachtung an seiner eigenen Mitgenommenheit vergleichsweise hinunterweist. Ich muß an die Stelle denken in seinem furchtbaren Roman, wo er sagt, während an der Wolga zehn Millionen Menschen vor Hunger krepierten und Leichen fraßen, hätten wir andern Völker gegafft wie ein junges Studentchen bei einer Demonstration, voll Neugier, was aus dem „Experimente" wohl werden möge. Er hat etwas Erregtes und Schreckliches, besonders da er mit der Sprache kämpft. Er spricht weder Deutsch noch eigentlich Französisch und sucht, was ihm an Möglichkeit des Ausdrucks fehlt, durch verstärkte Tongebung und heftige Bewegung seiner blassen Krankenhände zu ersetzen, was meine Erschütterung verstärkt. Die Nichte muß ihm helfen. Mit verminderter Stimme fragt er sie zwischendurch auf Russisch, wie dies und jenes französisch zu sagen sei und wiederholt ihre Auskunft dann,

Digitized by Google

wieder zu mir gewandt, fast schreiend und unter Gesten. Er spricht von Paris, wo er nicht arbeiten kann. Der Winter ist hinzubringen, das Frühjahr zu ersehnen, um welche Zeit er mit den Seinen irgendwohin ans Meer, in die Nähe von Biarritz etwa, zu gelangen hofft, wo es besser sein, besser gehen wird. Sein Buch, das ich bewundere, er schenkt es mir; erregt und langsam schreibt er hinein, was die glatte, die fix und fertige Sprache des Westens ihm an die Hand gibt: etwas von „grande admiration" und „les plus sincères sentiments" und auch seinen Namen französisch: Chmélow.

Von allem zu schweigen, was Menschen wie dieser physisch erlitten, was sie an Greueln mit Augen haben sehen müssen – mit letztem Erbarmen und letzter Ehrfurcht durchdringt uns erst die Vorstellung ihres ideellen Elends, der teuflischen Demütigung und Vernichtung des revolutionären Idealismus, von dem jeder höhere Russe erfüllt war und der durch das Erlebnis menschlich-viehischer Wirklichkeit in den Kot gezogen wurde. Die bitterste soziale Skepsis, den blutigen Hohn auf die „febris revolutionis" der Grünschnäbel, der auf manchem Blatte der „Sonne der Toten" sich kundgibt, als Weichlichkeit, Charakterschwäche, nichtssagende Empörung eines individuellen Opfers abzutun, ist nichts als unwissende Literatur und der Dünkel der Abstraktion. Erlebe, was diese Menschen erlebt haben, und dann „glaube" noch an die „Idee"! „Ich denke", sagt jemand bei Schmeljow. „Ich denke immer: wieviel Material! Und welch Beitrag zur Geschichte . . . des Sozialismus! Seltsame Sache: Die Theoretiker, die Wortdrechsler haben nicht ein Nägelchen zum Bau des Lebens beigetragen, nicht ein Tränchen haben sie der Menschheit getrocknet, wenn sie auch auf ihren Lippen stets die Arbeit am menschlichen Glücke führen . . . aber welch blutbefleckte Sekte! . . . Ich habe es ausgerechnet: in der Krim allein, in kurzen drei Monaten waren es an Menschenfleisch, das ohne Gericht – ohne Gericht! – erschossen worden ist, achttausend Waggons, neuntausend Waggons! Dreihundert Eisenbahnzüge! Hundertvierzigtausend Tonnen frischen Menschenfleisches, jungen Fleisches! Hundertzwanzigtausend Köpfe! Menschenköpfe! Auch die Menge von Blut habe ich ausgerechnet, nach Eimern, wenn Sie . . . gleich, ich habe es in mein Taschenbuch . . . hier . . . man könnte eine Albuminfabrik darauf gründen . . . für den Export nach Europa . . . Ach, ist denn jetzt nicht alles einerlei! Schon Dostojewski hat von der Million Menschenköpfe gesprochen, welche die kühnen Erdreister als Ausgabe für das ‚Experiment' aus den menschlichen Vorratsspeichern buchen werden; aber er hat sich in der Buchfüh-

Digitized by Google

rung geirrt: sie haben die Ausgaben um zwei Millionen überschritten und sie auch nicht aus der Weltenvorratskammer genommen, sondern aus der kleinen russischen Vorratskammer allein. So sieht es aus – das ‚Experiment'! Die Erdreistung der aufrührerischen Laus, die mit blutunterlaufenen Augen die Leere des Himmels erschaut hat!" – Was aber, armer Schmeljow, hat der Weltkrieg, der eine bürgerliche Veranstaltung war, an Menschenfleisch gekostet und wieviel Albuminfabriken könnte man mit dem durch ihn verschütteten Blute gründen – verschüttet durch Leute, die entweder den Himmel nicht leer sahen, sondern an irgendeinen Preußengott oder high-church-Gott glaubten, oder bürgerlich-freimaurerische Atheisten waren, wie Mme. Menard-Dorian, die gastliche Kongreßdame? Was fängt man mit den stolzen Ziffern und Summen an, die die Statistik des Krieges an die Hand gibt? Da sie zu groß sind, als daß man sie von der Summe der Revolutionsopfer abziehen könnte, wird man sie wohl hinzuaddieren müssen, denn irgend etwas haben diese Summen, das bourgeoise und das proletarische Blutkonto, offenbar miteinander zu tun, und die Bourgeoisie hatte angefangen.

Soll man sich von den Gesichten der Entmenschtheit, die sich in Ihre abgezehrte Miene eingezeichnet haben, Iwan Schmeljow, in die andere Alternative, ins strikt Bürgerliche, Reaktionäre drängen lassen? So ganz das Wahre ist der freimaurerische Kongreßpazifismus wohl auch nicht mehr, wenn er es jemals war, und es genügt heute, irgendeine Note der Sowjets an die Regierungen des kapitalistischen Westens und des „Völkerbundes" zu lesen, um zu fühlen, auf welcher Seite die Idee ist und auf welcher die Überalterung, das Flickwerk, das Nicht-ein-und-aus-Wissen. Sind die Ideen überhaupt des Teufels – da es ja keine historische Idee gibt, die nicht von oben bis unten mit Blut bespritzt uns vor Augen stünde? Nie hat die Menschheit mit ihrem Blute gegeizt, wenn es Ideen galt, und ewig wird vielleicht der Pazifismus sich lächerlich machen mit seiner Betulichkeit angesichts dieser Tatsache. Sie sind auf die allerviehischste Weise von der „febris revolutionis" und vom „Glauben" kuriert worden, armer Schmeljow, und wahrhaftig, ich glaube auch nicht viel. Aber der Besuch bei Ihnen hat mich wieder empfinden lassen, wie furchtbar schwer es heute ist, sich anständig zu halten und zu stellen. Diejenigen, die es nicht schwer finden, sind nur eitle Bescheidwisser, die nichts als das Glück suchen, sich an der tête zu fühlen. Seinem Instinkt, seiner Natur folgen ganz einfach? Ja, aber nicht „ganz einfach", sondern mit Vorsicht und Gerechtigkeit –

Digitized by Google

mit jener Selbstkritik, die unsere bedingte Lebens- und Geistesform sich öffnen läßt dem, was wir nicht mehr sind, was nach uns kommt, der Zukunft. Man wäre nicht Schriftsteller, ohne die vortastende Kritik des Gedankens an der eigenen Form. Ein Musiker darf einfach sein, was er ist, er hat die reine Erlaubnis zur Naivität. So etwa ist Richard Strauß Repräsentant und Exponent der bürgerlichen Kultur und nichts weiter – es ist genug. Auch ich bin „Bürger" – die tête-Halter und Bescheidwisser geben es mir schimpfweise täglich zu verstehen. Aber das Wissen selbst, wie es um das Bürgerliche heute geschichtlich steht, bedeutet schon ein Heraustreten aus dieser Lebensform, einen Nebo-Blick auf Neues. Man unterschätzt die Selbsterkenntnis, indem man sie für müßig, für quietistisch-pietistisch hält. Niemand bleibt ganz, der er ist, indem er sich erkennt. –

Noch einmal im Theater diesen Abend. Man spielte „Le dompteur ou l'Anglais tel qu'on le mange" von Alfred Savoir in dem kleinen Théâtre Michel, Rue des Mathurins, nahe der Oper – einem winzigen Häuschen für vielleicht 100 Personen, dessen ebenfalls zwergenhafte Logen durch leichteste Brüstungsverschläge vom Parterre abgeteilt sind. Das Sälchen war voll, das Zirkusstück hat allabendlich Zulauf, offenbar empfindet das Pariser Publikum es als sehr neu und kühn, obgleich es Wedekind ist und nicht viel darüber hinaus. Was aber darin über ihn hinausgeht, ist nicht sehr gut: es ist allerlei Allegorisches um den Konflikt von roher Kraft und Idealismus, von Liebe und Vergnügen herum, wodurch wohl eben die Illusion des tiefsinnig Dichterischen und Neuen beim Publikum erzeugt werden mag. Die Aufführung war unterhaltend: Mme. Spinelli, die Lulu des Stückes, der Erdgeist, la Femme avec majuscule, wie Crémieux schrieb, zeigt wunderbar negative Toiletten und versetzt, mit ihren stadtbekannten vierzig Jahren, die Pariserinnen in Aufregung durch die erstaunliche Jugendfrische ihres Körpers. „Elle a accouché quatre fois, cette femme, mais regardez le ventre!" Auch der Mordskerl von Bändiger selbst macht gute Figur und frißt eine Banane in zwei Bissen. Was den Lord Lonstale betraf, so ließ sein eigentlicher und sehr geschätzter Darsteller sich zum laut geäußerten Bedauern des Publikums wegen Krankheit entschuldigen. Herr Soundso, der für ihn eingesprungen sei, habe, so meldete der Regisseur, nur 24 Stunden Zeit gehabt, sich mit seiner Rolle bekannt zu machen, nicht genug, um sich recht darin zu befestigen. Er bitte um die Erlaubnis, seinen Text mit auf die Bühne zu bringen. Das tat er wirklich. Den ganzen Abend

Digitized by Google

hielt er sein Rollenheft in der Hand, wie bei einer ersten oder zweiten Probe, gelegentlich hineinblickend, so daß sein Spiel sich natürlich auf bloße Andeutung beschränkte. Ich fand das abgeschmackt. Ein routinierter Schauspieler sollte doch binnen 24 Stunden die Situationen einer Rolle so weit beherrschen lernen können, daß er mit Hilfe des Souffleurs zu „schwimmen" vermag.

Bei Webèr gegessen nachher und Heidsieck getrunken.

Donnerstag den 28. – Einer der Subdirektoren des Hotels, eine Art von höherem Portier oder Manager in Schwarz, Schlüsselbewahrer unter anderem, ist ein literarischer Mann, der sich höchlichst für meine Anwesenheit interessiert. Er hat in den Blättern von mir gelesen, vor allem Bertaux' großen Artikel in den Nouvelles littéraises, und verlangt beständig nach dem Text meines Carnegie-Vortrags, den ich doch auf französisch nicht beibringen kann. Eben verhandelte ich, vormittags, mit ihm in der Réception, als ein Herr sich mir näherte, der sich als Sekretär des Herrn Dmitri Mereschkowski vorstellte. Herr Mereschkowski wünsche mich zu besuchen. Das war beschämend. Ich hatte gewußt und doch aus Kopflosigkeit nicht bedacht, daß Mereschkowski in Paris lebe und daß es mir obliege, ihn aufzusuchen. Ich ließ ihn zum Tee bitten, um welche Stunde ich Dr. Ludwig Lewisohn, den Neuyorker Publizisten, und seine Gattin bereits erwartete.

Vorrerst kamen Bertaux und Monsieur Pierre-Quint, einer der Chefs des Verlagshauses Kra, bei dem der „Tod in Venedig" erschienen. Wir fuhren in die Champs Elysées, wo die Firma Kra uns in einem Restaurant namens „Cabaret" ein Austernfrühstück gab. Es galt die Besprechung großer Dinge, der Übersetzung aller meiner Arbeiten, einer Art von französischer Gesamtausgabe, die Kra, ermutigt durch die Teilnahme, die La mort à Venise gefunden, im Laufe einiger Jahre zu bewerkstelligen gedenkt. Großartige Situation! Wie komme ich dazu? Manche finden alles selbstverständlich. Tut man das aber nicht, so ist das Leben sehr aufregend.

Ein letzter Kopfsprung zwischendurch ins Geläufig-Improvisatorische, denn Bertaux, der über meinen Aufenthalt zusammenfassend schreiben will, verlangt interviewmäßige Auskunft über meine Eindrücke, und so heißt es denn noch einmal reden, reden. Von junger französischer Literatur sodann, dem früh verstorbenen Radiguet zum Beispiel und seinem Roman aus der Kriegszeit „Le diable au corps", worin ein Fünfzehnjähri-

Digitized by Google

ger ein Verhältnis mit einer Frau hat, deren Gatte an der Front kämpft. Pierre-Quint nennt Radiguet einfach „un petit malheureux", aber ich möchte die eigentümliche moralische Kälte dieser Jugend nicht mit solchem Achselzucken abtun. Man denke etwa noch an die Episode in Gides „Faux monnayeurs", wo irgendein junger Mensch sich den Spaß macht, den Koffer-Depot-Schein des Erzählers zu stehlen, das Gepäckstück auszulösen, es mit sich nach Hause zu nehmen, es zu öffnen, zu durchstöbern, sich einen Anzug daraus anzueignen, die intimen Tagebücher zu lesen, die er ebenfalls darin findet und die ihn über das Liebesleben seines Opfers unterrichten. Die Frechheit noch weiter treiben, heißt freilich fast schon mit ihr versöhnen: Der Witzbold begibt sich, angetan mit dem gemausten Anzug, zu jener Frau, wo er sein Opfer zu finden erwartet und auch findet – munter tritt er ihm unter die Augen und begegnet vollem Verständnis für seine Schelmerei. Denn der Schriftsteller, weit entfernt, Wut aufzubringen über den absolut schamlosen Einbruch in sein Leben, fühlt sich ganz einfach „énormément amusé".

Was ist das? „Unordnung"! Man kann nicht umhin, zu denken, daß, andeutungsweise gesagt, das geistige Frankreich, spät erreicht von der Welle analytischer und weltverändernder Erschütterung, die über uns alle hingeht, sich in einem Zustande moralischer Gleichgewichtsstörung und radikaler Problematisierung befindet, einer Verwirrung aller kürzlich noch klaren Begriffe von dem, was möglich und was nicht möglich ist, die diesem Lande klassischer Vernunft, das sich selbst noch jahrelang nach dem Kriege als das intakteste und konservativste Land Europas empfand, besonders kraß, befremdlich und unheimlich belustigend zu Gesichte steht. Man muß aber hinzufügen, daß es nur von der Tapferkeit des französischen Bewußtseins, d. i. von der Stärke und Naivität seines Schrifttums zeugt, wenn diese Erschütterung und Desorientiertheit hier literarisch mit besonderem Freimut zum Ausdruck kommt – denn vorhanden ist sie überall, und ein typisches kleines Beispiel von moralischem Bolschewismus fällt mir ein, das mir vor kurzem persönlich vorgekommen: Ich meine die – wirtschaftlich übrigens völlig uneigennützige und rein schabernackmäßige – Fälschung eines Beitrags von mir für eine Münchener Tageszeitung, bewerkstelligt mit aller Sorgfalt und gar nicht ohne Humor von einem natürlich jungen Menschen, der sich, um seinen Streich überhaupt zu ermöglichen, keinen Augenblick besonnen hatte, unter den Begleitbrief die Unterschrift des angeblichen Absenders nachzuahmen. Die genasführte Redak-

Digitized by Google

tion, die sich vogelfrei fühlte und der unfrischen Auffassung war, bei der Fälschung einer Unterschrift höre der Spaß auf, sie sei kriminell – was sie ja auch ist, aber was will das besagen! – setzte den Staatsanwalt in Bewegung, ohne daß es bis heute gelungen wäre, den vorurteilslosen Spaßvogel festzustellen, dessen musterhafte Diskretion und Vorsicht gewiß weniger seiner Person als seiner Sache gilt, seinem guten bolschewistischen Spaß, der ihm verdorben wäre, wenn man ihn fänge. Gott schütze ihn – ich werde nicht müde, der Polizei meinen völligen Mangel an Rachsucht zu beteuern. Ich bin nichts weiter als zeitpsychologisch interessiert, énormément amusé – es gibt keine bessere Formel für mein inneres Verhalten – und versichere dem neuartigen jungen Mann, unter Hinweis auf die entwaffnende Unerschrockenheit jenes Früchtchens bei Gide – meines unverbrüchlichen Stillschweigens und meines Einverständnisses mit ihm gegen die Häscher, falls er die Freundlichkeit haben sollte, sich mir zu erkennen zu geben. –

Nachmittags gepackt. Tee mit Mereschkowski und den Lewisohns im Speisesaal des I. Stocks, reisefertig. Traf den russischen Dichter, der mit seinem Buch über Tolstoi und Dostojewski einst auf meine zwanzig Jahre einen so unauslöschlichen Eindruck gemacht, im Begriffe ihm entgegenzugehen, auf dem Korridor vor unserem Zimmer. Er ist graziler als die Mehrzahl seiner Landsleute, mit kurz gehaltenem, graumeliertem Vollbart und von fast eleganten Formen. Es bewegt mich, ihn mir in Person gegenüber zu sehen, und mit Widerstand erinnere ich mich des politisch entstellten Urteils über ihn, das ich neulich in einer deutschen radikalen Zeitschrift las: ein „überschätzter Kleinbürger" wurde er da genannt, den die Revolution „restlos enthüllt" habe. Ein Kleinbürger, der Autor des erschütternden und aufwühlenden Buches über Gogol, nur weil sein russisches Religiosentum, sein apokalyptisches Temperament ihn zwingt, im Bolschewismus den Antichristen zu sehen und sein Vaterland zu meiden, dessen Seele ihm gefälscht und gemordet scheint. Ist alle Gerechtigkeit aller Sinn für geistigen und seelischen Rang abhanden gekommen, der Politik zum Opfer gefallen? Und welcher Politik? Urteile, wie das angeführte, kommen von Literaten, denen der demokratische Pazifismus, welchen sie um 1918 „dem Geiste" gleichsetzten, heute nur noch ein Achselzucken und ein Gelächter ist und die mit Genugtuung erklären, in Frankreich stehe die ganze höhere Jugend auf der anderen, der „dynamischen", der nationalen Seite, und wahrhaftig, wenn sie jung wären, sie stünden auch dort. Sie stehen dort.

Digitized by Google

Man „trägt" wieder Militarismus heute, sei er nun faschistisch oder kommunistisch eingefärbt, und beim Himmel! mir soll es recht sein, wenn die fade Tyrannei von damals, gegen die ich reizbarer Tor die ganzen „Betrachtungen" glaubte schleudern zu müssen, heute schon literarisches vieux jeu ist und pazifistische „Gesinnung" nicht länger als Ersatz für Talent gilt: die Jahre, wo sie dafür galt, waren die unangenehmsten meines Lebens. Aber vielleicht sollte ein politisch-literarisches Geschmäcklertum, das immer nur auf „das Neueste" aus ist, den ernsten und leidenschaftlichen Gewissenstiefgang eines Geistes wie Mereschkowski nicht mit Kleinbürgertum verwechseln. Eben jetzt haben die Sowjets ihren Erzfeind seiner letzten Subsistenzmittel entblößt, und ein Aufruf zu einer Hilfsaktion für ihn ergeht aus Frankreich. Mit Überzeugung und ohne Menschenfurcht habe ich ihn unterschrieben.

Er hat mir Bücher mitgebracht, eine kleine Kollektion seiner neueren Schriften mit Widmungen, darunter die „Weisheit des Ostens", eine theologisch-mystische Aphorismensammlung über Ägypten und Babylon, eines der merkwürdigsten, profundesten und innigsten Bücher jedenfalls, die man dem religiösen Genie Rußlands verdankt. Er ist nicht glücklich in Paris. Er lebe in einer Wüste, sagt er, und klagt über die Teilnahmslosigkeit der französischen literarischen Welt, die er ganz gegen meine Erfahrung für nationalistisch erklärt. Die fremde Sprache beengt ihn. Sie drücke das Ausdrucksniveau in einer Weise, daß man sich beständig wie ein Idiot vorkomme. Unsere Unterhaltung geht, mit Hindernissen, deutsch und französisch durcheinander, ist eine gehemmte Andeutung dessen, was wir einander sagen möchten, ein kosmopolitischer Notbehelf, der ihn doch amüsiert. Es ist von seinem Tut-ench-Amon-Roman die Rede, nach dessen literarischen Lebensmöglichkeiten in Amerika er sich bei Dr. Lewisohn erkundigt, und von dem ich hier und jetzt zum ersten Male höre, – nicht ohne Schrecken, denn ich habe einigermaßen verwandte Träume zu gestehen und der Amerikaner merkwürdigerweise auch. Mereschkowski ermutigt uns und will von Resignation nichts wissen. Das sei der Geist, sagt er, der allgegenwärtige, der an entlegensten Punkten das gleiche wecke. Eine schöne Idee, die in aller individuellen Vereinzelung die Einheit und Kameradschaft des Zeitgenössischen empfinden läßt. Übrigens habe ich nie gefürchtet, daß irgend jemand, und sei er der Überragendste, mich durch die promptere Behandlung eines mir angelegenen „Stoffes" matt setzen könnte. Hätte ich es zu fürchten, meine Langsamkeit würde zur

Digitized by Google

Dauerkatastrophe. Aber was ist „Stoff"! Das Persönliche ist alles. Der Stoff ist nur durch das Persönliche. Und meine allzu subjektive Art stellt mich wenigstens sicher gegen jede ernstliche Kollision mit Gleichzeitigem und schneller Fertigem.

Als Mereschkowski aufbricht, begleite ich ihn zur Garderobe und nehme dem Diener den Mantel ab, um dem großen Schriftsteller selbst behilflich sein zu dürfen. Ehrerbietung zu erweisen gehört zu den größten Genugtuungen des Herzens. Ohne Heuchelei: es macht viel glücklicher, als Ehre zu empfangen. Das beschämt, bedrückt, überlastet das Selbstgefühl, und man denkt nur abwehrend: „Kinder, Kinder!"

Noch leisteten Lewisohns uns etwas Gesellschaft, – ein originelles Paar: beleibt beide und klein, er aber brünett, mit Papageiennase und einem Zwicker darauf, sie blond und stutznäsig, ihm gleich aber wiederum in Feinsinn, Humor und Herzensgüte. Ich hatte dem Doktor für einen gewaltig schmeichelhaften Artikel über den „Zauberberg" in der Neuyorker „Nation" zu danken, und damit war der literarische Streitpunkt der Ehegatten berührt, denn einer ausgesprochenen Schwäche des Doktors für meine Schreiberei steht die leidenschaftliche Bewunderung seiner Frau für Jakob Wassermann gegenüber, und das scheint erheiternderweise eine unerschöpfliche Quelle wertender Diskussion und kritischer Uneinigkeit in dieser sonst so harmonischen Ehe zu bilden. Wassermanns Popularität in Amerika ist außerordentlich; er verdankt sie besonders dem sozial-religiösen Zuge seines „Wahnschaffe" und noch mehr gewiß der echten Romanhaftigkeit seiner Produkte, einer Gabe des Fabulierens, durch die er uns alle schlägt. Nicht umsonst hat er neulich essayistisch Einspruch erhoben gegen die „Entfabelung" des Romans, die im Gange sei, und die Unsterblichkeit der Fabel, des Geschichtenerzählens überzeugungsvoll verkündigt. Selbstverständlich hat er recht, und seine persönliche Stärke ist es, von der Krise, in der sich der Roman als Form heute für unser aller Gefühl befindet, und für welche „Entfabelung" nur ein halbwegs zutreffendes Wort ist, vergleichsweise wenig berührt zu sein. Sein rassenmäßig bestimmtes Elementar-Erzählertum macht ihn als Künstler konservativ und widerstrebt jener Auflösung ins Geistige, die er als „Entfabelung" bezeichnet. Aber die Krise bleibt bestehen, und die Frage, ob der Roman alten Stils heute noch möglich ist, wird nicht aufhören, die Produktion versuchend zu beunruhigen . . .

Man ließ uns allein zur letzten Ordnung unserer Angelegenheiten.

Digitized by Google

Der Orient-Expreß ging 7 Uhr 50. Vierzehn Stunden bis München. Wir hatten ebenso viele von Mainz hierher gebraucht.

Letzte, lange Fahrt durch das lichtschleudernde, reklameflammende Paris.

Der Orient-Expreß ist ein adeliger Zug, der König der Züge. Wer mit ihm reist, wird als hohes Mitglied der kapitalistischen Gesellschaft mit voller Auszeichnung behandelt, und das Souper im Speisewagen ist von einer Gepflegtheit, die ebenfalls von der Selbstachtung des Zuges zeugt. „M'sieur et dame –" sagte der mit Kohle und großer Welt imprägnierte Schaffner, der uns die Betten bereitete ... In der Frühe, bei Augsburg, als wir zum Tee gingen, sagte er: „Guten Morgen!"

Die in der „Neuen Rundschau" veröffentlichten Abschnitte aus Thomas Manns neuestem Werk „Pariser Rechenschaft" stellen nur Auszüge dar. Die vollständige Buchausgabe erscheint im Laufe des Sommers im Verlage S. Fischer, Berlin.

HONGKONG – CANTON

von

ARTHUR HOLITSCHER

Erster zauberhafter Tag in China

Über allen Straßen der Stadt wehen, schaukeln, pendeln lange schmale Fahnen, Holztafeln, auf denen goldene Zeichen, rote, schwarze Kunstwerke von Buchstabengruppen schmal und senkrecht untereinander gesetzt, zu lesen sind. Sie berühren sich fast, so dicht hängen sie nebeneinander, Lacktafeln, Schilder, Leinwandfahnen – alle Straßen der Stadt sind voll von schaukelnden, flatternden chinesischen Buchstaben. –

In einem engen Gäßchen, das steil den Berg hinauf klettert, begegnet ein Schalmeibläser, ein Gongschläger einem andern Schalmeibläser, Gongschläger. Alle vier bearbeiten ihre Instrumente mit Wut und Ausdauer, die enge Gasse hallt wider vom wilden Getön.

Rasch bewegt sich der Trupp, der hinter dem einen Musikantenpaar den Berg hinauf zieht – langsam schreitet der andre hinter seiner Musik die glitschrigen Steine hinunter. Ein breiter Holzstamm, gelb angestrichen, von seltsamer Form, wie ein Kanu, auf das ein Deckel gelegt ist, an den

Digitized by Google

abgeschrägten Enden aber einer Lotosblume ähnelnd, schwankt auf den Schultern von vier Männern den Berg hinauf. Hinter ihm führen kräftige Burschen ein paar sonderbare, weit vornüber hängende Gestalten daher: einen ältlichen Mann mit weißer Mütze, weißer Stola um den Leib, Baststrick um die Hüften, und zwei kleine Jungen, die ähnlich gekleidet sind und die Köpfe auf ebenso unnatürliche Weise vornüber hängen lassen.

Diese weißen Gestalten, der ältliche Mann hat noch eine lange Bambusstange mit wehendem weißen Papierstreifen in der Hand, man möchte meinen, es seien Betrunkene, so schleppt man sie des Wegs daher, aber es sind bloß gebeugte Menschen, sie folgen ja einem Sarg, weiß ist die Farbe der Trauer, zuhause im Totenhaus hocken weiß angekleidete Kinder, gemietete, heulen die Totenklagen.

Dem andern Zug schreiten Kinder voran, in weiten, purpurnen Jacken, feierlich und steif. Sie tragen an langen Bambusstöcken Pappeschilder, auf denen wieder diese herrlichen goldenen, schwarzen und krapproten Schriftzeichen zu lesen sind. Die Kinder gehen ganz langsam, damit sie den hinter ihnen den Berg herabschwankenden Sänften, Tragsesseln, bunten Flitteraufsätzen nicht davonlaufen. Es ist ein Brautzug – seht: die blaue, fest verschlossene, mit tausend klirrenden Glassträhnen, Papierrosen und zitternden vielfarbigen Gehängen ganz überrieselte Sänfte, von purpurnen Kulis geschleppt, in der die Braut, die unsichtbare, ins eheliche Heim getragen wird! Und die anderen, blau und zartfarbig gläsern klirrenden, rieselnden Sänften, alle von purpurnen Kindern geschleppt, mit lächelnden, dickbäuchigen, rosabemalten Gipsgöttern, die ihre spitzen, zierlich gekrümmten Finger wohlwollend und wollüstig betrachten – aber, was ist das? Das ist ja ein Wasserklosett, blütenweiß und in jungfräulicher Reinheit erstrahlend, und dahinter ein veritabler Schrankkoffer, höchst modern, seine hundert mexikanische Dollar wert, auf Sänften kommen all diese Schätze durch die Stadt gezogen, und außerdem drei funkelnagelneue Bettmatratzen, ein schön geschnitzter Ebenholztisch, auf dessen Platte ein ganzes Porzellanservice festgebunden ist, ein Vogelbauer mit kreischendem Papagei, eine Tragbahre mit Aluminiumgeschirr, Töpfen, ein Spiegelschrank mit schauerlichen Metallbeschlägen – ja, ihr gesamtes Hab und Gut und alle Hochzeitsgeschenke geben die stolzen Brautleute im endlos langen Zug der Sänften den neidischen Blicken der Gassen preis!

Bergauf schwankender Trauerzug, bergab schwankende Brautprozession, ringsum das bunte, enge Getümmel und Gewirr der mit tausend Fahnen,

Digitized by Google

Schildern wehenden goldenen, lackschwarzen, krapproten Gassen und Berggäßchen in der Morgensonne, deren Strahl die verschlungenen Pfade des hohen Bergabhangs in die Höhe gleitet – dies ist China, mein erster Morgen in Hongkong, der erste, unvergeßliche Tag in dem sagenhaften Reich der Mitte, Reich des entthronten Himmelssohns, der auf den Thron gesetzten irdischen Vernunft.

An den mächtigen Berg gebaut, der sich wie ein Riegel vor China schiebt, liegt Hongkong in der Morgensonne der Weihnachtswoche da, ein britisches Gibraltar des östlichen Meeres, bewacht von Kriegsschiffen aller Nationen, in dem zauberhaftesten Hafen, den meine von der Schönheit dieser Monate, dieser Erdenwelt nun schon fast wunden Augen je umfaßt und genossen haben . . .

Frühmorgens flog an dem kreisrunden Fenster meiner „Takada"-Kabine ein Flügel vorüber, von riesigen Dimensionen, weiß, hellgrau und zitronengelb gefleckt, wie eines exotischen, nie gesehenen Schmetterlings Flügel, das geflickte Segel eines schweren chinesischen Sampans oder Frachtbootes, erster Gruß Chinas. Auf dem Verdeck des Schiffes dann, das achtzehn Tage lang seit Kalkutta mein Wohnort war und sich jetzt, vom kleinen Lotsenschiff gesteuert, vorwärts wagte in der gefährlichen Bai – welcher Anblick!

Die Inselberge, spitzen Kegelformen der Hongkongreede, im zarten Rosa des Sonnenaufgangs wie Nebel am lichtblauen Horizont, über dem durchsichtig blauen Wasser verschwimmend, hell und unirdisch – ein zinnoberrotes Schiff, weit, irgendwo, im Morgenduft wie eine Vision auftauchend – bald von der Stadt her ein verirrtes Geglitzer von Fensterscheiben, über die Sonnenstrahlen streichen, beim Näherfahren: Schatten von vorgebauten Bergschründen auf tiefer zurückweichende, aus dem Fels gekerbte Häusergruppen fallend, hier und dort ein deutlicherer Farbenfleck, Rauch, die gewaltige Masse eines braunen Pazifikdampfers, unmittelbar im Vordergrund des Sehfeldes, all dies wie Musik, die das Auge vernimmt, und dann plötzlich: der verschwebende, melancholische Laut eines abschiednehmenden Schiffes, weit innen, in den Gewässern der Küstenausfahrt . . . nun erst ein voller Akkord – o Herrlichkeit des Fahrens und Schauens, ihr Häfen der vielen Meere, in die ich einfuhr, Sonnenglanz liegt über einem neuen Morgen, einem neuen Hafen, am Eingang eines neuen, geheimnisvollen Landes, in dem Kräfte erwacht sind, die der Sinn bewillkommt,

Digitized by Google

versteht. Langsam öffnet sich die Seele zum Morgengruß an das Unbekannte. Das Schiff sucht seinen Ankerplatz, findet ihn, legt an.

Dieser erste Tag vergeht zwischen der Stadt und dem Hafen, in den Berggassen, die sich über den Peak, den gewaltigen Felskegel, an den Hongkong gelagert ist, hinziehen, ihn kreuz und quer furchen – auf der raschen Fähre, die den Hafen durchschneidet, hinüber nach Kowloon führt, der Stadt der Neun Drachen.

In den Basarstraßen, die die vertikal niederhängenden Lackschilder und Fahnen zeichnen, jage ich einem Schmuckstück aus Jade nach, das ich hier zu finden hoffte, finde aber nicht das Richtige:

„Vely solly!" – Pidgin English. Sie können das R nicht aussprechen. Ihr Englisch klingt kindlich. Pidgin aber kommt nicht von Pigeon, d. h. von Täubchen, sondern von Business, d. h. Geschäft – es ist das Idiom, in dem sie sich mit dem Engländer, der den Riegel vorgeschoben hat, verständigen. Dieses putzige Idiom und der kindliche Sprachfehler decken viel Verschlagenheit, Nichtverstehenwollen, gebotene Vorsicht und allerlei tückische Fallen.

Untereinander sprechen sie eine Sprache von höchster geistiger Modulationskraft, gegen die keine europäische aufkommt, eine Sprache der unerhörtesten Synonyme und Ideenassoziationen, die einen Wortschatz und Schriftzeichenreichtum von etwa 40000 Einheiten und kein Alphabet besitzt. Diese Schriftzeichensprache (eine Zeitung kommt schon mit 4000 Ideogrammen aus) ist Rückgrat, Schicksal und Schlüssel zum Verständnis des uralten Kulturvolkes. Es liegt ihr eine Idee von Dauer zugrunde: Anschauung der Natur und symbolische Darstellung durch Runen unserer Beziehung zu den ewigen Dingen. Man sehe sich bloß die 64 Varianten an, die Itsching, das alte Zauberbuch, die Fibel der Chinesen, mit den acht Grundelementen der Natur und den einfachsten Schriftzeichen, der geraden und der gebrochenen Linie anstellt, um einen Begriff davon zu bekommen, was des Chinesen Religion, Ethik, Gesellschaftsmoral und Nationaltradition zu besagen hat.

Auch ihre Denkweise gegenüber dem Haiha, dem fremden Teufel, reduzieren sie auf das Niveau ihres zimperlichen Pidgin. Bezeichnenderweise sagen sie für Humbug – „Playpidgin"; sonst verschanzen sie sich hinter einem stereotypen „Mi no sawwi": ich weiß nicht!, „Mi luksi!" – man wird schon sehen, laß mich überlegen, „No wantschi!" – ich brauche das

Digitized by Google

nicht; Bakschisch heißt hier Kumscha, und wenn du den Laden verläßt, ohne gekauft zu haben, tönt dir mit einem bedauernden: „Tu mötschi dir?" ein höflich gelächeltes: „Tschintschin" nach – adieu!

Sie sind nicht gerade feindselig, ihr Lachen und Lächeln ist nicht böse oder höhnisch, doch fühlt man sich unter ihnen nicht unbeschwert und geht nicht, wie in Agra, wie in Benares, träumend und beseligt durch die Straßen. Alles ist, besonders in den großen Städten, ordentlich, blitzblank ausgerichtet und hingestellt. Vom pittoresken Schmutz Indiens, vom farbigen Halbdunkel Indiens keine Spur. Sie lieben eine Überfülle von Licht, Glühbirnen, alle Menschen tragen eine Art Uniform, die schmucklose Chinesenjacke, den Chinesenunterrock, zumeist in stumpfen Farben, die Männer sauber rasiert, ein langbärtiges Gesicht fällt auf, nur alte Männer lassen sich das dünne Haar auf dem Kinn wachsen, man sieht kaum mehr einen Zopf unter tausend europäisch kurzgeschnittenen Köpfen. Die Kopfbedeckung der Männer ist unweigerlich die schwarze, eng anliegende Seidenmütze mit schwarzem Knopf, hie und da mit rotem; mit weißem, wenn man trauert. Man hat den Eindruck, daß ihr freundlich einladendes Lächeln auch nur uniform ist, merkantiler Gepflogenheit entspringt – die offene, liebliche Kindlichkeit des Inderlächelns fehlt diesen Gesichtern. Energie, Betriebsamkeit, undurchsichtige Höflichkeit und noch etwas, was mir am ersten Tage schon auffällt.

Ich gebe einem jungen, blinden Wahrsager, der seinen Tisch an einer Straßenecke aufgeschlagen hat, eine kleine Silbermünze und gehe weg. Gelächter hinter mir – ein Almosen, zuviel, für nichts! Ein Grünhorn von einem fremden Teufel! Um den Rikschahkuli zu schonen, steige ich vor einer steilen Brücke aus. Gelächter: ich bezahle doch den Kuli und lasse ihn für mein Geld nicht schuften! Hartes Volk, vielleicht herzlos. Sie essen zuviel Fleisch, und was für welches! – vom bloßen Anblick ihrer Fleischerläden, in denen Gekröse, rotlackierte Enten und Gänsekadaver, Quallen, Lämmerblasen, allerhand schauderhafter Schlangenfraß herumhängt (einmal sah ich ein Affenskelett an einem Haken baumeln, herrlichster Leckerbissen!), wird einem schon hundeübel. Irgendwoher muß diese Zähigkeit und Energie doch in sie gekommen sein!

Energie – hier sind zwei harte Völker aneinandergeraten. Hier wohl! Ein Blick von der Hafenfähre in die Runde: was haben, in kaum 70 Jahren, die Engländer aus dieser Bucht gemacht! Der Peak, dieser anderthalbtausend Fuß hohe Kegel, methodisch in Auffahrtsstraßen zerlegt, unten

Digitized by Google

am Wasser mit mächtigen Kasernen, Warenhäusern, Silos, Bureaupalästen in Wolkenkratzerformat, moderne Stadt, höher oben Hospitäler, Schulen, Kirchen und Klubs, eine steile Drahtseilbahn, die an einem herrlichen botanischen Garten, an gewaltigen Reservoiren vorüber zu stark gemauerten, mit Terrassen umgebenen Villen, Hotels und Wohnburgen führt.

Ringsum in der Bai, einem der geschütztesten natürlichen Häfen der Erde, sieht man starrende gelbe Bergstümpfe. Allüberall werden ganze Bergzüge abgebrochen, um Platz für immer neue Fabrikanlagen, Kraftstationen, Hafenbauten, Wohnviertel zu schaffen. Der bloßgelegte gelbe Löß leuchtet über dem blauen Wasser. Soweit man zu sehen vermag, sind gelbe Kerben in die Inselberge geschnitten: Automobilstraßen weit ins Land hinein.

Und doch: dieser wunderbare, kraftstrotzende Ort siecht dahin, ist zum Absterben verdammt.

In den Klubs, den Geschäftspalästen, in den mächtigen Banken, den starkgemauerten Peak-Villen sitzen von Sorgen und ratlosem Schrecken erstarrte Menschen. Seit Monaten kommt keine Ware mehr aus Hongkong ins Innere Chinas hinein. Das revolutionäre Canton hat über dieses chinesische Gibraltar den Boykott verhängt. Oben, auf dem Perlfluß, wacht das Streikkomitee – die Dreimillionenstadt Canton, das ganze, unendliche Hinterland muß alle fremde Ware, die auf Schiffen nach China importiert wird, über Schanghai beziehen. Canton hat das Todesurteil über Hongkong verhängt. Es verdorrt, stirbt sichtlich ab – obzwar neue Hafenbauten, Automobilstraßen, Fabrikanlagen der Statistik und der halbleeren Reede zu widersprechen versuchen.

Da steht ein graues Schiffsungeheuer mit breiter, flacher Plattform auf dem Wasser. Sechs Äroplane nehmen von der Plattform ihren Anlauf, fliegen, mit den britischen Farben an den Tragflächen, weit hinauf in das feindliche Land. Wen schreckt man noch mit solchen Waffenparaden? Das war einmal. Heute gründet man keine Kolonien mehr, nur weil man neuere und stärkere Waffen hat; es gelten andere Methoden, denen das Fossil Imperialismus sich nicht mehr anzupassen vermag: Streik, Boykott, passive Resistenz, Aufklärung der Massen über ihr Recht und ihre eingeborene Kraft – Gandhi – Moskau! –

Oben surren die Flieger von Hongkong nach Kowloon, zwischen den Inselbergen, nach der Perlenstrommündung hinüber. Der Chinese, nicht mehr gelb, sondern rot, sieht gleichmütig in die Luft hinauf und pfeift

Digitized by Google

in aller Seelenruhe, pfeift dem surrenden Briten in den Lüften was. Aber es ist noch nicht so weit. England, das sich Ägypten, Indien allmählich entgleiten sieht, wird sein östliches Gibraltar in einem letzten, verzweifelten Kampf mit Zähnen und Klauen verteidigen, das ist sicher.

Missionare fahren auf der Fähre von Kowloon nach Hongkong zurück. In Südchina sind 32 christliche Missionen tätig. Einige unter ihnen bekämpfen sich gegenseitig bis aufs Blut. Die Chinesen wissen das. Sie lachen sich ins Fäustchen. Das meiste Geld haben die von den Ölmagnaten entsandten amerikanischen Missionare. Diese haben daher unter den Chinesen den größten Zulauf. Im übrigen besteht unter den Chinesen eine systematische, hartnäckige Agitation gegen die Missionen, die ja nichts weiter als religiös kamuflierte Spionagezellen und wirtschaftliche Horchposten der Fremdmächte vorstellen. Der Taipingaufstand liegt den Chinesen noch in den Knochen. Sie wissen, heute genauer als je, was sie von den Gottesmännern im allgemeinen, von den Sendboten des amerikanischen Gottes Rockefeller in Sonderheit zu halten haben. Eines Tages werden sie aus allen 32 Missionen ein Gulasch machen.

Jetzt entzünden sich die Lichter drüben in Hongkong, nachdem der Sonnenuntergang in den letzten Fensterscheiben des Peak erloschen ist. Wohin ist dieser erste Tag in China geraten? Eben war's erst Morgen!

Die Lichtketten um den Peak glühen mit einem Schlage auf. Die Villen auf den Bergterrassen mit verstreuten weißen Fenstern. Unten die Stadt mit Millionen gelben, roten, goldenen Glühpünktchen. Das chinesische Warenhaus Sun, das Wing On-Haus, die stockwerkhohen chinesischen Buchstaben der Küstenschiffahrtsgesellschaften, die Dachgärten der Hotels, die Wolkenkratzerfassaden glühen, strahlen, rieseln von oben bis unten in Licht.

Flimmernd kocht das Wasser des Hafens im Widerschein.

Welche Freude am Licht. Welche Verschwendung! Licht, Knall, Glanz, Geräusch – diese Kinder, die Chinesen, dieses alte, nimmer ermüdete, lebendige, unbändige Volk!

Die Wasserfront Hongkongs ein einziges, flimmerndes Entzücken, ein Rausch; die Sterne über dem Felsenberg setzen die glühende Pracht dieser ersten Nacht in China schwindlig ins Erhaben-Unermeßliche fort.

Digitized by Google

Rote Parade in Canton

Nur wenige Tage in Hongkong, dann mache ich mich auf den Weg nach Canton, der Hauptstadt des revolutionären Südchinas, dem Hauptquartier des großen chinesischen Befreiungskampfes.

Die Kuo Min Tang – und zwar ihr linker Flügel – hält in den nächsten Tagen – wir schreiben den 1. Januar 1926 – ihren zweiten Kongreß in Canton ab. Zu Ehren dieses Ereignisses sowie der aus allen Teilen Chinas herbeigeströmten Delegierten der revolutionären Volkspartei findet auf dem Paradefeld eine Truppenschau und der Aufmarsch der Arbeitergewerkschaften und des Streikkomitees statt.

Es ist auf dem Feld eine riesige Tribüne erbaut. Sun Yat Sens überlebensgroßes Bildnis, umrahmt von chinesischen Glasflittern, Blumen, Schleifen und den Fahnen der Südrepublik, ragt über die Ränge der Tribüne empor. Unter dem Bild ein Tisch, an dem die Führer der Kuo Min Tang, die Generale der revolutionären Südarmee Chinas und die Mitglieder der Regierung der vereinigten Provinzen Kwantung, Exekutive und Rat der Stadt Canton stehen. Außerdem sind etwa ein Dutzend Europäer zugegen: die russischen Genossen, Gannett von der New Yorker „Nation" und ich.

All dies erinnert mich an die denkwürdigen Aufmärsche der Roten Armee auf Moskaus Rotem Platz, auf dem Platz vor dem Winterpalais in Leningrad. Die jungen Soldaten. Die jungen Offiziere, Generale, Admirale. Der Enthusiasmus der Vorbeidefilierenden und die begeisterten Zurufe von den Tribünen. Rechts und links haben sich auf den Stufen der Seitentribüne die Delegierten des Kongresses, die Studenten der Universitäten aufgestellt, und wenn ein Regiment unten vorbeimarschiert, eine Gewerkschaft mit ihren Fahnen auf dem weiten Felde sichtbar wird, erbraust ein tausendstimmiges Geschrei, in das die Menge auf dem Felde einstimmt:

„Die 9. Division lebe zehntausend Jahre!"
„Die Republik China, sie lebe zehntausend Jahre!"
„Tschun wa min ko – man szü, man szü!"

Und mit besonderer Begeisterung:

„Kuo min tang – man szü, man szü!"

Während die Soldaten vorbeimarschieren – es sind blutjunge Leute, Knaben darunter, kaum ausgebildet, erträglich equipiert (ich höre, vor

Digitized by Google

einem halben Jahr noch gingen sie in grotesk zusammengewürfelten „Uniformen", ungenügendem Schuhwerk), die meisten stammen aus den nördlicheren Provinzen Hunan und Kiangsi –, habe ich Gelegenheit, mein Einführungsschreiben Herrn Wang Tsching Wei, dem Obmann des Regierungsexekutivkomitees, zu übergeben. Er steht im Gespräch mit dem berühmten revolutionären General Tschang Kai Chek, dem Anführer der siegreichen Whampookadetten im letzten Südfeldzug. Beide, Wang und Tschang, sind noch junge Leute, wie die übrigen Würdenträger im allgemeinen. In Kleidung und Attitüde gleichen sie den Moskauer Kommissaren, ihr Leben ähnelt dem der Moskauer Kommissare während der ersten Jahre der Revolution. Doch wenn ihr Leben auch stündlich bedroht ist, Mord und Überfall auf der Tagesordnung Cantons wie auch des übrigen China stehen, wenn sie auch, wie es von Wang heißt, allnächtlich anderswo zu schlafen gezwungen sind – diese Volkskommissare tragen ihr gefährdetes Leben bei weitem nicht so tapfer durch die Stadt, wie ich es in Rußland in jenen ersten Jahren beobachten konnte. –

Über die Straßen Cantons jagt ein Automobil dahin. Auf den Trittbrettern rechts und links je drei Soldaten aufgepflanzt, Revolver in der Hand, Finger auf dem Trigger – je zwei nach vorn, zwei nach hinten, zwei nach der Seite Auslug haltend. Im Wagen sitzt wohlverborgen ein General oder ein Mann der Exekutive. Nicht ihre Macht allein bedroht ihr Leben. Ihre Jugend, der Neid der Mitstrebenden, der Haß der feindlichen Partei, die Gesinnung des aufgeregten Cantonvolkes vergrößert die Gefahr.

In Moskau sah ich solche Bewachung nie und bin doch Trotzki, Lenin, ja sogar Djershinski wiederholt in den Straßen begegnet! –

Herr Wang liest den Brief, läßt mir durch den Dolmetscher sagen, daß er mir in den nächsten Tagen Bescheid geben werde. (Ich glaube nicht sehr daran, dafür werde ich bald Gelegenheit finden, mit einem ebenso wichtigen und einflußreichen Mann, dem Bürgermeister C. C. Wu, Wu Ting Fangs Sohn, zu sprechen.)

Während wir vorn an der Rampe stehen, ist ein begeisterter junger Chinese auf ein Geländer gestiegen und hat den revolutionären Gesang des Südens angestimmt. Die Kuo Min Tang-Delegierten, Studenten und Studentinnen – letztere haben sich, mit kurz geschnittenem Haar und verwegenem Gesicht, ganz ihren Moskauer Vorbildern angepaßt –, auch einige von den Würdenträgern in der Mitte, unter dem Bild Sun Yat Sens, stim-

Digitized by Google

men aus voller Brust mit ein. Den Text kann ich natürlich nicht verstehen, die leuchtenden Gesichter der Singenden aber beweisen zur Genüge, daß es ein aufrüttelnder revolutionärer Gesang sein muß. Die Melodie aber, ich sollte meinen, die kenne ich! Und tatsächlich, es ist der bekannte Kanon, den wir als Kinder zu singen pflegten:

„Bruder Jakob, Bruder Jakob,
Schläfst du schon, schläfst du schon?
Es läuten die Glocken,
Es läuten die Glocken,
Bim bam bum,
Bim bam bum!"

Nachdem der Gesang verklungen ist, zieht der junge Chinese eine Visitenkarte aus der Tasche und liest von ihr eine lange Reihe von Titeln oder Namen ab. Nach jedem ertönt das vieltausendstimmige

„Man szü, man szü!"

Jetzt sind die Formationen der Armee, die Maschinengewehrabteilungen, Kavallerie auf festen, kleinen mongolischen Ponys, die Whampookadetten (die die Keimzelle der chinesischen Roten Armee vorstellen, ungeheuer beklatscht!), Infanterieregimenter, Pioniere, Marinedivision, salutierend an unserer Rampe vorbeigezogen. Kinematographenkurbler sind in fieberhafter Tätigkeit. In den Lüften kreist ein Aeroplan (von einem deutschen Flieger gelenkt) und wirft rote Flugblätter aufs Feld herab. Die Menge drängt sich unter den Klängen der Musikkapelle enger und dichter zu unseren Füßen zusammen, um die Männer zu sehen, die hier versammelt sind.

Es erscheint eine riesige rote Fahne mit chinesischer Inschrift, dem Sowjetstern und seinen Emblemen, der Sichel und dem Hammer, im Zuge. Im selben Augenblick werden von begeisterten Chinesenfäusten die Russen, die auf einem Fleck der Tribüne im Hintergrunde beisammen gestanden haben, nach vorn geschoben, den Blicken aller auf dem Felde entgegen. Die Fahne hebt sich, senkt sich, hebt sich wieder vor den Genossen. Einer von ihnen wird gepackt, auf die Schultern gehoben, schwenkt den Hut, ich erkenne ihn jetzt, es ist Borodin. Ich sah ihn in Moskau. Hier ist er der wichtigste Mann, Delegierter des Sowjets und politischer Berater der Südregierung.

Digitized by Google

Ein einziger, lang anhaltender Schrei tönt vom Feld herauf. Mützen fliegen in die Luft. Die Russen stehen da wie eine Mauer, vor der Armee, vor dem revolutionären Proletariat Chinas. Es ist nur eine kleine Gruppe, ein Häufchen Menschen. Sie stehen da, diese wenigen Menschen, in fremdem Land, im Angesicht der fremden Millionen. Wahrhaftig: es sind Eroberer und Pioniere, aber von einer anderen Art, als jene Portugiesen, Holländer und Engländer es waren, die sich hier vor Hunderten von Jahren festgesetzt und eingenistet haben: Pioniere einer Idee, die die Welt zu erobern im Begriff steht. Die östliche Welt ist von ihr bereits ergriffen. Willig oder mitgerissen wird die westliche ihr eines Tages folgen.

Und nun strömt, fahnenüberschwenkt, ein endloser Zug von Arbeitern über das Feld, dicht an unserer Tribünenrampe vorbei. Mitunter sieht man kostbar geschmückte Banner, die von der altberühmten Kunstfertigkeit der Cantoner Seidensticker zeugen. Viele, einfachere, tragen Sun Yat Sens Bildnis zur Schau, zwischen den gekreuzten Fahnen der südchinesischen Revolution: der weißen Sonne auf blauem Felde und der blauen Sonne in der Ecke eines roten Feldes. Gewerkschaftsfahnen sind mit den Emblemen der Arbeit geschmückt, einem Kessel, einer Spindel, einem Zahnrad. Es sind auch sehr bescheidene, zerzauste Fahnen im Zug, Fahnen der Armut, die heiligen Fahnen des Proletariats. Aber aus der Mitte des Zuges taucht mit einemmal, wie ein Überrest des alten, versunkenen Chinas, ein phantastischer Drachenkopf empor. Weiß und blau, mit rollenden Augen, bewegt er sich vor einem langen, sich windenden Drachenleib daher. Durch Stangen gelenkt, die junge, geschickte Leute tragen, ringelt sich der Leinwandkörper, der züngelnde Schwanz des Fabeltiers durch die Menge. Unter dem Kopf sitzt ein Bursche in Hemdsärmeln. Der Kopf wirbelt in die Höhe, versinkt, wird abermals mit einem Ruck emporgeschleudert, er klappt das schreckliche Maul auf, so daß zwischen den Zähnen das bebrillte Gesicht des Burschen zu sehen ist, klappt das Maul wieder zu, wieder auf, huldigend erst vor Borodin, dann vor Wang, vor dem General, vor Herrn Wu, vor der gesamten Kuo Min Tang und zieht schließlich, den Fahnen folgend, wildbewegt zu Häupten der Fahnen in der Luft sich windend, über das Feld hinweg. Die Parade ist vorbei. Ich habe gesehen, was ich zu sehen erwartet habe.

Digitized by Google

EHRENRETTUNG DER ZEIT

von

OTTO FLAKE

I

Allmählich, nachgerade und alles was recht ist, wird es mir langweilig, immer die Klage über die Zeit zu hören. Seit ich denken kann, und das sind nun auch bald zehn Jahre her, lese ich, daß wir beklagenswerte Enkel sind.

Von Hermann Bahr bis Klaus Mann ist dieses Schlagwort so breitgetreten worden, daß es den Raum überschritten hat, den ein Gemeinplatz, der auf sich hält, beanspruchen kann. Zum Überfluß ist es derselbe Platz, auf dem die radikal Orientierten die Schandsäule einer verwesenden Gesellschaft zu errichten sich beeilen.

Ich werde nicht behaupten, daß das, was ist, gut ist. Wohl aber behaupte ich, daß das, was ist, als Situation vernünftig ist. Es ist nicht an sich vernünftig, sondern in sich. Es hat in seinem Zusammenhang mit dem, was war, und dem, was sein wird, Logik, Sinn und Verstand. Das Vernünftige ist kein Absolutum, an dem irgendeine Erscheinung gemessen und gelobt oder verworfen werden könnte.

Vernünftig sind mir jede Erscheinung, jeder Zustand, jede Phase, sofern sie als organische Vorfälle betrachtet werden: mit ihren Bedingtheiten, Vorzügen und Fehlern, mit ihrem Lebenswillen und ihren immanenten Todeskeimen, mit ihren Anhängern und Gegnern. Der Aspekt des Lebens verändert sich ungeheuer nach der Höhe, von der man es betrachtet. Man darf nicht zu hoch stehn, vom Sirius aus wird alles, was auf dem Planet Erde geschieht, so gleichgültig, wie uns etwa das, was auf dem Sirius geschieht.

Die Lebensnähe ist also Voraussetzung für eine vernünftige Meinung vom Leben. Aber der vernünftige Abstand vom Markt, vom Tag, von der Straße und von der Minute auch.

Kurzum, wer über die Zeit, in der er lebt, heftig urteilt, mag leicht zu alt oder zu jung sein. Im allgemeinen ist man heute zu jung, nämlich zu radikal, zu ungeduldig, zu kenntnislos. Daß aber auch Jugend nicht vor der Melancholie schützt, beweist die Klage von Klaus Mann, die neulich hier stand. Vor drei, vier Jahren wäre sie noch verfrüht gewesen; sie beweist, daß der revolutionäre Elan der Generation, die nach 1918 in

Digitized by Google

die Arena sprang, sich zu erschöpfen beginnt. Das Übermaß an Selbstbewußtsein schlägt um und variiert die Mädchenfrage: ist das die Liebe, ist das alles?

So kommt es, daß die Jungen sich mit den Alten treffen in der Feststellung, daß wir Epigonen sind. Ich denke, daß jedes Selbstbewußtsein, das so sexuell betont ist, dieses Schicksal erleidet. Wir erleben heute wohl etwas wie die Ssaninperiode der Russen, einschließlich des Katzenjammers.

2

Wo Natur ist, gibt es keine Enkelschaft, nur Generation. Jede Generation ist spezifisch. So wahr noch keine Generation dieselben Hüte und Röcke wie ihre Vorfahren getragen hat, so wahr lebt jedes Geschlecht in seiner eigenen geistigen, technischen, sozialen, künstlerischen, moralischen Atmosphäre. Immer ist Gegenwart, immer auch Leistung. Immer sind Werte und Aufgaben.

Was besagt die Tatsache, daß es heute keinen Michelangelo, Rembrandt, Bach gibt, wie man oft lesen kann? Zweierlei, entweder daß die Plastik, Malerei, Musik sich erschöpft haben, oder daß sie eine schöpferische Pause durchmachen. Beide Möglichkeiten sind mit demselben Gleichmut hinzunehmen.

Etwa zwischen 1750 und 1914 hatten wir, zumal in Deutschland, eine Periode, in der die geschichtliche Abwicklung auf eine unhaltbare Weise nach ihrem absoluten Sinn und idealen Zweck ausgelegt wurde: als ob das Leben nur da sei, um Bildungswerte hervorzubringen.

Man erinnere sich, wie Goethe, in den Spuren Winkelmanns, das Griechentum entdeckte, mit welchem Ernst, mit welcher Pedanterie. Oder wie Schiller diesen Glauben an die Schönheit durch den an die Sittlichkeit des Weltgeistes ergänzte. Etwas pointiert gesagt, für uns heute ist das ein Verhalten, das wir nur mit Befremdung verfolgen können. Niemand reist mehr wie Goethe durch Italien, oder wenn es einer tun sollte, nun, so empfinden wir ihn als komisch.

Komisch ist auch, daß der Deutsche noch immer in Italien herumreist, als wenn es ein Museum wäre, daß aber der Italiener selbst entschlossen von heute sein will – eben darum ist er Faschist, d. h. unhistorisch. Er hat recht: besser als Barbar leben, als in Schönheit sterben.

Wir sind freier, souveräner und jünger geworden. Wir sind es, in Deutschland, nicht gerade durch eigene Kraft geworden, sondern durch

Digitized by Google

den Druck, den frischere, wagemutigere Völker ausüben. Wenn es nach unseren Professoren, Oberlehrern und bürgerlichen Familienvorständen gegangen wäre, dann gäbe es noch heute keinen Sport, keinen Tanz, kein Kino, dafür einen Bildungsstoff so groß und so hoch wie der Kuchenberg, durch den sich hindurchessen muß, wer ins Schlaraffenland gelangen will.

Gestehen wir es nur, die Welt hat sich in einer ganz, ganz andern Richtung entwickelt, als die Erzväter unserer mitteleuropäischen Kultur gewünscht und prophezeit haben, und sie ist viel amüsanter geworden, viel unsystematischer, viel regsamer und unchinesischer.

Wenn es nach den Deutschen gegangen wäre, hätten wir heute allenthalben nicht nur den Obrigkeitsstaat, sondern auch einen Kanon bewußter Normen, Vorschriften und Ideen, und nicht die Spur von Instinkt, Freiheit und Unbefangenheit.

Ganz entschieden: wenn demnächst einer das Buch über die Grundlagen des 20. Jahrhunderts schreibt, wird er, mit Schopenhauer, Bachofen und Nietzsche beginnend, eine Strömung sichtbar zu machen haben, die als Wiedergeburt des realistischen Instinktes bezeichnet werden könnte. Der bewußte Idealismus ist tot, und es ist gut so. Er war das Ganzgenauwissen und die Enge, er war unangenehm dogmatisch.

3

Sooft ich durch die Menschenstätten gehe, habe ich eine überaus markante Empfindung: es hat sich in der Herde etwas durchgesetzt, zu dem keiner der bestellten Hirten seinen Segen gegeben hat; mit der Organisation der Energie hat auch das Sinnliche zugenommen: nicht nur das Sinnliche im engeren Sinn.

Die Vitalität hat zugenommen und der Mut, ohne metaphysische Belastung diesseitig zu sein. Die Menschen werden heidnischer, und dieses Heidentum verträgt sich deshalb so gut sowohl mit dem Katholischen wie mit dem Protestantischen, weil es aus einer katholischen und einer protestantischen Wurzel gewachsen ist. Das Katholische hat eine sinnenbejahende Seite und das Protestantische eine positive, nämlich die Freiheit.

Ich will mich hängen lassen, wenn es nicht wahr ist, daß unser Freiheitsgefühl das aller früheren Zeiten schlägt. Dieses Freiheitsgefühl hängt innig mit dem zusammen, was man vor ein paar Jahren bei uns als Relativismus beklagen zu dürfen glaubte. Aber auch der Relativismus hat seine positive Seite.

Digitized by Google

Abgesehen vom Sterben und gewissen Grundgesetzen des Wachstums gibt es keine gottgewollten Abhängigkeiten, sondern nur menschengewollte. Die Relativierung des Absolutistischen, das eben ist positiver Relativismus. Wir nehmen nichts mehr unbesehen hin, wir glauben als weiße Rasse an die Möglichkeit der Energiesteigerung, der Elastizität, des Schritthaltens und der Mutation, also des freien Willens – ein Glaube, der natürlich nicht unbegrenzt sein kann, aber als Glaube Wunder wirkt.

Wenn ich durch die Menschenstätten gehe, habe ich nach rückwärts die überaus markante Empfindung, in einer ganz andern Zeit, in einer neuen und jungen Zeit zu leben, und es ist mir vollkommen gleichgültig, wenn oder daß diese Zeit nicht geschaffen ist, ihren Niederschlag in einer großen Malerei oder Plastik oder Musik zu finden.

Des Bildungswahnes und des Kulturwahnes bin ich für meine Person ledig, und selbst die Mythoslosigkeit der Zeit läßt mich kalt – aus einem guten Grund: es ist immer Mythos, man muß nur richtig hinsehen.

Zufällig las ich heute, was ein Schriftsteller der Zeit vorwirft: daß sie ungeachtet ihrer grandiosen Erschütterungen und Erfahrungen keinen neuen „Glauben" hervorgebracht hat. Nun, an Versuchen hat es nicht gefehlt, nämlich an Versuchen, nach dem Vorbild früherer Glaubenserneuerungen den der Zeit zu erneuern. Das heißt, man vollzog den Versuch in der Sphäre des Bewußten. Analogie ist bewußt. Kein Wunder, daß sie scheiterte.

Scheiterte der Versuch als solcher? Haben wir nicht alle einen und denselben Glauben an das Wesen, an die Rechte, an die Möglichkeiten des Lebens? Dieser Glauben hat noch keinen offiziellen Niederschlag gefunden, insofern er sich in der Tat nicht mit den Namen eines Buddha, Christus usw. von heute verbindet. Aber er ist gleichwohl da und besteht in einem bestimmten, allen denkenden Menschen geläufigen, sehr bestimmten Verhältnis zwischen Pessimismus und Optimismus.

Glatter Optimismus ist etwas, das an Widerlichkeit nicht übertroffen werden kann. Glatter Pessimismus ist so tief und bösartig wie der Krebs. Ein durch die Hemmungs- und Reinigungsapparate des Nein gedämpfter, kontrollierter und umschaltbarer Optimismus ist die spezifische Weltanschauung des Menschen von heute. Sagen wir genauer, der Schrittmacher von heute. Denn in der Justiz, in der Pädagogik, in der ganzen öffentlichen Sphäre findet sich von diesem Geist nur erst wenig.

Digitized by Google

Die Elemente des modernen Weltgefühls muß man sich noch zusammensuchen, aber sie sind da. Wenn jemand es wagen will, die Phase zu bestimmen, in der wir uns momentan befinden, so müßte er ungefähr sagen: Deutschland fühlt ziemlich genau, daß es recht provinziell im Konzern der führenden Mächte wirkt, und erlebt halb widerstrebend, halb eilfertig den Zwang, sich der westeuropäisch-amerikanischen Entwicklung anzupassen. Es holt nach und hat dabei das Gefühl, die Grundlagen seiner Kultur zu verlassen.

4

Das ist ein Vorgang, den man nach Belieben mit düsteren Betrachtungen über den Lauf der Welt oder mit einem etwas unsicheren In-Gottes-Namen begleiten kann. Vernünftiger ist ohne Zweifel, In-Gottes-Namen zu sagen.

Wenn man In-Gottes-Namen sagt, so sagt man damit, daß das ganze Gerede über die gefährdete „Kultur" Unsinn aus der Sphäre des Bewußten ist, einschließlich des speziell deutschen Vergleiches zwischen Kultur und Zivilisation. Die Kulturwächter sind, wie alle Nacht- und Tagwächter, Absolutisten, will sagen, sie glauben, den Sinn des Geschehens zu kennen und fühlen sich verpflichtet, Werte zu hüten, die hegelisch als die Blüten am Baum der Menschheitsleistung betrachtet werden.

Aber wir wissen nichts. Und wir sollen den Augenblick nicht mit dem Ganzen verwechseln, die Phase nicht mit dem Zustand. Wir sind nur dann Enkel, wenn wir vergleichen. Das Vergleichen gehört zu der philologischen Neigung, die den Deutschen nahezu ruiniert hat. Nebenbei, wenn ich von Deutschland spreche, habe ich auch Frankreich im Auge, dessen Probleme und Konflikte eine fatale Ähnlichkeit mit den unsrigen aufzuweisen beginnen.

Amerika besitzt eine wundervolle Fähigkeit, nicht zu vergleichen. Es ist ein herrlich unphilologisches Volk, diese Tugend wenigstens wollen wir ihm zugestehen, wenn es uns auch in anderen Dingen mit Grausen erfüllen mag.

Wie viele Sorgen macht sich doch so ein Europäer auf der Höhe seiner Geistigkeit. Den Kummer um den Verlust des Mythos erwähnte ich schon. Eben las ich das Erstlingsbuch eines spiritualistischen Franzosen, der wieder einmal die unmystische Wissenschaft und ihr Bemühen, Qualitatives in Quantitatives zu überführen, von Grund aus verwirft.

Digitized by Google

Wie kurzsichtig ist das, wie absolutistisch, wie hochmütig. Als ob das Prinzip der Wissenschaft dem Mythos des Lebens den geringsten Abbruch tun könnte. Wieviel ehrlicher, demütiger und energischer, als über das angebliche Ziel zu schreiben, ist es doch, den Weg zu gehen, zu leben, zu arbeiten, zu forschen, zu denken.

In den Soziologien, Psychologien, Feuilletons und Vorträgen klingt es ja glaubhaft, wenn man die seelisch-geistigen Kräfte trennt, wenn man sie gegeneinander ausspielt, den Verstand gegen das Herz, das Bewußte gegen das Unbewußte, den Logos gegen das Gefühl, die Ethik gegen das Vitale.

Aber was für klägliche Haarspaltereien sind das angesichts des runden, unmittelbaren Lebens, das zehn Fühler auf einmal vorstreckt, nämlich Geist, Empfindung, Bewußtheit, Instinkt usw., und alle diese Organe oder Fähigkeiten aus einer einzigen, aus einer und derselben Kraft speist. Alle seelischen Vorgänge dienen dem Erkennenwollen, deshalb sind auch alle Methoden, die der Kulturmensch ausbildet, die Wissenschaft eingeschlossen, symbolische Projektionen des Anzuschauenden in das Angeschaute.

Es ist nicht damit getan, die Wissenschaft zu ächten, weil auch in ihrem Lager auf zehn Berufene neunzig Strohköpfe kommen oder weil sie sich in gewissen Phasen, wie dem Materialismus, schauerliche Plumpheiten leistete. Ein Geist von Rang hat zu wissen, daß der wissenschaftliche Trieb aus denselben Tiefen wie jeder andere kommt und daß er, dank seinem unerbittlichen Grundsatz der Vorsicht, Ergebnisse hervorgebracht hat, an denen auch die teilhaben, die sich dem narzissushaften Glauben hingeben, die Naivität genüge und die großen Gedanken ließen sich aus dem Ärmel schütteln. Dieser Ärmel ist viel mehr ein Schreibärmel, als die Anhänger des „rein Dichterischen" ahnen.

Ich wenigstens, sooft ich den nie gelingenden Versuch mache, Jean Paul zu lesen, staune und erschrecke vor der Problematik, die sich in diesem angeblich naiven Gemüt verbirgt oder . . in die Augen springt. Naivität kann grundsätzlich nichts anderes sein als diejenige Form von Energie, die mit den Erregungen, Eindrücken, Zufuhrstoffen fertig wird. Das Geheimnis der Naivität liegt im Gleichgewicht, es ist ein energetisches Geheimnis.

Damit stehen wir vor der Grundforderung auch dieser Zeit: den ganzen Umfang der Probleme zu bewältigen (Schwitzen ist nicht Bewältigen) und sich nicht etwa einer einzigen Idee, die das Allheilmittel zu sein behauptet, auszuliefern.

Digitized by Google

Davon werde ich noch sprechen, vorerst aber sagen, daß Ihr in dieser Beziehung ungeheuer von dem lernen könnt, gegen den wieder einmal die – in sich wohlverständlichen – Angriffe Börnes erneuert werden: Goethe. Mein Lebtag habe ich mich geweigert (es ist das einer meiner Instinkte), Goethe deshalb zu lesen, weil er alles andere überflüssig mache.

Aber das weiß ich, daß seine Größe in dem Vermögen besteht, sämtliche Mittel des Erkennens für gleichberechtigt zu halten, sie alle auszubilden und auf einer höchsten Stufe „naiv" zu sein, ohne von ihr in die Gefilde zurückzusinken, wo man infantil ist. Der Rang Goethes steht und fällt mit seinem Mut, die Wissenschaft von der Natur zu bejahen.

Es ist der Mut zu den Umwegen, den ein reiner Poet nicht aufbrächte. Es ist also auch der Mut, den poetischen Zustand nicht so absolut zu nehmen wie der reine Künstler, ihn vielmehr durch Abstand und Gelassenheit zu relativieren. Schiller wäre heute entsetzt über die Ironie, die wir seinem Bekenntnis zu den benennbaren Idealen entgegenbrächten. Man darf annehmen, daß Goethe der Wandel des Weltbildes keine Schwierigkeit machen würde.

Gehe ich davon aus, daß er, nicht immer erfreulich, ein merkwürdiges Versteckspielen mit seinen eigenen dunklen, unharmonischen Kräften getrieben hat, so vermute ich, daß er heute begeistert wäre von der Unbefangenheit, mit der wir eben diese mystischen Triebe als real betrachten. Er hätte nicht mehr nötig, sie zu verdrängen und sie zu fliehen. Das Dionysische, die Entdeckung des Vorklassischen und die Psychoanalyse gehören zusammen, als ein neues und sehr wesentliches Wissen um die schöpferischen Vorgänge im Seelischen. Ist das etwa nichts? Es ist so positiv, daß es mir wenigstens ermöglicht, diese Zeit als lebenswert zu empfinden.

5

Was ist, ist in sich vernünftig, nämlich bedingt. Ohne die wilhelminische Periode kein deutscher Zusammenbruch, ohne das zaristische Regime kein Bolschewismus, ohne die Erstarrung des Gestern kein Wille zum Morgen und ohne die Unlust der Väter kein Aufstand der Söhne.

Aber nun: wie vollziehen sich praktisch diese Ausgleiche? Der konservative Partner in allen jenen Gegensatzpaaren gibt seinen Ideen den Rang des Absoluten, und der revolutionäre Gegenspieler tut das gleiche mit seinen Forderungen. Da liest man eines Morgens in der Zeitung, daß die

Digitized by Google

Tage des verruchten Individualismus gezählt sind, daß jetzt die Ära des Gemeinschaftsdenkens und des Gemeinschaftshandelns angebrochen ist. Wie ein Lauffeuer verbreitet sich diese Formulierung durch das ganze Land, durch alle Köpfe; Bünde und Fahnen proklamieren sie. Parallel dazu die Entfesselung in der privaten Sphäre, die Göttin der Morgenröte heißt nicht mehr Eos, sie heißt Eros.

Ich sage nicht, daß das alles keinen Sinn hat; ich sage, daß es in sich vernünftig, nämlich notwendige Reaktion auf spezifische Druckverhältnisse ist. Allerdings, ich sage noch etwas dazu: Stoß und Gegenstoß gehören in die Lehre vom Jeweiligen, nicht in die vom Absoluten. Weder eine reaktionäre noch eine revolutionäre Idee können je den Charakter des Absoluten für sich in Anspruch nehmen.

Der Tag kommt, wo das Alte abdanken muß, und der Tag kommt, wo der Radikalismus sich als ebenso relativ erweist wie sein Gegenteil. Das wird leicht der Tag, an dem die Jungen Selbstmord begehen und die Alten dem Tod die innere Tür öffnen. Was ich für meine Person der Zeit, allgemein unserer ganzen Kultur vorzuwerfen habe, ist die Tatsache, daß keine ihrer Religionen oder Philosophien eine Lehre vom unabsoluten Charakter der Ideen ausgebildet hat – daß also der überhaupt wichtigste Kampf, der sich in erlebenden Menschen abspielt, nämlich der um das Verhältnis von Mitwelt und Ich, in einer entsetzlichen Blindheit, Unerfahrenheit, Hilflosigkeit ausgetragen werden muß, eine Unsumme von Leid erzeugt, ein unabschätzbares Quantum von Energie verbraucht und eine erschreckende Zahl von Todesopfern fordert.

Gewiß, einer kann sagen: ich habe mich zurechtgefunden, warum sollen andere es leichter haben; wenn irgendwo, dann vollzieht sich hier die Auslese der Tüchtigen; das Leben ist kein Spaziergang; mit seinem Gott oder Dämon ist jeder allein, und wer sich nicht zurechtfindet, bleibt eben auf der Strecke.

Nun ja, man braucht auch Diphtherie, Tuberkulose und Cholera nicht zu bekämpfen, die Menschheit stirbt deswegen nicht aus. Aber ich taxiere, daß das ein zu bequemer Standpunkt ist. Die Erfahrung beweist, daß diejenigen, die sich aus dem Zusammenbruch der radikalen Ideen gerettet haben, nicht mehr die frischen Menschen von früher sind. Sie schließen einen lauen Frieden, sie werden zynische Bürger, was eine ganz abscheuliche Mischung ist, sie treten ruhmlos ab und verstärken direkt oder indirekt die an sich große Zahl ihrer alten Gegner auf der schlechthin reaktionären Seite.

Digitized by Google

Es gibt nichts Unwürdigeres als den Individualismus nach dem Bankerott des Gemeinschaftsgedankens. Hätten wir eine Lehre vom relativen Charakter des Radikalismus, also auch des absolut auftretenden Optimismus, so würden gerade den begabtesten jungen Leuten die gefährlichsten Kinderkrankheiten des Geistes erspart. Zu dieser Lehre würden Erkenntnisse gehören wie:

Die letzten, grundlegenden und unerschütterlichen Wahrheiten des Daseins können nicht in der Gemeinschaft befriedigt werden;

ungeachtet des Wertes der Gemeinschaft benötigt der Geist eine Sphäre, in der er über alle Gemeinschaftsideen wie Staat, Gesellschaft, Erziehung, Partei kritisch, relativierend, aufhebend denken darf;

die Flucht in diese Sphäre des Individuums ist dem denkenden Menschen so unentbehrlich wie dem Mann in der Stadt die Ferien in der Natur;

denn es handelt sich um eine Ergänzung und einen Kontakt mit dem ewigen Wesen des Lebens, das den dialektischen Ausgleich der Gegensätze sucht;

man vollendet sich nicht sozial, nur individualistisch. Das Tun läßt einen Rest ungelöst und unerlöst; daher es nicht absolute Form sein kann.

6

Also buddhistische Erkenntnisse? Sowenig man buddhistische Schriften lesen muß, um sie zu finden, sowenig braucht man sie unserem Denken aufzupfropfen, da sie sich in der Tiefe jeder Seele regen. Wir haben sie nur überdeckt oder zurückgedrängt, weil sie zum Grundtrieb des weißen Menschen, der Organisation der Energie, des freien Willens und der Aktivität nicht zu passen scheinen, nicht ohne weiteres passen.

Daher darf man auch nicht, wie die pazifistischen Naturen bei uns taten, eine völlige Umkehrung dieses Energieprinzips verlangen, nicht an Stelle des selbstbewußten Europäers und Amerikaners den „zerknirschten" Menschen setzen wollen, etwa indem man ihn Dostojewski bis zum Verlust aller männlichen Instinkte lesen läßt. Die weiße Zivilisation ist auf Härte gegründet, auf Anforderungen an sich und andere, auf Widerstand gegen das Erleiden.

Und nur soweit der Widerstand die Wirklichkeit des Erleidens voraussetzt, kann man in unser „optimistisches" Denken ohne Gefahr der Zersetzung das „pessimistische" Element einführen – diese Dämpfung aber,

Digitized by Google

diese Vertiefung, dieses Wissen um ein zweites, kontrapunktierendes Prinzip des Geschehens, sie sind die einzige Rettung für den, der die Unergiebigkeit des Maximalismus heute erlebt, morgen erleben wird.

Maximalistisch oder extremistisch nenne ich den Faschismus, Nationalismus, Kommunismus, den Taumel des Organisierens, den unbedingten Pazifismus, jede Idee, die radikal, intransigent, absolut, unduldsam und herausfordernd auftritt, also ungefähr alle Ideen, denen sich nach 1918 die jungen Leute in die Arme warfen.

Das Radikale ist nicht hundertprozentig wahr, sondern nur fünfzigprozentig, und das Konservative auch. Ebenso jede Emanzipation, der Sozialismus (im allgemeinsten Sinn), überhaupt das, woran man glauben kann. Kein schöpferischer Geist ist je hundertprozentiger Optimist gewesen, und jeder schöpferische Geist bietet plötzlich, zur Betretenheit seiner Anhänger, einen konservativen Aspekt. Das Organische ist mit retardierenden Hemmungen durchsetzt, und nur im Film kann man Wachstum überkurbeln.

Jungen Menschen, die sich ein Lustrum hindurch nationalistisch oder kommunistisch oder auch vielleicht nur individualistisch-erotisch radikalisiert hatten, erscheint diese Lehre als Hohn. Aber das mögen sie mit sich selbst abmachen und nur einmal bedenken, wieviel besser es um die freiheitlichen Einrichtungen stände, wenn im Kampf zwischen Links und Rechts nicht neunundneunzig Hundertstel der Energie in Sezessionen verbraucht, sondern der energischen Reform zugeführt worden wären.

Wenn einer nicht die Kraft hat, seine höchsten Ideale wie Staat, Gemeinschaft, Partei zu entabsolutisieren und zu Angelegenheiten zu machen, die, an seiner früheren Auffassung gemessen, banal werden, dann bleibt ihm in dieser Zeit nur der Revolver oder der Abfall in die illusionslose Feigheit. Es ist dafür gesorgt, daß man sich aus dem absoluten Sozialismus nicht in den absoluten Individualismus retten kann. Der stärkste Geist trüge nicht mehr das Schicksal Nietzsches, weil er wissend das Ende vorwegsähe, in das sich dieser heroische Kopf noch instinktiv flüchtete, den Wahnsinn, der niemals etwas anderes als ein Eingeständnis ist.

Banalisierung der Tätigkeitsideen und -ideale ist natürlich nur eine zugespitzte Antwort auf die Versuche, diese relativen Werte zu göttlichem Rang zu erheben. Wie man in den Wald hineinruft, schallt es zurück: auf ein unbedingtes Ja vernimmt man das lähmende Nein. Oder auf das Wort Revolution etwa das Wort Evolution.

Digitized by Google

Zur Banalisierung gehört Mut. Es ist nicht ganz der, der zur Banalität gehört. Der Unterschied liegt im Erkenntniskritischen. Wer den unabsolutistischen Charakter der Regulative durchschaut, hat eine andere Haltung als der, der zuerst fanatisch war, dann lethargisch wird. Was ich also von der Zeit erwarte und für diese Zeit verlange, ist eine Erkenntniskritik, betreffend die Grenzen des Tuns, die Heilswahrheiten der individuellen Vollendung und das Verhältnis von Ich und Mitwelt, das ein System einander ausgleichender Werte darstellt.

Diese Erkenntniskritik verlangt mehr Mut und Radikalismus als die auf dem Markt angebotenen Ideen. Sie ist eine Lehre vom unauflösbaren Rest und eines *Realismus*, der auf dieser Basis zu begründen wäre. Wahrheiten über das Leben, die nicht realistisch sind, haben keinen Wert, und realistisch sind sie, wenn ihnen eine Lehre vom *Möglichen* entspringt.

Die realistische Lehre vom Möglichen verhindert zum Beispiel, daß man eine so konkrete Frage wie den Pazifismus durch abstrakten Maximalismus lösen zu können glaubt. Wenn die Menschenwelt nicht existierte und morgen auf Grund von Vorschlägen eines Komitees gegründet würde, dann wäre für die abstrakte Forderung des unbedingten Pazifismus die Bahn frei; in Wirklichkeit findet diese Idee konkrete, organisch bedingte Situationen vor, die nur modifiziert werden können.

Die Lehre vom Möglichen ist auch eine Lehre vom Konkreten, Organischen und Vorgefundenen. Welchen Sinn sollte es haben, den Verteidigungskrieg zu verwerfen, solange es Angriffskriege gibt? Welchen Sinn, einer Nation die völlige Entmilitarisierung aufzuerlegen, wenn nicht alle zugleich abrüsten? Man kommt sich sehr bedeutend vor, wenn man alles oder nichts sagt, aber man ist gar nicht bedeutend, denn man liefert sich der Paradoxie aus.

Die Paradoxie besteht darin, daß der radikale Pazifist Krieg führen muß, um sich durchzusetzen, daß er also den Krieg und das Machtprinzip am Leben erhält. Die Lehre vom Möglichen ist auch eine Lehre von den Paradoxien. Wir haben zum Beispiel keine deutsche Linke von durchstoßender Kraft, weil die Maximalprogramme die Bildung eines alle Liberale umfassenden Mindestprogramms verhindern. Aus demselben Grund wird die Energie der sozialen Bewegung gehemmt, der Kommunismus zehrt ihre Kräfte auf, er verhält sich zu jener wie die reine Vernunft zur Vernünftigkeit. Zur Lehre vom Möglichen gehört auch eine Aussage über das Verhältnis der – ideologischen – Vernunft zur – praktischen – Vernünftigkeit.

Digitized by Google

Wenn junge Leute heute feststellen, daß ihnen von den Ideen, von den Glaubensartikeln, vom Elan nichts geblieben ist, so empfehle ich ihnen, bevor sie resignierte Entschlüsse fassen, ihre Aufmerksamkeit auf die Tatsache zu richten, daß da, wo sie nur einfache Wahrheiten sahen, in Wirklichkeit *Probleme* vorliegen. Sieht sich einer aus dem Paradies des Unbedingten vertrieben, so bleibt ihm immer noch der Ausweg, den Tatbestand kritisch zu durchleuchten, und am Ende ergibt sich auch hier, daß das, was ist, in sich vernünftig ist, das heißt, daß der Radikalismus zwangsläufig zum Zusammenbruch führt – woraus eine neue, gemäßigte und nun endlich realistische Meinung vom Leben abzuleiten ist.

Ich widerspreche nicht, wenn man mir erwidert, daß diese Auffassung der „pessimistischen" Wurzel entspringt und daß sich in ihr eine Geringschätzung des Sozialen verbirgt. Ich sage: des nur Sozialen, und widerspreche im übrigen nicht, da ich dieses „pessimistische" Prinzip ja bewußt als das gegenspielerische einführte und davon ausging, daß alles Konkrete und Organische ein Mischungsverhältnis zwischen Ja und Nein, zwischen Hingabe und Widerstand ist.

Ich wünsche, den Mut zu demjenigen Individualismus zu stärken, der erlaubt, nach dem Mißerfolg des rein Sozialen und rein Aktivistischen die Fülle der Lebensaufgaben neu zu entdecken.

POLITISCHE CHRONIK

von

SAMUEL SAENGER

I

Die Erklärung, die der frühere österreichische Bundeskanzler Ignaz Seipel auf einem in Paris ihm zu Ehren veranstalteten Bankett abgegeben hat: er sei entschiedener Gegner des Anschlusses, hat auch in ganz und gar nicht nationalistischen Kreisen des Reiches starkes Ärgernis erregt. In Paris weiß man natürlich, warum man Seipel feiert, und ebenso weiß der katholische Staatsmann, warum er gerade in Paris mit dem Freimut, der ihn auszeichnet, diese nicht nur das großdeutsche Herz betrübende Erklärung abgegeben hat. Ob die immerhin begreifliche nationale

Digitized by Google

Empfindlichkeit seiner Sprach- und wohl auch Stammesgenossen nicht größere Rücksicht verdient hätte, als Seipel ihr gegönnt hat, ist eine Frage des Taktes, über die Pharisäer streiten mögen, wohl aber ist es unerlaubt, sich überrascht zu stellen, wie wenn dieser charaktervolle Prälat irgendwann über sein politisches Weltbild Zweifel hätte aufkommen lassen. Er hat nie seinen Wahlspruch: ‚saubere Begriffsbildung, gute Freunde' verleugnet. Solange das Habsburger Reich bestand und an seiner Spitze ein allerchristlichster Monarch regierte, sah Seipel in diesem übernationalen Gebilde neben der Kirche – neben der Kirche: versteht sich – ein höchstes Gut. In dieser übernationalen Stellung erkannte er gerade die Mission der Habsburgischen Monarchie. Sie war ihm Fortsetzung und legitimes Erbe des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Über alle staats- und völkerrechtlichen Umwälzungen hinweg lebt in Seipel diese mittelalterliche Vorstellung: mit der Universalkirche als ewigem Oberbegriff. Der Nationalstaat in seiner naturgemäßen Enge und Ausschließlichkeit gehörte ihm zu jenen modernen Errungenschaften der geschichtlichen Entwicklung, die ihm mit den Grundsätzen und der Ethik der Papstkirche im inneren Widerspruch zu stehen schienen. Als es im Weltkriege um die Existenz der Donaumonarchie ging und der nationalstaatliche Drang der Völker, die bis dahin in ihren Rahmen eingeschlossen waren, mit umstürzlerischen Mitteln die Befreiung erstrebte, da hat er in einem noch heute sehr lesenswerten Büchlein die Rangordnung zwischen Staat und Nation zu bestimmen gesucht, und die Entscheidung fiel stets so aus, daß Staat und Nation durchaus nicht immer zusammenzufallen brauchten: die Nationalstaatlichkeit sei kein höchstes Gut. Natürlich unter der Voraussetzung, daß das von Österreich seit 66 anerkannte Recht auf nationale Autonomie in diesem umfassenderen übernationalen Rahmen Berücksichtigung und Erfüllung fände. Seipel liest aber noch heute den mitteleuropäischen Geschichtsverlauf rückwärts, – er ist ‚gewissermaßen' großdeutsch in altösterreichischer Interpretation. Er beurteilt daher Bismarcks Werk etwa in der Art Friedrich Wilhelm Försters: als engen Ausdruck preußischen Machttriebes, unter Schädigung altdeutschen Charakters und Wesens. All das ist nicht nur interessant als Zeugnis einer eigenwilligen Geschichtsphilosophie, sondern als Fundament einer betriebsamen Politik, die mit sehr gegenwärtigen Mitteln, d. h. der Hilfe einer mächtigen Bundesgenossenschaft um Geltung und Realität wirbt. Im Jahre 1916 schrieb er, als er durch die schwankende

Digitized by Google

Haltung der habsburgfreundlichen großen Westmächte sich noch zu glauben berechtigt fühlte, die Donaumonarchie würde die Gottesprobe bestehen: ‚Der Staat ist die organisierte Interessengemeinschaft einer großen Zahl von Menschen, die über alle Mittel verfügt, mit denen sie sich neben anderen ähnlichen Gemeinschaften unabhängig zu behaupten vermag. Die Nation dagegen ist die Gesamtheit jener, die eine lange Lebensgemeinschaft zu einer Kulturgemeinschaft werden ließ. Staat und Nation sind die Endglieder zweier ganz verschiedener Entwicklungsreihen. Der Staat ist seiner Natur nach nicht notwendig das Produkt einer Nation, ausnahmsweise kann er es sein. Und umgekehrt geht auch die nationale Einheit nicht notwendig auf die Zusammenfassung einer Vielheit von Individuen, Familien und Stämmen in einen Staat zurück. Die Nation kann keinen Krieg führen ... Die Kulturen hingegen gehören nicht den Staaten, sie sind Eigentum der Nationen, die allerdings durch die Staaten, in denen sie leben, in ihrer kulturellen Entwicklung vielfach gefördert oder auch gehemmt werden können. Stellen wir uns nun, dies vorausgeschickt, die Frage: Was geht der Krieg der Staaten die Nationen an? so kann die Antwort nur lauten: Nichts geht er sie an; die Nationen als solche tragen keine Verantwortung für den Krieg und sie haben an sich auch keinen Anteil an den Erfolgen und Verlusten des Krieges ...' Die Antwort, die ihm die Realitäten zwei Jahre später gaben, fielen, was das Donaureich und die Regulierung des Verhältnisses zwischen Staat und Nation betrifft, allem Anschein nach gründlich negativ aus; und diese Antwort wurde in ihrer Eindeutigkeit (sollte man meinen) seither durch die Not noch unterstrichen, in die die nationalen Minderheiten und ihre Sprachenrechte geraten sind. Doch Seipel hat sich weder weltanschaulich noch als Geschichtsdeuter revidiert. Aber vielleicht als praktischer Staatsmann?

Nachdem die Nationalstaatlichkeit sich doch nun einmal als höchstes und stärkstes geschichtliches Konstruktionsmittel bei den Friedensschlüssen von Paris erwiesen hatte und der magere deutsche Kern der Erblande übrig geblieben war, – hätte man nicht erwarten dürfen, daß nun auch Seipel an seiner bisherigen politischen Denkorientierung eine der neuen Lage entsprechende Korrektur vornehmen würde? Das hat er natürlich insofern getan, als er sich den Tatsachen anpaßte. Aber trotz der staatlichen Verselbständigung der habsburgischen Länder hält er auch heute noch an der Vorstellung ihrer kulturellen und wirtschaftlichen Zusammen-

Digitized by Google

gehörigkeit mit außerordentlicher Zähigkeit fest: er ist darum zunächst österreichischer ‚Separatist' und gegen den Anschluß. An seinen Grundanschauungen in dieser Hinsicht hat sich also nichts geändert, auch nachdem das äußere Geschichtsbild sich radikal umgestaltet hat. Auch ohne die dynastische Klammer besteht diese Zusammengehörigkeit für Seipel offenbar als gottgewollte weiter, und aus diesem Glauben leitet er die völkerverbindende Bestimmung Deutsch-Österreichs ab. In Gesprächen pflegte er (früher wenigstens) die besondere und gefühlsmäßige Nähe zu den deutschen Katholiken zu betonen: man weiß ja, wie weitumfassend das christlich-soziale Band ist. Deutscher? Gewiß; selbstverständlich. Reichsdeutsch als Kristallisationskern für alles Deutsche? Nein ... aus Wiener Großdeutschtum. Darum hat Seipel in den schlimmsten Tagen des österreichischen Elends die These verfochten und als praktischer Staatsmann, wie sich gezeigt hat, auch nach ihr gehandelt: daß der in St.-Germain konstruierte Zwergstaat um Wien herum lebensfähig und auch ‚lebenswillig' sei. Wir wissen nun, wie das gemeint ist.

Getreu nach diesem Rezepte hat er, als ‚katholischer Theolog und Österreicher', seine Freunde gesucht, wo er am sichersten war sie zu finden. Das war nicht in Berlin, das ja zur Zeit, wo Seipel die Völkerbundsaktion in Schwung brachte, an Haupt und Gliedern gelähmt war. Es war in Rom, Prag, Paris, Genf. Budapest, zu dem ein starker Zug des Herzens hinleitet, ist heute noch zu nationalistisch befangen, um in das große Schema von Seipels Realpolitik – die immer auch Idealpolitik ist – einbezogen werden zu können. Vieles spricht dafür, daß wir auf ihre Spuren und Wirkungen noch häufig stoßen werden, denn die allgemeinen europäischen Verhältnisse scheinen sich für die Berücksichtigung großdeutscher Wünsche in reichsdeutscher Auffassung viel Zeit zu lassen, zumal da ja auch der Kampf zwischen deutschem Unitarismus (mit dem gefürchteten protestantischen Vorzeichen) und großdeutschem Föderalismus noch fern vom Ende ist. Die Pharisäer des Nationalismus rings um Deutschland dürfen inzwischen für die libertas germanica im Geiste des Westfälischen Friedens schwärmen ...

II

Dem Volke, welches das Pulver erfunden hat, hat ein glücklicher Stern eine noch originellere Erfindung zu machen vorbehalten: das République-Empire. Das bloße Dasein dieses Unikums von Gebilde beweist, daß die politischen Gesinnungen der reichsdeutschen Menschheit auf eine durch

Digitized by Google

die Wahlziffern nicht ganz faßbare Weise halbiert sind; es ist daher wirklich nicht so einfach, die Tatsachen – mitsamt den ihnen zugehörigen Imponderabilien der äußeren und inneren Politik – sauber zu etikettieren. So ist ‚man', um der heiligen Eintracht, der union sacrée willen, auf den geistvollen Ausweg verfallen, ein neues allumfassendes Fahnensymbol hinzuzuerfinden. Viel leichter ist diese Aufgabe nicht als jene berühmtere, die Quadratur des Zirkels zu bewerkstelligen, aber man hofft sie trotzdem zu ‚lösen', d. h. fest verwurzelte Überzeugungen ohne Sturm entwurzeln zu können. Das ist das Vermächtnis Dr. Hans Luthers, des im übrigen tüchtigsten Kanzlers, dessen sich dieses République-Empire rühmen kann. Er wurde darum in die Wüste geschickt; aber die Parteien, die das taten, waren in dem Kabinett vertreten, das einstimmig die Fahnenverordnung des Meisters guthieß und nun, unter einem anderen Vorsitzenden, lustig weiter amtiert, nachdem mit ihrer Beihilfe de jure und de facto das Privileg der großdeutschen Farben aufgegeben worden war. Das ist noch keine aufgeklärte Diktatur, wie sie unser verehrter Herr Thomas Mann, nach seinem Bekenntnis in Parisiana I, herbeizusehnen scheint, wohl aber ein aufgeklärtes République-Empire. Das ist sehr lustig, sehr romantisch und sehr deutsch.

Vielleicht darf man diese holde Dreieinigkeit von Beiwörtern auch auf die Haltung der Jenenser Professoren anwenden, die in einem historisch denkwürdigen Manifest dem ‚hochverdienten' Gelehrten Professor Ludwig Bernhardt ihre Sympathien bekunden, weil er von der politischen Polizei belästigt worden war. Uns interessiert hier an diesem Vorgang nur die zähe Lebensdauer jener gräßlichen wilhelminischen Gewohnheit, in widerlich falschen Tönen von wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen zu reden, also neben der politischen auch wissenschaftliche Falschmünzerei zu treiben. ‚Hochverdient' nannte man früher unter wirklichen Gelehrten einen Mommsen, einen Curtius, einen Harnack, einen Scherer, einen Adolf Wagner, einen Menger, einen Schmoller, einen Knapp oder ihresgleichen; ob Männer von Genierang (wie Mommsen) oder Talentleute, – es war ein Nimbus um ihre Leistung, die zu kennen dem um Erkenntnis Ringenden unentbehrlich war. Herr Ludwig Bernhardt – der Sohn einer reichen jüdischen Familie, der mit Hilfe des späteren ‚Defaitisten' Ballin gegen den Willen der Koryphäen aus der Provinz in die Berliner Universitätsgilde geschoben wurde – hat der Wissenschaft kaum mehr geschenkt als . . . zwei gut geschriebene und auf kluger Beob-

Digitized by Google

achtung beruhende Tendenzschriften: die eine war hakatistisch ‚durchweht' und gab eine Therapeutik des preußischen Polentums; die andere behandelt, in Formen keusch verhüllter Bewunderung und in handgreiflicher Absicht, den Mussolinismus. Ich tadle Herrn Bernhardt darob nicht; keineswegs. Er ist weltmännischer und geschliffener als viele Zunftgenossen. Er ist Antidemokrat, Antiparlamentarier, vielleicht gar, wer weiß, Antisemit; und zweifellos ein begeisterter Wilhelminer. Warum nicht? Die Republik ist göttlich duldsam und läßt gewähren, sofern nur diese Überzeugungswelt, allzu ungeduldig, nicht ins Putschistische ausrutscht. Aber um die deutsche Wissenschaft ‚hochverdient'? auf der Grundlage solcher Leistungen als Tendenzbär ... neben gleichgültigem Druckwerk in wissenschaftlichem Jargon? Weit wesenhafter, weil auf immerhin geistvolle Weise mit dem Wesen der Dinge beschäftigt, finde ich die Leistung Theodor Lessings, des von fanatisierten Studenten in Hannover grausam angelümmelten (unbesoldeten) Dozenten der Philosophie. Sympathiekundgebungen deutscher Philosophen zu seinen Gunsten haben wir aber nicht gelesen, – sollte ihnen die Freiheit der Lehre und des Lehrenden in dem République-Empire kein höchstes Gut mehr sein? Die paar Taktlosigkeiten, die Herr Lessing, ein Sonderling der Feder und des Gedankens, als Tagesschriftsteller begangen hat, können den Wert seiner Leistung (Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen) nicht mindern. Sie beruht wenigstens nicht auf Modenarrheit, sondern auf intensiver Abkehr von der Tagesansicht ... auch in der Politik. Ein Bernhardt an deutschen Hochschulen glorifiziert, ein Lessing gesteinigt: gibt das nicht ein köstliches Bild unseres Seelenzustandes?

III

Der bisherige Verlauf der vorbereitenden Abrüstungskonferenz, an der nun auch unsere Sachverständigen teilnehmen, macht den schwärzesten Pessimismus wieder flügge. Was ist in der Tat der ganze Völkerbund wert, wenn seine mächtigsten Mitglieder durch ihre Militärs den Artikel 8 der Satzung sabotieren lassen, der bündig vorschreibt, ‚daß die Aufrechterhaltung des Friedens es nötig macht, die nationalen Rüstungen auf das Mindestmaß herabzusetzen, das mit der nationalen Sicherheit und mit der Durchführung der durch ein gemeinsames Handeln auferlegten internationalen Verpflichtungen vereinbar ist'? Keine private Herstellung von Munition und Kriegsgerät; Verpflichtung zu vollstän-

Digitized by Google

digem und offenem Austausch aller den Stand der jeweiligen Rüstung betreffenden Einzelheiten über Heeres-, Flotten- und Luftflottenprogramme; Einschränkung des chemischen Krieges usw. Man kennt die heftigen Kämpfe, die gerade dieses Kernstück des ‚Wilsonismus' auf der Pariser Konferenz hervorgerufen hat. Clémenceau, der Pole Dmowski und Genossen fuhren schwerstes Geschütz gegen den Ideologen auf, dem sein militärischer Berater General Bliß darin beistimmte, daß ohne radikale Rüstungsbeschränkung der Weltkrieg nur der Auftakt zu einem neuen Dreißigjährigen Kriege sein würde. Für beide ruhte das Abrüstungsproblem auf zwei Pfeilern: auf der Garantie der ‚inneren Sicherheit' nach dem Standard eines wirksamen Polizeidienstes; und der Garantie der äußeren Sicherheit durch die genau der Stärke der einzelnen Mitglieder angepaßte Organisation der Völkerbundhilfe. Diese Grundsätze zielten vor allem auf die den Angelsachsen so sympathische Abschaffung der allgemeinen Wehrpflicht – auf Deutschland angewendet, fand sie begeisterte Zustimmung. Das sollte ja nur ein Anfang sein. Bliß erklärte später in einer in Philadelphia gehaltenen Rede: ‚In vollem Glauben und bei ihrer Ehre haben sich diese siebenundzwanzig Nationen (neben Deutschland) feierlich verpflichtet, sobald als angängig eine allgemeine Rüstungsbeschränkung vorzunehmen, nachdem Deutschland seine vorhergehenden Verpflichtungen erfüllt haben wird.' Sieben Jahre hindurch schüttelten dann Frankreich und seine kontinentalen Verbündeten jede Mahnung zur Abrüstung mit dem Hinweis auf ihr Sonderrisiko ab, noch in Washington erlaubte Frankreich keine Erörterung der Rüstungsbeschränkung, erst Locarno und die offenbar ehrlich gewollte Aufnahme Deutschlands in den Bund schieben den lästigen Artikel 8 der Satzung wieder in den Vordergrund und erlauben kein weiteres Hinzögern ... der Diskussion. Aber von neuem taucht die Lehre vom Sonderrisiko, vom Rechte also auf den Anspruch besonderer Sicherung auf. Der erfinderische Geist der Franzosen hat einen neuen Begriff eingeführt: das potentiel de guerre. Und in der Tat: ein großes, wissenschaftlich geschultes und industriereiches Volk wie das deutsche besitzt ja zweifellos die Möglichkeit der Aufrüstung. Und diese Möglichkeit verhindert, solange sie besteht, die Abrüstung ... So zappeln wir wieder im Netz des Mißtrauens, das durch den Berliner Vertrag, wie sich voraussehen und voraussagen ließ, verstärkt wurde, aber das auf der Genfer Konferenz getriebene frivole Spiel trotz aller Pflicht zur Vorsicht (wegen der Revancheschreier) nicht rechtfertigt.

Digitized by Google

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU

Sinclair Lewis lehnt den Pulitzer-Preis ab

Sinclair Lewis war für seinen prachtvollen (auch deutsch erschienenen) Roman „Arrowsmith" ein Preis zugedacht worden. Sinclair Lewis aber lehnt diese Ehrung ab — mit Ehrlichkeit, Skepsis, Kampflust. Er schrieb dem Preisrichterkollegium einen ausführlichen Brief und sandte Abschriften an die Literaten aller Länder.

„Ich möchte gerne Ihre Wahl meines Romans ‚Arrowsmith' anerkennen. Ich muß diesen Preis zurückweisen, und meine Zurückweisung würde bedeutungslos sein, wenn ich nicht die Gründe erklärte.

Alle Preise wie alle Titel sind gefährlich. Diejenigen, die nach Preisen suchen, sind bestrebt, nicht um des eigenen Ranges willen zu arbeiten, sondern wegen fremder Belohnung; sie sind bestrebt, dieses zu schreiben, oder ängstlich zu vermeiden, jenes zu schreiben, um so die Vorurteile eines zufälligen Komitees zu kitzeln. Und der Pulitzer-Preis für Romane ist besonders zu tadeln, weil seine Bedingungen dauernd und schrecklich falsch wiedergegeben werden.

Diese Bedingungen sind, daß der Preis vergeben werden soll ‚für den im Laufe des Jahres veröffentlichten Roman, der am besten die gesamte Atmosphäre des amerikanischen Lebens darstellt und den höchsten Stand amerikanischer Sitten und Tugend'. Dieser Satz, er mag bedeuten, was er will, meint doch scheinbar, daß die Preiskrönung von Romanen nicht gemäß ihres augenblicklichen literarischen Verdienstes geschehen soll, sondern in Beziehung zu irgendeinem Gesetz der guten Form, das im Augenblick gerade populär ist.

Daß das eine entscheidende Beschränkung ist, hat man wenig verstanden. Infolge der verkürzten Art, in der die Ankündigung gewöhnlich gebracht wird, und weil gewisse Verleger ausposaunt haben, daß derjenige Roman, der den Pulitzer-Preis erhalten hat, ohne Einschränkung als der beste Roman erklärt worden ist, kam das Publikum dazu, zu glauben, daß der Preis die höchste Ehre sei, die ein amerikanischer Romanschriftsteller empfangen kann.

Der Pulitzer-Preis für Romane bedeutet immerhin weit mehr, wenn angenehme tausend Dollars sogar von solchen Schriftstellern empfangen werden, die gleichwie heimlich über den wirklichen Wortlaut der Bedingungen lächeln. Das Bestreben geht auf eine anerkannte Tradition. Es herrscht der allgemeine Glaube, daß die Verwalter des Preises eine priesterliche Körperschaft sind, mit der Fähigkeit und Macht, den Preis als den letzten Beweis des Verdienstes zu gewähren. Man glaubt, daß sie stets von einem Komitee verantwortlicher Kritiker geführt werden, obgleich in diesem und in anderen Fällen des Pulitzer-Preises die Verwalter — und zuweilen tun sie es — ganz willkürlich die Vorschläge ihrer angeblichen Berater zurückweisen können.

Wenn der Pulitzer-Preis schon so wichtig ist, ist es nicht lächerlich, daran zu denken, daß er, bei Ignorierung der augenblicklichen Urteilsbedingungen, die einzige Sache werden kann, wonach ehrgeizige Romanautoren streben werden? Und die Verwalter des Preises können ein oberster Gerichtshof, ein Kardinalskollegium werden, das so eingewurzelt und geheiligt ist, daß eine Gegnerschaft Gotteslästerung bedeuten würde. So ist die Französische Akademie, und wir haben ja das Schauspiel gehabt, daß sogar ein Anatole France wegen seiner Wahl intrigieren mußte.

Nur durch regelmäßiges Zurückweisen des Pulitzer-Preises können die Romanautoren solche Macht von sich fern-

Digitized by Google

halten, wie sie jetzt ständig über sie gesetzt ist.

Zwischen den Pulitzer-Preisen der amerikanischen Akademie für Kunst und Literatur und ihrer Unterrichtsanstalt für Kunst und Literatur, Amateurämtern für Zensur und der Inquisition ernster literarischer Damen wird jeder Zwang auf die Schriftsteller ausgeübt, damit sie unschädlich, artig, gehorsam und steril werden. Aus Protest wies ich die Wahl zum Nationalen Institut für Kunst und Literatur vor einigen Jahren ab, und jetzt muß ich den Pulitzer-Preis ablehnen.

Ich bitte andere Schriftsteller, die Tatsache zu beachten, daß durch die Annahme von Preisen und Anerkennungen von so unbestimmten Institutionen wir ihre Autorität anerkennen, so daß man vor der Öffentlichkeit sie als oberste Gerichte von literarischer Bedeutung bestätigt, und ich frage, ob irgendein Preis solche Unterwürfigkeit wert sei."

Man kann sich der Ehrlichkeit und Berechtigung dieser Argumente wohl kaum verschließen.

Marcel Proust und die junge Literatur

Im *Mercure de France* beleuchtet Raphael Cor die junge französische Dichtung auf eine seltsam mürrische Weise:

„Daß die junge literarische Schule nicht allein stolz darauf ist, Proust zu lieben, sondern sich ihm auch anschließen will und auf sein Werk ein Netz von nachträglichem Lob wirft, das seltsam einem Protektorat ähnelt, das ist ein sicherlich verwirrender Anspruch. Denn, worin besteht alles in allem nach der gegenwärtigen Mode die Bewegung? Ganz zuerst unterscheide ich eine rein negative Tendenz, bezeichnet durch Mißtrauen gegenüber dem Bezirk des Gefühls, durch die Furcht vor Gefühlsbewegung, durch äußerste Sorgfalt, das Menschliche, allzu Menschliche zu verbannen, kurz eine Umwälzung von Werten, die darauf abzielt, das Wesentliche dem Nebensächlichen zu opfern, die Analyse des Herzens dem Pitoresken und die Schätze des Lebens den kalten Flittern des Geistes. Ein so wenig beschämendes Ideal, daß man es übrigens nicht zu verkünden wagt, und wo kein Sophismus, es wäre der der sozusagen zurückgedrängten Bewegung, dazu gelangt, uns die grausame Dürftigkeit zu verbergen.

In der Musik antwortet die von Strawinsky herkommende Schule, die den Beruf hat, das Ohr zu amüsieren und gar danach zielt, zu glänzen, ohne zu rühren, sehr stark auf dieses Programm. Aber herrscht nicht unter den jungen Romanschriftstellern, wenn man den herben Delteil und diesen fesselnden und feinen Lacretelle ausnimmt, dieselbe Formel vor? Nicht ohne Prahlerei bei Montherlant, dem Mystiker des Sports, dem Priester der Keuschheit; bei dem beweglichen Giraudoux, mit tausend Feinheiten, von denen viele das traurige Schicksal haben, unverstanden zu bleiben, um sich in einer überaus gezierten Sprache auszudrücken, die schnell den Leser plagt. Im Grunde ist diese Sucht auf Verschrobenes und Seltenes, diese grimassierende Geziertheit, diese Sucht nach einem glücklichen Fund bei raffinierten Farben ein Rückschritt, eine Rückkehr zum verworrenen Manierismus barbarischer Zeiten. Die Methode scheint auf jeden Fall schlecht gewählt, um Giraudoux einen Sitz bei den Vierzig einzubringen. Beim Lesen der ‚Bella' und indem man feststellt, auf welche seltsame Weise er dort Ehrenpreise und Tugenddiplome zuerkennt, fühlt man sich durch die geringen Aussichten beruhigt, die der Autor für die kommende, offizielle Verteilung hat. Der Prosa dieses vornehmen Beamten von Karriere fehlt wahrhaft zu viel Klarheit . . .

Digitized by Google

Aber was ist über Romanschriftsteller von geringerer Flügelweite zu sagen, einen Drieu la Rochelle – der besseres versprach – einem René Crevel, der offen gesagt unlesbar ist? Ihre Prosa wimmelt von Absichten, bei denen gegenüber man ein geringeres Können vorziehen würde ... Hier handelt es sich nicht mehr um die dichterische, von Lichtern beleuchtete Dunkelheit eines Claudel, um einen düsteren Spiegel, um mystische Brunnen, in denen sich Sterne spiegeln, sondern einfach um einen sehr bösen Stil ..."

Hingegen über Proust:

„Weil das menschliche Herz ihn mehr als alles andere begeistert, erscheint uns natürlich Marcel Proust als Meister. Dieses traurige Herz – wie kennt er es und wie kennt er seine Verwirrung! Denn es strebt nur nach Liebe und findet nur Angst. Welch verzweifelter Gedanke in dieser einfachen Bemerkung: ‚Man hat Unrecht, in der Liebe von schlechter Wahl zu sprechen, da, seitdem es Wahl gibt, sie nur schlecht sein kann.' Diese stechende Traurigkeit dieser letzten Bücher, wo Proust, wie durch den Verlust dessen, was er liebt, halluziniert, uns einzeln seine minutiösen, bösen Träume mitteilt und uns seinen Umgang wiederholt ...

Es ist wahr, daß sein kompaktes Werk, das man berechtigt ist, ermüdend zu finden, schwierig zugänglich ist und wie zur Flucht geschaffen. Aber wenn man vorwärts geht und hindurchschreitet, welche fabelhafte Belohnung erwartet uns!" –

Raphael Cor bewundert also Marcel Proust, verurteilt aber die junge französische Epik, da sie auf „Verschrobenes und Seltenes" ausgeht. Und liegt die Proust-Welt nicht auch abseits von Tradition und Alltag wie jede neue Kunst? Wie sich die Kunstreaktionäre aller Länder gleichen! Sie sehen die täglichen Änderungen des materiellen Lebens und seiner Formen, aber die Kunst soll ihre alten Klänge bewahren!

Wie sagte Stendhal? „Es scheint mir, daß der Schriftsteller fast ebenso viel Mut braucht wie der Krieger; der eine darf nicht mehr an die Journalisten denken als der andere ans Hospital."

Belgischer Philo-Faszismus und Nationalismus

In der *Revue de Genève* veröffentlicht Louis Piérard eine belgische Chronik, in der der folgende Abschnitt besonders interessiert:

„Belgien ist eins der wenigen Länder auf der Welt, wo der Faszismus nach italienischer Art keine Aussichten hat, jemals erfolgreich zu sein. Der ganze theatralische Pomp, mit dem sich die Aktivität der Schwarzhemden umgibt, erregt im höchsten Maße die Ironie, deren schmerzende Bissigkeit von Bissing und weiterhin von der Goltz im Lande des Manneken-Pis erkannt haben. Und dennoch ... Eine philo-faszistische Bewegung ist uns entstanden. Oh! Ganz sicher sind ihre Angehörigen kaum zahlreich; aber sie sind lärmend. Als Führer haben sie einen Dichter. Ich bitte um Entschuldigung! Einen katholischen Dichter, Pierre Nothomb, dessen ‚L'Arc en ciel', ‚l'Ame du Purgatoire', ‚Mariabelle' zu den besten Vers-Sammlungen gehören, die man bei uns seit zwanzig Jahren veröffentlicht hat, und der außerdem sehr bemerkenswerte Romane geschaffen hat: ‚Fauquebois' und die ‚Rédemption de Mars'.

Nun, Pierre Nothomb macht Politik. (Ich weiß wohl, daß Lamartime ...) Pierre Nothomb ist unser Mussolini. Er hat in Rom die Investitur empfangen aus den Händen des ehemaligen Direktors des ‚Avanti', der wegen Anstiftung zum Königsmord verurteilt worden war. Man kann von ihm sagen, was Marcel Sembat von Caillaux sagte und was Charles Maurras zu zitieren liebt: Es fehlt ihm an gesundem Menschenverstand. Noch als junger Mensch hat er

Digitized by Google

eine nicht unbeträchtliche Zahl von Wahlstimmen gesammelt. Das hindert ihn nicht, seit einiger Zeit einen wilden Kreuzzug gegen den Parlamentarismus zu führen. Die Zustimmung junger katholischer Studenten aus Löwen, großer Bewunderer der Bewegung der ‚Action française' haben ihn schließlich berauscht. An gewissen Tagen kochte es ein wenig auf den Straßen Brüssels und Löwens. Die sozialistische Antwort ließ nicht auf sich warten. Die Arbeiterpartei hat die Organisation von Verteidigungsmilizen beschlossen, die denjenigen von Österreich und Lettland nachgebildet sind und deren Aufgabe es sein wird, die Arbeitereinrichtungen und die demokratische Verfassung zu schützen. Gleichviel: die Arbeiterpartei, die sechshunderttausend organisierte Mitglieder umfaßt, im Kampf mit jungen Studenten und Nothombs Halbsoldaten. Das erscheint auf den ersten Blick als ein wenig ungleich ...

Da wir von Pierre Nothomb sprechen, erinnern wir uns, daß er sich während des Krieges an die Spitze einer Bewegung stellte, die einige junge Intellektuelle umfaßte, die von verschiedensten Weltanschauungen waren und sich für die Fragen der äußeren Politik interessierten, die man in Belgien zu lange vernachlässigt hatte. Ich kenne welche, die guten Glaubens seit dem Ende des Jahres 1918 Pierre Nothombs Komitee für nationale Politik angehört haben; aber sie wußten genau, daß im Falle einer Verbesserung der Grenzen niemals die Rede davon sein konnte, das Gefühl der betreffenden Bevölkerungen zu verletzen und daß sowohl von seiten des holländischen Limburg wie von seiten Luxemburgs oder Eupen-Malmédys jede Lösung zum Intervenieren einem gerechten Referendum unterstellt werden müsse. Wie groß war nicht ihr Erstaunen, eines Tages im Februar 1919 auf den Mauern Brüssels Landkarten zu sehen, die Nothomb ohne ihre Einwilligung hatte drucken lassen und die für Belgien ganz brutal zwei holländische Bezirke, das Großherzogtum und ... ein großes Stück des Rheinlandes beanspruchten. Diese Dummheit — und noch vermehrt durch einige andere — mußten für den guten Ruf Belgiens sehr übel wirken.

Man weiß, daß der Vertrag von Versailles uns drei bisher deutsche Kreise gegeben hat: Eupen, Malmédy und St. Vith, im ganzen etwas mehr als sechzigtausend Seelen. Wenn die Sitten, die alten Gebräuche, die alten Dialekte und viele andere bewunderungswürdige und anonyme, aus der Tiefe der Vergangenheiten kommende Dinge mehr gelten als die Spekulationen der Diplomaten und die Realpolitik, dann verdienten Malmédy und einige benachbarte Flecken mit sehr französischen Namen in die wallonische — oder sagen wir: belgische — Gemeinschaft einzutreten. Dies ‚Elsaß der Wallonen', wie wir es während des Krieges nannten, hat auf bewundernswerte Weise mehr als ein Jahrhundert lang der Germanisierung durch Schule, Kirche und Kaserne widerstanden. Daran dachten sicher im Jahre 1917 so wenig verdächtige Männer wie Vandervelde und Louis de Bronckère, als sie in einer an die Sowjets gerichteten Denkschrift von den Bedingungen eines Friedens ohne Annexionen sprachen, der nichtsdestoweniger ‚Desannexionen' wie die von Elsaß-Lothringen und von Malmédy gestatten könnte.

Aber: die Urheber des Vertrages von Versailles haben an Belgien zu gleicher Zeit wie die Wallonen von Malmédy auch die authentisch deutschen Bevölkerungen von Eupen und St. Vith gegeben und in diesen Gebieten nur ein Referendum a posteriori vorhergesehen, eine wahrhaftige Karikatur der Volksbefragung. Heute spricht man in gewissen belgischen Kreisen davon, die ‚befreiten' Gebiete im Austausch einer Rückzah-

Digitized by Google

lung von sieben Milliarden Mark, die es noch in Belgien schuldet, Deutschland zurückzugeben. Das würde uns helfen, unsere Schulden zu vermindern ... Aber man tauscht nicht ohne weiteres Bevölkerung wie Vieh auf dem Markt, und wenn, was mich betrifft, ich mit ruhigem Auge der eventuellen Rückgabe der Kreise St. Vith und Eupen an Deutschland entgegensehe, so verstehe ich doch, fest dafür zu kämpfen, daß die Einwohner von Malmédy mit ihren wallonischen Brüdern in der belgischen Gemeinschaft bleiben "

André Maurois

Von diesem Dichter gibt uns André Berge ein sehr aufschlußreiches und eindringliches Porträt in *La Revue Européenne:*

„Den in jedem Individuum zurückgehaltenen Teil des Universums zu befreien: eine fast wissenschaftliche Aufgabe für einen Psychologen wie Proust. Im Gegensatz dazu bemüht sich André Maurois, in jedem Individuum und in jedem geschichtlichen und geographischen Kollektivum das ausgesprochen persönlichste Element zur Geltung zu bringen. Man könnte von ihm sagen (obgleich man das Wort nicht gerne gebraucht), daß er ein Maler von ‚Mentalitäten' ist. Mentalitäten des Engländers, des Schotten, des Dichters, des alten Elsässers, des jungen Sozialisten von 1830 ... usw., dies alles finden wir in seinen Büchern. Und bis zu den ‚Dialogues sur le commandement', die die meisten Kritiker wie eine These diskutierten, scheint der Autor sein Wohlgefallen noch mehr an das Studium der Mentalität seiner Personen gewandt zu haben als an die Auseinandersetzung ihrer Ideen: so wird jener Eindruck von Künstlichkeit vermieden, der die Klippe dieser Art von Werken ist, wo die Redner den Eindruck von abstrakten Hampelmännern machen, von denen der eine dazu bestimmt ist, moralisch alle Fußtritte von der anderen Seite zu erhalten. —

Es scheint mir, daß sein Werk ‚Bernard Quesnay' ein Ereignis darstellt. Vielleicht findet man dort weniger Bestrickendes als in den vorhergehenden Büchern: er ist gewichtiger! Aber man fühlt bei dem Schriftsteller noch eine Schüchternheit, die ihn verhindert — besonders in einem augenscheinlich autobiographischen Abenteuer wie diesem — plötzlich bis zum Grunde des Menschlich-Pathetischen zu gehen.

Wir stellen fest, daß André Maurois in den Kampf mit sich selbst eingetreten ist; an dem sehr nahen Tag, wo er sich besiegt haben wird, wird es nötig sein, diesem Artikel viele Seiten anzufügen."

Rudolf Kayser

Mitarbeiter dieses Heftes

José Ortéga y Gasset, Madrid. Die bedeutendste philosophische Persönlichkeit im heutigen Spanien, Herausgeber der „Revista di Occidente". Über ihn schrieb ausführlich E. R. Curtius in seinem Aufsatz „Spanische Perspektiven" im Dezember-Heft 1924 unserer Zeitschrift.

Frank Harris, englisch-amerikanischer Publizist, besonders bekannt geworden durch seine Oscar Wilde-Biographie.

Ilja Ehrenburg, Paris, der führende Epiker des neuen Rußland. Von seinen Romanen nennen wir die auch in deutscher Übersetzung erschienenen: „Julio Jurenito", „Trust D. G.", „Dreizehn Pfeifen".

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Rudolf Kayser
Verlag von S. Fischer A.-G., Berlin. Druck vom Bibliographischen Institut, Leipzig

Digitized by Google

DIE VEREINIGTEN STAATEN VON EUROPA

von

PAUL GÖHRE

I

Der Gedanke der „Vereinigten Staaten von Europa" ist heute kein bloßes Problem mehr, sondern bereits leise werdende Wirklichkeit.

Jahrhunderte hindurch war er reine Utopie, Eigentum einiger geistreicher Propheten, Politiker und Gelehrter aller europäischen Nationen. Der Franzose de Sully und der Engländer William Penn haben ihn schon verkündet, jener am Anfang, dieser am Ende des 17. Jahrhunderts. Der Deutsche Kant hat ihn bitter ernst genommen, der Italiener Mazzini ihn in seine unruhige Gegenwart hineingerufen. Schmoller hat in seinen stillen Stunden von ihm geträumt, und selbst Caprivi hat einmal in einer Reichstagsrede mit ihm gespielt. Aber alle diese einzelnen und andere neben ihnen blieben stets allein mit ihrem Traum. An eine Verwirklichung wagte keiner von ihnen zu denken. Als dann der Weltkrieg losbrach, schien dieser Traum endgültig ausgeträumt, für immer begraben.

Aber mitten im Kriege lebte er wieder auf. Friedrich Naumann schrieb sein „Mitteleuropa". Sein Ziel war die Schaffung eines mitteleuropäischen Staatenbundes unter der Führung eines starken Deutschlands, der dem englischen und nordamerikanischen Staatenkomplex ebenbürtig und wie diese eine koloniale Großmacht ersten Ranges werden sollte. Dann aber kam der Kriegsausgang. Er schlug auch dieses kühne Gedankengebäude in Trümmer.

Dennoch war auch damit der Paneuropagedanke nicht getötet. Der negative Ruf: Nie wieder Krieg! schlug um in die positive Parole: Paneuropa! Und von nun an wurde der Paneuropagedanke hundertfältig in pazifistischen Konferenzen, Versammlungen und Kongressen, nationaler und internationaler Zusammensetzung, in pazifistischen Aufrufen, Artikeln und Broschüren erörtert, von immer neuen Seiten her beleuchtet, mit immer mehr Argumenten gestützt.

Digitized by Google

Daneben faßte er auch in der Sozialdemokratie immer mehr Fuß. Heute bekennt sich die Sozialdemokratie uneingeschränkt zu der Forderung der Schaffung der Vereinigten Staaten von Europa.

In die Details eines Paneuropaprogramms ist sie freilich noch nicht hineingestiegen. Dagegen hat das für den Pazifismus der bekannte, ganz international eingestellte Graf Coudenhove-Calergi besorgt. Ihm vor allem ist es zu danken, daß die Paneuropabewegung heute eine Massenbewegung großen Stils mit weitausgreifenden Zielen ist.

2

In den letzten Jahren hat diese Massenbewegung nun auch eine bedeutende systematische Ausweitung und Vertiefung erfahren. Zwei Zweige der Wissenschaft haben ihr mit ihren Arbeiten der letzten Zeit ein sich immer mehr festigendes gedankliches Fundament geliefert: die Nationalökonomie und die Geopolitik.

Indem ich mit dem Nationalökonomischen beginne, muß ich an die wirtschaftlichen Zustände erinnern, die sich in der Epoche der großen europäischen Kolonialreiche allmählich in der Welt herausbildeten. Diese Epoche begann bekanntlich mit der Entdeckung Amerikas. Aber ihren Höhepunkt und ihre charakteristische wirtschaftliche Eigenart erhielt sie erst seit Erfindung der Dampfmaschine, also im 19. Jahrhundert. Vorher waren die Kolonien vorwiegend Gebiete für Händler gewesen: man holte sich aus ihnen Gold und Silber, Elfenbein, Gewürze und andere Güter, um sie teils im eigenen Lande, teils anderswohin mit mehr oder weniger großem Gewinn zu verkaufen. Seit der Erfindung und raschen Vervollkommnung der Dampfmaschine aber werden die Kolonien in den Produktionsprozeß der Heimat einbezogen. Sie werden immer mehr auf industrielle und agrarische Rohprodukte hin ausgebeutet, die die heimatliche Industrie zu Fertigfabrikaten verarbeitet. Ein großer, immer wachsender Teil von diesen kehrt dann zu den Eingeborenen in den Kolonien als Ware zurück. So werden die Kolonialländer zu Rohstofflieferern und Fertigfabrikatsabnehmern, das Mutterland umgekehrt zum Rohstoffabnehmer und Warenlieferant. Das Ziel ward schließlich, aus Mutterland und Kolonien ein Gesamtwirtschaftsreich mit möglichst weitgehender Selbstversorgung, sowohl des Mutterlandes wie der Kolonien, zusammenzuschweißen. Nirgends hat sich diese Entwicklung grandioser vollzogen als in Großbritannien und seinen Kolonien: das britische Imperium ist

Digitized by Google

das stolze, über die ganze Welt hin reichende Produkt dieser Entwicklung. Aber auch andere europäische Länder schufen ähnliches. Es blieb nur überall desto unfertiger und unbeständiger, auch den Maßen nach desto kleiner, je schwächer das Mutterland war oder je später ein Großstaat in die koloniale Entwicklung eintrat. Die letzten von ihnen fanden schließlich schon nicht mehr Land auf dem Erdball genug, um sich auch nur etwas entfernt Ähnliches wie ihre Vorgänger aufzubauen. Dadurch entstand zuletzt jener allgemeine Wettlauf um Kolonialbesitz, den wir alle noch miterlebt haben. Sein Resultat war der Weltkrieg, der, wie wir wissen, nicht nur $4^1/_2$ Jahre, sondern vom 1. August 1914 bis zum 1. Dezember 1925 gedauert hat.

Innerhalb dieser fast zwölf Jahre hat sich nun weltwirtschaftlich die große Revolution vollzogen, die in ihrer Endwirkung auf Paneuropa hinauskommen muß. Ansätze zu dieser großartigen Wendung der Weltwirtschaft finden sich freilich schon vor dem Kriege. Schon länger vor ihm hatte sich, wenn auch nur ganz langsam und in seiner Bedeutung schwer erkennbar, das Verhältnis zwischen Mutter- und Kolonialländer zu verschieben begannen. Die Grenzen zwischen beiden fingen an sich zu verwischen. Man wollte in den Kolonien nicht mehr bloß willfähriger Rohstofflieferant und Warenabnehmer sein, sondern selbst Rohstoffe an Ort und Stelle in Fertigfabrikate verwandeln. Das wirtschaftliche Interesse des Mutterlandes selber kam diesem Streben in vielen Fällen entgegen. Denn in vielen Fällen war auch für den Kapitalisten des Mutterlandes die direkte Herstellung von Industrieware in der Kolonie allmählich vorteilhafter als in der Heimat. Die erste Kolonialindustrie entstand so schon vor dem Weltkriege fast in allen Erdteilen. Aber es waren doch nur ungefährliche Anfänge, die man auch in Zukunft in gesunder Beschränkung halten zu können hoffte. Dieser Hoffnung hat der Krieg für immer ein Ende gemacht. Während desselben, als Europa nur noch Kriegsbedarf produzierte, waren die europäischen Kolonien, waren die übrigen vier Erdteile mehr oder weniger völlig auf sich allein angewiesen. Zugleich waren sie schon viel zu sehr an das Bedürfnis europäisch-industrieller Fabrikate gewöhnt, als daß sie sie noch zu entbehren, in ihre frühere, vorindustrielle Lebensform zurückzukehren vermochten. Auch die nordamerikanische Union, solange sie selbst noch am Kriege nicht beteiligt war, konnte allein den Warenhunger dieser ungeheuren Gebiete nicht stillen. So blieb diesen nichts anderes übrig, als selbst mit aller Kraft zur europäisch-industriellen Produktion überzugehen. Man knüpfte gierig an die Vorkriegsanfänge an. Neben den

Digitized by Google

wenigen Fabriken von damals entstanden rasch Hunderte neuer, größerer, ganz moderner Werkstätten. Mit der Wirkung, daß heute schon der ganze Erdball, wenigstens in den entscheidenden Gebieten, industrialisiert und europäisiert ist. Das aber heißt mit anderen Worten: wirtschaftliche Emanzipation von Europa, die die politische notwendig zur Folge hat.

Es gibt heute sieben große industrielle Zentralgebiete auf der Erde, die schon so gut wie völlig autarkisch, d. h. wirtschaftlich selbständig sind oder doch es sein können, wenn sie es wollen. Das eine wird etwa umkreist von der Verbindungslinie zwischen Tokio–Wladiwostok–Peking–Schanghai–Kanton–Hongkong–Tokio. Das zweite kann man umschreiben durch eine Linie von Neuyork nach Quebeck, Winnipeg, Chicago, St. Louis, Nashville und Richmond bis zurück nach Neuyork. Das dritte bedeckt das Gebiet Südschwedens, Dänemark, Englands, Ostfrankreichs, der Schweiz, Norditaliens, Nordböhmens und der ehemals russischen Randstaaten mit Deutschland in der Mitte. Ein viertes überzieht das Land an der Ostküste Südamerikas von nördlich Rio de Janeiro bis südlich Buenos Aires in einem schon tief in den Kontinent hineingespannten Bogen. Das fünfte erstreckt sich über die größere, und zwar westliche Hälfte Vorderindiens, insbesondere zwischen Bombay und Madras. Das sechste dehnt sich von Kapstadt nach Nordosten weit über Pretoria und Natal hinaus, und endlich das siebente bildet den ganzen südöstlichen Landstrich Australiens zwischen den Städten Adelaide, Melbourne, Sidney und Brisbane. Neben diesen sieben großen finden sich noch eine Anzahl kleinerer Wirtschaftszentren. So das zwischen Valparaiso und Valdivia, das um St. Francisco, um Kalkutta, Singapore und Moskau. Innerhalb dieser Zentren verlieren politische Grenzen immer mehr ihre trennende Kraft. Von ihnen allen, insbesondere aber den sieben großen, gehen ungeheure wirtschaftliche und geistige Strahlungskräfte aus. Immer mehr Umwelt machen sie ihrem Einflusse untertan. In ihrem Dienste stehen alle modernen Mittel des Verkehrs; diese aber wirken besonders stark raumbändigend und raumschrumpfend. So sind heute an Stelle der einstigen, in einzelne Fetzen über die Welt hingestreuten Wirtschaftsreiche der kolonialen Epoche der Menschheit mit ihrem nur halbautarkischen Charakter neue, ganz anders fest geschlossene und einheitlich gebundene, fast schon vollautarkische Wirtschaftsgroßräume getreten und in immer rascherer Konsolidierung begriffen. Auch ein europäisches ist, wie wir sahen, dabei, und es ist wahrlich weder an Umfang noch an Intensität das kleinste unter ihnen.

Digitized by Google

Geradezu verblüffend ist es nun, zu sehen, wie die Geopolitik auf rein politischem Gebiete zu ganz ähnlichem, um nicht zu sagen gleichen Ergebnissen gelangt. Geopolitik ist ein noch sehr junger Forschungszweig. Ihr Vater ist der Geograph Friedrich Ratzel, ihre hauptsächlichen Förderer der Schwede Kjellén, der Österreicher Suphan und der Deutsche Haushofer. Die Geopolitik hat uns eine neue, vertiefte und erweiterte Anschauung und Auffassung vom Staat beschert. Vorher sah man den Staat vorwiegend als Rechtssubjekt, betrachtete ihn in der Perspektive nur der geschichtlichen Entwicklung und metaphysischen Begriffe. Ratzel untersuchte zum ersten Male den Staat nach seinen Raumverhältnissen, seiner Lage auf der Erdoberfläche, seinen natürlichen Grundlagen überhaupt. Im Sinne der früheren Staatswissenschaft ist der Staat hauptsächlich etwas Organisatorisches, das mehr oder weniger feste und geeignete Gefäß für die Wirtschaft eines Volkes. Nach Ratzel und seinen Nachfolgern ist er eine Menschenvereinigung auf bestimmten und charakteristischen Boden, eine tief in geschichtlichen und natürlichen Wirklichkeiten wurzelnde, organisch entstandene Erscheinung von genau dem gleichen Typus wie der einzelne Mensch, eine biologische Lebensform also wie dieser, in ewiger Bewegung, Entwicklung, Umgestaltung und Verwandlung begriffen wie dieser. Immer aber ist es der Begriff des Lebensraums, der bei den Forschungen der Geopolitiker die Grundlage und den Ausgangspunkt bildet. Er wird untersucht nach seinen geographischen, biologischen, ethnologischen, klimatischen, wirtschaftlichen und historischen Werten und Formen; sie alle werden untereinander in organische, lebendige Verbindung gebracht. Die Folge solcher Betrachtungsweise ist, daß alle starren Linien im Antlitz des Staates, wie man es bisher kannte, sich erweichen, als in Bewegung und Leben befindlich erscheinen. Der historische Staat entpuppt sich als eine vielfältige Relation zu andern, insbesondere seinen Nachbarstaaten. Er wird als Teilgebilde, zu einem größeren Ganzen gehörig, erkannt, in einen letzten, weitesten, erdgegossenen Rahmen eingefügt. Seine Grenzen offenbaren sich so wie nie vorher als ewig sich verschiebende Gestaltkonturen, als Bänder, die nicht nur trennen, sondern auch verbinden; und nun stehen mit einem Male, genau wie bei der Betrachtung der jüngsten Ergebnisse nationalökonomischer Forschung, ganz neue und gewaltige politische Lebenseinheiten, ganz neue ungeheure Räume und Raumeinheiten auch hier vor unseren überraschten Augen.

Digitized by Google

Ich möchte das, an der Hand Karl Haushofers, an einem besonderen Beispiele noch deutlicher machen, und zwar am Beispiele Südostasiens. Wir waren früher alle gewohnt, hier immer nur einzelne Staaten, allerdings von teilweise mächtiger Ausdehnung, zu sehen: Japan, China, Siam, Annam, Vorder- und Hinterindien. Heute hat uns Haushofer gelehrt, sie alle in Eins, alle zusammenzuschauen, als einen einzigen fest zusammengehörigen Lebensraum, gegen Norden scharf abgegrenzt durch die gigantischen Wände der größten Gebirge der Erde: Hindukusch, Himalaja, Tienschan bis hin zum Stanowoigebirge, nach allen anderen Seiten umflutet vom Ozean, in mächtigen Terrassen nach Süden und Südosten bis zum Meere herabsteigend, bis in seine Winkel hinein unter der unentrinnbaren Gewalt des Monsun stehend. Dieser Monsun diktiert das Klima dieses Lebensraums, formt und gestaltet seine Pflanzen- und Tierwelt, bestimmt damit Wirtschaft und Nahrung seiner Bewohner, prägt deren somatischen wie psychischen Charakter und nähert sie alle, obwohl sie nach Herkunft einst sehr verschiedenen Rassen angehören, einander zu einer großen ethnischen Gemeinschaft an, deren Lebensführung, politische Entwicklung, geistige und sittliche Kultur in merkwürdig engen und geheimnisvollen Beziehungen und Schicksalen miteinander verbunden ist, und die sich eindeutig von allen anderen Erdbewohnern als eine große und besondere Einheit abheben und behaupten.

Ähnlich, wenn auch nicht überall so erschöpfend wie für Südostasien, hat die Geopolitik nun auch schon für die anderen Bezirke der Erdoberfläche unsere Erkenntnis geweitet. Überall auch in diesen heben sich heute vor unseren Augen aus dem Durcheinander der bisher isoliert gesehenen einzelnen Staats- und Völkergebilde neue große Einheiten lebendiger Menschen in mehr oder weniger fest umgrenzten, erdgebundenen, mächtigen Lebensräumen ab. So in dem Teile Asiens, der sich nordwestlich der genannten Gebirgskette bis hin zum Eismeer und bis tief nach Europa hinein erstreckt. So im größten Teil Afrikas südlich und südöstlich der Sahara, so in Nord- und so in Südamerika, und so schließlich in Australien und Ozeanien. Und merkwürdig und dennoch nicht überraschend: es sind das gerade und genau dieselben Erdgroßräume, innerhalb deren wir vorhin die Entstehung neuer, eigenartiger, noch immer wachsender und sich verstärkender autarkischer Wirtschaftsgroßbereiche konstatieren mußten. Nationalökonomische und geopolitische Erkenntnis finden sich also zusammen, decken sich in ihren Forschungsresultaten, ergänzen sich in der

Digitized by Google

Beibringung und Zusammenhäufung ganz neuen Materials, um, miteinander kombiniert, uns heutigen, sehnsüchtig nach Erlösung ausschauenden Europäern den Ausblick auf eine ganz neue, unerhört große und befreiende Entwicklung des Zusammenlebens der Völker der Erde zu geben.

Fünf Groß-Erdraum-Organisationen sehen wir heute deutlich in der Entstehung begriffen. Die erste von ihnen ist das bolschewistische Rußland. Einst ein europäischer Großstaat mit einem ungeheuren, fast unerschlossenen nordasiatischen Kolonialbesitz, ist es heute ein vom Leibe Europas bewußt und absichtlich abgetrennter Lebensraum für sich, politisch ein Bund von etwa dreißig, bis auf wenige Ausnahmen ethnisch verwandter größerer und kleinerer Völker und Stämme, augenblicklich wieder fast völlig in die Sphäre der Agrarwirtschaft zurückgesunken, aber ein Land mit unerschöpflichen Hilfsquellen und Rohstoffen, die eine Selbstversorgung sicher und die Entfaltung einer weltstarken Industrie möglich machen. Ein Land von einer überraschenden Einheitlichkeit der Bodengestaltung und des Klimas, mit den Elementen und Kräften einer eigenen, eigenartigen und entwicklungsfähigen Kultur reich gesegnet: eine Erdraumgroßorganisation also, die schon körperhaft wirklich und vor allem auf politischem Gebiete schon ganz klar gestaltet erscheint.

Neben ihr steht, ähnlich weit Wirklichkeit geworden, Nordamerika. Nur daß hier die staatliche Vereinheitlichung noch unabgeschlossen, dafür aber die wirtschaftliche und kulturelle desto weiter entwickelt ist. Auch dieses Nordamerika ist eine mächtige Raumeinheit, einer gewaltigen Mulde ähnelnd, deren westlicher Rand hoch aus dem Pazifik emporragt und deren östliche Hälfte sich tief dem Atlantik zuneigt. Sein Kern die schon Vereinigten Staaten, ein demokratisches Gebilde anscheinend von der Festigkeit des Eisenbetons, das von Jahr zu Jahr, wenn auch mit fast unsichtbaren Händen, doch immer straffer und näher Kanada an sich heranzieht, Mexiko umklammert und seine letzten Wachstumsspitzen bis an den Panamakanal vortreibt. Klimatisch zerwühlt und voller Gegensätze, aber ethnisch eine desto drastischere Einheit, ist es wirtschaftlich geradezu souverän, zu völliger Autarkie befähigt, heute schon das Vorbild eines überstaatlichen modernen Weltwirtschaftsreiches.

Sein Pendant ist Südamerika, und ist dennoch zugleich auch sein gerades Gegenbild: sein Pendant in der geographischen und geologischen Gestaltung, sein Gegenbild klimatisch, in der Bevölkerungszusammensetzung, in der geschichtlichen Entwicklung, in Kultur und politischer

Digitized by Google

Tendenz. Aber wie jenes erfüllt von einem unwiderstehlichen Drange zu wirtschaftlichem, völkischem, politischem, kulturellem Zusammenschluß, einem Drange, der schon vor hundert Jahren durchbrach, der seitdem selten schlief, der sich immer klarer im Bewußtsein seiner führenden Kräfte einprägte, der sich geradezu im Gegensatz zu Nordamerika durchzusetzen sucht, und der ebenfalls bereits einen festen Kern und Kristallisationsmittelpunkt in dem Bündnis der drei sogenannten A-B-C-Staaten Argentinien, Brasilien und Chile gefunden hat: es sind das dieselben Staaten, über deren wichtigste Teile hin sich das große sowohl wie das kleinere südamerikanische moderne Wirtschaftszentrum erstreckt.

Von Südostasiens Lebensgroßraum war schon die Rede. Wie sehr sich dessen Einheitlichkeit auch politisch schon auswirkt, beweist die Geschichte des Verlustes seiner Selbstbestimmung. Dieser Verlust begann mit dem Eindringen der Engländer in Indien, setzte sich fort nach Indonesien, wo die Holländer sich einnisteten, sprang danach über nach China, das bis in unsere Tage hinein das mehr oder weniger willenlose Ausbeutungsgebiet der alten europäischen Kolonialmächte blieb, und endete bei Japan, das ebenfalls um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erste Stücke seiner Selbständigkeit verlor. Und in derselben Einheitlichkeit, wenn wieder auch nicht ganz gleichzeitig hat die rückläufige Bewegung der allmählichen Wiedergewinnung dieser Selbstbestimmung eingesetzt: zuerst in Japan, dann, seit dem Siege der Japaner 1905 über Rußland, schrittweise auch auf den Philippinen, in China, in Indien. Heute erkennt auch schon ein europäisches Durchschnittsauge, was jetzt dort draußen vor sich geht: alle Wirren dort haben nur den einen Sinn und das eine Ziel, zur Freiheit, Unabhängigkeit und gegenseitigen Verbundenheit zu gelangen. Auch Südostasien ist heute auf dem gewissen, wenn auch sehr dornigen und vielfach blutigen Wege zu einem einzigen mächtigen Wirtschafts- und Erdraumorganismus.

Schließlich sind dieselben Entwicklungsansätze zu einem gleichen Endziel auch für das ganze Südostafrika und selbst für Australien mit Ozeanien zu erkennen. Nur daß bei ihnen die Dinge noch lange nicht so weit gediehen sind wie in Südostasien und Südamerika, geschweige gar in Rußland und Nordamerika. Über Afrika sei hier wenigstens das bemerkt: Ausgang der dortigen Großerdraumkonzentration ist die ehemalige Kapkolonie, heute die Südafrikanische Union genannt, das Gebiet, das ebenfalls eines der sieben größeren Wirtschaftszentren umschließt. Vom Kap aus

Digitized by Google

streckt diese Union ihren einen Arm durch das ehemalige deutsche Südwest durch bis über das portugiesische Angola hin, ihren anderen an der afrikanischen Südostküste entlang bis mitten in die Nilebene hinein, wo eben jetzt vor unsern Augen ein neues Baumwolland ersten Ranges entsteht. Beide Arme aber umklammern das belgische Kongogebiet und machen es sich wortlos, aber unwiderstehlich wirtschaftlich und kulturell willfährig und untertan.

Natürlich vollzieht sich dieser von mir eben skizzierte Prozeß nicht schon in jedem Augenblicke eindeutig, hemmungslos und nicht ohne zeitweiligen Stillstand. Kräftewirkungen aus der vorausgegangenen Kolonialepoche fallen immer wieder dieser neuen Entwicklung in die Speichen, überschneiden ihre Richtungslinien, biegen sie auf eine gewisse Strecke hin sogar gelegentlich ab. Nirgends aber, nicht einmal in Australien und Ozeanien, erscheinen sie mehr so stark, daß die Gefahr bestünde, daß dies gewaltige Neue je wieder aus dem Weltprozeß getilgt würde. In Wellenbewegungen zwar geht dessen Linie, doch unaufhaltsam vorwärts und aufwärts.

Ein Entwicklungsgesetz aber, das sich auf den übrigen Kontinenten so bewundernswert gleichmäßig und gleichzeitig, wenn auch überall selbständig und selbstschöpferisch durchsetzt, – ein solches Gesetz muß schließlich auch auf dem fünften Kontinent, Europa, Gestalt gewinnen, selbst wenn sich hier noch viel größere Hindernisse auftürmen würden, als ohnehin sich auswirken. Jedenfalls versteht man nun, von welch geradezu durchschlagender Bedeutung die Erkenntnis dieses neuen Entwicklungsgesetzes für die paneuropäische Idee und ihre Zukunft werden mußte. Die paneuropäische Massenbewegung hat in ihm ihre wissenschaftliche Rechtfertigung, ihren gedanklichen Unterbau, das Bewußtsein, daß sie selbstverständlich, naturnotwendig und unwiderstehlich sei, und damit einen Elan erhalten, dessen Auswirkungen wir alle noch schon in den nächsten paar Jahren erleben werden.

3

Was aber die paneuropäische Bewegung bisher programmatisch forderte, was heute die ökonomische und geopolitische Forschung wissenschaftlich bestätigt, danach verlangt nun mit fast elementarer Eindringlichkeit die gesamteuropäische Not. Diese Not, die uns nun schon seit dem Kriegsvertrag von Versailles nicht verläßt, brauche ich hier nicht näher zu schildern. Alle kennen sie. Sie ist hundertfältiger Art. Sie ist eine Gesamt-

Digitized by Google

not aller. Ihre Wurzeln liegen wieder in wirtschaftlichem Boden. Krisen über Krisen erschüttern Europas Volkswirtschaft. Keinerlei Abhilfen und Reformversuche haben bisher dagegen gefruchtet. Neuerdings bemüht man sich, durch Schutzzölle oder Handelsverträge gegen sie vorwärts zu kommen. Aber die Not rührt sich nicht vom Flecke, ist heute größer als je. Wo, wie in England, wenigstens teilweise noch Freihandel herrscht, ist das Bild das gleiche. Also muß die letzte Ursache anderswo liegen. Wir wissen, wo sie liegt. Es ist der Mangel an Warenabsatz nach unseren einstigen großen Absatzgebieten in der ganzen Welt. Die Weltproduktion und der Welthandel Europas stocken. Sie stocken, weil jene Absatzgebiete sich heute selbst zu versorgen beginnen. Daher muß sich Europa einen neuen Markt schaffen. Der aber kann, wie die Dinge liegen, nur Europa selber sein. Dazu müssen die Zollschranken zwischen seinen einzelnen 28 Staaten fallen. Kontinentaleuropa muß zu einer Zollunion verbunden werden. Diese Konsequenz ist heute unvermeidbar. Schon wird sie von ersten Praktikern des wirtschaftlichen Lebens anerkannt und gefordert. Schon eine solche Zollunion wird zu einer gegenseitigen Annäherung der einzelnen europäischen Länder führen, die Europas ganzes Gesicht verändern wird. Aber sie wird auch bald weitere, noch engere Zusammenschlußwirkungen zeitigen. Es wird sich herausstellen, daß es mit dem einen einzigen Zollgebiet noch lange nicht getan, daß damit die Not auf die Dauer noch durchaus nicht völlig gebannt ist, daß weitere energische Schritte nötig sind. Innerhalb dieses Zollgebietes muß endlich jede Verschwendungswirtschaft in Warenproduktion und Warenverteilung verschwinden. Äußerste, eisernste Sparsamkeit nach amerikanischem Muster ist nötig. Das führt unweigerlich über die Zollunion hinaus zur Organisierung und Rationalisierung der gesamten europäischen Industrie, sowie der Land- und Handelswirtschaft. Ein Weiteres werden Handelsverträge eines so geordneten und zusammengebundenen Kontinentaleuropas mit andern werdenden Großwirtschaftsbereichen, insbesondere mit Rußland und Amerika sein. Denn Europa ist zwar reich an menschlichen Intelligenzen, aber arm an natürlichen Rohstoffen. Von alledem aber ist wieder eine gemeinsame kontinentaleuropäische Geldwirtschaft die Voraussetzung. Ihre Einführung wird der nächste Schritt und eine noch engere Form des Zusammenschlusses sein. Folgerichtig wird es dann auch zu einer gewissen einheitlichen Warenpreispolitik kommen müssen. Noch mehr. Europa seufzt heute unter der Last seiner Kriegsschulden und derjenigen, die es in den letzten sieben Jahren

Digitized by Google

zur Erneuerung seiner Wirtschaft aufgenommen hat. Weitere werden in den nächsten Jahren hinzukommen, erst recht, wenn es seine Gesamtwirtschaft auf dem Boden einer Wirtschaftsunion ganz neu aufzubauen beginnen wird. Diese ganzen ungeheuren Schuldenmassen müssen einmal abgebürdet werden. Auch das ist nur durch gemeinschaftliche Höchstanstrengung aller einigermaßen möglich. Ehrliche und gründliche Kompensierung der Ansprüche und Verpflichtungen untereinander, sowie gemeinsame Garantie der Verpflichtungen an Amerika ist unausweichlich. Die letzten Reserven und Aktiven müssen zusammengeworfen werden: das alles wird wieder nur durch den Abschluß immer neuer Verträge untereinander erreicht. Eine immer engere, nicht wieder zerreißbare Vereinigung wird die Folge sein. Dabei ist alles, was eben angedeutet wurde, nur Beispiel. Anderes, Ähnliches, Gleiches, Mehr wird hinzukommen, einfach weil es die Not, das Bedürfnis, die unerbittliche Logik der Entwicklung verlangt. Ein Keil wird den anderen treiben, ein Schritt neue Schritte nach sich ziehen, das Ende – das ist der unentrinnbare Schluß – wird der vereinigte Groß-Erdraum Kontinentaleuropa sein, zu dem, aus jahrtausendalter Tradition und Lebensverknüpfung, auch der nordwestliche Teil Afrikas, sein Küstenrandgebiet, gehören wird. Die Rettung Europas ist nur noch möglich durch die Zusammenballung seiner Teile zu einem einzigen Wirtschafts- und Überstaatenorganismus. Diese Erkenntnis hat den Paneuropagedanken nun erst recht unwiderstehlich gemacht. Heute ist es so weit, daß die Massen Europas ihn schon auf ihre Fahne schrieben, daß die europäische Wissenschaft ihn als richtig nachwies, daß eine fürchterliche, nicht weichen wollende Not seine Verwirklichung unwiderstehlich fordert.

4

Damit komme ich zu dem Letzten, worauf in diesem Überblick hinzuweisen ist: nämlich, daß wir heute schon mitten in den Anfängen einer Verwirklichung Kontinentaleuropas stehen. Der beste und sichtbarste Beweis dafür ist der im Herbst 1925 zustande gekommene Locarnovertrag. Nicht freilich, als ob er eigens dazu geschlossen sei, um Kontinentaleuropa den Weg zu bereiten. Daran hat wohl keine der beteiligten Regierungen gedacht. Sein direkter Zweck war nur, was sein offizieller Name besagt: Sicherung vor – und durch – einander. Dazu kam für Deutschland noch die Absicht, sich so rasch wie möglich von der Last der Besetzung

Digitized by Google

zu befreien, sich endgültig und völlig die Selbstbestimmung und Gleichberechtigung wieder zu erringen. Aber eben das war nur zu erreichen durch eine gegenseitige, ehrliche, enge und dauernde Bindung aneinander. Und damit wurde eine Atmosphäre des Vertrauens geschaffen, wie sie Europa seit Jahrzehnten nicht mehr kannte, Frankreich und Deutschland seit Jahrhunderten nicht. Das aber ist die Voraussetzung, auf der Kontinentaleuropa überhaupt entstehen kann. Indem diese nun endlich aus dem Meere von Haß, Argwohn und Isolierung auftaucht, ist in der Tat der wahre und sichtbare Anfang der einstigen Verwirklichung Kontinentaleuropas gemacht.

Speziell für Deutschland bedeutet Locarno noch einen besonders schicksalsschweren Schritt auf Kontinentaleuropa hin. Seit Locarno ist die Aussicht, daß alles deutsche Land je wieder an das Reich zurückfällt, wohl für immer dahin. In den Locarnoverträgen hat Deutschland darauf verzichtet, deutschen Boden in fremder Hand zukünftig durch Gewalt an sich zu bringen. Dessen Rückkehr zum Vaterland ist nur noch auf dem Wege von Verträgen und Volksabstimmungen möglich. Aber welch nüchtern Urteilender kann glauben, daß das je für alle Gebiete erreicht wird? Wohl wird in nicht zu ferner Zeit Österreich mit uns vereinigt sein, und auch der polnische Korridor wird hoffentlich einmal wieder verschwinden, weil er eine Lebensunmöglichkeit ist. Aber Oberschlesien, Posen und Nordböhmen, vor allem aber Elsaß-Lothringen wieder zurückzugewinnen, erscheint nach Locarno hoffnungsloser als vordem. Das alles ist schmerzlich zu sagen, aber es ist wahr. Angesichts dessen ist für Deutschland wieder nur Kontinentaleuropa als erträglicher Ausweg möglich. In einem geordneten, friedlichen, durch Verträge miteinander verbundenen, wirtschaftlich durchorganisierten Europa kann Deutschland seine außerhalb wohnenden Volksgenossen wenigstens wirtschaftlich, geistig und kulturell mit sich verknüpft halten, sie zu Vertrauensleuten seines Wollens und Handelns machen, ja ihre Zahl sogar durch Auswanderung vergrößern, ohne in falschen Verdacht und in Gegensatz zu andern Völkern zu kommen. Denn in einem geeinten Kontinentaleuropa wird die Freizügigkeit ebenso eine Selbstverständlichkeit sein, wie sie es in Deutschland wurde, als es sich einigte.

Bald wird Locarno noch weitere Folgen dieser Art zeitigen. In dem Augenblick, wo Deutschland, was feststeht, in den Völkerbund eintritt, wird die Verbindung zwischen ihm und seinen ehemaligen Gegnern, zwischen ihm und dem übrigen Europa noch viel enger werden, als sie

Digitized by Google

schon jetzt durch den Sicherheitspakt selbst geworden ist. Alle werden nun erst recht in neue, vielfältige, fast tägliche Beziehungen aller Art zueinander kommen, die je länger desto mehr sich zu Dauerinstitutionen entwickeln müssen, und jede von ihnen wird abermals einen Stein im Bau des künftigen Erdraumorganismus Kontinentaleuropa bedeuten. Der Völkerbund selbst aber wird durch Deutschlands Zutritt allmählich ein anderes Gepräge erhalten. Anfangs ein Kampfinstitut in der Hand Frankreichs zur Niederhaltung der besiegten Mittelmächte, alsdann ein Pazifizierungsinstrument Europas in der Hand Englands, wird es nun, durch die bloße Anwesenheit Deutschlands, zu einer vorwiegend europäischen Vereinigung werden, innerhalb derer nur noch der Grundsatz der Gleichberechtigung, gegenseitigen Verbundenheit und Ausgleichung herrscht. Immer mehr werden die spezifisch europäischen Interessen und Angelegenheiten dominieren. Ganz von selber werden die nichteuropäischen Völker mit ihren ganz anders gearteten Interessen zurücktreten. Und damit wird der so verwandelte Genfer Völkerbund allmählich von selbst die erste und echte Repräsentation eines künftigen geeinten Paneuropa geworden sein.

Natürlich kann man das alles, was ich soeben aufzählte, auch sehr viel geringwertiger einschätzen, als ich es tue. Man kann es als Bagatelle, Phantasterei, vergängliche Eintagserscheinung der täglichen Politik oder gar nur als ein Intermezzo zwischen zwei Kriegsepochen der europäischen Völker auffassen, das bald wie eine Seifenblase wieder zerplatzen muß. Wer es aber einordnet in den paneuropäischen Gedankenbau, der doch eine ernste Tatsache ist, darf doch wohl der Meinung sein, daß damit in der Tat der erste leise Anfang zur Verwirklichung Kontinentaleuropas gemacht ist.

5

Ich fasse nunmehr noch einmal den Inhalt meiner Darlegungen zusammen. Die Paneuropa-Idee war jahrhundertelang eine Utopie, entdeckte sich erst im Weltkrieg als praktisches Problem und begann kurz nach dessen Ende in überraschender Schnelligkeit zu einer politisch-pazifistischen Massenbewegung sich auszuwachsen. Danach schuf die nationalökonomische und geopolitische Forschung ein neues Erkenntnisgebäude, das die wissenschaftliche Heimstätte der Paneuropa-Idee wurde. Heute bestätigt die nicht weichen wollende ungeheure Not Europas ihre Notwendigkeit. Alle Bedenken und Einwände gegen sie sind kaum mehr aufrechtzuerhalten.

Digitized by Google

Der Verlauf des letzten Jahres brachte sogar den ersten Anfang seiner Verwirklichung. Deutschland aber, das der Vater des Locarnopaktes ist, ist dabei, ohne es zu wollen, und doch nicht zufällig, sondern schicksalhaft, als Bahnbrecher dieser Idee aufgetreten.

Angesichts dieser Feststellungen drängt sich schließlich eine allerletzte Konsequenz auf: wenn wirklich Kontinentaleuropa sich unwiderstehlich anbahnt, und wenn sein erster Verwirklichungsanstoß von Deutschland herkam – dann sollte Deutschland auch künftig, und nunmehr ganz bewußt und planmäßig, sein Vorkämpfer und Wegbereiter werden. Kontinentaleuropa ist heute schon Deutschlands Schicksal. Mit ihm steht und fällt heute seine Zukunft. Darum sollte dessen Schöpfung auch vor allem Deutschlands Aufgabe sein. Deutschland hat kein seiner würdiges großes Lebensziel mehr außer Kontinentaleuropa. Für dieses aber ist es geradezu prädestiniert. Deutschland ist das zahlreichste und wirtschaftlich entwickeltste Volk des kontinentalen Europa. Es liegt als sein Herz- und Kernstück in seiner Mitte. Es ist heute schon das Zentrum des großen europäischen Weltwirtschaftsbereichs. Ohne Deutschland ist Kontinentaleuropa überhaupt nicht denkbar und ausführbar, wohl aber ohne Spanien oder Italien, Schweden oder Norwegen oder sonst eines der europäischen Länder. Das deutsche Volk ist durch seine ganze Veranlagung für diese Mission wie geschaffen. Sein starker internationaler Zug, seine große Anpassungsfähigkeit, seine unbeirrbare Sachlichkeit machen es zum geborenen Vermittler und ehrlichen Makler bei diesem Werke. Darum, was die Vereinigten Staaten für Nordamerika, die A-B-C-Staaten für Südamerika, die Südafrikanische Union für Afrika, Japan für Ostasien sind, das muß Deutschland für Kontinentaleuropa werden. Mit dieser Aufgabe hat das deutsche Volk mit einem Schlage wieder einen großen Lebensinhalt gewonnen. Natürlich sind alle Herrschafts- und Führungsansprüche, wie sie noch Naumann in seinem Mitteleuropa für Deutschland erhob, heute ausgeschlossen. Jeder Versuch dazu, solche Ansprüche zu erneuern, würde Deutschland in den Augen der anderen Völker sofort und mit Recht vertrauensunwürdig machen, ihm seine einzigartige Mission für immer aus den Händen schlagen. Vielmehr muß vollendete demokratische Gesinnung die Atmosphäre sein, in der es sich mit den andern zur Einheit sammelt. Dann aber geht gewiß über Deutschland eine neue Zukunftssonne auf. Es ist eine andere als sie in den Tagen des Kaiserreichs schien. Aber sie wird länger, wärmer, befruchtender strahlen als jene.

Digitized by Google

STEHE AUF UND WANDLE

Novelle von

HANS REISIGER

Frans Masereel gewidmet

Ein dünnes Lächeln unter der großen Nase, die kleinen perlgrauen Augen halb sichtbar unter den schwarzen Brauen, umwittert vom Hauch der schönen Weiber Roms, denen er verschworen war, saß Dr. B., Schotte und Arzt, vor mir in der dämmrigen Taverne unter der Erde, vom Bernsteinglanz des Frascati unterm Kegel des Lampenlichts bestrahlt.

Die Welt wankte uns gelinde bis in alle sieben Schichten Roms hinab.

„Als ich", kam es von seinen wenig bewegten Lippen, „die schmale, schmutzige Treppe hinaufstieg, fand ich mich – so ungefähr mit Dante zu sagen – ‚in mezzo del cammin di mia vita!'" Er stockte, stürzte sein Glas hinunter, schenkte mir und sich neu ein und fuhr fort:

„Draußen Mittag. Dieses Fieber von Glut im Kühlen. Das Feuchte lauert noch unten, aber oben ist das Licht in Orangen zu Gold geballt. Die Ammen quillen auf dem Halbrund der erwärmten Steinbänke, mit offenen, preisgegebenen Busen, lassen an sich saugen. Die Scala di Spagna leuchtet gelb.

Ich hatte an die dolcissima putana gedacht, die mich nachts zuvor nicht weglassen wollte. ‚Mi fai sentire molto', atmete sie mir am Ohr. Erst hatte ich nicht verstanden und fragte sehr sachlich: ‚Come?' Da stieß sie die süßen Worte noch einmal ganz wütend heraus: ‚Mi fai sentire molto!' – Und an den Schnee, der jetzt, immer noch, in Schottland oben, Thule gegenüber, an meiner Küste in die Brandung fährt oder über die Hochebene weg, wagrecht, stundenweit, eh' er den Boden berühren kann. Alle Farben weg, alles Licht weg, alle Gestalt weg. Seelenraum, kimmerisch, in den alles von innen her sich auswächst, bis man nicht mehr weiß, was drinnen und draußen ist und die eigene Seele einem plötzlich naßgrau um die Ohren schlappt und in den zehn Fingern hängt.

Gut. Man kann auch lieben in so einer Zwischenwelt. Sich selber, wenn man noch Lust dazu hat und wenn man noch weiß, wo man aufhört und wo man anfängt. Oder einen schwindsüchtigen Vater, der Pfarrer von Oburn ist und zwischen Hustenanfällen sich abquält, die goldenen Füße der Himmelsleiter auf dem glitschigen Boden dieser nicht einmal endgültig einfrierenden Wirklichkeit festzurammen. Oder die sturm-

Digitized by Google

umpfiffenen Erdhügel, fünf, unter denen die sonnenleeren Lungen der gleichen Anzahl von Brüdern nun längst ihr Atmen wohl oder übel aufgegeben haben, um einen neuen Versuch zu machen, sich in anderer Erscheinungsform eine geeignetere Daseinsberechtigung zu schaffen. Oder die welke Veilchenseele hinter beträuten Scheiben ihres Jungfernfensters, deren schüchtern vertrauende Herzenswärme man sich einmal weich um die Brust hauchen ließ, deren enttäuschtes Weinen man einmal – trockenen Auges – mitgeweint, Qual zufügend und Qual erleidend – bis man die blasse Anklage dieser Wangen nicht mehr ertrug und sich herausriß aus schuldloser Schuld.

Nicht ungestraft. Ich hatte im goldenen Glast dieses Nachmittags, der sich allmählich violett verfärbte, auch des grauen Tages gedacht, an dem ich selber mein Blut aus meinem Munde quillen fühlte, als ich, im Krampf des Hustens gebückt, mich an dem regengepeitschten Fenster krümmte. Und seltsam: ich könnte es nicht eigentlich schildern oder begründen, aber ich weiß, daß just in diesem Augenblick tiefster Schwäche die Kraft in mir erwachte, die du kennst. Es war wie ein elektrisches Zittern irgendwo in mir, vielleicht im Solarplexus, das sich gegen das Zerweichende, süßlich Erschlaffende wehrte, erst zaghaft, aufzuckend, dann stetiger, sicherer und schließlich sprühend wie mit radiöser Kraft.

Ausstrahlend von dieser elektrischen Keimzelle in mir eroberte sich der Wille zum Leben meinen Körper und würgte mit jahrelangem, nicht nachlassendem Griff diesen schlüpfrigen Wurm ab, der sich in mich gefressen hatte; ich wurde Herr über die Krankheit. Aber nicht Herr über mich.

Denn ein anderes ist der Kampf gegen eine Krankheit als der Kampf gegen die Mächte des eigenen Ich. Und die Versuche, die seither einen Teil meines Lebens ausfüllten: andere von den Mächten ihres Ich mit dieser meiner, ja sagen wir nun hypnotischen Kraft zu erlösen – waren allezeit ein Kampf mit mir selbst.

Ich sah sie um mich an diesem Nachmittag, die Gestalten all dieser ‚Erlösten'. Die Pforten meines Bewußtseins waren ihnen in dieser Stunde aus irgendwelchem Grunde besonders weit und willig geöffnet: die Gestalten derer, die ich aus den bleichen Krallen des kimmerischen Bacchos gerissen, der ein unholder, sonnenloser, fahl von Whiskyschimmer umwitterter Gott oder Halbgott ist – aus dessen Gewalt ich selber mich Nacht für Nacht widerstrebend, taumelnd losringen mußte; die Gestalten derer, die ich aus hellsichtiger Schlaflosigkeit in den Schutz dieser Kraft

Digitized by Google

geborgen – indes ich selber Nacht für Nacht dieses nördlichen Gespenstes Herr werden mußte; und die Gestalten derer, die ich aus dem Fieberbann einer zerstörerischen Sinnengier löste – die mir selber Nacht für Nacht der zwiespältige Gott an den Hals hetzte, der in einer Hand die Fackel, in der andern die Geißel trägt."

Elektrische Bahnen droben dröhnten über unsern Kellerraum vorbei.

„Als ich", fuhr Dr. B. fort, „jene schmale, schmutzige Treppe hinaufstieg, waren mir die Füße schwer. Ja: zu einer Leidenden gerufen, die seit Jahresfrist gelähmt lag und nicht mehr zu gehen vermochte, fand ich es selber kaum noch großer Mühe wert, mit auf der Erde herumzulaufen. Ich glaubte freiwillig zu kommen, durch nichts Äußeres verlockt. Die, der ich zu Hilfe kam, kannte ich nicht. Ich bin arm und liebe die Armen; das mag man als äußere Lockung nehmen. Die zerfahrene Mutter hatte mir von der Tochter erzählt und von der Nutzlosigkeit aller Gebete, die man für sie an alle Heiligen geschickt, auch von der bittern Not, in der sie sich mit dieser Gelähmten und drei kleinen Kindern befand.

Ein Weib, zerrissen von dem Liebesgroll der Erzeugerin gegen das Erzeugte und voll der kindisch-hastigen Bitterkeit der enttäuschten Gläubigen gegen das einst und immer noch Geglaubte. Gierig, mißtrauisch, fordernd und abweisend zugleich, dennoch gutherzig im Grunde. Völlig von jedem Eindruck des Augenblicks abhängig. ‚È tanto buona la mia Beata, è un angelo', hatte sie zu mir gesagt, und diese zärtlichen Worte hatten dennoch geklungen wie ein bitterer Vorwurf – gegen Gott, gegen die Welt, gegen die Kranke selbst, ja sogar auch schon gegen mich.

Du weißt, mit meiner ärztlichen Würde ist es schlimm bestellt in diesem überlieferungstreuen Lande: ich bin glattrasiert und trage höchst unfeierliche Anzüge aus schottischem Homespun. Was ist ein Arzt ohne schwarzen, wallenden Bart und schwarzen Rock? Einem solchen Glattgesicht soll man seine achtzehnjährige Tochter anvertrauen, die, selbst gelähmt auf dem Krankenlager, ja fast schon auf dem Totenbett, doch immer noch vom südländischen Tabu des unverheirateten Mädchens umhütet ist? Denn wo hört die Begierde des Männervolkes auf? und was ist jungfräuliche Keuschheit, wenn sie nicht bis an den Altar oder bis ins Grab eifersüchtig bewacht wird?

Aber immerhin: ‚richtige' Ärzte sind teuer, und ich kam unentgeltlich.

Ich schritt also Stufe um Stufe hinauf in dem dunklen, schmierigen Hause. Dies mußte dieselbe Treppe sein, auf der, nach der Erzählung

Digitized by Google

der Mutter, die leichten Füße Beatens zum ersten Male den Dienst versagt hatten, so daß sie, ans Geländer sich anklammernd, niedergesunken war. ‚Im Frühling, signor dottore, mitten im Frühling! Ich bin eine gesunde Frau, proprio un tipo forte, sa. Il mio povero marito – Gott sei ihm gnädig – è morto. Poverino. Era molto ammalato – sehr, sehr krank. Konnte nichts Besseres tun als sterben. Era un professore di musica' – (will heißen, er war wahrscheinlich ein kleiner Musikus gewesen, der in einem Orchester spielte) – ‚molto bravo, ma un tipo romantico, sempre romantico, poverino. È un mondo terribile. Man ist jung, man liebt, man heiratet, man sieht und hört nichts. Man lacht, singt, lebt; dann ist man älter und macht die Augen auf und – dio mio – lebt weiter. Was tun? Wenn man schon mal verheiratet ist und die Kirche verlangt, daß man Kinder kriegt! Non è colpa mia! Sono una donna forte!'

Davon war freilich nicht mehr allzuviel zu entdecken. Aber sie hatte bei aller Abgenutztheit die breiten Schultern, die man bei italienischen Weibern so häufig sieht und in deren Form und Haltung für mich irgendwas Göttliches liegt. Und im Gesicht eine Stellung der Augen zu Nase und Stirn, darin die Reste eines physischen Adels lebten. Und volles, rabenschwarzes Haar, eng im Nacken geknotet. Und die unzerstörbaren weißen Zähne. Und, von Arbeit mißbraucht, gehärtet, verfärbt, aber immer noch in jeder Bewegung unverkennbar, die herrlichen Hände der Südländerinnen.

An der schmalen Tür befand sich ein kleines Schild. Ich las im Halbdunkel den Namen: Salvatini.

In italienischen Städten hat man das Gefühl, daß sich das eigentliche Leben der Bewohner im Freien, auf Gasse und Markt und Promenade, in Läden und Gastwirtschaften abspielt und daß ihre Wohnungen etwas Nebensächliches sind, um das man sich nicht kümmert.

Ein bronzener Klopfer hing an der Tür. Ich schlug ihn an. Auf den harten Laut hin war es eine ganze Weile still. Der stimmenreiche Lärm von der Straße zuckte leise in das Dunkel dieser Enge. Und nun auch ein dumpf-melodisches Summen und Brummen und helleres Tönen – die Stimmen der Vesperglocken aus all den braun und grauen Kirchen her –, das die schwärzlichen Mauern zu lockern und zu lösen schien. Und als schmölze sie von dieser heiligen Vibration, ging die Tür, ohne daß ich Schritte gehört hatte, sachte und langsam auf, und ein Kind, barfüßig, mit wuschligem Schopf, mit beiden dünnen Ärmchen an dem Griff hän-

Digitized by Google

gend, äugte mit großen, schwarzen Sternen, ruhig und ohne Laut, zu mir empor.

In Kindern, zumal in südländischen, lebt noch das Tierhafte, Abwartende erster Begegnung, das Äugen und Sichern von Wild, die lautlose Vorsicht, die doch magnetisch festgebannt wird von der Neugier des Lebendigen angesichts des Lebendigen.

Dann plötzlich wurde der ganze kleine Körper von einem Zucken, einem Sprung und Wegschnellen gepackt, und mit schwarzem Augenblitz verschwand das Geschöpfchen im Dunkeln, die Tür halb offen lassend; zuckte wieder zurück und schlug die Tür zu.

Wieder stand ich eine Weile zwischen den glockendurchbrummten Mauern; machte schon Anstalt, umzukehren; da öffnete sich aufs neue ein Spalt, ohne daß sich jemand sehen konnte, und ein helles, scharfes Stimmchen fragte: ‚Chi è?'

Ich versuchte also dem Kinde begreiflich zu machen, wer ich sei und wozu ich käme. ‚Non c'è la mamma', krähte es hinter der Tür, die wieder zugebumst wurde.

Ich beschloß also, ein andermal wiederzukommen, wenn Signora Salvatini zu Hause sein würde. Halb enttäuscht, halb erleichtert begann ich die Treppe wieder hinunterzusteigen; die nervöse Schwere war aus meinen Füßen gewichen. Es war mir plötzlich zumute wie einem entwischten Schulbuben oder wie einem Menschen auf Reisen in einer fremden großen Stadt voller Abenteuer und Weiberlockung, losgelöst von aller Gewöhnung und Alltagsordnung. Schon sah ich das laugoldene Abendlicht mit staubigem Schwall durch die Haustür quillen, hörte das Gewoge der Glocken draußen hell und dunkel vertropfen überm Rollen, Schreien, Singen der Straßen. Da spürte ich Schritte bloßer Füße hinter mir, die Stiegen herunter, und hörte in ein inbrünstig schluchzendes Eselsgebrüll hinein einen Kinderruf: ‚Signore!' –

Ich drehte mich nicht sogleich um. Dort war die sonnengefüllte Tür zur Straße, zum tausendfältig beziehungslosen Leben, in das ich untertauchen konnte. Und hier zog mich am schwirrenden Faden dieses Stimmchens ein bedrohliches Etwas zurück in undeutlich Fremdes.

Sie stand vor dem staubigen Gold, kleine, schmale Engelgestalt mit flirrendem Haarschopf, ein braunes Ärmchen erhoben, den Kopf im Rufen etwas zurückgelehnt, eifrig und scheu zugleich, den einen nackten Fuß

Digitized by Google

im angehaltenen Lauf zurückgestellt, so daß der Fächer aller fünf kleinen Zehen sich gegen den schmutzigen Boden der Hausflur spreizte.

Dann hielt ich eine feingliedrige Hand in der meinen und ging dieselbe Treppe wieder hinauf.

‚Non c'è la mamma!' Aber die Schwester hatte gesagt, man dürfe den signor dottore nicht wegschicken, nachdem er sich den weiten Weg gemacht habe.

‚È come ti chiamano te?'

‚Annunziata.' –"

Wir saßen im gelben Kegel des Lampenlichts. Dr. B. lächelte.

„Kannst du dir vorstellen, wie einem zumute ist, wenn eines aus dem jüngsten Kreise der himmlischen Heerscharen einen an der Hand eine dunkle Treppe, im Traum, emporführt und einem seinen Namen sagt?

Gut. Es war etwas für italienische Verhältnisse Unerhörtes, daß ein junges Mädchen einen Fremden in Abwesenheit ihrer Mutter empfing, und nur zu erklären durch die besonderen Vorrechte, die ihre Krankheit ihr gab.

Meine kleine Führerin, immer die Hand in der meinen, stieß die angelehnte Tür auf und leitete mich in den dunklen Eingang und durch eine zweite Tür in eine ärmliche Stube. Ich sah im Vorbeigehen nur ein paar kümmerliche Möbelstücke, Schrank, Tisch, Stühle und eine Truhe, auf der zwei kleinere Kinder nebeneinander hockten und mich anglotzten. Kleidungsstücke lagen welk umher. Dann öffnete sie die dritte und letzte Tür zum Nebenzimmer und zog mich, indes der Griff der kleinen Finger fester wurde, hinein.

Das Zimmer war klein, das Fenster halb verhängt, aber zwischen den Vorhängen drang das Gold des späten Nachmittags wie eine schmale Lichtwand herein, so daß es auf den ersten Blick schwer war, die übrige Umgebung zu erkennen.

Meine kleine Führerin, mir einen Schritt voraus, meine Hand haltend, wurde just von dem Lichtschein getroffen, und die schimmernden Stäubchen tanzten um sie. Und nun sah ich, an ihrem flimmrigen Haarschopf vorbei, zwei Augen auf mich gerichtet."

Dr. B. schwieg eine Sekunde. „Wir gehen in dieser Welt umher," sagte er dann, „eingesperrt in das Einmalige, nie Auswechselbare unserer Persönlichkeit. Inmitten all der andern Wesen erfaßt uns manchmal ein so starkes Bewußtsein von dieser Gebundenheit, daß wir in die Augen eines Menschen oder Tieres oder in das Lebendige eines Blumeninnern schauen mit

Digitized by Google

einem Gefühl, als müßte es möglich sein, einmal, ein einziges Mal im Leben sich seines Selbst zu entledigen und einzuschlüpfen in eine dieser Wesenheiten, die uns mit fragwürdiger Vertrautheit Tag für Tag umgeben und uns doch immerdar und unbegreiflich fremd sind. Augenblicke, in denen uns mit überwältigender Deutlichkeit bewußt wird, daß, wenn wir die Lider schließen und sterben, alle diese anderen Wesen weiterleben, und in denen uns eine unsägliche Sehnsucht packt, über die irdische Erscheinungsform und Vereinzelung hinaus eine unzerstörbare Gemeinschaft zu finden.

Mit einem Schritt durch die goldstaubige Wand tretend, sah ich vor mir auf den Kissen eines Bettes ein zartes, weißes Antlitz mir zugewandt; umdunkelt von Gelock, dessen volles und feines Gespinst mir die alte abgenutzte Metapher von der ‚Nacht ihres Haares' mit neuer Bedeutung in den Sinn brachte.

Wenn ich sage, ein zartes Antlitz, so muß ich sogleich hinzufügen, daß seine Züge nichtsdestoweniger etwas Kräftiges oder, um mich trivialer, aber kennzeichnender auszudrücken, etwas Rassiges hatten. Jene seltsam reizvolle Stellung der Augen zu Nase und Stirn, die ich bei der Mutter nur noch undeutlich und in unvergeistigter Form gesehen hatte, war hier zu seelischem Zauber geklärt.

Was ich bei dem Kind halb spielerisch über eine Engelsbegegnung sagte, möchte ich nun allen Ernstes wiederholen. Ob wir an Engel glauben oder nicht: sie sind kraft der inbrünstigen Vorstellung von Jahrhunderten, kraft dichtender Volkssehnsucht fast zu leibhaftigen Wesen geworden. Künstler haben an heiligen Stätten und Dichter in hohen Gesängen ihnen greifbare Gestalt gegeben. Das Rauschen ihrer Schwingen und die holdselige Herrlichkeit ihrer Mienen, der Adel ihrer himmlischen Schultern und der duftende Faltenwurf ihrer Gewänder sind nicht mehr aus unserer Phantasie zu tilgen, selbst wenn sie aus unserm Glauben schwanden. Hier um uns her in den Gotteskammern dieser ewigen Stadt flügeln und grüßen ihre Bilder tausendfach. – Versuche dir nun, verwegener- und demütigerweise, vorzustellen, du dürftest leibhaftigen Auges einen Engel schauen und seiner aus höchster Vergeistigung und Beseelung und edelster Körperlichkeit verschmolzenen himmlischen Wesenheit nahekommen – und versuche dann die Schauer deines Empfindens dir auszudenken.

Dies ist wahrlich keine Lästerung. Denn ebenso gut, wie der Mensch nach Gottes Ebenbild geschaffen ist, ist auch Gott und alles Himmlische

Digitized by Google

nach menschlichem Ebenbilde geschaffen, da unsere Sinne nichts Gestaltetes denken können, das sie nicht erlebt hätten.

So – ein wenig so denke es dir. Zwar Engel sind nicht schwach und leiden nicht, aber sie sind doch wohl zum mindesten alles Leidens kundig; denn was wäre die Seligkeit, die solchen Wissens entbehrte?

Ihre Augen waren groß und ohne Lidschlag geöffnet, glänzend wie Jett und wie voll vom Schauen in innere Ferne. Eine kaum merkliche Regung und Anspannung ging durch ihren Körper, ihre Schultern zuckten, wie um sich aufzurichten, aber nur der Kopf hob sich ein wenig von den Kissen ab, indes die Augen immer in den meinen hafteten, sank dann wieder zurück, und ich sah ein schmerzliches Lächeln um ihren Mund erblühen, das sich silbrig über die Wangen bis an die Wimpern emporzog.

Ich legte meine Hand leise auf die ihre, indem ich mich auf den Rand des Bettes setzte, und saß so lange.

Ich habe weiß Gott den Haß gegen alles Gutsein mehr als einmal in mir gespürt, die herzerquickende Rückkehr zu Härte und Schärfe und ätzender Erkenntnis aus Weichherzigkeit und Wehleidigkeit und Zerknirschung heraus. Aber was ich noch nicht gefühlt hatte und hier erfuhr, war die Souveränität, der Gottesadel des Gutseins.

Zeit und Raum hatten sich lautlos verschoben. Ich saß an einem späten Nachmittag in einem Zimmer eines fremden Hauses in der Stadt Rom. Eben noch war ich diese Treppe hinauf und hinunter gestiegen und hatte nichts gewußt vom nächsten Augenblick. Aber nun war dies Wirklichkeit.

Sie hob mir das Gesicht entgegen, als ich ihr das Kissen zurechtrückte, und ihr Lächeln wurde lebendiger. Dann teilten sich ihre Lippen über den schimmernden Zähnen und sie sagte mit einer belegten, linden Stimme: ‚Grazie!'

Im Augenblick, wo sie sprach, verengte sich etwas von der lautlosen Spannung zwischen uns. Etwas davon, daß sie ein Mädchen mit einem bestimmten Namen, von einer bestimmten Rasse war, kam in ihr Wesen, und der fremde himmlische Glanz und Hauch, der Engels-Ozon, wenn ich so sagen soll, verging.

In demselben Maße kam Wesenheit und Haltung und Tonfall des Arztes halb und halb in mich zurück.

Ich redete allerhand, fragte nach dem und jenem, was ihre Krankheit betraf. Sie antwortete erst still und zögernd mit der gleichen linden

Digitized by Google

Stimme, die Wange aufs Kissen gelehnt, immer mich anschauend. Aber nun ernst und ohne jenes Silberlächeln.

Ich fragte, womit sie sich den ganzen Tag beschäftigte.

‚A pensare', sagte sie und schloß für eine kleine Weile die Augen. Als dieses große dunkle Licht verdeckt war, sah ich erst recht, wie schmal ihre Wangen waren. Die langen schwarzen Wimpern ruhten über dem Weiß.

Ob sie nichts läse, fragte ich, als sie die Lider wieder öffnete. Sie winkte mit den Augen nach der Seite, wo auf einem Tischchen ein schwarzes Gebetbuch lag.

Und nun begann ich ihr von mir zu erzählen, aus welchem Lande ich stammte, wie lange ich schon hier lebte, und von meinen Lieblingsplätzen in Rom und von dem beginnenden Frühling draußen und dem Leben der Stadt.

Ein leichtes Rot stieg in ihre Wangen. Bei manchem, was ich erwähnte, sagte sie schnell und leise: ‚O si, mi ricordo.'

‚Sie sind gekommen, um mich zu heilen?' fragte sie plötzlich, das Gesicht abwendend.

Ich sagte, daß ich ihr nur erst ein wenig Mut machen wollte. Die Kraft, gesund zu werden, habe sie in sich selber, sie sei nur versteckt, im Dunkeln, wie eine Pflanze, die noch nicht aus dem Erdreich gedrungen sei. Ich könne nur dieses Erdreich ein wenig lockern, damit die Pflanze besser zu Kräften käme.

Als ich innehielt, sagte sie mit geschlossenen Lidern: ‚Parlate ancora.' Und fügte fragend, schnell, hinzu: ‚Und Beten? warum macht Beten die Pflanze nicht stärker?'

Ich erwiderte – und es ging mir wahrhaftig wie gesalbt von den Lippen –, ohne Beten wäre die Pflanze vielleicht noch nicht so stark, wie sie – wer weiß – schon sei. ‚Alles Heilen ist eine Art Beten', sagte ich.

Im Dunkel meines Innern blickte mich etwas Spottendes an, als wollte es sagen: ‚Pastorensöhnchen!', und das Wintergrau Schottlands und Wesen und Geist meines armen Vaters huschte mir durch die Seele. Etwas Unbehagliches kroch eine Sekunde lang über mein Herz. Dann hörte ich sie sagen:

‚Parlate ancora della primavera.'

Und ich redete von den kommenden Ostertagen, von Glockenton und Weihrauch und verwehtem Mandelblütenduft im Gold und Staub der

Digitized by Google

frühlingsfiebernden Straßen Roms; vom violetten Ernst der Campagna-Abende und von den braun überm Meerblau ragenden Küsten, an denen ich jüngst zu erstem Glanzbad in still bewegte Brandung getaucht war; vom Blick übers schwellende Mittelmeer bis an gehäuftes Goldgewölk. Und vom nördlicheren Frühling über blendend verharschten Alpenfirnen und steilen Krokusfeldern neben stürzendem Gischt der Gießbäche; von den braun durchleuchteten Schwingen des Bussards über blaugrünem Bergsee neben gelbstrotzenden Wiesen, und von all dem Erwachen und Sich-rüsten, dem Ziehen und Reisen der vom Licht berauschten Menschen daheim und auf den großen Straßen, die vom spät erwärmten Norden südwärts von Paradies zu Paradies führen.

Und indes ich sah, wie ihr Blut in den Wangen sich belebte, wandte sie mir plötzlich die groß geöffnete, jetzt gleichsam blindere Nacht ihrer Augen zu und sagte:

‚Ich möchte gesund werden und ich fürchte mich davor.'

Und als ich mich näher zu ihr beugte, wie um sie zu weiterem Reden zu bewegen, machte sie eine ungeduldige Bewegung mit den Schultern und setzte kaum hörbar hinzu: ‚Es ist so unruhig dort. – Qui sono buona – hier bin ich gut.'

Ich schwieg, und es war mir in ihrem Blick zumute, als könnte ich mit Geistesaugen das zarte Sichöffnen und -schließen, die Diastole und Systole ihrer Seele schauen, gleich der schimmernden Atmung einer Medusa im Dämmer der See. Und in diesem Schweigen und Schauen schwand jene Verengung des Redens wiederum von uns, der Raum um uns versank in Dunkel, das sich um einsames, still leuchtendes Bereich schloß, und von allem Benannten, von allem Wissen und Wollen frei, erhob sich ein lautloses inneres Reden, Zwiesprache des Stummen in uns, wie Licht und sanftes Feuer durch uns rinnend. Ich sah halb geblendet, unwirklich, wie sich ihr Haupt sacht von den Kissen hob, und hörte, wie eine Stimme in mir – nicht mit diesen Lippen und Lauten – aus einer hellen Kindheitstiefe (ich sah das Lauschen auf ihrer Stirn) zu ihr sagte: ‚Wenn du gesund würdest, so wäre es eine große Freude für mich.' – Und ihre Seele antwortete mir: ‚Fühlst du nicht auch ohnedies eine Freude?'

‚So, daß alles, was mich im Leben geängstigt hat, mir gering erscheint.'

‚Warum verlangst du dann noch mehr?'

Digitized by Google

‚Ich verlange nichts. Es ist nur ein Bild in mir, das dich gesund auf deinen Füßen wandelnd zeigt. Und wie Gott, der unsere Seelen geschaffen hat, uns zu Körpern gemacht hat, so muß auch das Bild sein Wille sein. Sonst wäre es nicht in mir – und in dir.‘

‚Es ist viel Dunkles und Schweres in deiner Seele. Ich kann es sehen, obwohl es jetzt von etwas sehr Hellem verdrängt ist. Vielleicht würde es dir gegen dieses Dunkle helfen, wenn du mich heiltest?‘

‚Ich glaubte, jetzt nicht daran zu denken. Aber du magst recht haben. Es würde mir Befreiung bringen von vielem in mir, wenn du gesund würdest.‘

‚Also fühlst du dich durch meine Seele allein noch nicht befreit?‘

‚Du fragst schwierige Fragen. Aber ich fühle auch in dir das Bild deines Wunsches, geheilt zu sein.‘

‚Heilige haben ihren Körper zunichte gemacht, um ihre Seele zu befreien. Ich empöre mich sogar gegen die Krankheit, die Gott selber mir auferlegt hat. Aber vielleicht hat er es so gemeint, daß ich dir dadurch helfen soll.‘

‚Ich denke an mich, ich muß es mir eingestehen, da du es gesagt hast. Aber ich denke auch an dich.‘

‚Ohne daß du weißt, ob meine Seele nicht Schaden nimmt, wenn ich aus der Stille gehe, in der ich Zeit und Kraft habe, sie besser zu machen?‘

‚Ist denn der Wunsch, gesund zu sein, nicht auch etwas Gutes und Gottes Wille?‘

‚Vielleicht nicht immer. Aber da wir beide es so sehr wünschen, so müssen wir es wohl versuchen. – Es ist etwas in mir, das möchte, daß alles in alle Ewigkeit so bliebe, wie es jetzt in dieser Stunde ist. Denn Menschen mögen strahlend in Kraft und Schönheit wandeln und dennoch nicht frei sein in ihren Seelen. Aber etwas anderes lockt mich hinweg von dem, was ist, zu dem, was kommen könnte. Es mag schwerer und enger und sehr traurig sein, aber es lockt mich süß bis ins Herz.‘

Ein Harfenschlag glitzerte durch mich. Aber da stach plötzlich ein kleiner, spitzer Schrei aus Kinderkehle von rückwärts, hinter mir, in das glashelle Bereich. Und nun sah ich etwas, was mir bisher nicht zur Bewußtheit gekommen oder mir als ganz natürlich erschienen war: nämlich, daß die Kranke halb emporgerichtet saß, ein wenig schräg zurückgeneigt, in einer seltsamen Haltung, in der sie eigentlich keine Stütze haben konnte, mit leicht zu mir erhobenem Gesicht und nunmehr geschlossenen Lidern

Digitized by Google

und halb geöffnetem lächelnden Mund. Die eine Hand lag auf ihrer Brust, holdestes Wunder beseelter Hand. Von dem Schrei wankte das Lächeln auf ihren Lippen, erlosch, und sie sank mit einem Ruck in die Kissen zurück.

Zugleich hörte ich hartes Geräusch vom Nebenzimmer her, das Knarren einer Tür, Schritte und gleich darauf die scharfe Stimme, die ich kannte, im italienischen Tonfall von oben nach unten: ‚Via voi due! A chi è questo capello?' Gekräh der Küken auf der Truhe antwortete. Ich wandte den Kopf, sah die kleine Annunziata hinter mir stehen, mit großen Augen, beide Hände in einer kindlich-verzückten Bewegung flach über der Brust gekreuzt, sah die Tür sich öffnen und die Mutter starr vor uns innehalten. Dann brach aus ihrem Munde ein schrilles Getöse von Worten und Ausrufen: ‚Eh, Madonna, che fai, Beata? che fai Anastasia? Chi ha fatto entrare il signore? Va via, piccina, kümmre dich um deine Geschwister. Ah, povere donne abandonate, senza marito, senza padre! Cosa direbbe il babbo! Vergogna! Cosa desidera, signore?' Dergestalt ging es eine Weile fort. Und dann schlug Stimme und Haltung der entzündlichen Lady ebenso plötzlich um. Ihre schwarzen Augen hefteten sich schmerzlich auf mich, indem sie näher kam; und die kleine, aufgeregte Annunziata an sich ziehend und mit einer Hand leidenschaftlich ihren Wuschelkopf mehr pressend als streichelnd, drang sie mit einer aria lamentosa auf mich ein. Sie warf sich am Bett in die Knie, und nun steigerte sich ihre erbitterte Zärtlichkeit zu einer wahren Orgie von Liebkosungen. Sie preßte die Hände der Kranken, streichelte ihre Arme, legte die Wange an ihre Schulter, küßte das Haar, drehte das abgewandte, bleiche Gesichtchen zu sich herum und überschwemmte es ebenfalls mit Küssen und Koseworten.

Ärmste, denen sich Tag um Tag einförmig und kläglich nach Kupfermünzen berechnet und denen das Leben keine seiner äußeren Herrlichkeiten zur Abwechslung bietet, vermögen sich nur die wohlfeilen, aber seelisch kostspieligen Sensationen ihrer eigenen Aufgeregtheit zu verschaffen. Daher das grausig Rührende ihres Zeterns und Schimpfens, wie aller ihrer Gefühlsausbrüche.

Signora Salvatini hielt plötzlich inne, ruckte den Kopf von Beatens Gesicht weg, mit der Halsbewegung eines Huhns, schaute sie mit dem bösen Ausdruck jähen Mißtrauens an und stieß mit rauher Stimme, angstvoll und erbittert, hervor: ‚Ma, sei morta? bist du tot? Sei piu pallida che mai! Cosa ha fatto lui? Ti ha fatto male a te?'

Digitized by Google

Ich selber hatte den ganzen mütterlichen Aktus nur halben Blicks und halben Ohres gesehen und gehört, gebannt im Anschauen der linnenweißen Schlaffheit und Versunkenheit der Kranken.

Du stehst vor einem bleichdunstigen See, der matten Glanzes sich ins schwebende Grau verliert. Die Welt ist erloschen. Plötzlich rauschen aus dem Nichts Schwäne: blendenden Flügelschlags, zauberhaft sausend, fremd und herrlich, weiße, freie Schönheit vorübertragend und Sehnsucht – wohin? Das Herz klopft dir bis in den Hals. Dann sind sie fort, im hellen Grau entschwunden, in das sich der See bleichen und matten Glanzes einsam verliert, wie zuvor. Und es leidet dich nicht länger, ihn anzuschauen.

Als Signora Salvatini mit erbittertem Argwohn sich gegen mich zu wenden drohte, schlug Beata die Augen auf und sagte heftig: ‚No! No!' und fügte dann matter hinzu: ‚Mi ha fatto molto bene! Sto benissimo!'

In dem Augenblick durch den Klang ihrer Stimme geweckt, wußte ich, beglückt und beunruhigt, daß sie kraft eigenen Willens sich mir verschwisterte, daß die Welt einer lebendigen Seele sich an mich anschloß und von mir fordern würde, daß ich sie den Weg führte, den zu gehen sie schon mit blinder Kraft Haupt und Schultern erhoben hatte.

Als ich durch die Haustür wieder auf die Straße trat, war das Abendgold erloschen und die Laternen blitzten in dem kalten, glasigen Nachlicht der Dämmerung – ‚l'heure de la chauve souris', Fledermausstunde, wie die Franzosen es nennen – Stunde, die den Erdball in Nacht dreht – Stunde, in der die Empfindungen von uns ausstrahlen, wie eingesogenes Licht aus den Dingen, und in deren klarer Magie sich die Grenze zwischen Ich und Ihr zu lösen scheint. Die Wipfel der Bäume, die Dächer der Häuser, die Drähte in der Luft scheinen deutlicher entlang zu streifen am Weltraum in der Drehung der Erde, und es ist uns zumute, als wäre selbst das Straßengebraus einer Großstadt nahe daran, sich in Musik zu verwandeln, gleich der eines singenden Kreisels.

So war es mir zumute. Denn der Selige hat mehr Hingabe an die Welt als der Unselige. Und mit dem wunderbaren Wort ‚selig' möchte ich in der Tat den Zustand bezeichnen, in dem ich mich befand. In jedem einzelnen, noch so vereinzelten, schlummern die Chöre der Gemeinschaft, und in Augenblicken der Ergriffenheit wachen sie auf und singen ihr Benediktus, wenngleich kein leibhaftiges Ohr sie hört und kein leibhaftiger Mund in sie einstimmt; denn im realen Sinne ist der Beseligte noch einsamer als der in Alltagsnüchternheit Umgängliche.

Digitized by Google

Gut. Es gab etwas zu tun auf dieser verklärten Welt. Ich lotste mich an den Lichtreihen der Laternen entlang, strahlenderen Straßen zu, wo die Auslagen bunt, glitzernd, vielgestaltig hinter den Glasscheiben brannten. Von jeher hat mich die Leuchtwelt abendlich-reicher Geschäftsstraßen wonniglich-rätselhaft bewegt, rührende Schaustellung irdisch-bunten Krams im Wunder elektrischer Helligkeit vor dunkler vorübergleitendem, angeleuchtetem Menschenstrom unter der unbeachteten finsteren Höhe der Nacht droben. Wach-Traum! In vielen tausend Augen immer wieder gespiegelt, hinter denen unsehbar tausend Schicksale, Gedanken, Freuden, Sorgen gespenstisch weben und aus denen die seltsamste und rührendste aller Lüste, die Lust nach Dingen, glänzt: Lust schöner und häßlicher Frauen nach Farben, Geweben, Gestein, nach Täschchen und Spiegelchen und Schühchen und Schirmchen, Lust der Männer nach männlichem Zubehör, Lust der Kinder nach Spielzeug, Lust nach Büchern und Bildern und Möbelstücken und allerhand spielerisch versklavtem Getier – der ganze holde und traumhafte Unsinn lockenden Angebots und verlockter Besitzgier –, auf einsam rollender Erde, die sich in Nacht dreht.

Ich steuerte zwei großen blitzenden Glasscheiben zu, hinter denen ein weißes, kaltes, nüchternes Licht unbehagliche Dinge bleichte: Nickelgestänge, Nickelscheren seltsamster Formen, langgliedrig, hakig, gezahnt, nadelspitz, Nickelklammern und -zangen, rote Gummigebilde, weiß gerollte Binden, künstliche Gliedmaßen – säuberliches Zubehör leidender Körperwelt.

Eine gewisse, ein bißchen unheimliche Samaritermilde weht immer in derlei wohlorganisierten Heilsbereichen. Die unmittelbare Spannung zwischen Mensch und Mensch läßt nach in der Welt der Krankheit. Alle Sympathien und Antipathien lindern sich vor einer höheren Bedrohtheit, und etwas Kindliches, eine Bereitschaft, brav zu sein, mit sich schalten zu lassen, liegt in der Leidensluft. Auch dies ist eine Form des in allen Menschen schlummernden Wunsches, Brüder zu sein, Gemeinschaft zu fühlen, sei es auch nur in Schmerz und Schwäche und Hilfsbedürftigkeit.

Auch hier, inmitten dieser bloßen Ansammlung von Geräten der Heilkunst, in dieser großen, blitzenden, nach Krankenhaus riechenden Verkaufshalle wehte etwas von dieser verbrüdernden Lindigkeit, von dieser säuberlichen Liebesnüchternheit, und als ich den blank gefügten Rollstuhl musterte und schließlich, mit einem kühnen Griff in meine Busentasche, erwarb, zog – kaum spürbar – süßlich und laulich eine Wallung von

Digitized by Google

Leidensgüte, von betulichem Ernst durch mich, ein Hauch von Heilandstimmung, etwas von dem, worüber man als Kind fassungslos traurig und selig wurde, als man von Jairi Töchterlein las.

Die Verkäuferin fragte mich, wohin der Rollstuhl geschickt werden sollte. Ich erwiderte, daß ich ihn mir selber mitnehmen wolle. ‚Jetzt gleich?' fragte sie, lächelte und dachte: ‚Verrückter Fremder.' Sie konnte nicht wissen, daß es für Menschen auf dieser Erde Zeiten gibt, wo sie innerlich gezwungen sind, die Kette ihres Tuns mit eigenen Händen abzugreifen, und wo sie nicht anders können, als Dienst zu leisten auf Schritt und Tritt an dem, was in ihnen ist.

Ich rollte meinen Stuhl durch die Ladentür hinaus, über das Trottoir weg auf die Fahrstraße. Ich sah mich in den großen Scheiben der Kaufläden gespiegelt, zwischen Lichtern, huschenden Autos, Pferden, Menschen, immer meiner schottischen Nase nach, den leeren Stuhl vor mir her. Die Zeitungsjungen strudelten in fächerartiger Masse aus einem Tor, trompeteten durch die Nasen: ‚La Tribuna! – Giornale d'Italia! – Il Travasso-o-o!' Glocken der Kinotheater schrillten langgezogen. Die hellen Autofanfaren sangen in geller Harmonie, fern und nah zuckend, als ob wildgewordene Windharfen durch die ganze Stadt geisterten. Dann wurde es stiller, dunkler. Ich rollte meinen Stuhl die schmal ansteigende, holprig gepflasterte Straße empor, in der ich wohne, schob ihn durch die Haustür, zog ihn die Treppe hinauf und bis in mein Zimmer.

Es gibt Nächte, in denen Schlaflosigkeit zur Qual wird, in denen die Stunden sich endlos durch ödes Schwarz hinschleppen und nach denen wir zerschlagen uns wieder vom Bett erheben – andere aber, die in einer fiebernden Wachheit wie ein kurzer, dunkler Hauch vergehen, wo die Schläge der Uhren sich wie eine einzige tönende Perlenkette aneinander reihen: eben zählten wir noch zwölf, so dröhnt schon das Eins nach, und hurtig zwei, drei, vier, bis zum dämmerbeglänzten fünf und sechs. Man schwebt über der Dunkelheit, über dem Schlaf, aus dessen schwarzgrüner Flut die Träume nur eben grade die schillernden Rücken heben, wie farbige Delphine. Der Stern der Wachheit bleibt droben stehen – einer Wachheit freilich, die anders ist als die des Tages und vor der alles Feste, Greifbare gelöst, gelockert ist, seelenhaft leicht und beweglich.

Ich hatte bis nach Mitternacht aus der Tiefe eines anliegenden Hauses, über den Hof herauf, dünn, näselnd, hartnäckig, Musik aus einem Varieté gehört, die dann in Tanzmusik übergegangen war.

Digitized by Google

Mit diesem tönenden Faden hing der wache Rest entschlafener Großstadtwelt an meinem schwebenden Bereich, und die schale Melancholie des spät in die Nacht hingezerrten Treibens, das man ‚Vergnügen' nennt, quäkte kümmerlich zu mir herauf.

Dann waren auch diese Laute erloschen, und ich wob mich immer höher in die kühler und leichter werdende Stille der Stunden empor, die der Dämmerung vorangehen. Schlaf kam mir zuweilen näher, schob zarte Landschaftsgebilde sanften Glanzes ins Dunkel. Ich sah Beata nicht, verfiel nicht in Träume von ihr; aber ich atmete in einer Sphäre, die ihr zugehörig war. Dieses Dämmerwachen – so ganz anders als die bedrohte Schlaflosigkeit, die ich kannte und fürchtete – diese Ausschaltung der Zeit, dieses regungslose Hineilen über die Stundenschläge war ihres Wesens – verwandt dem einsamen, seelenhaften Hinweben in der Abgeschiedenheit ihres Leidenslagers, darin sie mit ‚pensare' sich die irdische Zeit vertrieb.

‚Pensare', wenn man dies so nennen will, kann eine solche Süße annehmen, daß daneben alle tätigen Freuden schal erscheinen mögen. Es ist fast so, als ob bei einer langen Dauer und erhöhtem Grade solchen Zustandes bisher verborgene Kräfte des Wohlbefindens in uns wach würden, und vielleicht ist dieses tatenlose Glück ein nicht geringer Bestandteil der Wonnen der Beschaulichkeit, die Weise und Fromme vom Weltgetriebe abgezogen haben. Die Zonen der Erde sind verschiedener Art, und wo die Sonne anders scheint, geht es anders zu mit den Menschen. In wechselvollem Klima ist Wechsel unser Teil, Wechsel zwischen Gemeinschaft und Abkehr, Tatenlärm und innerer Stille. Ich selber – zwischen Lust am ‚Mittun' und Lust an ‚Verborgenheit', die da kühnlich singt: ‚Ich bin der Welt abhanden gekommen' – habe Glück und Qual der Begierde nach Erleben gefühlt und habe mich in monatelanger Einsamkeit herangepirscht bis an die klare Gletscherwelt der Entrücktheit. Aber was anderes kann ich dazu sagen, als eben dies: der Wechsel ist mein Teil!

Gut. Drei kurze Wochen, schnell verweht und doch lang wie drei Jahre, nahmen mich gefangen. Seit ich am Morgen, nicht ermüdet, sondern seltsam belebt von der schlaflos entschwebten Nacht, mit meinem Rollstuhl wieder die Treppen hinuntergeklettert und durch die fröhlich-lauten Straßen zur Wohnung von Signora Salvatini gepilgert war (wie eines der beweglichen Blechmännchen, die, mit einer Feder aufgezogen, einen kleinen Blechkarren oder dergleichen vor sich her schieben) – seit ich in dem Krankenzimmer die Fenster aufgemacht und Beata die frische Luft hatte

Digitized by Google

einatmen sehen und jene wunderlich durchdringende Erregung gespürt hatte, die es mit sich bringt, wenn man mit äußeren Lebensfreuden nicht verwöhnte Menschen plötzlich mit Gaben von diesem irdischen Marktgetriebe bedenkt – ach, geringe Gaben, die ich auf den Sitz des Rollstuhls verstaut hatte: ein farbiger Schal für die Mutter, den sie mit vielen Worten am gegen ihren Willen geöffneten Fenster in der Sonne entfaltete und mit weichem Lächeln im gehärteten Gesicht lobte; ein kleines, schmales Armband aus Silber mit einem grünen Stein für Annunziata, das sie erst mit spitzen Fingern vor die weitgeöffneten Sternaugen hielt, dann vorsichtig, aber doch schon mit einer angeborenen Eleganz der Bewegung an das braune Ärmchen schob, das sie nun immerfort vor sich hochhob, an die Brust legte, wieder bewundernd von sich streckte; Zuckerwerk und ein wenig Spielzeug für die Küken, und für Beata selbst eine weiße, warme Wolljacke – für die erste Spazierfahrt, wie ich hinzufügte – und eine Schachtel mit Konfekt und ein Buch Gedichte von Carducci – wobei ich es freilich ein bißchen peinlich in meinem Herzen verspürte, daß Signora Salvatini mich ja wohl für reich hielt und daß einerseits ein Reicher ja ganz andere Gaben hätte darbieten müssen, andrerseits aber auch schon diese bescheidenen Mitbringsel doch die falsche Annahme vielleicht bekräftigten, so daß ich mir fast ein wenig hochstaplerisch vorkam, weil ich wußte, daß ich nahezu mein ganzes Monatseinkommen für diese Anschaffungen ausgegeben hatte – ein merkwürdiges Zwiegefühl, das mich sozusagen vor mir selber des Vergehens der Armut anklagte – – – ja, seit alledem und seit ich den kindlich-spielerischen, ganz nur irdischen Glanz in Beatas Augen geschaut und gesehen hatte, wie ihre Hände, die den Seelen der Seligen die Hostie des himmlischen Willkommens hätte reichen können, wohlig in den weichen, weißen Flausch des Wolljäckchens griffen, seitdem und immer mehr verblich mir der Glanz des ‚Dort' vor dem lebendig sich rötenden ‚Hier'.

Nahe aneinander gefügt sind auf dieser Erde Tag und Nacht, Helligkeit und Finsternis, Wandel im Licht und Absturz in Dunkelheit. Unsere Seelen sind so geartet, daß sie schnell dem Licht vertrauen, sich schnell einwohnen in den Nestern, die es ihnen spinnt und darinnen sie zwitschern trotz unendlicher Nacht ringsum. Sie huscheln sich aneinander, die Geschöpfe mit dem warmen Blut, ordnen ein Ästchen da, ein Federchen hier in ihr Geniste ein, und Glück und Wohligkeit durchrieselt sie auf kurze Frist.

Digitized by Google

Ich hatte als Kind einen kleinen Garten, ein umzäuntes Fleckchen, über das ich unumschränkter Herr war. Würd' ich ihn heute sehen, so wär's ein Nichts, und ich würde vergeblich den Zauber, die Weite, die Entrücktheit und Geborgenheit suchen, die er mir bot. Damals ging ich an jedem frühen Morgen, bald nach dem Hahnenschrei, im ersten Licht in dieses mein Reich, sah die bunt gefiederten Nelkenblüten an und die Primeln und Ringelblumen, die säuberlich um die Beete gelegten Kiesel, roch die feuchte Tiefe hinter Gesträuch, befühlte die gerippten Blätter. Ja, der Morgen war um mich. Oft in meinem Leben hab' ich versucht, diesen mit Worten nicht zu beschreibenden Erstlingsglanz wieder zu fühlen, der von den betauten Dingen in eine von eigenem Erleben noch unbelastete Seele hauchte.

In diese drei Wochen war auch er mit verwoben. Mir hätte wohl eigentlich schwer zumute sein müssen. Wenn jede Beziehung zu Menschen Verantwortung bringt, wie sehr dann diese, in deren Fesseln ich mich begeben hatte! Was hätte ich mir nicht alles für Gedanken machen müssen. Aber eine helle, leichte Unbekümmertheit, wie ich sie nie gekannt, erfüllte mich. Selbst das ursprüngliche Motiv meines Kommens: der Wunsch, sie zu heilen, war nur wie eine selbstverständliche Ingredienz meines seelischen Zustandes; etwas, was ich eigentlich mehr ihr zuschob und ihrem Willen überließ. Ich fühlte, daß die Mutter, obschon durch meine Freigebigkeit zum Schweigen gebracht, stumme Forderungen stellte und Erwartungen hegte, mir gleichsam nur noch eine Frist gab, bis ich meine Wunderkünste erweisen sollte. Ich wußte, sie erträumte sich innerlich ein Bild: Beata, jählings zu strahlender Gesundheit erweckt, als Braut an der Hand des reichen forestiere, von allen Nachbarn in neidvoller Entzückung angestaunt. Sie selber vielleicht als Brautmutter im knisternden Seidenkleid, mitleidig-versöhnt dem Toten innerlich zunickend, dem poverino romantico, der nun auch in seinem Grabe sich friedevoller ausstrecken mochte. Aber das beunruhigte mich wenig. Meine Vorstellung versagte vor jeglichem Versuch, mir die Zukunft auszumalen.

Wenn zwei Menschen sich lieben, so bildet sich alsbald zwischen ihnen ein kleiner, geschwisterlicher Ritus des Tagesablaufs heraus. Wäre ich ein Kirchgänger oder gäbe es in unserer Zeit Tempelstätten auch für die, die nicht einem Kultus verschworen sind, so hätte ich in diesen Ritus allmorgendlich und allabendlich einen Gang zu solcher Stätte eingeschaltet. Gut.

Digitized by Google

Wenn ich zuvor erwähnte, daß der Gedanke an eine willkürliche Beeinflussung ihres Leidens durch meine sonst geübte glorreiche Heilkraft in meinem Gefühl zurücktrat, so füge ich hinzu, daß zwischen uns etwas wie ein stillschweigendes Einverständnis galt, mit keinem Wort an jenen Zustand von Entzückung zu rühren, den wir bei unserer ersten Begegnung erlebt hatten und der ja in der Tat – wenn ich nicht von Halluzination reden soll – ihren Körper für Augenblicke aus seiner Lähmung emporgerichtet hatte.

Ich kam alltäglich eine Stunde vor der Mittagszeit, immer so, daß wir eine kurze Weile für uns allein hatten, ehe die Signora von den morgendlichen Aufwartediensten, durch die sie ihr kärgliches Tagegeld erwarb, zurückkehrte. An zwei Tagen der Woche waren die Schulstunden der kleinen Annunziata auch schon um elf Uhr zu Ende, und ich hatte die Gewohnheit angenommen, sie dann auf meinem Weg zu Beata an einer bestimmten Straßenecke zu erwarten und gemeinsam mit ihr nach Hause zu gehen. Mit wachsender Vertrautheit überließ sich das kleine Geschöpf einer holden, kindlichen Leidenschaftlichkeit mir gegenüber. War ich bei Beata, so trat die Kleine mit zartester Demut zurück; waren wir allein, so holte sie alles nach, mit einem Schwall lieblichsten Geschwätzes, hängte sich mir an den Arm, das rote Münderl zu mir empor geöffnet, mit glänzenden Augensternen und flirrendem Haarschopf.

Die tägliche halbe Stunde vor der Heimkehr der Mutter war jedesmal einem Zwiegespräch zwischen Beata und mir geweiht, einer Art kleiner Liturgie, wenn ich so sagen soll, die aus einem Bericht bestand, den sie mir gab über ihr Befinden, den Verlauf der Nacht oder irgendwelche Dinge und Gedanken, die sie beschäftigt hatten. Ich antwortete und fragte wieder, und dieser ganze kleine Dialog war voller Helligkeit und Vertrauen. Ein helles und leichtes Fieber – ja, so möchte ich meinen Zustand in diesen Wochen bezeichnen. Denn ein Fieber war es, wenn ich es auch als solches nicht empfand. Eine selige Erhöhung des ganzen Wesens – nicht aus gesunder Erfüllung geboren, nicht die endlich gereifte, aus allen Wurzeln genährte Frucht meines bisherigen Daseins – sondern traumhaft, abgelöst von aller organischen Entfaltung, nicht eingefügt in den sicheren, klaren Aufbau meines Lebens – aber zauberhaft just durch das Süß-Gefährliche dieser Abgelöstheit: ein Erleben, wie es dem, der Schritt vor Schritt gerade und fest seines Weges geht, niemals zufällt, sondern allein

Digitized by Google

dem, der begnadigt und verdammt ist, jeder Erlebnismöglichkeit sich hinzugeben, sich nicht zu bewahren und zu hüten und zuzeiten weder seiner ‚Würde' noch seines Friedens noch seiner Zukunft zu achten.

Ich rede von mir?! – Das ist ein bittrer Spaß, daß man selber immer die Hauptperson bleibt. – Gut." – Dr. B. hielt inne, sah mich mit dünnem Lächeln an und sagte: „Ich habe – abgesehen von meiner Seelenkurpfuscherei – drei Ehrgeize in meinem Leben gehabt." – Ich wußte, was folgen würde. – „Erstens: ein großer Sänger zu werden. Das endete damit, daß ich in jede Oper laufe. Zweitens: ein großes Drama zu dichten. Das endete mit einer schottischen Posse, die in Edinburg ausgepfiffen wurde. Drittens: den Bazillus der Schlafkrankheit zu vernichten. Das steht noch offen." Ich wußte, jetzt kam „Sierra Leone". – Dr. B. legte die flache Hand auf sein geleertes Glas, machte eine kleine Pause und sagte, unter schwarz gesenkten Brauen hervorblickend, mit trockener Emphase: „Sierra Leone!"

Sierra Leone ist, wie man in jedem Lexikon nachlesen kann, ein englisches Herrschaftsgebiet an der Westküste Afrikas, von Fieber und Schlafkrankheit verseucht, und ich wußte, daß in drei Tagen das Schiff von Neapel auslief, das Dr. B. nach Liverpool, zu dem „Institut für Erforschung tropischer Krankheiten", tragen sollte, von wo er alsdann die Anker lichten würde nach dem Paradies der Tse-tse-Fliege.

„Es war ein wunderbarer Nachmittag", fuhr Dr. B. nach kurzem Schweigen fort. „Fast drei Wochen lang war schönes Wetter gewesen. Und nun hatten sich die letzten Tage zu jenem gedrängten Glanz gesteigert, wie er zuweilen einem nahenden Umschwung des Wetters vorausgeht. Alles schien aneinandergerückt, die Rundung des Himmels schwellend, Häuser, Bäume, Türme, eines ins andere sich schmiegend in deutlichen Farben, gelb, braun, grün, rosa, rot, Spielzeug Gottes. Etwas Stehendes, Abgeschlossenes war in der vorzeitig heißen Luft. Himmelsgewölbe, Stadt und die geahnte Campagna ringsum schienen von gigantischer Künstlerhand in ein leuchtendes Gefüge geordnet. Das Getöse der Straßen hatte etwas Hallendes, Erregendes.

Ich hatte schon mehrmals kleine Ausfahrten an die Luft mit Beata unternommen, aber immer nur durch zwei benachbarte Straßen zu einem kleinen, grünen Platz, wo Kinder spielten, und wieder zurück. Ich hatte sie an diesen Tagen, angekleidet, das weiße Wolljäckchen über der Bluse, mit Hilfe der Mutter von den Kissen gehoben und dann allein die Treppe

Digitized by Google

hinuntergetragen und in den Rollstuhl gebettet. Und jedesmal bei diesem Treppenabstieg – und dies war ein Augenblick, auf den ich jedesmal mit einem unaussprechlichen Entzücken wartete – hatte sie, mit beiden Armen sich an mir festhaltend, den Kopf geneigt und ihre Schläfe leicht an meine Wange gelehnt, und Vater, Liebender, Knabe, Kind war ich in wirrem Schauder selbst, indes ich die hilflos-holde Last trug.

Schneebleich war Beata mir zuerst im Freien erschienen. Die Hände über der Decke gefaltet, lebendig nur der schwarze Glanz der Augen, die schauten, schauten. Aber als wir dann zurückkehrten, war jedesmal in dem matteren Zimmerlicht eine leichte Färbung ihrer Wangen wahrnehmbar gewesen. Mir Bestätigung genug für meine Zuversicht, trotz vieler Ängstlichkeit der Mutter.

Hier eine Welt – gestaltet, wie diese Erdenwelt es nun einmal ist –, wir leben nur hier: sie ist uns schön, wenn sie im wachsenden Jahr von steiler ansteigender Sonne beglänzt wird; wir können nicht anders, als das Licht lieben, das bis in alle Wurzeln dringt und Straßen und Häuserwände badet und unsere Stirnen färbt – und hier ein leidendes Menschengeschöpf, dieser Welt schon halb entwöhnt; gewöhnt, in langer Dämmerung nach innen zu tasten, ans jenseitige Ufer sich hinzufühlen, zu einem bloß erträumten Himmelsglanz, der ja seine Glorie doch auch nur vom Wissen um irdisches Licht erborgt hat – nun vorsichtig zurückgeleitet an das diesseitige Ufer, just zu einer Zeit, wo beklemmender Frühlingsglanz es neu anleuchtet; zu einer Zeit, wo auch der Gesunde vom Fieber der Wonne und Wehmut gepackt und gebrannt wird, wo die Welt just in der Entfaltung größter Schönheit sich wiederum dem Unwirklichen annähert.

Signora Salvatini, die uns sonst manchmal auf unseren Spazierfahrten begleitete, hatte an diesem Nachmittag das Haus noch einmal verlassen, und Annunziata mußte die Küken behüten.

Ich habe eigentlich nur noch wenig zu erzählen, und ich komme mir vor wie jemand, der eine Geschichte groß und breit angelegt hat und sie nun unversehens abbricht.

Das Seltsame liegt in dem Wandel, dem wir in erhöhten Zuständen unterworfen sind. War es das gesteigerte Licht dieses Tages oder weiß Gott was sonst – ich war nicht derselbe wie an all den Tagen zuvor. Ruheloses, Ungeduldiges war in mir, eher meinem früheren Seelenzustand verwandt als dem der letzten Wochen. Es spinnen sich plötzlich Be-

Digitized by Google

ziehungen zwischen Erlebtem, Zusammengehöriges glänzt sich an, verschmilzt; anderes versinkt. Es geht zu wie im Traum, die wohlgefügten Maschen des Bewußtseins zerreißen wie Zunder im Feuer.

Es war eine gewaltige Sonne, die ihr gelb gereiftes Licht auf uns herabgoß, als wir auf die Straße kamen. Jäh verfrühte Sommerglut. Man schien, wenn ich mich so ausdrücken darf, etwas wie eine fiebrige Veränderung im Blutdruck des kosmischen Organismus zu verspüren. Ich weiß nicht, ob Südländer und ob zumal Frauen den Rausch der Sonne so empfinden können wie ein nördlich geborener Mann. Dieses ungewohnte Nähergerücktsein an den Feuerball. Kein bleichender Dunst mehr zwischen uns und ihm. Dieses Gefühl, daß etwas Fremdes, Übergewaltiges, nämlich ein glutschleudernder Riesenkörper draußen im Raum, durch den richtigen Abstand, in den wir zu ihm gesetzt sind, zu etwas Freundlichem, Vertrautem, Segensreichem wird, zum Lebensspender unserer ganzen Erdkugel. Nur ein bißchen zu nahe: und dasselbe Licht fräße uns auf wie in Hochofenglut; nur ein bißchen zu weit: und die Kälte des Weltraums schlüge uns in Eis. Wir drehen uns, dank dem kleinen Umstand, daß die Achse der Erde ein wenig schräg zu ihrer Bahn steht, im Frühling etwas tiefer ins Licht, die Sonne rückt für unsere Augen etwas höher am Himmel empor, vom Widder in den Stier, vom Stier in die Zwillinge: und dies, daß ihre Strahlen nun um ein paar Grad steiler auf uns fallen, genügt, um alle Lebenskraft aus der Erde herauszusaugen und uns mit Licht und Liebe zu berauschen. Und hier in dieser südlicheren Zone: wir stehen im Schatten, so haucht uns noch der kalte Leib der Erde an; wir treten ein paar Schritte um die Ecke, und das Gesicht glüht uns in Sonne. Das ist der Rausch, von dem ich redete: daß wir das gewaltige Nebeneinander von Licht und Nacht, von Heiß und Kalt im Weltraum deutlicher spüren, daß wir die Einsamkeit dieser furchtbarherrlichen Lichtquelle da draußen fühlen, daß wir – wenn anders wir Augen haben – mit erneuten Sinnen sehen, wie wir zu ihr stehen, wie unsere Bahn um sie verläuft, immer zwischen den Schlagschatten von Glut und Eisnacht hin. Und daß dies alles wirklich ist!

So zu sehen – das wäre wohl etwas für neue, freie Menschenseelen. Aber es glückt uns nur erst in Blitzen, in Stunden, in Tagen. In herrlichem Selbstverlachen, in verzückter Narretei hat uns der große Künstler aus flämischem Stamm, der mit uns auf dieser Erde lebt, die Bilderreihe geschaffen, in Schwarz und Weiß, in Finsternis und Licht, aus Holz heraus-

Digitized by Google

geschnitten, die er ‚Die Sonne' nennt und die ihn selber zeigt, bei offenem Fenster in der Sonne eingeschlafen, mit auf den Tisch gebeugtem Kopf, aus dem alsbald sein eigenes Figürchen, am Strahl emporsteigend, herausspaziert, um nun eine tolle, sonnensüchtige Traumjagd nach dem hohen Gestirn zu beginnen, über Dächer und Drähte hinweg, an Leitern, Schornsteinen, Masten hinauf, mit Kinderschaukeln sich emporschleudernd, an Papierdrachen sich hängend, immer von johlender Menge verfolgt, zum Meere hinaus, am Leuchtturm hoch, im Flugzeug in die Luft, das in Flammen abstürzt und zerschellt, schließlich fliegend ohne Flügel, in ekstatischer Raserei mitten in die weißlodernde Riesenscheibe hinein – und zurück als brennendes Häufchen Unglück vor ihn selber, den Erwachten, lachend mit dem Finger an seine Stirn Tippenden, hin auf den sonnbeschienenen Tisch.

So schien mir die Sonne. Aus dem Raum her. Gewaltiger Kamerad meines einsamen Männerherzens! Und in der Brust schwoll mir die Frage: wo fährst du deine Fracht hin?

Die lebendigen römischen Straßen klangen um uns. Wagen mit bunten Früchten leuchteten. Die Krawatten der giovanotti strahlten in verwegenen Farben. Viele Männer gingen ohne Hut, die dichten schwarzen Haarschöpfe in der Sonne gesträubt. Lackschuhe funkelten, mit weißen, zierlichen Einlagen. Kaffeegeruch hauchte aus den zahllosen kleinen Stehrestaurants, wo der ‚Espresso' gebraut wird. Auf Bänken unter Palmengruppen saßen die Kindermädchen. Ein Strömen von Menschen war allenthalben, ein Hin- und Hereilen in der flutenden Sonne. Licht und Lärm ineinander gemischt. Mit großem Trara alles, und dennoch lässig, an warmen, gelben Mauerecken sich stauend, auf Piazzas kreisend. In eleganten Wagen fuhren die Schönen, die erst am Nachmittag zu leben anfangen, den Promenaden zu.

Ich glaubte, eine Unruhe in den blassen Händen Beatens zu gewahren, die ich von rückwärts, auf der Decke gefaltet, sehen konnte, und ich beschleunigte meinen Schritt, um aus dem ärgsten Trubel herauszukommen. Ich war noch nie mit ihr in diese große Straße gefahren; aber sie war heut so lebhaft gewesen, als ich zu ihr gekommen war, hatte mir, im Bett liegend, schon mit dem weißen Wolljäckchen angetan, mit einer weißen Rose an der Brust, aus einem Strauß, den ich ihr geschenkt – sehr zum Entsetzen von Signora Salvatini, denn in Italien ist es verpönt, Kranken Blumen, zumal weiße, zu bringen, es bedeutet Unheil – hatte mir, sag'

Digitized by Google

ich, gleich beim Eintreten mit ihrer linden, belegten Stimme zugerufen: ‚Heut fahren wir spazieren!' und war, mit einem wohligen Lachen, gleichsam, wenn ich so sagen darf, in meine Arme geklettert. Eine lächelnde Spannung war auf ihrem Gesicht verblieben, während ich sie die Treppe hinuntertrug und in den Rollstuhl setzte. Und mit diesem Ausdruck hatte sie zu mir aufgeblickt und, die Rose an ihrer Brust antippend, gefragt: ‚Soll ich sie anbehalten? – C'è tanto sole – es scheint so viel Sonne', hatte sie dann, sich selber begütigend, hinzugefügt.

Aber dies alles bezeichnet noch nicht das Wesentliche. Das Wesentliche war vielmehr, daß sie sofort gefühlt hatte, daß etwas in mir anders war als sonst, und daß ihre empfindliche Seele unverweilt auf diese Wandlung einging. Und dies wiederum vereinte sich mit der Ungeduld und Unruhe, mit der der leuchtende Tag mich befallen hatte, und mit der Täuschung, die ihre ungewohnte Lebhaftigkeit in mir wachrief und die mir die Augen blendete, so daß ich ihren wahren Zustand nicht richtig zu sehen vermochte.

Wäre sie nichts anderes als ein schwaches, krankes Geschöpf gewesen, so hätte in dem allen keine solche Bedrohung gelegen. Nun aber waren in ihr die Elemente einer seelischen Souveränität, etwas Adliges oder, um das Wort nochmals zu gebrauchen, Rassiges des ganzen Wollens und Fühlens; etwas, das sich gleichsam sofort zum Kameraden ihrer eigenen Liebe machte; und just diese Souveränität war es, die mich (abgesehen von dem, was in mir war) nur um so mehr in jener Täuschung bestärkte.

Von glänzigem Grün hochumsäumte Allee führte uns aus dem Menschengetöse hinweg, immer noch in einem wandelnden und fahrenden Zug von Menschen, die der berauschend schöne Tag herausdrängte ins Freie. Aber die Laute der Stimmen, Schritte, Fuhrwerke wurden hier nicht mehr von Häuserwänden zurückgeworfen, sondern verflogen über die Wipfel hinauf. Fast alle Spazierenden gingen in derselben Richtung wie wir, so daß keine Blicke Entgegenkommender, die sonst oft mit mitleidigem Ausdruck auf dem blassen Gesicht Beatens hafteten, unser Dahinpilgern störten.

Der goldgelbe Nachmittag war wie eine einzige große Honigwabe, die die Menschen von Süße trunken machte, wie Bienen. Ein Lachen und Schwatzen war allenthalben, Musik klang dünn aus der Ferne, von dem Parkrestaurant her, dem wir uns näherten. Ich hatte nicht im Sinne gehabt, dorthin zu gehen. Nur die Promenade hatte mich gelockt und der Wunsch,

Digitized by Google

Beata etwas von dem frohen Ziehen der Menschen sehen zu lassen. Aber als ich mich über sie beugte, lag auf ihrem Gesicht, das sie zu mir emporwandte, ein solcher Hauch von Lebenslust, wie ich vermeinte, ihre Wangen waren leicht gerötet, die großen Augensterne glänzten wie damals, als ich ihr das Wolljäckchen brachte, mit so kindlich-irdischem Glanz, daß es mir töricht und überängstlich erschienen wäre, jetzt schon umzukehren. Ich war bei ihr, was konnte ihr geschehen?

Hoch über dem Wipfelgewühl, das das Parkrestaurant vor uns überglänzte, ragte der gewaltige, rotbraune Stamm einer Pinie mit der breiten, schirmartigen Krone gegen den dunkelblauen tieferen Himmel. Darunter drängten sich immergrüne Eichen, Lorbeer- und Oleanderbäume und dicht vor dem Eingang ein kleiner Orangenbaum mit goldgeballten Früchten. Auf breiten Sonnenflecken waren viele Tische gestellt, bunt von Menschen umgeben. Die Musik geigte und flötete. Unter dem Laubdunkel öffnete sich drüben der Ausblick auf die weite Campagna, die bis an die vulkanisch kahlen Albanerberge von Sonne begrossen, gefüllt, durchschwelgt war – von der vorzeitig toll gewordenen Sonne dieses frühlingsfiebrigen Nachmittags. Auch bis in den von glattem, dunklem Laub umkühlten Schatten zog sich das bewegliche Bunt, denn vielen war der Glanz schon allzu gewalttätig.

Die Dinge sind für uns nicht so, wie sie sind, sondern wie sie uns erscheinen, das ist nichts Neues. Aus unseren Seelen fällt das Licht auf sie, das sie wandelt. Ein elegantes Gartenrestaurant, eine geschmückte Menschenwelt, ein, freilich erregend üppiger, Frühlingstag – für eine empfindliche Mädchenseele, die seit langem nichts als vier ärmliche Wände geschaut, der die Welt in leidender Vergeistigung etwas Fernes, Halbwirkliches geworden, da sie ja schon zuvor der noch Gesunden nur die kümmerliche Seite geboten hatte – für Beata mußte dies zwiefache Wirklichwerden ein ganz anderes Gesicht haben. Denn einmal ist die Wirklichkeit überhaupt stärker, als wir meinen, wenn wir uns ihrer entwöhnt haben; und zu sehen, daß wir noch und wieder auf dieser Erde leben, nachdem wir ihr bereits halb den Rücken gewandt, ist wohl ein bis zu Tränen überwältigendes Gefühl; und in die kindliche Unmittelbarkeit dieses Gefühls mischte sich der Rausch, den man, von außen besehen, belächeln mag, dem aber zumal eine weibliche Seele, selbst wenn sie schon den unirdischen Ozon an der Grenze dieses Daseins gewittert hat, immer noch zu erliegen bereit ist: der Rausch, plötzlich, neben einem Manne, den sie liebt, einem

Digitized by Google

Menschenbereich zugehörig zu sein, das sie zuvor, durch Armut vergewaltigt, als ein höheres, nie erreichbares, als ein verschlossenes Paradies von Schönheit, Eleganz, Reichtum, Lebenslust vor sich selber zu übersteigern gewöhnt war.

Wir hatten uns einen Tisch in der Sonne ausgesucht, ich hatte den Rollstuhl dicht herangeschoben und meinen Stuhl übereck gestellt. Ein Kellner in einem smarten Jäckchen und mit gewaltigem Haarschopf kam herangeweht: ‚Commanda, signore!' Ich sah Beata an, sie sah mich an, dann den Kellner. ‚Schokolade?' sagte ich. Sie nickte, lachte. Ich bestellte Schokolade und Kaffee. Dann ging ich, um am Büfett drinnen Kuchen auszusuchen. Als ich zurückkam, hatte der Kellner inzwischen Tassen, Teller, Löffel auf dem Tisch geordnet, feines Porzellan und Silber und einen Strauß zartgelber Mimosen. Beata saß still in ihrem Stuhl, die Hände auf der Decke gefaltet, die weiße Rose, die unheilbringende, die von mir war, an der Brust, und ihre Augen wanderten glänzend umher, ehe sie mich gewahrten und auf mir haften blieben, bis ich wieder am Tisch war.

Dies: wie ich sie da von ferne allein sitzen sah, unter all den Menschen, mit dem fremden Restaurationsgepränge in Sonne blitzend vor ihr auf dem Tisch, und ihre Augen umhergingen und dann mich von weitem trafen und bei mir blieben – das kann ich bei Gott nicht – das kann ich vielleicht am allerwenigsten vergessen. –

Der Kellner kam mit Schokolade und Kaffee. Ich goß ihr den braunvioletten Trank in die Tasse und sah zu, wie sie davon nippte; fühlte, wie ihre Lippen die Süße schmeckten. Sie atmete nach den ersten Schlucken tief, wie Kinder tun, gab mir die Tasse zurück. Von dem Kuchen wollte sie nur wenig nehmen und knabberte nur an einem Stückchen leichten Gebäcks. Alles war so kindlich, daß ich fast glaubte, ich hätte nicht sie, sondern die kleine Annunziata vor mir. Ab und zu wanderten ihre Augen von mir zu den Menschen ringsum, hafteten auf schöngekleideten Frauen, besonders auf einer jungen, blonden Dame, die an einem Tisch in der Nähe mit einigen eleganten Kavalieren saß, die ihr mit südländischem Feuer den Hof machten unter viel Gelächter, dem auch die Umschwärmte häufig mit lautem Lachen aus sorglos geöffnetem Mund antwortete, wobei sie ihre weißen Zähne und ihre rosige Zunge sehen ließ und den Kopf zurückwarf, so daß sich die schneeige Schwellung ihrer jungen Kehle spannte. In einem holden Widerspiel lachte Beata, indes

Digitized by Google

sie das schöne Geschöpf anschaute, dieses Lachen in unwillkürlicher Nachahmung ein wenig mit – sah mich wieder an mit plötzlich sich schmal furchenden Augenbrauen und einem leisen Zucken auf ihrer klaren Stirn. Schloß dann die Augen und hob ihr Gesicht in die strömende Sonne, die jede Spannung wieder aus ihren Zügen wegleuchtete.

Das Licht verfärbte sich allmählich in tieferes Gold, fast Bronze, der Himmelsraum wuchs höher, und dieser noch innigere Glanz badete die schlanken, zur Musik bewegten Paare, die auf einem freien, steinernen Platz vor dem Orchester tanzten. Beata hatte ihre Schokolade ausgetrunken und hing mit großem Blick an dem magisch glühenden Bild, horchte dem ihr wunderlich neuen, halb komisch jaulenden, halb wie mit wehen Lauten wortloser Kreatur klagenden Getön, und der erregende Rhythmus pochte in ihren unruhigen Fingern. Ihre Wangen hatten sich noch lebhafter gerötet, oder sah es nur in diesem wunderbaren Licht so aus, zumal gegen das Weiß ihrer Jacke. Sie sprach, mit einer seltsam hohen Stimme, halbe Sätze über das, was sie sah, manchmal mit der Hand dabei kleine, jähe, südländische Bewegungen machend, indes der Glanz ihrer Augen ab und zu auf mich herüberzuckte – bis er plötzlich auf mir still hielt. Dann lehnte sie sich mit sinkenden Schultern in das Kissen zurück und schloß die Lider. Schnell wechselt der italienische Tag in den Abend. Ein glasiges Grün hatte den Himmel erobert und eine herrliche Wolke, in Goldglut groß geballt, eine Lichtschleppe wagerecht nachziehend durch den Raum, stand über uns. Und nicht weit von ihr überm östlichen Himmel blitzte schwach ein erster Stern.

Ich stand auf. Auch um uns her rüsteten sich viele zum Heimgang. Ich packte die Decke sorgfältig über Beatas Knie und Füße, ordnete ihr das Kissen im Rücken, steckte ein Paketchen mit dem übriggebliebenen Kuchen für Annunziata und die Kleinen an die Seite, und dann tauchten wir, am letzten Ausblick auf die violett erglühende Campagna draußen vorbei, in die Dunkelheit der Laubgänge, die zu der großen Promenade führten, deren Lichter von fern durch die finstern Gehänge blitzten. Die ersten Schläge der Vesperglocken klangen von einem der Türme der Stadt durch die kristallene Luft herüber, ihre andern Glockenbrüder aufrufend, die noch zu zögern schienen. Zypressen stiegen wie schwarze Flammen schmal und steil vor uns auf. Ich redete allerhand im Dunkeln, nur weil Beata ganz still geworden war, so daß mir plötzlich bange wurde, ob sie sich vielleicht nicht wohl fühle, und ich innehielt und, einen Schritt vor-

Digitized by Google

tretend, mich zu ihr beugte. Da fühlte ich plötzlich ihre Hände zu mir herauftasten und ihre Arme sich um meinen Hals schlingen, heftig, ungeduldig, und spürte den Duft ihres Gesichtes im Dunkeln, Duft von Sonne und Fieber, und ihren Mund, der den meinen suchte.

Dann sah ich in der vom glasigen Dämmerlicht durchhauchten Dunkelheit dieses Antlitz, nun bleich und anders und nicht mehr mädchenhaft, sondern wie in marmornem Adel gekühlt, von mir weg und geradeaus gewendet. Ihre Hände stützten sich fester an mich, ihre Schultern hoben sich von dem Kissen, und indem ich ihrer Bewegung nachgab, glitt die Decke von ihrem Schoß, ihren Knien; ihre Füße schoben sich seitwärts zur Erde, in Schuhen, nicht zum Gehen gemacht, und plötzlich, so Gott mir helfe, **stand** sie vor mir. Größer, als ich gedacht, da ich sie nie aufrecht gesehen. Ihre geöffneten Augen hingen nicht an den meinen, wie damals, zuallererst, sondern blickten hoch vor sich hin, und kein Lächeln war auf ihrem Gesicht, sondern schmale Falte stand gefurcht zwischen ihren Brauen, und die Lippen waren fest gefügt wie in einer Anspannung äußersten Entschlusses. Zu gleicher Zeit lösten ihre Hände sich von mir, ich wollte sie halten, aber ein Etwas ließ es nicht zu, ich kann es nicht sagen, indes im unfaßbaren Widerstreit von Sekunden Ja und Nein und Glaube und Angst und Ohnmacht und Willen tausendfach durch mich blitzten. Dabei aber strömte dieser mein Wille – gegen meinen Willen! – aus allerinnersten Quellen zu ihr, wie etwas mir Fremdes, das mir zurief: ‚**Ich** will es tun, wenn **du** es nicht weißt!' – So glitten ihre Füße über den Weg, mir kaum einen Viertelschritt voraus, so wie man glauben könnte, daß Engel, die ihre Flügel für eine Weile gefaltet hätten, auf Erdboden gehen würden, jedes ungewohnte Steinchen wie ein Berg unter den Sohlen, aber dennoch so leicht. Ich sah ihre Schultern, das rührend Aufgerichtete in ihnen, und das ein wenig zurückgeneigte Haupt. In dem ungewissen Licht und in der Anspannung meiner Augen wurde es mir fast, als sei ihre Gestalt durchsichtig, ja als sei es nichts anderes als meine Seele oder eine leichtere Wesenheit von mir, die da hinglitte, die nun endlich einmal sich schmerzvoll entschlossen hätte, sich mir inmitten dieser greifbaren Welt zu zeigen, zur ersten zaghaften Probe von etwas **anderem**." –

Dr. B. hielt inne. Dann fuhr er fort:

„Nur eine kleine Strecke. Der dunklere Weg, den wir schritten, führte zu der breiten Allee, auf der wir zuvor – wann? – gekommen waren. Elektrische Bogenlampen blitzten von ferne, Rauschen von Wagen und

Digitized by Google

Menschen. Sie schien einen Augenblick zu zögern, dann erblühte auf ihrem Gesicht, das ich nur mit innerem Auge sah, ein Lächeln, ein kindlich-jähes Lächeln, das zu sagen schien: ‚Gleichviel!', und sie ging weiter, der rauschenden, schnarrenden Allee zu. Dies war das letzte lautlose Wort, das ich von ihr hörte. Denn eine Sekunde danach kam etwas in mich, als würde die Luft zu dünn, als risse etwas zwischen ihr und mir, als schrumpfte die Leichtigkeit ihrer Schultern zusammen. Licht und Dunkel zuckte in Stücken zerbrochen an mir vorbei. Ich fühlte, wie ein bleierner, dumpfer Willenskrampf mir in den Kopf stieg, aber kaum, daß ich noch Zeit fand, die Arme auszubreiten, sank mir, ohne Laut, ihr rückwärtsfallender Schatten an die Brust, an die Knie, so daß ich mich bücken mußte, um ihn ganz aufzufangen. In dieses Bücken stürzte mir mit furchtbarem, metallenem Gewicht das einbrechende Geläut der Vesperglocken. Aber ich vermochte es, mich aufzurichten, den schmal gefalteten Schatten in den Armen, und ihn wegzutragen."

Dr. B. schwieg. Der gelbe Kegel des Lampenlichtes stand um uns und die summende Stille der späten Stunde. Dann sagte er, sein volles Glas hinunterstürzend:

„Soll ich noch weiter erzählen? von Lebenden? von Wut- und Liebesgeplärr einer Mutter? von den gefrorenen Augensternen eines Kindes? oder von welcher Folter des Alltags sonst? – Es sind Eisenspitzen geschmiedet, rotgeglüht, für die ‚einsame Männerbrust'."

Er füllte sein Glas, goß es nochmals hinunter, stand auf, hielt es hoch, schrie: „Sierra Leone!" und schmiß es klirrend auf den Tisch.

Der fette Wirt arbeitete sich aus dem käse-, orangen- und salamiduftenden Hintergrund der Taberne hervor, mit kugelig quillenden Augen und erhobenen Händen: „Disgrazia, signori!"

Dr. B. stand, sah mich unter zusammengezogenen schwarzen Brauen an und sagte scharf zwischen dünnen Lippen: „Es ist falsch, zu leiden." Er warf Geld auf den Tisch, und wir schritten mit einigermaßen wankender Hoheit der Tür zu und über die steinerne Kellertreppe hinauf in die gestirnte Nacht Roms.

Digitized by Google

DER ÜBERREALISMUS

von

ERNST ROBERT CURTIUS

Parteiprogramme sind schon in der Politik uninteressant, und auch der naivste Wähler weiß, daß sie für das politische Leben keine Bedeutung haben. Erst recht gilt dies von den Programmen literarischer Parteien. Sie sind vom künstlerischen Standpunkt aus ganz uninteressant. Was bleibt, sind die großen Werke und die großen geistigen Persönlichkeiten. Man kann das an allen literarischen Bewegungen des 19. Jahrhunderts feststellen. Was ist heute noch lebendig von der französischen Romantik von 1830? Es sind die Verse Mussets, der die romantische Orthodoxie der Kreise um Victor Hugo stets bespöttelt hatte und dadurch unangenehm aufgefallen war. Der größte Dichter Frankreichs im 19. Jahrhundert, Baudelaire, ist in keiner Schule unterzubringen. Aus der Papierflut symbolistischer Manifeste, Zeitschriften und Traktate ragen nur noch die Namen von Rimbaud, Verlaine und Mallarmé hervor, von denen keiner ein Symbolist im Sinne der Schule war.

Interessant sind solche literarische Parteien nicht vom künstlerischen, sondern vom soziologischen Standpunkt aus betrachtet. Ich sage „Parteien" lieber statt „Schulen", weil alle literarischen Schulen des 19. Jahrhunderts in Frankreich bestimmt sind von dem Vorbild der großen Revolution und von der mit ihr anhebenden Epoche politischer Parteibildung. Der junge Victor Hugo hatte die Romantik als den Liberalismus in der Literatur bezeichnet. Noch richtiger vielleicht würde man statt dessen „Demokratismus" sagen. Die Romantik in Frankreich war wirklich eine Revolution, die bestimmte Privilegien bekämpft und auch zu Fall gebracht hat, die Privilegien nämlich literarischer Gattungen, wie es die klassische Tragödie war. Sie hat auch die Hierarchie des französischen Wortschatzes umgestürzt, von dem bis dahin nur die oberste Klasse in die Dichtung eingehen durfte. Später hat der Naturalismus die Literatur zu politisieren versucht, und Zola konnte in aller Naivität erklären: „Die Republik wird naturalistisch sein, oder sie wird nicht sein." Daß der Parnaß und der Symbolismus einem geistigen Aristokratismus dienten, nimmt sie von der politischen Atmosphäre der französischen Literaturbewegungen nicht aus. Gegenüber den Vorstößen der Linksparteien bedeuten sie den Versuch, Geist und Dichtung gegenüber den Allein-

Digitized by Google

herrschaftsansprüchen der Demokratie zu sichern und sie zu befreien. In demselben Sinne ist ja im 19. Jahrhundert von beiden Seiten auch um die Kirche und die Religion gestritten worden.

In Deutschland haben literarische Parteien immer weniger bedeutet als in Frankreich. Aber wenn sie bei uns hervortraten, so waren sie fast immer von dem Vorbildtypus einer französischen Literaturbewegung bestimmt. Das gilt vom jungen Deutschland, das gilt von der geistigen Bewegung der „Blätter für die Kunst", es gilt auch von dem Expressionismus und Aktivismus der Jahre 1916–1920.

Eine Sonderstellung unter allen betrachteten Literaturbewegungen nimmt die deutsche Romantik ein – aus vielen Gründen. Wenn auch Friedrich Schlegel die französische Revolution zu den drei großen Tendenzen des Zeitalters rechnete, so ist doch die deutsche Romantik – und ich denke dabei vornehmlich an die sogenannte ältere Romantik – als Ganzes ein völlig apolitischer Vorgang. Sie ist aber auch keine literarische Bewegung im eigentlichen Sinne. Ihr Wert, ihre Bedeutung, ihre noch heute fortwirkende Fruchtbarkeit geht keineswegs in den von ihr hervorgebrachten Werken auf, liegt vielleicht überhaupt nicht in diesen Werken: er liegt – so darf man vielleicht sagen – in dem Durchbruch einer neuen Bewußtseinsstruktur, die keine literarische, keine künstlerische Angelegenheit ist, sondern eine Angelegenheit der Weltanschauung, dies Wort in seinem strengen Sinne verstanden. Man darf dabei nicht an private oder schulmäßige Meinungen über Welt und Leben denken, sondern an das meist unbewußte und unausgesprochene Ordnungssystem, mit dem das Ganze des Lebens aufgenommen, gegliedert, gewertet wird: an ein Apriori der geistigen Anschauung also. Diese Bedeutung der deutschen Romantik wurde schon sehr bald wieder vergessen, weil sie Vorwegnahme einer Sehart war, die sich noch auf eine entdeckerische Elite beschränkte und noch nicht über sie hinaus wirksam werden konnte. Aber sie ist dann immer wieder neu entdeckt worden, ohne daß sie, wie ich glaube, bis heute voll ausgeschöpft wäre.

Ein Fragment von Novalis lautet: „Es gibt eine Reihe idealischer Begebenheiten, die der Wirklichkeit parallel läuft. Selten fallen sie zusammen. Menschen und Zufälle modifizieren gewöhnlich die idealische Begebenheit, so daß sie unvollkommen erscheint und ihre Folgen gleichfalls unvollkommen sind. So bei der Reformation. Statt des Protestantism kam das Luthertum heraus." André Breton, einer der Führer des Suprarealismus

Digitized by Google

(„surréalisme"), führt dieses Wort an in seinem „Manifeste du surréalisme" (Paris, Kra. 1924). Was Breton interessiert, ist gewiß nicht das Urteil über die Reformation – es ist des Novalis Begriff von der Dimension des „Idealischen" und ihrem Vorrang vor der „Wirklichkeit". Daß den Suprarealismus solche Fragen interessieren, ist wohl das Beste an ihm.

Denn künstlerisch ist er nicht interessant. Er will es auch nicht. In einem offenen Brief an Paul Claudel – 1925 – erklärten die Überrealisten: „Für uns gibt es weder Gleichgewicht noch große Kunst. Schon lange ist die Idee der Schönheit erledigt. Bestehen bleibt nur eine moralische Idee, z. B. die, daß man nicht zugleich französischer Gesandter und Dichter sein kann. Wir benutzen diese Gelegenheit, um uns öffentlich loszusagen von allem, was französisch ist, in Worten und Taten . . . Wir sehen nirgends Heil. Wir halten Rimbaud für einen Menschen, der an seinem Heil verzweifelt hat und dessen Werk und Leben reine Zeugnisse des Verderbens sind." Der Brief war unterzeichnet von Louis Aragon, Antonin Artaud, André Breton, René Crevel, Paul Eluard und anderen. Es gehört zur Definition des Suprarealismus, die Kunst zu verneinen. Er gehört also eigentlich nicht in die Literaturgeschichte. Aber wie jede geistige Bewegung hat auch er Abtrünnige. Solche können programmwidrig künstlerisch Wertvolles schaffen. Aragon scheint mir dieser Gefahr sehr ausgesetzt, wenn er ihr nicht schon erlegen ist.

Auch soziologisch ist der Suprarealismus uninteressant. Politisch fällt ihm weiter nichts ein als der doch recht verbrauchte und reizlos gewordene Aufruf zur Revolution. Ein Flugblatt „La Révolution d'abord et toujours" erschien im Sommer 1925, gemeinsam verfaßt von den Zeitschriften „Clarté", „Correspondance", „Philosophies", „La Révolution surréaliste". Man empört sich darin gegen die „westliche Zivilisation", gegen die internationale Hochfinanz, die „Sklaverei der Arbeit", den Marokkokrieg; endlich auch, „auf einem noch weiteren Felde", wie es hübsch heißt, „gegen die Geschichte". Die Erklärung schließt mit den Worten: „Wir sind die Revolte des Geistes; wir betrachten die blutige Revolution als die unvermeidliche Rache des Geistes, den ihr durch eure Werke gedemütigt habt. Wir sind keine Utopisten: wir begreifen diese Revolution nur unter ihrer sozialen Form usw." Alles kaputt schlagen – auf dem Papier! – das scheint die etwas primitive politische Formel der Suprarealisten zu sein.

Das „Manifeste du Surréalisme" von André Breton unternimmt es, „der realistischen Haltung den Prozeß zu machen", die von Thomas Aquinas

Digitized by Google

bis Comte und Anatole France allen geistigen Aufschwung verhindert habe und sich heute, beispielsweise, in der Romanproduktion entlade. Glücklicherweise haben Freuds Entdeckungen sie unterhöhlt. Eigentlich war es ja schon immer erstaunlich, daß der Mensch seinem wachen Leben mehr Bedeutung beilegte als dem Schlaf und dem Traum. Im Unbewußten liegen noch unausgebeutete Kraftquellen. Vielleicht könnte der Traum „zur Lösung der Grundfragen des Lebens" verwendet werden? Traum und Wirklichkeit werden sich einmal auflösen „in einer Art von absoluter Wirklichkeit, von Überwirklichkeit, wenn man so sagen darf."

Um sich diesem Ziel zu nähern, übte sich Breton gemeinsam mit seinem Freunde Philippe Soupault darin, das Unbewußte durch eine Art automatischen Schreibens zu Papier zu bringen. Ich gebe das Rezept wieder. Man setze sich hin in einem Raume, der die Konzentration des Geistes auf sich selbst begünstigt, und lasse sich Schreibzeug bringen. Man versetze sich dann in einen möglichst passiven Zustand und schalte vor allem seine Talente und Fähigkeiten aus. Man wiederhole sich, daß die Literatur einer der traurigsten Wege ist, die zu allem führen. Und nun beginne man zu schreiben, planlos; schnell genug, um das Geschriebene nicht im Gedächtnis zu behalten. Die Interpunktion unterlasse man. Droht das Bewußte sich einzumischen – in Form eines allzu leicht verständlichen Satzes z. B. – so schreibe man ein l hin, immer ein l, und nehme diesen Buchstaben als Anfang des nächsten Wortes. Auf diese Weise wird es gelingen, das Unbewußte möglichst rein zu gewinnen. Die Produkte empfehlen sich, dichterisch betrachtet „durch einen sehr hohen Grad unmittelbarer Absurdität".

Aus Pietät für den 1919 gestorbenen Guillaume Apollinaire, dessen am 24. Juni 1917 aufgeführtes Werk „Les Mamelles de Tirésias" den Untertitel „drame surréaliste" trug, aber doch noch bei tastenden Anfängen stehengeblieben war, tauften Soupault und Breton die neue, von ihnen entdeckte Ausdrucksform „surréalisme". Lexikalisch definiert bedeutet das Wort nach Breton: „purer psychischer Automatismus, durch welchem man sich vorsetzt, das wirkliche Funktionieren des Denkens auszudrücken, sei es mündlich, sei es schriftlich, sei es auf irgendeine andere Weise". Dante war Suprarealist und auch Shakespeare, wenigstens „in seinen besten Tagen".

Sehr viel eindrucksvoller, packender, zwingender, gewichtiger als Bretons etwas doktrinäre Darlegungen ist die Mitteilung der überrealisti-

Digitized by Google

schen Erfahrung, die Louis Aragon in dem Prosastück „Une vague de rêves" gegeben hat*. Diese Seiten haben den unwiderlegbaren Klang der Tiefe, sie haben den scharfen und reinen Umriß, der die Hand eines großen Schriftstellers verrät. Was blasse Literatentheorie schien, wird hier schmerzhaft wie Alpdruck, und aus Aragons Sprache weht uns derselbe Eishauch des Entsetzens an wie aus der Graphik eines Méryon. Beide reproduzieren den Wahnsinnsschauer jener Momente, wo das Weltgebäude rissig zu werden und aus den Fugen zu gehen scheint. „An diesem Punkte", sagt Aragon, „hätte gewiß das Sterben Größe, an diesem Punkte töten sie sich gewiß – jene, die eines Tages davongehen mit lichtem Blick. An diesem Punkt jedenfalls beginnt das Denken ... Wenn man auch nur einmal dieses Schwindelgefühl verspürt hat, wird es unmöglich, länger an den mechanischen Ideen festzuhalten, in denen heute fast jede Unternehmung des Menschen beschlossen ist, und seine ganze Ruhe." Wer sich über diese Abgründe gebeugt hat, der entfremdet sich den Menschen und ihrem Treiben; den Denkern, die von einem Kompromiß zwischen Kant und Comte leben und die es sich hoch anrechnen, daß sie den gewöhnlichen Realitätsbegriff aufgegeben haben, um ihm das Ding an sich vorzuziehen. „Solchen wird keiner die wahre Natur des Wirklichen verständlich machen; daß es nur eine Beziehung ist wie eine andere; daß das Wesen der Dinge durchaus nicht an ihre Wirklichkeit gebunden ist; daß es andere Beziehungen neben dem Wirklichen gibt, die der Geist begreifen kann, und die ebenso ursprünglich sind: Zufall, Illusion, Phantastik, Traum. Diese verschiedenen Arten sind vereinigt und versöhnt in einer Gattung, welche die Überwirklichkeit ist."

Auch Aragon erzählt dann von den Versuchen seiner Freunde Breton und Soupault. Ein Augenblick kam, wo sie die unvorausgesehene Wirkung des Überrealismus auf ihr Leben verspürten. Sie hatten sich hineingeworfen wie in ein Meer, und das trügerische Meer entführte sie auf die Höhe, wo die Haie des Wahnsinns kreuzen. Was als Spiel begonnen, führte zur Überreizung des Nervensystems, führte hinüber in die großen Halluzinationen, in den Rausch der Narkotika, in die Besessenheit der Religionen, in die Symbolsysteme der Psychosen. Allen diesen Phänomenen mußte also etwas Gemeinsames zugrunde liegen: eine geistige Materie, von der das Denken nur ein Sonderfall sein konnte. „Diese geistige Materie

* Enthalten in der Herbstnummer 1924 der von Paul Valéry, Léon-Paul Fargue, Valery Larbaud herausgegebenen Quartalsschrift „Commerce".

Digitized by Google

verspürten wir an ihrer konkreten Gewalt, an ihrer Konkretionsfähigkeit." Und diese Materie, so schloß man weiter, mußte die Sprache sein. „Es gibt kein Denken außerhalb der Worte", so lautet ein überrealistischer Grundsatz. Der Überrealismus erscheint daher bei Aragon als „absoluter Nominalismus"*.

Das nächste Stadium der Bewegung war durch somnambule Zustände gekennzeichnet. René Crevel lernte von einer Dame, der er am Meeresufer begegnete, die Technik eines besonderen hypnotischen Schlafes, in dem er redete. Eine Schlafepidemie bricht über die Überrealisten herein. Sie schlafen immer mehr, können überall einschlafen, sei es auch im Café, und schlafend Wunderbares reden. Bald lernen sie dann den Wachtraum und reden ihre Träume ohne zu schlafen.

Der Schluß von Aragons Aufsatz lautet: „Ich träume von einem langen Traum, in dem jeder träumen würde. Ich weiß nicht, was aus diesem neuen Traumunternehmen werden wird. Ich träume am Rande von Welt und Tag. Was wolltet ihr mir doch sagen? Ihr Menschen dort in der Ferne, was schreit ihr mir zu durch das Sprachrohr eurer Hände, was lacht ihr über die Gebärden der Schlafenden? Am Rande von Nacht und Verbrechen, am Rande von Verbrechen und Liebe. O Rivieraränder des Unwirklichen, eure Kasinos öffnen ihre Spielsäle allen, ohne Unterschied des Alters, die verlieren wollen! Es ist Zeit, glaubt mir, daß man nicht mehr gewinnt. Wer da? Sehr wohl: lassen Sie das Unendliche eintreten."

Man sieht, wie viele Zeitfaktoren im Überrealismus zusammentreffen. Ohne die Kollektivneurose von Weltkrieg und Bolschewismus hätte er sich kaum entwickeln können. Die nationalistisch und traditionalistisch erstarrte Siegespose des offiziellen Frankreich von 1919–1924 diente ihm als erwünschter Widerstand. Dadaismus und Psychoanalyse bereiteten ihn theoretisch vor. Er ist ein Symptom der geistigen Zerrüttung unserer europäischen Gegenwart. Aber er ist auch noch anderes und besseres. Daß der Begriff des Überwirklichen gefunden wurde, ist, wie ich glaube, ein Teilausdruck der neuen synthetischen Bewußtseinsstruktur, deren Herausbildung wir erleben. Ich meine damit die an verschiedenen Punkten unabhängig auftauchende Denkhaltung, die jenseits der überlieferten Antithesen steht. Solche Antithesen sind: Wirklichkeit und Unwirklichkeit,

* Richtiger wäre wohl das Gegenteil: Realismus im mittelalterlichen Sinne (universalia ante res).

Digitized by Google

Nationalismus und Internationalismus, Physis und Psyche, Raum und Zeit. Sie haben heute den Sinn einer Alternative verloren. Sie werden aufgehoben in neuen Synthetismen des Bewußtseins. Auf diesem Gesamtvorgang, dessen Teilausdrücken eine sehr verschieden abgestufte Wichtigkeit zukommt, beruht unsere geistige Hoffnung.

REISE DURCH CHINA

von

ARTHUR HOLITSCHER

Schamien

Es ziemt sich wohl, ehe man die Zukunft ins Auge faßt, einen Blick in die Vergangenheit zu werfen. Dies soll nicht etwa bedeuten, daß ich hier über die historischen Vorbedingungen, die China an die Schwelle seiner großen proletarischen Revolution getrieben haben, eine lange Abhandlung schreiben werde (das kann keineswegs Aufgabe dieses Berichts über flüchtige Eindrücke sein!), sondern nur so viel, daß ich am Nachmittag des 1. Januar, ganz zu Anfang meines Aufenthalts in Canton, auf Schamien gewesen bin. Auf Schamien – man kann hinter diese Ortsbezeichnung füglich ein † setzen –, Schamien, der Sandbank, die, Canton im Perlfluß vorgelagert, mit der Stadt durch zwei kurze Brücken verbunden, noch im Sommer des vorigen Jahres den Europäern als Wohnsitz diente, jetzt aber verlassen daliegt, grasüberwuchert, nur mit einem Häufchen internationaler Bewachungsmannschaften belegt, also so gut wie tot, Gott hab' es selig!

Dieses Inselchen, es war ja seit je ein künstliches Gebilde, schwächlich und ohne Fundament; jetzt ist die Flut, die China in Wallung versetzt hat, über das Inselchen weggeschlagen, hat es verschluckt, wie sie in absehbarer Zeit das Gibraltar: Hongkong, verschlucken wird, in dem sich bereits dieselben Symptome des Absterbens, der Verödung und Ausdörrung zu zeigen begonnen haben.

Mit Schamien hat England sozusagen, vom Süden her, einen Fühler nach dem chinesischen Festland vorgestreckt. Es hat sich vorsichtig vorwärtsgetastet. Im Sommer 1925 aber hat es vom chinesischen Drachen,

Digitized by Google

den es gereizt hatte, einen solch fühlbaren Tatzenschlag auf die habgierigen Finger erhalten, daß seither Schamien, die Sandbank, wie gesagt, abstirbt, verödet; die paar englischen, französischen, japanischen Kanonenboote auf dem Wasser, hundert Meter weit vor Schamiens Ufer gelagert, behüten nur noch einen Leichnam, der, wie es bei Leichnamen üblich ist, einen intensiven Gestank ausströmt, wie etwa von Pferdekadavern. Aber es ist nur die ungepflegte Kanalisation, das verbrannte Gras, der umherliegende Mist, der an diesem Gestank Schuld trägt, nichts anderes.

Schamien, die lange Sandbank also, war vor kurzem noch eine Art Villenvorstadt. Englische, japanische, portugiesische, französische Banken haben ihre soliden, prunkvollen, für die Dauer gebauten Paläste hier. Alle fremden Konsulate besaßen und besitzen hier ihre Villen. Es lebten auf Schamien reiche Kaufleute, Reeder, Zolldirektoren und hohe Offiziere aller Raubstaaten der Erde, die nur auf den Augenblick lauerten, in dem sie sich des unbeholfenen Kolosses China ganz und gar bemächtigen könnten, was sie ja durch die berüchtigten Zollverträge und andere Vergewaltigungsmaßregeln bereits wirkungsvoll vorbereitet hatten. Schattige Alleen, reizende Blumenbeete, Park- und Strandanlagen, Promenaden, Tennis- und Fußballplätze sind zwischen den Palast- und Villenreihen der kleinen Insel zu erkennen. Sie muß sehr lieblich anzuschauen gewesen sein, mit den pausbäckigen englischen und französischen Babys, kleinen japanischen Butterflys und der Schar der bebänderten Nurses, Nounous und sonstigen Bediensteten der wohlhabenden Kolonistenfamilien, die hier in völligem Komfort ihr idyllisches Leben führten, bis im Juli 1925 jener Schuß fiel, der mit seinem Knall, einem Zauberschlag, die ganze Insel, dieses künstliche Gebilde, in eine von Sandsackbergen, Schützengräben, Schießschartentürmen und bombensicheren Unterständen starrende, beschützte, bewehrte Festung mit vorgelagerten Kriegsschiffen verwandelt hat.

Wie ich am Nachmittag hinüberkomme – ich bin über die „Englische Brücke" gegangen, wurde von den wachthabenden indischen Sikhs von oben bis unten nach Waffen abgetastet –, sehe ich auf dem Fußballplatz an der Strompromenade einen Match im Gange. Mannschaften vom englischen Kriegsschiff draußen im Perlenfluß spielen gegen die englische Besatzung Schamiens. Auf den Bänken sitzen englische, portugiesische, französische, japanische Pärchen, jede Nation auf einer anderen Bank,

Digitized by Google

augenscheinlich nicht sonderlich gesellig untereinander, möglich, daß das anders wird, sobald ein neuer Schuß ertönt und es sich nicht mehr um Flirt, sondern um verteufelten Ernst, sozusagen „business", d. h. Maschinengewehre auf das herandringende chinesische Volk, handeln wird.

Tag und Nacht stehen draußen die Kanonenboote unter Dampf. Ein Signal der Sirene von Schamien her, und die paar Dutzend Menschen, die noch auf dem Inselchen herumgehen, weil ihr Beruf es ihnen vorschreibt, stürzen ans Ufer und retten sich auf die Schiffe, die dann, ihre Munition nach hinten verpulvernd, das Weite suchen. –

Traurig, ja traurig, wie dieser Fußballplatz verfällt! Gras wächst in unausgerauften Büscheln auf ihm; Spalten und Risse; lassen die Engländer erst ihren Sportplatz verfallen, so haben sie die Partie verloren gegeben. Deutlich weht das Gas auf dem Fußballplatz: farewell! –

Aber die Spieler spielen, als ob's ums Leben ginge. Mit gewaltigen Fußtritten schleudern sie den Ball von einem Tor zum andern. Plötzlich fliegt er in großem Bogen weit über das Netz hinaus und fällt in den Fluß. Unten fährt gerade ein Kahn vorbei, einer von jenen schweren Lastsampans, von etlichen Frauen und einem Knaben gerudert. Einer von den Fußballspielern setzt mit einem Ruck über die Barriere und winkt von der Böschung aufs Wasser hinunter, macht dem rudernden Knaben Zeichen: Wirf den Ball herauf, dort – er schwimmt gerade vor deinem Ruder auf dem Wasser!

Mit seinem langen Ruder holt der Knabe, wie ein Polospieler, aus und schlägt den Ball geschickt nach der anderen Seite, weit in den Fluß hinein, grinst dann zu dem Fußballengländer hinauf, der sich mit einem Fluch davontrollt. Die Spieler ziehen ihren Dreß aus, ihre Uniformen an. Die Partie ist zu Ende. –

Ich gehe auf Schamien noch eine ganze Weile spazieren, sehe mir das verödete „Viktoriahotel" an, Cantons einziges europäisches Hotel, einen melancholischen Ort, ein verwunschenes Haus, in dem man Geschichten im Stil von E. A. Poe schreiben könnte. (Habe es gut, wohne im deutschen Konsulat am anderen Ende Cantons, im Vorort Tungschan, bei dem freundlichen Generalkonsul Crull.)

Die Bankpaläste. Diese englischen Kirchen; verstaubten Whiskymagazine. Die leeren Klubs. Das französische Denkmal für die im Weltkrieg „für die Freiheit der unterdrückten Völker" Gefallenen . . .

Digitized by Google

Auch die Polizeistation der Franzosen interessiert mich sehr. Vor einem Sandsackberg stehen etliche Piou-Pious, etwas weiter Tonkinesen. Japanische Dämchen trippeln in weißen Socken auf klappernden Holzsandalen daher. Die Piou-Pious scheinen ihnen etwas zuzurufen, die zierlichen Japanerinnen indes reagieren nicht.

Dann will ich mich über die französische Brücke in die Stadt zurückbegeben. Abgesperrt. Stacheldraht und spanische Reiter. Das Tor dicht verschlossen und kein Mensch auf der Brücke. „Probieren Sie's auf der englischen!" bedeuten mir die Franzosen. „Wenn Sie sich beeilen, finden Sie sie noch offen." Es ist ja erst halb sechs. Aber wie ich hinkomme, auch diese abgesperrt, und Stacheldraht, spanische Reiter; keine Seele weit und breit.

Zurück nach dem Hotel Viktoria.

„Sie müssen sich beim Kommandanten einen Erlaubnisschein holen. Sonst können Sie heute nicht mehr hinaus."

Frau Hauptmann Clements steht an der Wohnungstür. Erstaunte Augen: es läutet wer um diese Zeit an der Haustür! es läutet wer auf Schamien an! „Allright! Gleich will ich meinen Mann benachrichtigen. Er badet gerade den Hund. Bitte setzen Sie sich." Chintzbedeckte englische Möbel, ein Cosycorner wie in einem behaglichen Landhaus einer Londoner Vorstadt. Nichts, was auf China deutet. Bald darauf erscheint der Colonel im Kimono mit dem frischgewaschenen Terrier unterm Arm. Er stellt mir den Schein aus: der Gentleman ist hinauszulassen, das Tor sorgfältig wieder zu sichern. Dann gehe ich zur Kaserne, hole mir zwei bärtige indische Sikhs und werde über die Englische Brücke eskortiert, die mit Stacheldraht so gut gesichert ist, daß es etwa fünf Minuten dauert, bis alle die Drähte an den Brückenpfeilern aufgedreht sind.

Drüben auf der Cantonseite knallt es heute besonders heftig. Parade! Neujahrsabend! Feuerwerkskörper, Raketen, Knallbonbons in Aktion! Immerfort steht da ein Posten vom Streikkomitee auf der Wacht oder auf der Lauer, beäugt jeden scharf, der Schamien betritt, verläßt. Ein paar düstere Chinesengesichter schieben sich auf mich zu, starren mich aus nächster Nähe an. Ich aber setze mich in völliger Seelenruhe in die erste Rikschah, sage dem Kuli das Fahrtziel: „Tungschan!" – ein magisches Wort, es bedeutet: Kein Engländer, sondern ein Dagock, Deutscher, d. h. ein Freund. Tungschan ist im Gegensatz zu Schamien der Ort, wo die dem Chinesen freundlich gesonnenen Fremden ohne Sand-

Digitized by Google

säcke noch Maschinengewehre wohnen. Auch die Russen wohnen auf Tungschan.

Tungschan ist gut.

Der Streikposten nickt. Passiert. –

Die Russen in Canton

Mit Borodin Tag und Stunde verabredet. Er wohnt in einem umfangreichen chinesischen Haus am Rande des Exerzierfeldes, auf dem am 1. Januar die rote Parade abgehalten wurde. Gegenüber ist der weitläufige Komplex des militärischen Hauptquartiers, in dem jetzt der Kuo Min Tang-Kongreß tagt. Das Viertel, zu Tungschan gehörend, heißt Hai Gun Bu.

Ich schärfe dem Rikschahkuli ein: „Hai Gun Bu! Hai Gun Bu!" Er fährt mich aber kreuz und quer durch unbekannte Straßen. Endlich ein bekanntes Gesicht: ein russischer Militärarzt, baltisch-deutscher Abstammung, in Deutschland ausgebildet, wovon auch Schmisse im Gesicht zeugen, alles in allem doch ein liebenswürdiges europäisches Antlitz. Er organisiert den Lazarettdienst im chinesischen Südheer, spricht bereits ein wenig Chinesisch. Ich erkläre ihm Hai Gun Bu. „Wir wollen ihm Kuo Min Tang sagen, es ist ja gegenüber." Der Arzt erklärt dem Kuli: Hauptquartier Kuo Min Tang, dort und dort. Der Kuli läuft, ich fühle mich sicher, er wird mich vor Borodin absetzen, aber er läuft und läuft über wüste, unbebaute Felder, obzwar die Richtung zu stimmen scheint; er läuft zum äußersten Winkel von Tungschan, keine Spur von Hai Gun Bu!

Ein schmaler Kanal zieht sich am Rande der Stadt hin. Auf einmal steigen drei riesige, kahle Mietskasernen vor uns in die Höhe. Militärautos vor den Häusern. Chinesische Patrouillen bewachen das zugeschlossene Eisengitter um einen Vorgarten, in dem Kinder spielen. Eine alte Aja ruft einem Knäblein etwas auf Russisch zu: der Kuli hat mich also ins Wohnviertel der Russen gebracht! Kuo Min Tang liegt ganz wo anders, aber die Gedankenverbindung ist nicht uninteressant.

In diesen drei riesigen Vorstadthäusern sind etwa 60 russische Beamte mit ihren Familien untergebracht. Es sind ihre Quartiere; die Bureaus liegen in der Stadt; diese Häuser hier haben etwas Unheimliches. Über die drei Dächer läuft eine schmale Brücke, aus Balken gezimmert, mit

Digitized by Google

Matten an den Seiten. Ein Posten mit geschultertem Gewehr spaziert dort oben langsam auf und ab.

Im ersten Hause, in das mich der Wachthabende eintreten läßt, hübsche Wohnungen, enge Zimmer, mit behaglichem Komfort eingerichtet. Man ist aber hier ganz offenkundig interniert. Auch in der kleinen Straße hinter diesen Häusern, wo der Russische Klub sich befindet, patrouilliert reichlich chinesisches Militär auf und ab. Die Zugänge der Straßen von Soldatenautos bewacht. Endlich finde ich jemand, der dem Kuli zu erklären vermag, wohin ich eigentlich will. Eine Stunde nach der verabredeten Zeit erscheine ich vor Borodins Haus, schicke meine Karte hinein, werde vorgelassen. –

Eine Doppelreihe chinesischer Soldaten präsentiert das Gewehr vor mir. Militärische Ehren! In Rußland, in China, überall, wo es Revolutionen gab, ja einige Tage, Herbst 1918, sogar in Berlin – militärische Ehren!! Leutselig salutierend, schreite ich durch das Spalier des Ehrenpostens ins Haus.

Denn dies hier ist ja wohl ein Ehrenposten. Auch die beiden Automobile, in denen mit Gewehr, Revolvern, Granaten bewaffnete Whampookadetten sitzen, sind dem politischen Berater Südchinas und seinem Stabe zur Wahrung der persönlichen Sicherheit von der Cantonregierung zur Verfügung gestellt. Im Hause selbst sitzt viel Militär herum. Das alles hat seine guten Gründe. –

Borodin ist ein breitschulteriger, robuster Russe vom Schlag Gorki, Arbeitertypus, groß, ernst und sympathisch, ein Mann von anerkannter politischer Tüchtigkeit. Aus diesem Grunde von den Engländern maßlos gehaßt und verleumdet*. Die Russen suchen sich ihre Leute, die sie an solch exponierte Posten stellen, schon mit Sorgfalt aus. Er hat lange in Amerika gelebt, in Illinois, Kalifornien, unterrichtete an der sozialistischen Rand-School in Newyork, spricht ausgezeichnet Englisch, ist schon das dritte Jahr in Canton. –

Borodin äußert sich ohne Zurückhaltung; er hat seinerzeit von Radek über mich gehört und sagt mir vieles, was für meine Arbeit von Nutzen sein wird. Spreche ich von China, so antwortet er mir mit Beziehung auf

* Die beliebteste, weil gemeinste Methode der Verleumdung ist: Jakob Borodin zu sagen, denn selbstverständlich ist ja jeder Bolschewik Jude, wie im Grunde umgekehrt jeder Jude Bolschewik ist! Borodins Name aber ist Mikhail Markowitsch Borodin.

Digitized by Google

den Süden, die Provinz Kwantung, sein spezielles Arbeitsgebiet. Das Folgende gibt in kurzen Zügen wieder, was Borodin mir über Fortschritt und Zukunft der russischen Idee in China gesagt hat. –

Um es vorweg zu sagen: Borodin meint, es sei noch viel zu früh, an definitive und gültige Resultate zu glauben. Selbstverständlich versteht der Chinese unter Kommunismus etwas ganz anderes als der Russe oder der vorgebildete Proletarier der westlichen Länder. Für den Chinesen ist „Kommunismus" einstweilen gleichbedeutend mit:

einer anständigen, sauberen Regierung (eine uralte Vorstellung im Grunde, aber gültig);

Vereinheitlichung des Finanzapparates – alle Steuern werden durch eine einheitliche Regierung erhoben, nicht, wie bisher, auch noch von allerhand Militärbehörden, denn solange die Regierung nicht einheitlich ist und wirkt, haben die Hongkonger Banken die Oberhand in den Geschäften des südlichen China;

die primitivste Verbesserung der Wirtschaft schon wird von den Chinesen als „Kommunismus" angesehen; man kann mit Reformen dieser Art der Idee am besten dienen;

das gesamte Finanzwesen muß in die Hände der Chinesen zurückgeleitet werden; es ist, mit der Kontrolle der Zölle, nach der Aufhebung der bitter angefeindeten Verträge, die ökonomische Grundlage von Chinas Befreiungskampf; der Kampf gegen den Imperialismus und um die Weltrevolution bewegt sich in dieser Richtung.

Alles Übel im südlichen China hat aber seine Wurzel in den Landbesitzverhältnissen, meint Borodin. Wohl gibt es keinen Großgrundbesitz, aber um so schwerer ist es, die Klasse der kleinen Landbesitzer zu bekämpfen. Sie ist diffus, kaum zu greifen, von der Art der Bourgeoisie*. Wer da

* In der Unterredung, die ich mit dem Bürgermeister von Canton, Herrn C. C. Wu, dem in Amerika geborenen und ausgebildeten Sohn Wu Ting Fangs, hatte, betonte mir Wu, daß China durch seine Tradition der Familienherrschaft von der Plage des Großgrundbesitzes verschont geblieben sei. Es gebe kein Erstgeburtsrecht, der Landbesitz werde unter sämtliche Kinder verteilt. Auch gebe es in China überhaupt keine Klasse nach europäischen Begriffen, sagte mir Wu, um zu beweisen, daß es in China auch keinen Klassenkampf geben könne. Zudem sei durch die Entwicklung der Neuzeit die Gefahr beseitigt, daß, wie in früheren Perioden, die Söhne der „höchsten" Schichten ausschließlich infolge ihrer hohen literarischen Ausbildung in die Regierung gelangen und dort eine Art Privilegien-

Digitized by Google

glaube, es existiere in China keine Landfrage, befinde sich im Irrtum. Es herrscht in China eine ungeheuerliche Ausbeutung des kleinen Bauern, der niederen Landarbeiter, eine ungeheuerliche lokale Ausbeutung. Die kleinen Landbesitzer erhalten von den Pächtern ihres Landes 60 Prozent des Ertrages. Außerdem muß noch für ein paar Dutzend verschiedener Steuern aufgekommen werden, die sämtlich dem Militarismus, der ungeheuren, ungeregelten Erpressung von seiten der Militärbanden zugutekommen – für Kulturzwecke bleibe nichts übrig. (Dr. Sun Yat Sen hatte die Absicht, die Abgabe der Bauernschaft von 60 Prozent auf 25 Prozent zu reduzieren – auch seine Arbeit wurde als „Kommunismus" angesprochen.)

Die einzige Möglichkeit, in diesen Verhältnissen Wandlung zu schaffen, bestehe in der Organisation der Landarbeiter. Im südlichen Kwantung allein gibt es schon anderthalb Millionen organisierter Landarbeiter; das ist ein Anfang. Die Arbeit ist nicht leicht, denn die Chinesen sind ein materialistisch denkendes Volk. Der Besitz, die Familie, der Ahne ist die Grundlage, das Grundwesen des religiösen und sozialen Lebens dieses Volkes. Aber das Beispiel des großen Rußlands, das sich befreit hat, wirkt hier wie überall in der Welt, besonders der „farbigen", der orientalischen, im Kampf gegen fremden Imperialismus und lokale Feudalbedrückung.

In diesen Tagen habe ich mich oft an meinen ersten Besuch in Moskau erinnert, Herbst 1920. Damals waren gerade die Vertreter einiger hundert Nationen und Stämme, ja Nomadenhorden Asiens, die in Baku dem ersten Kongreß der Orientvölker beigewohnt hatten, nach Moskau geströmt. Auf diesem denkwürdigen Kongreß ist die gegenwärtige Phase der Weltgeschichte eingeleitet, Moskau zum zentralen Gehirn der Bewegung erkoren worden. Von Radek und Béla Kun hörte ich damals das Wort: Der Westen hat uns im Stich gelassen – wir verlegen die Bewegung nach dem Osten. Daß die Russen ihrer Methoden und der Psychologie der Massen kundig und sicher sind wie kein zweites Volk, keine zweite Regierung, keine zweite Diplomatie der Welt, beweist die Gegenwart – diese Kette von Freiheitsbränden, die von Marokko bis China angezündet ist. –

politik treiben könnten! Heute, sagte Wu, liefert der niedere Mittelstand dem Staate seine Beamtenschaft wie auch den Universitäten ihre Studenten. Die Söhne der Reichen „genießen das Leben", d. h. verlottern. Es sei im Staatswesen überhaupt ein Regenerationsprozeß von unten her im Zuge, der nur durch das Unwesen der Militärbanden gestört und aufgehalten wird.

Digitized by Google

Rußlands Beispiel wirkt in China tief und stark. Amerika hat viele Millionen Dollar hierher geworfen, aber Amerikas Propaganda für seine spezifische Form von Prosperität wirkt nur auf den „Rand der Bevölkerung" (Borodins Worte), auf Leute, die von der nationalen Idee des Befreiungskampfes ebenso weit wie von der proletarischen entfernt sind. Die Intellektuellen Chinas sind von der Idee Rußlands, ihrer ökonomischen wie ihrer geistigen Bedeutung für das Volk erfaßt. Sie stehen auf der Seite Rußlands, in stetig anwachsenden Scharen. Es hat eben jetzt mit dem zweiten Kongreß der Kuo Min Tang die Erweiterung des Fundaments der großen Bewegung begonnen: die Vereinheitlichung des städtischen wie des Landproletariats. Die Landorgansiation strahlt auf die Stadtorganisation aus, beide gehen ineinander über. Die Intellektuellen und die Landbevölkerung nähern sich einander, verschmelzen*. Wäre die Stadtbewegung, die Landbewegung, für sich allein geblieben, die gesamte Bewegung hätte auf die Dauer versagen müssen. Da aber nun die Intellektuellen den Weg zu beiden Massen gefunden haben, ist die Propaganda vertieft, und die Ideen, für die gekämpft wird, verwurzeln sich in diesem Segment der Arbeit um die Weltrevolution im gesamten Volke. –

Auf meine Frage, ob denn nicht zu befürchten sei, daß die Chinesen, ein schlaues, abgründig unsentimentales Volk, die Russen, die ihnen ideelle und materielle Hilfe bringen, einfach ausnutzen und sie dann abschütteln oder im Stiche lassen würden, antwortet Borodin: Die Chinesen haben ein sicheres Gefühl dafür, wer ihnen „hilfe"bringend naht, um sie dann auszunutzen – und wer aus nationalem, freiheitlichen und nicht dem plumpsten Willen der Ausbeutung zu ihnen kommt.

(Ehe ich von Berlin abreiste, hörte ich von einem gewiegten russischen Freund eine aphoristisch zugespitzte Meinung. Er sagte mir: Sie gehen nach China; merken Sic sich eins: In China arbeiten die Engländer mit Dollars, die Amerikaner, die Japaner mit Dollars. Die Russen arbeiten auch mit Dollars, aber außerdem können die Russen auch mit dem nationalen Gefühl des Chinesen operieren, denn sie sind als asiatische Macht geographisch und kulturell die prädestinierten Verbündeten der anderen,

* In der Fabrikvorstadt Honam gibt es bereits 50000 organisierte Arbeiter. Eine besondere Tätigkeit wird, namentlich durch die Genossin Borodin, unter den arbeitenden Frauen entfaltet. Mit Erfolg – wie wäre es auch anders möglich! – die Frau in China verrichtet oft die schwerste Arbeit, so z. B. das Rudern der Sampans, das Bestellen des Feldes, ist dabei klug, geschickt und auch im Handel erfahren.

Digitized by Google

benachbarten asiatischen Großmacht, und das ist der Vorsprung Rußlands in China, der von keinem andern Lande, auch nicht von Japan, eingeholt werden kann.)

Im übrigen haben die Russen mit der Errichtung der Sun Yat Sen-Universität in Moskau ein ausgezeichnetes Propagandamittel in China geschaffen. Diese Universität, die gegenwärtig etwa 200 begabte und für die Idee der russischen Befreiung begeisterte chinesische Studenten in die Wissenschaft des Marxismus und in die Theorie und Praxis der Revolution einführt, ist im Grunde genommen nur eine Erweiterung oder Spezialisierung der schon seit dem Beginn der russischen Revolution bestehenden „Akademie der Ostvölker", die Agitatoren und Propagandisten für Asien ausbildet. –

Rußlands geistiger Einfluß macht sich in China an vielen Stellen geltend und deutlich bemerkbar. Jugendzirkel, Studentenklubs werden gegründet und von den Russen beraten. Die Chinesen verlangen von den russischen Genossen Material, Rat und Hilfe in allen Fragen der Erziehung und Organisation. In Schanghai hatte ich einen chinesischen Freund, einen jungen Lehrer an einer Schule im Innern des Landes, die eben gegründet war und deren sämtliche Schüler, einige hundert, geschlossen aus der amerikanischen Missionsschule des Ortes in die national-chinesische, revolutionäre hinübergegangen waren.

Auch die Methoden der Roten Armee haben bereits Eingang in die Formationen der revolutionären Armee des Südens gefunden, besonders in jene Kerntruppe der Roten Armee Chinas, die Whampookadetten. Wie oft sah ich in den Straßen Cantons vor Kasernen Gruppen junger Soldaten beisammenstehen, denen ein junger hoher Offizier in kameradschaftlicher Weise Vortrag hielt. Übrigens muß gesagt sein, daß es in den Armeen Chinas niemals Subordination, Drill und Kadavergehorsam in dem Sinne der europäischen Armeen gegeben hat. Auch durch die besondere demokratische Form des chinesischen Volkes und der Gesellschaft Chinas gab es mehr Kameradschaft und Interessengemeinschaft unter den hohen und den niederen Schichten der Armee, nicht Vorgesetzte und Untergebene.

In einer Ansprache, die ich auf Einladung der Professoren vor den Hörern und Hörerinnen der Universität Canton halten durfte, wies ich auf die Aufgaben der Studentenschaft in den großen Freiheitsbewegungen

Digitized by Google

dieser Zeit hin. Ich sprach von der kläglichen Haltung der deutschen Studenten in unserer eigenen mißglückten Revolution und von dem Heroismus, der zähen, jahrhundertelangen Aufopferung der russischen, die die große Revolution Rußlands vorbereitet und zum Siege geführt hat. An der Begeisterung, die jeder auf Rußland bezügliche Satz unter diesen jungen Menschen erweckte, konnte deutlich die Wesensverbundenheit des chinesischen und russischen Freiheitskampfes erkannt werden. An wie vielen Symptomen, die sich mir während meines Aufenthaltes im Süden wie auch in nördlichen Landesteilen Chinas boten, habe ich dann beglückende Gewißheit gewonnen darüber, wie stürmisch diese Zeit in den Ländern des Ostens vorwärtsschreitet!

Auch von der „gelben Gefahr" sprach ich, diesem Schreckgespenst der europäischen Bourgeoisie und Reaktion, die ihre heiligsten Güter, wie sie sie nennt, mit Giftgasen und Luftbomben gegen die in technischen Dingen zur Zeit noch arg zurückgebliebenen barbarischen Anhänger Buddhas und Konfuzius' zu verteidigen entschlossen ist. Aber auch von der „gelben Hoffnung", die jedem revolutionär denkenden Sozialisten der Alten Welt durch die Fortschritte der proletarischen Idee im fernen Osten geschenkt worden ist.

Aus dem Munde C. C. Wus und Borodins hörte ich die Klage, daß diese blöde Phrase, dieses Schlagwort „die gelbe Gefahr", die Deutschen, die ja in Europa so ängstlich und aufmerksam nach dem Westen schauen müssen, von einer aktiven Politik im Osten zurückhalte. „Was ist das Geheimnis unseres Einflusses in China?" sagte mir Borodin. „Wir Russen sind das einzige Volk, das die Chinesen als gleichberechtigt betrachtet und behandelt. Im Westen sind die Deutschen nachgiebig (yielding), im Osten aber passiv und furchtsam. Sie könnten im selben Augenblick an Einfluß gewinnen, in dem sie sich hier zu einer positiven Politik entschließen wollten."

Wozu, ich fürchte, wenig Aussicht besteht.

Im wesentlichen hat die chinesische Nationalbewegung bisher die folgenden fünf Perioden durchgemacht.

Die erste führt ins Jahr 1894 zurück. Ihr Programm umfaßte:

Reform der inneren Verwaltung,

Einführung eines modernen Erziehungssystems,

Absetzung der Kaiserin.

Digitized by Google

Die zweite Periode 1896:
Bewegung gegen das Christentum,
gegen die Ausländer, d. h. die Raubvölker, die China zu kolonisieren suchten.
Die dritte Periode 1912:
die Erklärung der Republik durch Dr. Sun Yat Sen,
Abschaffung der Monarchie und
Aufbau der Republik.
Die vierte 1919:
allgemein zivilisatorische Bewegung,
Sozialismus.
Die letzte, gegenwärtige, 1924 begonnene aber richtet sich
gegen Imperialismus,
gegen Kapitalismus,
bereitet die Aufhebung der mit den imperialistischen Mächten geschlossenen „Verträge" vor,
ist für die Weltrevolution.

An diesem Punkte ist die Bewegung heute, Neujahr 1926, angelangt. (Ich verdanke diese Aufstellung wichtigen und lehrreichen Gesprächen, die ich mit Herrn Professor Liang Kwang En von der Universität Canton führen durfte.)

Gegenwärtig ist das Land von Aufruhr, Unordnung, gegeneinanderkämpfenden Strömungen und Kräften, Armeen und Banden zerrüttet.

Im Süden kommandiert jetzt, Anfang 1926, das Streikkomitee fast allmächtig, den es unterstützenden Kräften überlegen und über den Kopf wachsend. Im Norden hetzen die von allen möglichen dunklen Mächten bezahlten Generale ihre Truppen gegeneinander. Was in den Zentralprovinzen geschieht, erfährt man zuweilen, und es ist zumeist schaurige Kunde. Das Land ist von Hungersnot, Militarismus, Bandenwillkür geschwächt und zerstört.

Hier im Süden aber scheint eine Zentralisierung der Macht sich vorzubereiten. Der General, der die Armee führt, arbeitet Hand in Hand mit der Regierung, das Streikkomitee wird sich seinen Weisungen zu fügen haben. Der linke Flügel der Kuo Min Tang, der in Canton seine Herrschaft ausübt und bewährt, ist in gemeinsamer Aktion mit Rußland für die proletarische Revolution. Die rechte Kuo Min Tang aber, ohne be-

Digitized by Google

sondere Macht und ausgesprochenes Programm, ist deutlich antirussisch, antiproletarisch. Die Südarmee, jene Formation der Whampookadetten, ist allein nicht imstande, den Willen der linken Kuo Min Tang zur Einigung Chinas durchzusetzen. Von Zeit zu Zeit dringen Nachrichten von einer bevorstehenden Aktion dieser Armee gegen den Norden in die Öffentlichkeit. Die Generale im Norden aber und die Tupane (die von der Revolution eingesetzten Militärgouverneure der Provinzen) arbeiten mit geschlossenem Visier und undurchsichtigen Mitteln für ihre eigenen Interessen und jene ihrer Hintermänner. Das Land ist erschüttert durch eine Periode fortgesetzter militärischer Gewalttaten. Es ist zu befürchten, daß bei einer Gelegenheit, die sich bald ergeben könnte, die Mächte Europas, die ihre Interessen hier nicht in der gewünschten Weise verfochten sehen, gegen China einschreiten werden, d. h. gegen die Kräfte, die in China ihre Raubabsichten stören, im letzten Grunde also gegen Rußland und die gefährliche Idee, die Rußland verkörpert.

China ist jedenfalls der Brennpunkt eines neuen Weltgeschehens, allem Anschein nach eines neuen Weltkrieges. Die Chinesen, dieses nüchterne, durch seine jahrtausendealte Geschichte gewitzte Volk, wissen das und sind auf ihrer Hut. Vielleicht ist China, das Schicksalsland der östlichen Welt, die Geburtsstätte einer neuen Weltordnung. Es wird seinen Teil an dem großen Werk verrichten müssen, schicksalsbestimmt und wahrscheinlich gegen seinen Willen.

Schanghai und die Probleme der Revolution

Das Leben hat mich gelehrt, ersten Eindrücken unbedingt zu trauen, auch wenn es Eindrücke sind, die der Anblick scheinbar geringfügiger Dinge hinterlassen hat. Dies gilt nicht nur für Individuen, sondern auch für Eindrücke, die Städte, Länder, Völker vermitteln.

Über die allerersten, ästhetisch-skurrilen Erlebnisse nach meiner Ankunft in China habe ich im Hongkong-Abschnitt einige Worte gesagt; die Pole: Hochzeit, Begräbnis. Zwei Wahrnehmungen aber, die mir zuerst unwesentlich erschienen, halte ich jetzt, nachdem ich mich den zweiten Monat in China umsehe, für wesentlich und entscheidend.

In Hongkong, besonders aber in Canton fiel es mir auf: in kleinen Läden der Basarstraßen, in die nur selten ein Kunde sich verirrte, saßen oft zehn oder zwölf Chinesen herum, die Wasserpfeife rauchend, oder in

Digitized by Google

einem Aschentopf umstierend, schwätzend, spuckend, müssig; am Abend aber hockten alle um eine Reisschüssel, dicht beisammen, um mittels Stäbchen den Reis rasch in sich hineinzuschaufeln; dann, wenn die Rolläden zu und der Arbeitstag um war, hörte man auf die Straße heraus das wilde Geklimper und Geklapper der Mah Yongg-Würfel, ein heftiges Geräusch, das darauf schließen ließ, daß die ganze müßige Bande drinnen im Laden weiter versammelt geblieben war.

Was taten die zehn, zwölf Faulpelze den ganzen lieben Tag? Selten oder nie kam ein Käufer in den kleinen Laden, um einen Pantoffel oder einen Schlüsselring oder ein kleines Jadeohrgehänge oder eine Messingpfeife zu kaufen: den dürftigen Kram, der in dem Laden feilgehalten wurde.

Und der andere Eindruck, besonders in dem für China charakteristischen Canton: ganze Straßenzüge mit gleichförmigen Läden, Tür an Tür die Seidenhändler, Tür an Tür die Elfenbeinschnitzer, noch andere Straßen: Tür an Tür die Fächermaler usw. Jedes Gewerbe lokalisiert auf eine, zwei, drei kurze oder lange, enge Straßen, weiß Gott nicht sehr vorteilhaft in bezug auf das Heranziehen von Käufern, denn die Konkurrenz unter den Nachbarn war ja grimmig evident!

Mit diesen Wahrnehmungen hatte ich, wie mir später offenbar wurde, die beiden wichtigsten und entscheidendsten Wesenselemente der chinesischen Gesellschaftsordnung berührt. Die zwölf Müßiggänger, die in den kleinen Läden herumhingen, waren eine Familie – die Familie. Die Konkurrenten Tür an Tür in der engen Gasse repräsentierten: die Gilde.

Kein Mensch kam in den Laden, zu kaufen. Die Familie schaufelte demzufolge aus dem gemeinsamen Reistopf täglich weniger Reis heraus. Die Gildenstraße war auch nicht sehr durchflutet, oft war ich der einzige, der von gierig erwartungsvollen Blicken aus allen Läden verfolgt, durch die Straße schlenderte (ohne zu kaufen).

Die Familie und die Gilde!

Die Umwandlung, eben durch den Umstand, daß niemand in die Läden tritt, der Reistopf leerer und leerer wird, die Schaukästen mehr und mehr verstauben – das Problem der Umwandlung, d. h. die zunehmende Erschütterung der Grundpfeiler, auf denen sich das jahrtausendalte Gesellschaftsgefüge Chinas erhebt. –

Die Familie ist die primitivste Grundlage der chinesischen Gesellschaft. Aus ihr erst entsteht die Gilde. Die Verbindung zwischen Familie

Digitized by Google

und Gilde wird offensichtlich, wenn man erfährt, daß bestimmte Kunstzweige, Gewerbearten, jahrhundertelang sich in einer Familie fortgeerbt haben, daß z. B. die Zubereitung eines bestimmten Lacks und seine Verwendung Geheimnis einer einzigen Familie gebildet haben, die dann in der Gilde ihre überwiegende Macht behaupten durfte; daß auch gewisse geistige Funktionen, hervorragende Fähigkeiten sich oft an eine Familientradition knüpften, und daß kommunale und staatliche Funktionäre vermöge ihrer Familientradition einen Vorsprung bei der Besetzung wichtiger Stellen im Staate behielten.

Man erzählte mir, daß, so wie ein Laden gleich eine ganze Familie beherbergt, ob die Einkünfte dies ertragen oder nicht, bis in die neueste Zeit hinein auch öffentliche Ämter unter diesem Familienprinzip des chinesischen Sittenkodex besetzt werden. Der Nepotismus treibt inmitten der beträchtlichen Korruption des chinesischen Gemeinschaftslebens sonderbare Blüten. Tritt z. B. eine Regierung ab – eine von den ephemeren Provinzial- oder Zentralregierungen – so verschwindet mit dem Minister gleich das ganze Ministerium. Brüder, Vettern, Neffen und ihre Kindeskinder verlassen fluchtartig ihre Ämter, die dann sofort von dem neuen Minister mit seiner gesamten Sippe gefüllt werden. –

Wo die Stadt aufhört, wo sie anfängt, ringsum auf den Feldern: kleine und große Maufwurfshügel – die Gräber der Familien. Große Hügel: Väter, Mütter. Ein Gewimmel von kleinen Hügeln: Kinder, entfernte, arme Verwandte. Aber immer die ganze Familie beisammen. Schmucklos die meisten dieser Hügel, aber doch gepflegt, denn die Geister der Ahnen, die Geister der Abgeschiedenen schweben ja flimmernd über dem Sand, dem Gras, dem Baumrund, über die Steinkrone hin. Indes: wenn man, um leben zu können, in immer engerem Kreise um diese Hügel herumpflügt, um mehr Bohnen, Kraut, Gemüse für die tägliche Nahrung aus dem Boden herauszuholen – sucht man aus jenen kleinen übervölkerten Kramläden hinaus, in steigendem Maße, in immer weiterem Umkreis Arbeit außerhalb des ererbten Gewerbes für die Familienmitglieder zu beschaffen, die die schmaler werdende Ration des gemeinsamen Reistopfes nicht mehr sättigen kann. Die neue Zeit, ihre Not rüttelt an den Grundfesten der chinesischen Gesellschaft. –

Das Gilden-, d. h. im Grunde das Gewerkschaftswesen ist in China uralt. Es reicht bis in frühe Jahrtausende v. Chr. Geburt zurück, in eine

Digitized by Google

Zeit, die wir Europäer prähistorisch nennen müssen. (Hier ist nicht der Ort, die unendliche Reihe der Gesellschaftsformen vom reinsten Kommunismus hinunter bis zur tiefsten Feudalwirtschaft aufzuzählen, die China in seiner unerhört lehrreichen Geschichte aufzuweisen hat.)

Das Gesicht der chinesischen Gilde wird durch dieses kompakte Beisammensein, dieses Tür-an-Tür-Wohnen und Lauern der einzelnen Gewerbe und der sie Betreibenden bestimmt. Zur Pflicht der Gilde gehört von uralten Zeiten her: das Sauberhalten der Straße, das Fegen vor der eigenen Tür (und dabei in den Nachbarladen hineinspionieren), gemeinsame Subventionierung der Schulen, Besoldung von Magistratspersonen, und – Jagd nach Dieben. Springt ein Räuber aus einem Laden der engen Straße hervor, so ist jedes Mitglied der Gilde, das dieser Eskapade beiwohnt, verpflichtet, den Übeltäter auch unter Gefährdung des eigenen Lebens zu jagen, zu verfolgen und vornehmlich zu fangen. Entzieht sich ein Mitglied der Gilde dieser Pflicht, so verfällt es der Ächtung und ärgerem. (Ob dieses alte Gildengesetz seit Bestehen einer organisierten Polizei Wandlung erfahren hat, ist mir nicht bekannt.)

Das enge Beisammensein der Konkurrenten hat aber noch einen anderen Sinn: Es soll verhüten, daß ein Gildenmitglied durch Preisabbau den Nachbarn unterbiete! Man kann sich gegenseitig in bezug auf seine Geschäftsmethoden besser kontrollieren, wenn man Tür an Tür wohnt, als wenn man über die ganze Stadt verstreut ist. Dabei ist selbstredend nur die untere Grenze des Warenpreises festgelegt. Verirrt sich ein Grünhorn von einem Europäer in die Straße, so schnellen die Preise automatisch in die Höhe, und die Nachbarn verständigen sich rasch über den Fisch, der in dem Netz der Gilde zappelt.

In der Konstitution der Gilde sind Löhne und Arbeitsstunden keineswegs einbegriffen oder festgelegt. Diese neuzeitlichen Errungenschaften sind dem Wesen der chinesischen Gilde fremd geblieben bis auf den heutigen Tag. Aber auch dieses Gebilde: der andere Pfeiler, auf dem das chinesische Gemeinschaftsleben ruht, die uralte Tradition der Gilde hat in diesen letzten Jahren einen entscheidenden Stoß erhalten, und zwar von Moskau her.

Seit die Russen den chinesischen Arbeiter zum Widerstand organisiert, seit sie dem chinesischen Arbeiter Selbstbewußtsein, Solidaritätsgefühl eingeflößt haben, manifestiert sich das uralte Prinzip des Zweckverbandes

Digitized by Google

in den chinesischen Proletariern auf kraftvolle und entschiedene Art. Infolge der uralten Tradition der Gilde und des mit ihr eng verwandten Geheimbundes erweist sich der Chinese heute als Organisationsmaterial ersten Ranges. Tatsächlich hat der organisierte chinesische Arbeiter in kürzester Zeit, man kann sagen, in weniger als zwei Jahren, sich die Streiktechnik des westlichen Industrie- und Landproletariats angeeignet. Ehe ich von dem Einfluß benachbarter Körperschaften, z. B. der Studenten und der Intellektuellen, auf diese Neugestaltung der chinesischen Gesellschaft zu sprechen komme, will ich noch rasch einige merkwürdige Einzelheiten erwähnen, die das Gildenwesen Chinas mit einem Scheinwerfer zu beleuchten vermögen. –

In Schanghai, der mächtigsten Handelsstadt Chinas, gewahrt man auf der Straße Scharen, namenlose Kohorten von zerlumpten Bettlern. Manche von diesen Armseligsten – ich hatte ihresgleichen schon in Canton gesehen, aber diese Schanghaier waren mit den Cantonesen ja kaum zu vergleichen – gingen in geradezu unglaublichen Gebilden von in kleinste Stücke zerfetzten Lumpen einher; Stricke, Bindfäden hielten zuweilen an bestimmten Körperteilen diese Flicken, Lumpen, Wattebäusche, Sackstreifen und das Zeitungspapier, das auf besonders elenden Gestalten die Stelle von Kleidung vertrat, notdürftig zusammen. An den Straßenecken des Chinesenviertels von Schanghai lagen Bettler auf dem Boden, die Wange in den Kot gepreßt, heulend, schluchzend, bellend, stundenlang. Manche hatten wachsbleiche, verhungerte Säuglinge nackt vor sich hingelegt, elendste Würmer, die vielleicht schon tot waren, als man ihrer ansichtig wurde, die aber sicher keine Kraft mehr hatten, den Tag zu überleben. Entsetzliche Krankheiten konnte man an solchen Gestalten studieren: Aussatz, fressende Flechte, Elefantiasis; penetranter, mefitischer Gestank strömte aus den verwesenden Körperteilen empor und verpestete die Atmosphäre auf Meterumkreis hin – nun genug davon. Wenn Bettler, Männer, Frauen, Kinder der Rikschah nachliefen, mit ihrem klagenddrohenden Geschrei: Talai! Talai! (d. h. großer oder mächtiger Herr) zuckte die Hand sofort nach dem Geldbeutel, man warf, so viel man hatte, hinter sich, um die entsetzliche Schar loszuwerden, die sich an die Räder geheftet hatte.

Wovon lebten diese Ärmsten, Zerschmetterten? Ich erkundigte mich bei allen möglichen Eingeborenen, Ansässigen, und was ich da zu hören

Digitized by Google

bekam, war eine der unerwartetsten Informationen, die dem Fremden in China zuteil werden konnten. –

Es gibt Bettlergilden. Gerade die Zerlumptesten sind die, die es am besten haben in der Gilde. Es gibt Obmänner, Funktionäre der Bettlergilde. Sie halten die Verbindung mit den Gilden der Gewerbetreibenden eng aufrecht, mit den Handwerkern, den kleinen und großen Kaufleuten. Macht sich ein Mitglied einer Kaufmannsgilde des Verbrechens der Preisunterbietung schuldig, so entsendet die Gilde, der er angehört, einen Funktionär in das Quartier der Bettler und innerhalb 24 Stunden hat sich vor dem Laden des Unterbieters der ganze wüste Lumpenhaufen der Bettlergilde mit Geschrei, Geschluchze, Gestank und Ungeziefergewimmel angesammelt, hingelagert und bleibt dort so lange liegen, die Kunden abschreckend, den unterbietenden, ungetreuen Gildengenossen vor der ganzen Gasse bloßstellend, bis das Verbrechen gesühnt, die Strafe gezahlt, das heißt bis die Erpressung gelungen ist. Dann zieht die Bettlergilde, von der Kaufmannsgruppe, die den Auftrag gab, gut entlohnt, heim in das Bettlerhauptquartier, wo eine Nacht lang geschwelgt, gegessen, getrunken, Opium geraucht und geräuschvoll Mah Yongg gespielt wird bis in den späten Morgen hinein. Man sieht: in einem wohlgeordneten Gemeinwesen hat jeder Beruf seine besondere Funktion. Mit den Schanghaier Bettlern habe ich also, auch wenn die Lumpen das nackte Fleisch nur unvollkommen bedecken, kein so entschiedenes Mitleid mehr, nun, da ich mich nach Peking wende. –

Über die Geheimbünde Chinas nur einige Worte. Sie gehören allen Zeitaltern der chinesischen Geschichte an. Ihre Bedeutung aber nimmt seit dem Opiumkrieg und dem Taipingaufstand, der die revolutionäre Bewegung des heutigen Chinas einleitet, an Wichtigkeit für die Neugestaltung Chinas in entscheidender Weise zu.

Mit dem Opiumkrieg und der durch die Frechheit amerikanisch-englischer Missionare entfachten Taipingrebellion beginnt der bewußte aktive nationale Widerstand des Chinesenvolkes gegen die europäischen Bedrücker und Usurpatoren. Da 1860 die Chinesen von Taku aus die englischen und französischen Kriegsschiffe bombardierten, die zur Ratifizierung der China 1859 aufgezwungenen Verträge nach Tientsin hinaufschwammen, war die Richtung des Befreiungskrieges bereits vorgezeichnet. Nicht so sein Verlauf. Als die Mächte dem Bombardement der empörten

Digitized by Google

Chinesen mit der brutalen, barbarischen Vernichtung des Sommerpalastes in Peking und seiner Schätze entgegneten, wußten die Chinesen, was sie von europäischer Zivilisation zu halten hatten. Der unbeholfene Koloß China konnte sich aber der fremden Herrschaft nur schwer erwehren. Es erscheint rätselhaft, wenn man das energische, zähe und geschäftige Volk der Chinesen längere Zeit beobachtet hat, wieso es solch' unverschämte Anmaßung, den offenkundigen Raub der Westmächte so lange erdulden konnte. Die Lösung ist aber sofort bei der Hand, wenn man den Quellen der Kraft nachforscht, die seit dem siegreichen Verlauf der russischen Revolution den Widerstand unter den ungeheuren Massen Chinas organisiert und durchführt. –

Das zaristische Rußland hatte, schon zur Zeit der Taipingrebellion und jener Ereignisse um Taku den Amurfetzen aus China losgerissen; 1864 ging durch den Aufstand Jakubs, eines Mohammedaners aus Kokand in Zentralasien, dem jetzigen Ferghan, Turkestan verloren; Japan annektierte die Liukiu-Inseln, verwickelte China in den kurzen, für China verhängnisvollen Krieg, der mit dem Verlust Koreas endete; die Franzosen rissen Annam und Tonking aus dem riesigen Reich an sich, die Engländer Burma; Deutschland biß das kleine Tschingtau ab und all die anderen Raubmächte knabberten von der Küste kleine und große Brocken weg. China, das geheimnisvolle, weite, brodelnde Land, das übervölkerte, von Hungersnöten, Naturkatastrophen erschütterte China, war zu einer energischen Abwehr noch immer nicht fähig. Erst um 1900 herum machte sich die wilde Erbitterung der verzweifelten, vergewaltigten Massen gegen die frechen, in kanonenbespickten Reservationen lebenden Fremdlinge Luft: der Geheimbund der Boxer hielt den fremden Räubern mit energischem Ruck die Faust unter die Nase. –

1905 fiel die russische Festung Port Arthur, die in zehn Jahren viermal ihre Staatsangehörigkeit gewechselt hatte, und mit dem Sieg des asiatischen Volkes über das europäische war der Nimbus Europas in Asien verschwunden. China, das die Mandschurei besaß, hatte sich nun mit dem siegreichen Japan auseinanderzusetzen. Zu seinen westlichen Feinden gesellte sich das stamm- und geistverwandte, aber in seinem Zivilisationstrieb dem Westen näher zugetane, vielleicht sogar verfallene Volk der Japaner.

Ebenso wichtig wie das Faktum, daß im Herbst 1911 durch eine Militärrevolte in Hankau die Dynastie der Mandschu in China gestürzt und die Republik ausgerufen wurde, ist dieses andere Ereignis: daß sich 1914,

Digitized by Google

gleichzeitig mit der Kriegserklärung an Deutschland, Japan in Schantung festsetzte. Japan trat mit dieser Tat bewußt in die Reihe der fremden Usurpatoren ein, und nur die Nachahmung westlicher Methoden: der Boykott japanischer Waren, den China unternahm, vermochte für kurze Zeit die Spannung zwischen den beiden stammverwandten Völkern Ostasiens zu mindern. Die Erbitterung Chinas gegen Japan blieb latent vorhanden und ist seither nicht gewichen. –

Von diesen Ereignissen führt eine gerade Linie zu der entscheidenden Katastrophe des 30. Mai 1925, der studentischen Demonstration in Schanghai wegen der Tötung eines chinesischen Arbeiters in einer japanischen Textilfabrik. Und nach diesem Massaker des 30. Mai, das durch die Roheit der englischen Polizisten Schanghais verursacht worden war, zu den Vorgängen vom 3. Juli 1925 in Canton. Beide Daten, das Schanghaier und das Cantonesische, bezeichnen den Wendepunkt in der Geschichte Chinas, in ihren Wirkungen und Perspektiven vielleicht einen Wendepunkt in der Geschichte der menschlichen Zivilisation überhaupt.

Die Beteiligung der Studenten an der nationalen und revolutionären Politik des heutigen China begann bezeichnenderweise mit einer ganz unpolitischen Demonstration. Sie war gegen einen neuen Unterrichtsminister gerichtet, der im Winter 1924 strengere Prüfungsmethoden einführen wollte, als die in China allgemein üblichen. Dieser Aufmarsch der Pekinger Studenten wurde von der Polizei unterdrückt. Ich weiß nicht, ob bei dem Zusammenstoß der Polizei mit den Studenten schon Blut geflossen ist. Fest steht, daß weitere Demonstrationen sich bereits gegen das Fremdenviertel in Peking, das sogenannte Legationsviertel, richteten, obzwar die Polizeikräfte, die gegen die Studenten aufgeboten waren, gewiß nicht aus jener Richtung gegen die Demonstranten marschiert kamen. Auf alle Fälle bleibt es charakteristisch, daß aus einer solchen im Grunde privaten Revolte der Studenten sich im Handumdrehen die gefährliche nationalistisch fremdenfeindliche und in ihrem weiteren Fortschreiten ausgesprochen bolschewistische Bewegung der Studentenschaft entwickelt hat. Schon in Schanghai, an jenem verhängnisvollen Maitage, blieben zerschossene Studenten unter den Arbeitern an der Ecke der Nankingstraße liegen – – dort, wo einst das Denkmal der Empörung Chinas aufgerichtet werden wird. –

Digitized by Google

In Schanghai waren es die Arbeiter, jene erbitterten Arbeiter aus den japanischen Textilfabriken, die bei den Studenten um Hilfe für ihre Streikaktion nachsuchten. Die Schanghaier Studenten, die ihre nationalen und politischen Direktiven von der Pekinger Studentenunion erhielten, waren von den Cantoneser Strömungen der russischen Agitation beeinflußt. Nach dem Schanghaier Massenmord und dem unverantwortlichen Massaker harmlos aufmarschierender Studenten und Arbeiter durch die auf Schamien verbarrikadierten europäischen Truppen stand plötzlich die gesamte nationale Studentenunion des riesigen chinesischen Reiches vereint unter der revolutionären Parole Moskaus.

Woher stammt die chinesische Studentenschaft? Welches sind die Vorbedingungen ihrer Vereinigung mit der chinesischen Arbeiterschaft? Aus welchem Grunde kann sich die revolutionäre Bewegung in China auf diese beiden Elemente, den organisierten Stadtproletarier und die dominierende Klasse der Gebildeten Chinas, stützen?

Ich hatte in Schanghai unter erschwerenden Bedingungen einige Zusammenkünfte mit Studenten und Gewerkschaftsführern zu einer Zeit, da die Lokale der Studentenunion und der Trade-Union von der Polizei kontrolliert und die Organisation in gefährlicher Weise unterdrückt war. Ich gebe nun wieder, was ich von berufenen Vertretern der Arbeiterschaft und Studentenschaft gehört habe. In Schanghai verlebte ich nur wenige Wochen, konnte infolgedessen nicht alles genau nachprüfen, was mir berichtet wurde. In Peking aber habe ich mir dann Ergänzungen zu diesen Informationen geholt. Doch auch dieser Komplex von Mitteilungen würde mich noch nicht ermächtigen, über eine so schwierige und gefährliche Bewegung, wie die der Studenten in China, Kompetentes auszusagen – wenn ich nicht durch Stichproben mit Menschen, Erfahrungen in bestimmten Kreisen, Gewißheit erlangt hätte, daß das mir Erzählte auf Wahrheit beruht und nicht lediglich dem phantastischen Sinn von jungen Menschen, revolutionären Köpfen und Willen zuzuschreiben ist.

Ein sehr wichtiger Faktor in der chinesischen Studentenschaft war von jeher die Fraktion der „Auslandsstudenten", nämlich jener Studenten, die im Westen, in Europa und Amerika, aber auch im Osten, in Japan, ihre wissenschaftliche Ausbildung genossen hatten und mit Anschauungen dieser Länder, sozialen und kulturellen, beladen nach China zurückkehrten. Diese Auslandsstudenten besaßen vor den Schanghaier Ereignissen bedeutenden Einfluß auf die Politik Chinas. Denn aus ihren Reihen nahm die

Digitized by Google

Republik viele ihrer jüngeren Funktionäre, tatkräftige, gebildete, befähigte und mit den Methoden der maßgebenden ausländischen Völker vertraute Intellektuelle. Die Klubs dieser Auslandsstudenten waren wichtige Vereinigungspunkte, von denen Strömungen, Initiative und Stoßkraft ausgingen. Unter den Auslandsstudenten galten die aus Japan zurückgekehrten, schon aus Gründen des aktiven Widerstands gegen die überlegenen Stammverwandten, als besonders kräftige und zielbewußte, nationalistische, d. h. in dem besonderen Falle antijapanische Elemente. Sie waren jedenfalls konsequenter chinesisch-nationalistisch eingestellt, als etwa die aus Amerika zurückgekehrten Auslandsstudenten, die, von der triumphierenden Macht Amerikas überwältigt, die amerikanischen Methoden des Industrialismus und des öffentlichen Lebens auf China anwenden und übertragen wollten. Sonderbarerweise stehen die aus Frankreich zurückgekehrten Auslandsstudenten im Geruch chauvinistischer Gesinnung – es gibt natürlich auch chinesische Faschisten! –, während ich unter den deutschsprechenden, an deutschen Schulen ausgebildeten Studenten und Professoren Chinas begeisterte und aktive Anhänger der russischen Freiheitsidee, wie sie in dem linken Flügel der Kuonmintang verkörpert ist, angetroffen habe.

Im großen Ganzen hat, wie mir berichtet wurde, die Bedeutung der Auslandsstudenten seit jenem Schanghaier Maitag wesentlich abgenommen; insofern, als sich die Methoden des chinesischen nationalistischen Befreiungskampfes mehr aus den heimischen Bedingungen zu entfalten beginnen und Erfahrungen, die man in fremden Ländern gemacht hat, für den Verlauf der heimischen Revolution nicht mehr entscheidend sind. Nur die radikalsten Elemente, d. h. jene, die die nationalistische Revolution des heutigen China in die proletarische des morgigen China überzuleiten gedenken, haben Rang und Einfluß in der gesamten Studentenschaft und Arbeiterschaft Chinas.

Bezeichnenderweise stehen in der Spitzengruppe der revolutionären Studentenschaft auch Studenten der von ausländischen Quellen, besonders amerikanischen, gespeisten chinesischen Lehranstalten. Diesen jungen Menschen, denen in China eine fremde Art von Bildung beigebracht wurde, ist es im Laufe der letzten Jahre klar geworden, daß das, was man ihnen zumutet, im ausgesprochenen Gegensatz zu ihrer autochthonen hohen Kultur und Jahrtausende alten Tradition steht; daß sie bewußt zu einem ausgesprochen antichinesischen Zweck mißbraucht

Digitized by Google

werden, und daß der gesamte Unterricht, zusammen mit der christlichen Weltanschauung, die ihnen beigebracht werden soll, keine andere Tendenz hat, als die: aus ihnen gefügige Werkzeuge für den immer gewaltsamer herandringenden ausländischen Kapitalisten zu schaffen.

Natürlich haben die materiellen und geistigen Förderer dieser in China bestehenden ausländischen Lehranstalten das Menschenmögliche getan, um die renitente und rebellische Studentenschaft an sich zu fesseln. Sie haben in manchen Fällen, z. B. in dem Falle der St. John-Universität, zu radikalen Methoden gegriffen, Studenten ausgeschlossen, die nationalen Fahnen vom Dachfirst heruntergeholt. Das alles aber hatte lediglich zur Folge, daß die englisch-amerikanisch-chinesischen Universitäten nun verlassen dastehen, und daß die Studentenschaft, wie in einigen mir bekannten Fällen, aus ihnen geschlossen in eine rasch aufgerichtete nationale Lehrstätte übergegangen ist.

An national-chinesischen Universitäten, wie z. B. der cantonesischen, hat sich eine Spaltung ergeben, die nicht revolutionären Professoren, die dem rechten Flügel der nationalen Partei angehörten, sind kurzerhand aus dem Lehrkörper ausgestoßen worden und nur jene geblieben, die im Einverständnis mit der radikalen, prorussischen Studentenschaft direkte Verbindung mit den arbeitenden Massen erzielt haben.

Sehr einleuchtend war es, was ich auf meinem Heimwege in Moskau zu hören bekam, nämlich: daß die gegenwärtige Situation Chinas in bezug auf das Zusammenwirken der radikalen Studentenschaft und des im ersten Stadium der Organisation befindlichen Industrieproletariats auffallend an die frühe russische revolutionäre Bewegung, die Narodniki-Zeit zu Ende des vorigen Jahrhunderts erinnere, d. h. an die Vorbereitungen zur großen Revolution und ihrem endgültigen Siege.

Die zentrale Studentenorganisation Chinas umfaßt ungefähr 80000 Mitglieder. Die Studenten stammen zum größten Teil aus der mittleren und niederen Bourgeoisie, wenn man diesen Begriff überhaupt auf die ganz eigenartigen Formationen der chinesischen Gesellschaftsschichtungen anwenden kann. Schon in einem der vorigen Kapitel erwähnte ich, einen Ausspruch von Dr. C. C. Wu wiedergebend, daß es in China keinen Klassenkampf geben könne, weil es keine bestimmten Klassen gebe, daher involviert die Vereinigung der Studenten mit den Arbeitern auch kein Verlassen der eigenen Klasse und Hinüberschwenken zu einer sozial tiefer

Digitized by Google

bewerteten, wie das in Europa bei Vereinigungen von Studenten und Arbeitern der Fall ist. Es ist jedenfalls eine homogenere Schicht, die sich heute auf organisatorischer Basis in China entwickelt, und die Trennung von Nationalismus und proletarischem Kampf ist daher nicht mehr ausgesprochen, nicht mehr evident. Besonders seit der Einfluß der Cantoneser auf die Kuonmingtang-Partei maßgebend geworden ist, lenkte die Bewegung rasch in die Bahn der proletarischen Revolution ein.

Aus dem Widerstand gegen die Methoden in japanischen Fabriken Chinas, die allerdings grausamer und schroffer gegen die chinesische Arbeiterschaft waren, als die in chinesischen Fabriken üblichen, hat sich die neue proletarische Form des Kampfes ergeben. Es wird aber nicht mehr gegen den japanischen Fabrikbesitzer allein gestreikt, sonderen gegen den Fabrikbesitzer im allgemeinen. Die Parole dieses organisierten Widerstandes hat im Laufe eines Jahres die Zahl der in Schanghai organisierten Industrieproletarier von 2000 (1924) auf 218700 (im Januar 1926) anschwellen lassen.

Die Textilfabrikarbeiter, die die überwiegende Mehrzahl des arbeitenden Proletariats ausmachen, d. h. in Fabriken mit japanischen Besitzern und Vorarbeitern, empfingen einen Lohn, beginnend mit ungefähr 30 Cent (etwas mehr als 60 Pfennig), aufsteigend bis zu einem mexikanischen Dollar, d. h. 2 Mark. Kinderarbeit von zwölf Arbeitsstunden wird heute noch mit 20 Cent entlohnt. Durch Streiks und Lohnkämpfe haben die Arbeiter eine durchschnittliche Besserung von 50–75 Prozent durchsetzen können. Natürlich vereinigten sich die Arbeitgeber zu einem energischen Widerstand und erfreuten sich dabei der ausländischen Polizei als ihrer treuen Verbündeten.

Der erste große Streik des Jahres 1925 richtete sich gegen die Willkür der Textilfabrikanten, die ihren Arbeitern den Beitritt zur Gewerkschaft verweigern wollten, richtete sich auch gegen das heute noch übliche Schlagen der Arbeiter, gegen Kürzung der Löhne während des Streiks, gegen Verwendung von Spitzeln und Detektivs, gelben Streikbrechern und gegen das Verbot von Versammlungen. Innerhalb kurzer Zeit hat sich die Organisation der Arbeiter bis in das fernste Innere des Reiches verpflanzt. So kam plötzlich aus einer weit am oberen Yangtze gelegenen Fabrik die Nachricht, daß die gesamte Arbeiterschaft binnen 24 Stunden in den Streik getreten war, weil ein Aufseher (Japaner) es den Arbeitern aus Zeitersparnisgründen verboten hatte, sich zur Mittagsmahlzeit niederzusetzen.

Digitized by Google

Das Zentralkomitee der Gewerkschaften befindet sich gegenwärtig in Canton. Von dort aus organisiert es das Landproletariat wie die Industriearbeiterschaft; es gibt die Direktiven aus. Eine zusammenfassende Zentralorganisation von Industriearbeitern und Bauern besteht in China im Augenblick noch nicht. Das hat seinen Grund in landschaftlichen Erwägungen, wie in der speziellen Formation der chinesischen Produktionsgebiete. Auch bei Anlässen wie: Arbeiterentlassungen, Schließung von Bureaus der Gewerkschaften, streikt die Schanghaier Arbeiterschaft mit steigendem Erfolg. Es machen sich in der Bewegung auch syndikalistische Methoden bemerkbar, Sabotage und Akte persönlichen Terrors. Die Arbeitslosen zu organisieren ist eine der Hauptaufgaben der Zentralstelle. Diese Arbeitslosen haben sich in letzter Zeit, durch Lockspitzel angeworben und aufgehetzt, zu Überfällen auf Gewerkschaftsführer mißbrauchen lassen. Die Behörden standen bei solchen Anlässen untätig, wodurch es evident wurde, daß diese Überfälle den Arbeitgebern außerordentlich willkommen und von ihnen veranlaßt waren. Die Arbeitslosen, die sich solcher Überfälle schuldig gemacht hatten, wurden von ihrer eigenen Organisation ausgeschlossen.

Man kann in Schanghai wohl von einer Roten Internationale unter den Arbeitern sprechen, obzwar die kommunistische Partei, die vonseiten der Regierung natürlich wild verfolgt wird, nur gering an Zahl ist. Immerhin verfügt sie bereits über eine kommunistische Jugendorganisation sowie über ein wöchentlich erscheinendes Organ. Immer mehr identifiziert sich die linke Kuonmintang mit den Tendenzen Moskaus. Überhaupt beruht das Problem Chinas (wie bereits erwähnt) auf dieser bedeutungsvollen Gleichzeitigkeit von grundverschiedenen, aus diametral entgegengesetzten Himmelsrichtungen auf das Reich der Mitte eindringenden Einflüssen: über Amerika und Japan entwickelt sich in China in steigendem Maße ein moderner Industrialismus mit allen Schärfen des Systems — aus Moskau kommt zu gleicher Zeit die Parole zur Bekämpfung dieses Systems durch den Arbeiter, der es trägt. Der chinesische Geist hat Resistenzkraft und Vitalität genug, um zwischen diesen beiden feindlichen Gewalten nicht zermalmt zu werden, sondern im Gegenteil: aus beiden Komponenten das notwendige Element des Fortschritts zu gewinnen. Ganz klar bewußt ist sich der chinesische Intellektuelle, wie auch der russische Politiker, daß die zunehmende Stärke der Bewegung nicht so sehr den Triumph des Kommunismus in China bedeutet, sondern daß

Digitized by Google

durch das Zusammenwirken Rußlands und Chinas die Vorstufe für die kommunistische Zukunftsära der Menschheit erklommen wird: nämlich die Schwächung und in der Folge die Vernichtung des heute bestehenden kolonialen Weltimperialismus. Nach Schamien und Hongkong werden Tientsin und Schanghai verdorren und abfallen. Es ist ein langwieriger Prozeß, aber er hat bereits mit Macht eingesetzt.

Mit einem Freunde, einem jungen chinesischen Schullehrer, der selber dem linken Flügel der Studentenschaft angehört und enge Verbindung mit den verfolgten Gewerkschaftsführern aufrecht hält, besuchte ich eine im Besitz von Chinesen befindliche Baumwollspinnerei im Vorort Jeßfield vor Schanghai. 5000 Arbeiter arbeiten hier, davon 500 Kinder unter zehn Jahren, die (wie erwähnt) für einen zwölfstündigen Arbeitstag 20 Cents erhalten. Die Räume sind im allgemeinen sauber, doch ohne Sicherungen, ohne die in europäischen Fabriken üblichen und unerläßlichen Transmissionskörbe und ähnlichen Arbeiterschutz. Über den glitschrigen Boden eilten arme, zurückgebliebene Kreaturen, Kinder, blaß, übermüdet, mit entzündeten Augen. Viele schleppten Körbe mit Spindeln bis oben beladen, stemmten ihre armen kleinen Körper gegen das schwere Gewicht. Wie aufgescheuchte Vögel flatterten sie aus einer Ecke auf, als sie unserer ansichtig wurden und eilten zu ihren ratternden Arbeitsständen an den Spindeln und den Webrahmen zurück. Erst als sie den uns begleitenden jungen chinesischen Vorarbeiter sahen, wurden sie mutiger, lächelten auch wohl – ein Freund! Er führt Fremde, das ist es!

Man kann von dem Chinesen keine angestrengte unausgesetzte Arbeitsleistung fordern und erwarten, wie vielleicht von Japanern. Es liegt nicht im Wesen, nicht in der Natur des Chinesen, ernst und konsequent und wie eine Maschine bei einer mechanischen Arbeit zu verweilen. Nicht aus Gründen der Enervation, der Erschöpfung und Dekadenz wie bei den Indern, sondern mehr aus einer gegen den Industrialismus sich aufbäumenden Freiluftverfassung des chinesischen Körpers, der seelischen Struktur des Chinesen. Wenn ein wild gewordener Machthaber ihm verbietet, sich mit seinem Reistopf auf den Boden zu setzen, werden die Scherben bald um einen blutigen Kopf fliegen. Die Zeit ist vorbei. Sogar der systematischen Vergiftung des Volkswillens und der Volkskraft durch Opium, die die fremden Bedrücker, die „Raubvölker", wie der Chinese sie nennt, seit einem Jahrhundert und noch länger systematisch

Digitized by Google

unternommen haben, hat die Natur des Chinesen Widerstand geleistet, und an dem Eingang des neuen, revolutionären Jahrhunderts des erwachten China steht, ungebrochen, formidabel, breitbeinig und mit aufgestreiften Ärmeln über dem sehnigen Bizeps eine bisher tief verachtete, unbekannte, drohende und grandiose Gestalt: der Letzte der Letzten, der Erste der Ersten, der Kuli!

ERINNERUNGEN AN FELIX MOTTL

von

ANNETTE KOLB

Felix Mottl, einer der paar ganz großen Dirigenten, die es in der Welt gegeben hat, hinterließ viele Freunde und Verehrer, aber keine eigentlichen Schüler, und nie war einer unbekümmerter um seinen Ruhm. Sein Ernst bezog sich ausschließlich auf die Kunst. Hier war er intransingent, ja schroff. Dem Leben gegenüber unvertraut mit den Schlingen des Alltags, ließ er gern fünf grade sein, neigte er zum Leichtsinn, war er ganz inkonsequent. So lebte er „für sein Leben gern", wünschte steinalt zu werden und ließ beim Dirigieren die letzten Kräfte hinströmen, auch als er längst ahnte, wie krank er war. Er fuhr dann wohl in einer Pause oder einem Zwischenakt benommen, sorgenvoll (da er doch so gerne lebte) nach seinem Herzen, um gleich darauf dies Leben, das er so liebte, nichtachtend, sich restlos auszugeben. Und so kam es am 21. Juni 1911 zu jener letzten Tristanvorstellung, die er nicht zu Ende leitete, sondern mitten im zweiten Akt den Stab einem ersten Geiger hinreichte und zur Türe wankte, einen schweren Herzkrampf gerade noch überstand, nach ein paar qualvollen Tagen aber verschied. Seine Totenmaske trägt die furchtbare, fast wilde Trauer eines Sonnenmenschen, der sich vor der Zeit dem Tageslicht entrissen sieht.

Er war am 24. August 1856 in Unter-St. Veit bei Wien geboren, stünde also heute in seinem 70. Jahr. Allen, die ihn kannten, wird ein 70jähriger Mottl – ein Mottl als Greis – unvorstellbar sein. Man weiß nicht warum, doch es ist so.

Digitized by Google

Dafür liegt ungeheurer Glanz über seiner Laufbahn, in welche Liszt bestimmend eingriff, gleich zu Anbeginn, gebreitet. Die erste Begegnung mit Richard Wagner fällt in die Zeit der Neueinstudierung des „Lohengrin" in Wien. Der blutjunge Mottl spielt dem Meister vor, der ihn, wie er geht und steht, zu einem Frühstück bei Sacher mitnimmt. Schon das Jahr darauf arbeitet er als musikalischer Assistent mit Richter und Levi in Bayreuth, ist 25jährig erster Kapellmeister in Karlsruhe, zugleich in Bayreuth unentbehrlich, als Tristandirigent unübertroffen. Aber nicht Bayreuth, sondern Karlsruhe wird nach Wagners Tod zum eigentlichen Zentrum, die dortigen Aufführungen unter Mottl sind es, die sich mit Frau Mailhac als dem damaligen unvergessenen Stern zu Ereignissen in der musikalischen Welt gestalten. Zwar hob er Wagner begeistert auf sein Schild, aber sein Feld ist unbegrenzt. Und wer ihn Bach dirigieren sah, wer seine Auszüge Bachscher Oratorien in Händen hielt, ergreifende Dokumente seines Vordringens, seiner liebevollen Vertiefung von Takt zu Takt, der mag den Eindruck gewinnen, daß er in Bach sein letztes Genügen fand.

Mottls Wirken blieb den Karlsruhern lange erhalten. Erst 1904 kam er nach München, dessen Hoftheater nach Levis Abgang rasch verfiel, und nun begann für München eine Zeit des Glanzes. – Jahre hindurch hatte dort eine Diva, namens Senger-Bettaque, ein Zepter geschwungen, das stark einem Kochlöffel glich. So oft sie auftrat jedoch, goß ein förmlich behexter Rezensent des namhaftesten Blattes alle Lobeshyperbeln des Lexikons vollzählich über sie aus. Sie pflegte im zweiten Akt der „Götterdämmerung", auf passionell geschminkt, wie eine Furie an des Schwertes Spitze anzutreten; aber am Morgen darauf las der Münchener, daß er ein so hehres Weib überhaupt noch nie über die Bretter hatte gehen sehen, und man kennt ja die Macht der Presse. Kaum hatte Mottl sein Amt übernommen, da entschwand diese Hochsopranistin, als hätte sie selber die Flucht ergriffen, und Geist, Zug, Stil, belebten die Stätte aufs neue.

Während der Sommerfestspiele (die nun wirkliche Festspiele wurden) befand man sich auch während der Zwischenakte in einer unwirklichen Verfassung.

An den Büschen des kleinen Gartens, der sich an das Prinzregententheater anschloß, gingen da die schönsten Frauen aller Himmelsrichtungen auf und nieder, oder lehnten effektvoll an einer Säule des Foyers. Noch trug die spätere Königin von Rumänien ihren Sirenenkopf, die spätere Königin der Belgier, wenn auch überzart, ihre unvergleichlich Maxische

Digitized by Google

Linie, und die Gräfin Greffülhe behauptete noch unversehrt ihre Grazie. Sie durfte noch glauben, daß ihr die Welt gehörte. Aber München selbst glich ja einer gefeierten Frau, lächelnd ihrem Triumphe hingegeben, eine köstliche kleine Weltstadt, heiter, feiertäglich und international wie keine zweite. Es ist mir eine Tristanvorstellung erinnerlich, deren Schönheit ins Geisterhafte rückte, in welcher die Anker von Mottls Genialität sich lichteten, ein Etwas sich losriß, das Bühne und Orchester weit über sich hinaushob, ein göttlicher Luftzug die Faßbender wie in Exstase hintrieb, als bewege sie sich nicht auf Brettern, nicht zwischen Kulissen mehr, und das Ganze doch nichts anderes war wie weiße Magie, hervorgerufene Reflexe eines im Durchgehen, in der Trunkenheit, im Sturm Gebietenden.

Wir bildeten sehr bald eine kleine Gruppe, die in den Konzerten oder deren Hauptproben sowie im Theater die ersten Parkettreihen zu behaupten wußten. Mottl besaß die Eigenheit, an besonders schönen Stellen sich umzuwenden und einen aus unserer Phalanx eine halbe Sekunde lang anzustarren. Traf es mich, so fand er mich immer auf dem Damm, denn ich ließ ihn, während er dirigierte, ohnedies nicht aus den Augen. Er war dann selber ein Stück Harmonie: gestrafften Zuges, zur Statue geschlossen, das Gesicht marmorn ergraut, eine Antike jede Linie der Gestalt, ob sitzend oder stehend wie aus Marmor gehauen, auch der ausgestreckte Arm ein feierliches Gebilde. Die göttlich schöne Hand teilte die Fluten wie an einem Schöpfungstage. Nie etwas von Rampenlicht in seiner Wiedergabe. Sie bezog Wipfel und Gezweige der Bäume, den Chor der Wolken, den Anbruch des Morgens ein. Nie wieder, außer einmal in Bern unter Richard Strauß, habe ich Mozartopern mit ähnlicher Vollendung, ähnlicher Ursprünglichkeit gehört. Manchen ausgetüftelten Mozart habe ich seitdem vernommen, derart ausgetüftelt, daß der Fluß erstarrte, beileibe keine Feinheit verloren ging, vielmehr doppelt und dreifach extra aufgetragen wurde, und an den Unterschied gemahnte zwischen einer reifen, frischen, süßen Ananas und einer konservierten. Denn bei Mottl war es, als läge die Mozartsche Kunst wie ein nach Maß verfertigtes Feierkleid für ihn bereit, in das er nur hineinzuschlüpfen brauchte, um die schwebende Grazie, Duft und Apassionato aus erster Quelle zu spenden. Dies war die unvergleichliche Wirkung, nicht nur auf das Publikum, auch auf die Sänger. Wenn Bosetti als Suzanne ihre große Arie vortrug, wähnte man sich wirklich in einem Garten; die laue Sommernacht wirklich um sich her. Ihr Lied stieg wirklich zu den Sternen (nicht zur Decke) auf.

Digitized by Google

Mottl selber lauschte hingegeben, und von jedem Takt in Atem gehalten, saß man versonnen, wunschlos an seinem Platz, seines Glückes, seines Genusses vollkommen inne.

Fünfzig und mehr Jahre scheinen zwischen dem München von damals und dem von heute zu liegen. Es stand im Lichte und war die glückliche Phäakenstadt jener Zeit; vielleicht die schönste Sommerstadt der Welt: Ihre Anlagen grell von Blumen, die Schaufenster voll schmucker, origineller oder schöner Dinge. In Scharen trieben die Ausländer zu ihr hin und blieben von einem Zyklus zum andern. Es gab die reizendsten Hotels, die Kapellen spielten im Freien im Scheine lieblicher Lampions. Lampions waren die Schwäche. Abgeblendetes Licht fiel auch auf das Dasein. Wunderhübsche Proletarierhäuser schossen zu Tausenden in der Gegend des Bavariaringes auf, und eine englische Zeitung brachte in langen Spalten Schilderungen Münchens als der einzigen Großstadt, in welcher man nur frohen Gesichtern begegnet. Vor allem war München ganz sich selbst in seiner Abgekehrtheit von der Politik. Das Reich? – Um das Reich kümmerte sich höchstens der Geheimrat Brentano in seiner Schwabinger Villa.

Wenn ich Mottl, den ich in der Folge öfter sah, den Charme Münchens entgegenhielt, schüttelte er den Kopf. Sein Herz gehörte nur zwei Metropolen: Wien und Paris. Städte, sagte er, hätten Gesichter, genau wie Menschen, und er war für Städte wie für Menschen ein Mann ausgesprochener Sympathien und Antipathien. Er machte eine abwehrende Geste, wenn man von England sprach, Pfitzner war ihm unsympathisch, Debussy interessierte ihn nicht. Er liebte Berlioz. Er liebte das gallische Feuer. „Das mit den Deutschen ist eine besondere Sache", schrieb er mir einmal. „Arnold Ruge sagte: ‚Der Deutsche ist niederträchtig' und doch sind wir die obersten und einzigsten. Freilich ‚wir', nicht ‚sie'! ich liebe das Deutsche schwärmerisch, solang es Wagner, Goethe, Mozart, Bach, Schiller und Kleist heißt. Sonst freilich . . ."

Damals führte eine Schwägerin Adolfs Hildebrands, die einst sehr schön gewesene Frau Eugenie Schäuffelen in München, ein stattliches Haus. Viele Fäden liefen bei ihr zusammen, und sie war stets die erste, die alles wußte. Bei ihr bestand eine Tafelrunde, zu der sie mir die Einladungen überließ. Das Datum machte ich von Mottl abhängig, der sich gerne einfand, in seiner Zeit aber am gebundesten war. Adolf Hildebrand, Tschudi mit seinem schönen, aber schon leichenblassen Gesicht, Zdenka Faß-

Digitized by Google

bender, Prinz Alfred zur Lippe waren die Stammgäste. Mottl pflegte sehr aufgeräumt zu sein, bei interessanten Gesprächsstoffen aufhorchend und stets bereit, sich zu unterhalten. Und doch, trotz seines sichtlichen Behagens, hatte ich manchmal das Gefühl einer gewissen Ungegenwärtigkeit, als sei das gar nicht der eigentliche Mottl der zugegen war, sondern als läge der eigentliche Mottl in einem Nebenzimmer oder zu Hause auf einem Diwan ausgestreckt und schicke an seiner Statt einen durchpausierten Mottl herein, während der andere ausruhte oder schlief. Der etwas dämonische Eindruck, den er erweckte, war vielleicht durch das merkwürdig Schillernde, das Diverse, ungemein stark im Fluß Begriffene seines Wesens hervorgerufen, das sich nur wenn er dirigierte, obwohl es gerade da am weitesten ausgriff, zur Totalität zusammenschloß. Erst dann befand er sich ganz und gar in seinem Element. Im übrigen war in ihm etwas, das sich entzog. Ganz entfernt von Falschheit, war er doch ein Virtuose der Flucht. Ich nannte ihn Odysseus, und Odysseus unterzeichnete er, wenn er gut gelaunt war, die kurzen Briefe, die er an mich richtete.

Hoffentlich werden seine Tagebücher, die er von Jahr zu Jahr führte, und die so wichtige Aufschlüsse enthalten, endlich erscheinen. Zwar hätte sich das bornierte Wort „Wagnerianer" nie auf ihn anwenden lassen, dabei ging sein Kult für Wagner so weit, daß er sich mit einem Menschen, der zu Wagner keine Beziehung hatte, nie ganz heimisch fühlen konnte. Dies gestand er selbst. In diesen Kult mischte sich eine große Pietät. Er erzählte eines Tages von einer Probe, die Wagner dirigierte. Eine plötzliche Hingerissenheit hatte sich da des jungen Mottl bemächtigt, die sich hemmungslos in seinen Mienen verriet, denn Wagner war später auf ihn zugegangen und hatte sie ihm verwiesen: derlei sei dem Publikum zu überlassen, der Künstler müsse sich zu eiserner Selbstbeherrschung trainieren, ohne je einen Affekt preiszugeben.

So war die Disziplin in der Leidenschaft, welche Mottl das marmorne Antlitz gab, reinste Wagnersche Tradition. Wie gerne hätte ich manches andere von seinen Erlebnissen mit ihm erfahren, doch ich sah ihn meistens in Gesellschaft, sehr selten allein. Als er mich einmal in „Das Konzert" von Hermann Bahr mitnahm, lachten wir vom Anfang bis zum Ende, und ich besann mich meines Anliegens nicht mehr, die anderen Gelegenheiten waren nicht unbedingt günstig, und als sich die richtige bot, verscherzte ich sie mir selbst.

Digitized by Google

Es war an jenem Tag, an dem Mottl in Nürnberg den „Fidelio" zu dirigieren hatte und mich fragen ließ, ob ich ihn begleiten wolle. Aber mit dem Zug, der schon um 7 Uhr morgens abfuhr und erster Klasse.

Pünktlich also fand ich mich am Münchener Bahnhof ein. Mottl hatte schon ein Abteil gewählt, es war leer. Wir stiegen ein. Heute sollte er mir über manches zur Rede stehen. Nur war es natürlich noch zu früh. Morgendliches Licht schien träge und ein wenig müd über die Felder. „Sie werden," sagte ich, „wenn Sie ankommen, gewiß alsbald eine Probe haben, und sollten wohl noch etwas schlafen." „Höchstens ein Viertelstünderl", erwiderte er.

Es verging eine Stunde und darüber, der Zug hielt kein einziges Mal, plötzliche kleine Täler öffneten sich, gelbe Sandsteinhügel träumten vorbei, Sonnenstrahlen schienen voll herein. Ich zog leise einen Vorhang zu und staunte, daß man am hellichten Tag so tief entschlummern konnte. Ich sah ihn an. Seltsam. War er dies? Ich strengte meine Augen an, er war es doch. Er schickte keinen andern her für ihn zu schlafen. Mit welch geruhsamer Grandezza zog sich sein Arm, gewohnt, durch seine Schwingungen Tonbilder zu gestalten, zu regieren, durch die Schlinge, die vom Fenster hing. Er war es. Intensiver und vervielfacht sich selber, während er blind, unbeweglich und bewußtlos saß. Fremd war nur der Anzug: Kragen und Krawatte; weniger der Überzieher, gegen den er lehnte, weil Schnitt und Länge an den reich bestickten, goldbetreßten Rock gemahnte, auf das Spitzenjabot geöffnet, und das buntseidene Gilet. Und darüber das breite schwere Purpurband irgend eines grand Cordons. Wie ringelten sich die Locken seiner Perücke über die Schultern so reich! Hoch, von weit her, wie der Bergwind, war die Wölbung, in der das Auge geschlossen lag. Bilder drängten sich, von weithin sprühenden Fontainen, von Gärten, die zu Ufern eines Sees abfielen, barocke Schloßkapellen, Spiegelsäle, kleine Orchester bei Kerzenlicht; soweit er zurückreichte, immer katholisch und immer Musik; herbeieilende Lakaien mit Silberkandelabern, die Tafel rüstend; hinter Dachluken, die er nie betreten hatte, hausend, und von nichts anderm wissend, als die Sordidität, die Drohungen des Alltags in Schach vor ihm zu halten. Nur eines hatten sie nicht von ihm abhalten können, das war der Tod. Sollte er den schmählichen Sold von neuem zahlen? Was hatte er mit dem Staube gemein? Wieviel? Nichts. Fast nichts. Etwas doch, da er ihm verfallen war. Wie gewaltig aber war das Plus!

Digitized by Google

Ja, dies entzogene Auge, das ihn so veränderte, stellte manches her. Offen war es wie eine blaue Kospe. Auch eine Kospe quillt und leuchtet von vielfältigem Leben, die ihr kurzes Dasein nicht im mindesten erschöpft. Ich rückte näher, gespannt ihn betrachtend. Die Menschen, man mußte es wohl sagen, waren diesem Manne ein wenig das Spalier, durch das er schritt, er nahm sie, bis auf die paar, die ihm am nächsten standen, in Bausch und Bogen. Immerzu trug er die Taschen voller Zettel, jede Verabredung zu notieren bemüßigt, weil er sie sonst vergessen hätte. Von großer Belesenheit, war er dabei einer der wenigen Musiker, die auch durch das Auge lebten und ließ sich ungern eine Bilderausstellung entgehen. Im ganzen ein Meister der Ökonomie, ein richtiger Arbeitsvirtuos zum Unterschied mit dem Arbeitstier, und bei aller Leidenschaft für seinen Beruf, zu hoch gebildet, zu universal, um nicht auch den Überdruß zu kennen.

„Ich kann Ihnen nicht sagen," schrieb er mir am Schluß einer Festspielzeit, in welcher er zweimal den „Ring", zweimal den „Tristan" und einmal die „Meistersinger" dirigiert hatte, „ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich jetzt die Musik hasse. Jeder Ton ist mir ein Nadelstich. Die Nerven wollen Natur." Das Wort „hasse" war zweimal unterstrichen. Aber mit welchem Elan kehrte er zurück! –

Er schlief noch immer.

Unser rollendes Gelaß, sein eintöniger Rhythmus, der Widerschein der Sonne, der mit uns wanderte, die Abgeschlossenheit unserer Fahrt, dies alles steigerte sich zu einer Stille von überwältigender Harmonie. Ein Wald kam herangeweht, der mir sein Moos, sein Grün, sein Gold, seine Frische ganz erschloß, und es bedurfte des Hinsehens auf den Schlafenden nicht mehr, um des jagenden Herzens bewußt zu sein, das unter dem breiten Ordensbande schlug: genießerisch und dem Genuß vermählt, doch immer kühneren Passionen hingegeben? Wohin? Wie hoch würde der Funke, an dem sich dieses Sein entzündet hatte, es noch führen? – Felder, eine blasse Straße, nicht minder schön, schlossen sich dem Forste an. Ich hatte die Arme um die Knie geschlungen und schwelgte, denn was für Feste, die keiner für ihn rüstete, kann der Mensch für sich allein begehen! –

„An was denken Sie?" fragte Mottl.

Er hatte die Augen groß offen, war wieder ganz sich selbst, mit seinem Anzug, seiner Haartracht heimisch. Er war heiter und gesprächig, die

Digitized by Google

Ruhe hatte sein Gesicht geglättet, seine oft so verdächtig schnell erschlaffenden Züge verjüngt. Ich erzählte ihm von seiner Perücke, und unter hellem Gelächter fuhren wir in den Nürnberger Bahnhof ein. Drei Honoratioren in schlecht sitzenden Röcken standen da, ihn zu begrüßen. Ich ließ ihn zunächst aussteigen und sah ihm noch einen Augenblick nach. Es war interessant zu beobachten, wie schnell nicht nur das Lachen, auch die Erinnerung, das Bewußtsein desselben bei ihm erstarb; wie schnell bei ihm nichts übrigblieb, als Konzentration auf die Aufgabe des Tages. Nicht allsogleich jedoch ging die Anmut und Beschwingtheit seiner Schultern im Gedränge unter.

Nach welchen Gesetzen war er angetreten? Welchen fortlaufenden Gesetzen? und was für Rätsel über Rätsel gibt der Güter höchstes, die Persönlichkeit, zu lösen auf! Weitläufig ist ja der Tempel der Kunst. Mottl, angetan mit Demut und Inbrunst, drang in die innerste Krypta vor, dennoch heimisch in ihrer ekstatischen Luft.

Wenn ich heute, bald sechzehn Jahre nach seinem Tod, an ihn zurückdenke, erscheint er als musikalisches Phänomen um nichts verblaßt. Ein großer Dirigent – dem großen Feldherrn nicht unähnlich –, baut sich nicht auf zehn, nicht auf zwölf, auch nicht auf sechzehn, sondern mindestens auf vierundzwanzig eminente Gaben auf. So manche, unter dem Nachwuchs, sah ich den Stab mit Geist, Temperament und Feinheit, ja einem feinern Ohr vielleicht wie Mottl führen, denn die neuen Pfade, die sich der Musik indes erschlossen, haben für Halb- und Vierteltöne und ihre Schattierungen eine außerordentliche Subtilität des Ohres erzeugt. Auch Stil, Rhythmus, Farbe, Schwung, Talent und vieles andere gibt's. Nie aber habe ich bei gleicher Intelligenz die gleiche Sonorität, bei gleicher Freude am Detail, dieselbe Ungebrochenheit der Linie, dieselbe Plastik angetroffen, bei gleicher Straffheit die ähnliche Fülle, Glut, Schmelz, Zartheit, Gewalt. Es war nicht, daß man sich aufhorchend sagte: ei, wie vortrefflich, wie glückte ihm dies, wie glänzend brachte er jene Steigerung, wie fein (oder vielleicht wie überspitzt) hob er diese Fioritur heraus. Man war bei diesem Feind aller Mätzchen nicht nur Zuhörer; man war an Bord. Es waren nicht die Gestade, es war die hohe See. Man war vom Atem des Sturmes umweht, ein Element war entfesselt. Aufseufzend kehrte man aus einer anderen Welt, aus der Wahrheit zur Wirklichkeit zurück, wenn Mottl den Stab hinlegte und sein Pult verließ. Dies war der Unterschied.

Digitized by Google

DER SECHZIGJÄHRIGE RICHARD BEER-HOFMANN

von

RUDOLF KAYSER

1

Die Zahl der Werke dieses Dichters sind gering, aber sie bilden ein Werk. Jahrzehnte liegen zwischen Beer-Hofmanns wenigen Dichtungen, und doch ist ihre Gemeinschaft überzeugend: sie sind wie die Jahresringe eines Baumes, die Kreise weiterziehend um die identische Mitte.

Die Erzählung: Der Tod Georgs; die Dramen: Der Graf von Charolais und Jaákobs Traum; Das Schlaflied für Mirjam; Die Gedenkrede auf Wolfgang Amade Mozart – das etwa ist das Schaffen dieses Sechzigjährigen, das kaum mehr als ein größeres Buch füllen würde. Doch diese geringfügige Menge bedeutet auch einen großen Anspruch: den der Sinngebung eines Menschenlebens, das sich in Wenigem ebenso stark erfüllen soll wie das der Allzuvielen in Vielem.

Beer-Hofmann ist ganz Natur, ganz geradlinige Kraft und verbunden den großen natürlichen Geistern: wie Shakespeare und Mozart, die er am meisten liebt.

Das Reich der Natur ist vor allem der Raum; die Zeit ist das spätere. So ist diese Dichtung wenig gebunden an zeitliche Erlebnisse, nicht an die Zustände des Außens und Innens, nicht an die Stufen des Jungseins und Älterwerdens. Aber sie entfaltet sich zwischen der einmaligen natürlichen Substanz dieses Menschen, seinem Kern, seinem Stamm, und der Transzendenz des überwölbenden Himmels: der Sterne, an die er glaubt.

So ist diese Dichtung ganz Ich und ganz Gnade.

Dies Ich aber ist kein psychologisches Objekt, sondern Natur; der Baumstamm, durch den ein Wind, ein Wille, eine Sehnsucht weht.

Der Lust und Schmerzen erträgt („Wer sie erkennt – der grüßt").
Und der sein Schicksal leben muß.
„Nichts tat ich! Mir ward's angetan – – auch das nicht – es geschah!"

2

Richard Beer-Hofmann erfindet für seine Dramen keine Stoffe. Denn sein Ich und sein Du offenbaren sich in vielen Stoffen. Er gibt ihnen die Form, den Sinn, die Musik, die seine Natur und sein Glauben abver-

Digitized by Google

langen. Die zeitliche Ferne der Stoffe vergrößert hier den Raum der Dichtung: gibt die Bühne den rätselhaften Geheimnissen frei und entfernt die deutlichen Wirklichkeiten, macht sie zu Hintergründen.

(Also ist Beer-Hofmann ein „Romantiker?")

„Der Graf von Charolais" wurde geschrieben nach einem alten, harten Theaterstück der Engländer Philipp Massinger und Nathanael Field; „Jaákobs Traum" nach dem jüdischen Mythos. In diese konträren Stoffe also prägte Beer-Hofmann sein Zeichen und die reiche klingende Musik seiner Sprache. „Der Graf von Charolais" hat eine verzwickte Handlung, zeigt abgelegene Vorgänge und Figuren. Aber durch sie hindurch geht dieser Wechsel von Hell und Dunkel, von Not und Glück und Armut: das Leben und sein immer neues Beginnenmüssen; geht das Schicksal als Lebensbeherrscher. In „Jaákobs Traum" spricht es als Judenschicksal und als das Ausnahmeschicksal der Erkennenden, als Gott-Nähe, Freuden-Ferne, Messias-Sehnsucht, als das Schicksal der mit Gott beladenen Menschen.

Beer-Hofmanns Werk ist von ungeheurer geistiger Redlichkeit. Es ist, gerade da es nicht bekennen will, das reinste Bekenntnis eines starken, seiner selbst sicheren Daseins. „Keiner kann keinem Gefährte hier sein." Aber das eigene Werk kann es, erfüllt von den eigenen Spannungen, den Schicksalen des Blutes und der Gedanken, der geheimsten Musik des Ich, abgewandelt in mannigfaltigem Gestalten und Leben.

In uns sind alle. Wer fühlt sich allein?
Du bist ihr Leben – ihr Leben ist dein.

SCHREIBENDE WELT

von

OTTO FLAKE

J. J. Bachofen – Sir Galahad – S. Lewis – J. Hirsch – F. Reventlow – F. Lion – R. Schickele

I

Einen Band in Lexikonformat mit 926 Seiten lesen, ist anstrengender als ein Sechstagerennen. Nicht nur die Gewissenhaftigkeit (wenn ich schon referiere, dann lese ich genau – es wird nicht immer so gehalten),

Digitized by Google

nicht nur die Gewissenhaftigkeit trieb mich, dieses Buch mir anzueignen, sondern auch das Interesse.

Es handelt sich um nicht weniger als die Wiederentdeckung eines bedeutenden Schriftstellers, fast kann man sagen um seine Entdeckung. Denn obwohl er in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Erfolg als Ethnologe hatte – er war der Erfinder des Terminus Mutterrecht – ist doch erst die Gegenwart reif geworden, um die Bedeutung seines Werkes zu verstehen. Der Band in Lexikonformat ist ein Zeichen dieser Tatsache.

Von den 926 Seiten kommen auf J. J. Bachofen selbst nur 628, der Rest auf eine kurze Einleitung des Herausgebers Manfred Schroeter, eine angemessene Bibliographie von Alexander Beßmertny und eine ungeheuer lange Abhandlung von Alfred Baeumler, die nicht weniger als ein Drittel des Bandes in Anspruch nimmt. Ungeachtet dieser dreifachen Patenschaft fehlt das, was nicht fehlen dürfte, ein biographischer Abriß über Bachofen. Irgendwo, wenn man sich's beim Lesen angestrichen hat, findet man die Notiz wieder, daß Bachofen 1842, als ihm in Rom angesichts der antiken Gräberwelt das große Licht aufging, siebenundzwanzigjährig war und in Berlin bei Savigny und Ranke studiert hatte. Indirekt kann man aus der Bibliographie erschließen, daß er zwischen 1887 und 1890 gestorben sein muß – als Professor in Basel; aber was für eine Professur er bekleidete, eine juristische, eine historische, eine kulturgeschichtliche, das könnte ich nicht sagen, da die Herren Paten es vergessen haben.

Seine Hauptwerke erschienen zwischen 1859 und 1870, nämlich: 1859, Versuch über die Gräbersymbolik der Alten; 1861, Das Mutterrecht; 1862, Das lykische Volk; 1870, Die Sage von Tanaquil. Von diesen Werken enthält der Band, den ich hier anzeige, die großen Vorreden zum Mutterrecht und zur Tanaquilsage in extenso, zwischen diesen beiden Pfeilern den Text des Mutterrechts einerseits etwas gekürzt, andrerseits um entsprechende Partien aus den anderen Büchern vermehrt.

Man wollte also eine Auswahl des Wesentlichen geben. Der Titel des so entstandenen Werkes ist: „Der Mythus von Orient und Okzident, eine Metaphysik der Alten Welt. Aus den Werken von J. J. Bachofen. C. H. Becksche Verlagshandlung in München".

Die leichtere Lektüre ist der Text von Bachofen, die schwerere die Einleitung von Baeumler. Sprechen wir zuerst von dieser. Anfangs lehnt man sich dagegen auf, statt mit dem Autor so lange mit dem Einführer

Digitized by Google

zu tun zu haben, und ist geneigt, unwillige Reflexionen über den Efeu der Philologie anzustellen. Indessen liegen die Verhältnisse hier doch ungewöhnlich.

Es gilt nicht nur, den vielleicht ersten Mythologen deutscher Zunge einzuführen, sondern auch einer – von ihm vertretenen – großen, tiefen Auffassung vom Mythus zum Durchbruch zu verhelfen. Das aber setzt voraus, daß man bekannt wird mit den Kämpfen, die sich anläßlich dieses Begriffes seit hundert Jahren im deutschen Geistesleben abspielen. Seine Entdeckung ist die eigentliche Großtat der Romantik, nicht der Jenenser, sondern der Heidelberger, die auf die Geisteswissenschaften so ungeheuer eingewirkt hat. Den Mythus entdecken heißt, im Gegensatz zu den ästhetisch-moralischen Abstraktionen der Klassik das Prinzip des Sinnlich-Erdhaften, an Stelle des Geistes die Natur und an Stelle der Kritik die Ehrfurcht entdecken.

Abstraktion, Geist, Kritik bleiben darum doch die spezifisch männlichen Kräfte, und seit der Romantik ist die deutsche Geistesgeschichte die Geschichte der Durchdringung der beiden Prinzipien. Ja, man kann sagen, daß die nationalen Repräsentanten sich voneinander durch das Mischungsverhältnis unterscheiden, und daß dieses bei uns viel weniger stabil als anderswo, nämlich recht labil ist – daher die Heftigkeit und der Haß der deutschen Auseinandersetzungen.

Baeumler gibt eine ganz ausgezeichnete Übersicht über erstens den Verlauf der Entdeckung, zweitens ihren tieferen Sinn. Man begegnet bei ihm einer sehr erfreulichen Skepsis gegenüber dem kritizistischen Prinzip, das in Nachahmung der Naturwissenschaften zum Dogma der historischen Wissenschaften geworden ist und darauf hinausläuft, daß ein richtiger Wissenschaftler in der Theologie, Kulturgeschichte, Mythologie vor lauter Scharfsinn sämtliche Überlieferungen solange zerpflückt, bis nichts mehr übrigbleibt als die sogenannte Quellenkritik.

Es ist das die grundsätzliche Scheu vor der Metaphysik, vor dem philosophisch-religiösen Gehalt der seelischen Bewegungen. Man lese Mommsen oder Wilamowitz auf der einen Seite, auf der anderen die Autoren von Görres über Ranke und Savigny bis Nietzsche und Klages. Bei Mommsen, setzt Baeumler auseinander, wird der Mythus, d. h. die vorgeschichtliche Geschichte, behandelt, als ob die gesellschaftlichen Ideen jener fernen Zeiten dieselben wie die unsrigen gewesen seien. Der Rationalismus respektiert nicht. Er treibt die Voraussetzungslosigkeit zu weit, alles

Digitized by Google

Menschliche hat Voraussetzungen, nämlich seine eigenen. Man braucht sich nur unbefangen vorzustellen, daß Wissenschaft statt äußerste Vorsicht bei der Anerkennung von Nachrichten zu bedeuten, äußerste Vorsicht bei der Ablehnung und Zersetzung sein kann, um zu verstehen, worum der Streit sich hier dreht.

Bachofen nun ist ganz Respekt, wie schon die Grimm ihre besten Ergebnisse dieser schönen Fähigkeit verdankten. Die Mythen, die am Anfang aller nationalen Geschichte stehn, sind ihm nicht Märchen, nicht Symbole im psychologischen Sinn, sondern Kern und Inhalt, die von einem bestimmten Gesellschafts-, Geistes- und Seelenzustand sprechen. Statt sie im Seminar in die Säure der Textkritik zu legen, behandelt er sie als sinnvolles Positivum, mit einer behutsamen Liebe, die diametral gegen die offizielle Wissenschaftlichkeit steht. Nachrichten etwa über Amazonentum und Matriarchat sind nie lokal zu verstehn, sie sind universalistisch – sie entsprechen durchgehenden Entwicklungsstufen der Menschheit.

Zugegeben, hier könnte der schwache Punkt der Bachofenschen Exegese liegen. Entwicklung ist ein verdächtiger Begriff geworden. Aber was tut die Wissenschaft? Sie zerpflückt den Mythus, um dann über die Vorgeschichte Hypothesen zu setzen, jeder Professor eine andere. Liest man bei Bachofen, daß „am Anfang" das aphroditisch-hetärische Prinzip den Bau des sozialen Körpers bestimmte, dann das matriarchalische zur großen Umformung durch das männlich-geistig-apollinische der ordnenden Energie überleitete, dann ist wenigstens eines gewahrt, die sinnliche Fundamentierung alles Lebens, dann gibt die Geschichte einen Sinn, nämlich den der Sublimierung des Sinnlichen zum Geistig-Energetischen hin.

Das alles liest sich bei Bachofen ungewöhnlich einfach, klar, geformt. Von den Konsequenzen allerdings dieser Sinngebung weiß er noch nichts. Die Konsequenzen heißen: völlige Überwindung des Weiblich-Naturhaften durch das Geistige – eine untragbare Auffassung. Viel wahrscheinlicher ist, daß die Geschichte aus einem ununterbrochenen Kampf beider Prinzipien besteht, derart, daß weder die Bäume des Männlichen noch die des Weiblichen in den Himmel der Erlösung wachsen.

Also das ist Metaphysik. Aber gibt es auf diesem Gebiet objektive Wissenschaft? Nein. Geistesgeschichte treibt Deutung.

Seltsam ist: als der junge Nietzsche in Basel die Geburt der Tragödie schrieb, lebte dort Bachofen und hatte seine Theorie des Dionysischen schon geschrieben. Nietzsche entlieh sein Buch nachweislich aus der

Digitized by Google

Bibliothek, mehr weiß man nicht. Der Begriff Dionysisch stammt aus der Romantik. Bachofen versteht darunter das chthonische, erdverbundene, weibliche Prinzip – Nietzsche flicht das geistige Element des Leides hinein und gibt dem ganzen Komplex die für ihn charakteristische Wendung zur Bejahung, zur Lust am Leid. Ich muß mich mit diesem Hinweis begnügen – das Problem selbst ist nicht gelöst.

Die Wiederentdeckung Bachofens dürfte eine Revision der Grundlagen zur Folge haben, auf denen die Geisteswissenschaften beruhen. Denn was fehlt, ist ein Seitenstück zur Erkenntniskritik der Philosophie, nämlich eine grundsätzliche Antwort auf die Frage: Inwiefern ist historische Wissenschaft überhaupt möglich.

2

Vor einigen Jahren las ich einen Roman, der mich an den Eindruck erinnerte, den mir einst die satirischen Romane Heinrich Manns gemacht hatten. Die Fähigkeit, das Negative der Zeit überhöht darzustellen, war unleugbar groß, imponierte mir aber bloß halb, nicht nur, weil die groteske Methode aus zweiter Hand war, sondern auch weil dem verlotterten Europa das idealisierte Asien gegenüber gestellt wurde. Ein schöpferischer Geist kontrapunktiert Lebenserscheinungen nicht, die dualistische Herausarbeitung von Gegensätzen ist zu billig, nur der Dilettant wirft sich mit Verve auf die Effekte der schwarzen und weißen Urteile. Im zweiten Teil jenes Romans wurde das böse Jugenderlebnis einer Amazone mit einem perfiden Burschen von Mann unverkennbar autobiographisch verarbeitet und ließ deutlich erkennen, daß ein Trauma mit gründlichen Ressentiments vorlag.

Aus alledem zog ich den Schluß auf einen weiblichen Autor von ungewöhnlicher Intellektualität, temperamentvoller Nachahmungsgabe und zu vermutender Mischrassigkeit, kurz, der angebliche Sir Galahad, der die „Kegelschnitte Gottes" geschrieben hatte, erschien mir als ein Zeittypus von unheimlicher Kompliziertheit, genialisch, krankhaft selbstbewußt und in letzter Instanz ein gehetzter Blender, der himmelweit davon entfernt war, seine Impotenz zu ahnen. Es machte mir damals Spaß, zu lesen, was ein Schriftsteller der extremen Linken über den Roman schrieb. Er war begeistert, denn der Roman bestätigte seine Auffassung der europäischen Gesellschaft. Ich möchte das Gesicht sehen, das dieser Radikale heute macht, wenn er den „Idiotenführer durch die russische Literatur' desselben Sir Galahad oder derselben Mistreß Galahad liest.

Digitized by Google

Diese Frau, denn hinter dem Pseudonym steht tatsächlich eine Frau, hat es fertig gebracht, ein antisemitisches Pamphlet auf ein Thema zu schreiben, das dem Antisemitismus entzogen ist. Denn ich wüßte nicht, was die russischen Dichter von Puschkin bis Dostojewski mit dem Judentum zu tun haben. Sie werden künstlich mit dem Bolschewismus verknüpft; so etwas kommt vor, wenn man Blüher liest. Das Machwerk, von Albert Langen verlegt, ist ein starkes Stück. Aber das stärkste wäre, wenn auch hier sich die alte Regel bestätigte, daß niemand antisemitischer ist als der, der selbst jüdisches Blut hat: wie verhält es sich damit? Die Frage ist nicht aus der Luft gegriffen, eine Rassenmischung mit heftigen und unglückseligen Ausgleichsbestrebungen liegt sicher vor.

Daß die russische Zerknirschung für einen, der die Psychoanalyse richtig zu handhaben weiß, einen unerwünschten und gefährlichen Masochismus enthält, daß sie einen der problematischsten Importartikel darstellt, daß diese ganze Frage spruchreif ist, darin hat Sir Galahad sicher recht. Ich erinnere mich der Schilderung, die ein aus Rußland stammender Künstler in der Zeit der Pogrome gab: Bauern vergewaltigen auf dem Friedhof ein jüdisches Mädchen und nageln es ans Kreuz; dann trinken sie Schnaps, dann arbeiten sie sich in ihre Sündhaftigkeit hinein und dann weinen sie über ihr Opfer. Dieser schauerliche Kreislauf, sagte jener Künstler, ist der der russischen Seele. Und mit seiner Hilfe kommt man ohne Zweifel zu großen Wirkungen, die eben zwischen Viehischkeit und Zerknirschung liegen.

An ähnlichen Zügen und der gegebenen Schlußfolgerung fehlt es auch bei Sir Galahad nicht. Gleichwohl geht es nicht an, das Kind mit dem Bad auszuschütten, nämlich, weil man eine These gefunden hat, sie nun um jeden Preis beweisen zu wollen und eine ganze Literatur mit dem zugehörigen Menschentum in das Prokrustesbett des Hasses zu zwängen. Auch die russische Seelenverfassung bedeutete eine Erweiterung unseres Blickes und unserer Fähigkeiten. Ein guter Schriftsteller hätte aufzuzeigen, daß diese Erweiterung existiert, warum sie, absolut genommen, einer Vergiftung gleichkäme usw. Er hätte ein kompliziertes Problem mit sicherer Hand zu ordnen.

Daß das Dümmste, was ein bedeutender Mann über Kunst geschrieben hat, in den Sätzen zu finden ist, mit denen Tolstoi Shakespeare bedachte, steht fest. Aber erstens haben sie nur als Symptom einen Sinn, als Symptom für spezifische Problemstellungen Tolstois; zweitens kommt es auch in der Literatur nicht auf das an, was einer sagt, sondern auf das, was er

Digitized by Google

leistet. Sir Galahad möge bei Thomas Mann („Essai über Goethe und Tolstoi") studieren, wie man den Weizen von der Spreu sondert. Ein Pamphlet ist erträglich, wenn es Pamphlet sein will, nicht aber, wenn es richtigstellen will – man stellt nicht richtig, indem man alles kurz und klein schlägt.

Das Thema des zu dämpfenden russischen Einflusses ist noch immer zu behandeln. Das Panier des undemütigen, heroischen, energischen, also tatsächlich unrussischen Menschen gehört nicht in die Hand einer Frau, die den Ehrgeiz hat, es den höchsten männlichen Konzeptionen gleichzutun. Auch wirft man solche Broschüre wohl nicht in zwanzigtausend Stück auf den Markt.

3

Ich las zwei Amerikabücher, eines aus Amerika, und eines über dieses Land, einen Roman und eine Darstellung der amerikanischen Wirtschaft, beide ergänzen sich aufs glücklichste. Der Roman ist der „Dr. med. Arrowsmith" von Sinclair Lewis (Kurt Wolff Verlag).

Wo kämen wir hin, wenn einer im Stil des Sir Galahad den Mitteleuropäern ein reines Negativbild der Amerikaner liefern wollte? Obwohl, weiß Gott, es nicht an dieser Möglichkeit fehlte. Die besseren Köpfe drüben müssen selbst zur Groteske, zur Satire, zum Humor greifen, wenn sie etwas Lesbares über ihr Land schreiben wollen. Denn der Optimismus, das Selbstbewußtsein, der Realismus und die Naivität der Rasse dort sind so hahnebüchen, daß Christ und Heide aus Europa sich instinktiv bekreuzigen. Aber die Tatsache, daß Amerika heute materiell und seelisch den stärksten Druck auf die Welt ausübt, zwingt zu etwas, das sich sehr rasch vollzieht, zu einer wesentlicheren und vorsichtigeren Beschäftigung mit dem U.S.A.-Menschen.

Das Hahnebüchene ist doch auch das Frische, und am konsequenten Optimismus hängen doch, eben weil er grundsätzlich ist, noch die Eierschalen sozusagen des Metaphysischen und der Philosophie. Der Optimist braucht es nicht zu wissen, der einigermaßen geschulte Beobachter sieht es. So ist das Leben überall; bestimmte Tugenden, wie der Glaube an die unbeschränkte Steigerungsfähigkeit des freien Willens, nähren sich von bestimmten Untugenden, genauer sie ernähren sie mit.

Was glaubt ihr wohl, wie sich das deutsche Wesen von draußen ausnimmt, wieviel man ihm verzeihen muß, wenn man seinen positiven Kern sehn will? Nun, so wollen wir es auch mit Amerika halten und uns über

Digitized by Google

den Chef des Dr. Arrowsmith amüsieren, der die trivialsten Gesundheitsregeln in die tollsten Verse und die Verse in die Zeitungen bringt; der mit der Kirche geht, der sicher die Opfertage und die Sammelbüchsen erfunden hätte, wenn ihm nicht ein anderer zuvorgekommen wäre.

Es ist ein Ärzteroman, von den Collegetagen bis zu denen, der nicht nur aus Menschenliebe dotierten Forschungsinstitute. Dieser Arrowsmith mit dem zehnfach gemischten Blut hat mindestens zwei Ärzteseelen in der Brust, erstens die der reinen Forschung nach deutschem Vorbild, die es zu weniger Dollars bringt als (zweitens) die der zielbewußten Praxis mit Auto, Bankkonto und Einheirat. Er hielt es mit beiden Methoden, auf Grund der einzig möglichen Taktik des Nacheinander.

Er heiratet sein armes Mädel, eine ungewöhnlich einprägsame Person, und nach ihrem ergreifenden Tod die große Dame mit den Verbindungen. Aber er ist ein ganzer Kerl: dieses Nacheinander ist kein richtiges Nacheinander, bei dem man um des Heute willen das Gestern verleugnet. Sein innerster Mensch ist nicht schlau, er ist, sagen wir, zeitlos, ewig beunruhigt und absolut. Darin liegt der Reiz dieser Gestalt. Wenn man von ihr einen Schluß auf den amerikanischen Menschen ziehn will, würde er lauten: dieser amerikanische Mensch ist nicht so ganz Oberfläche wie er scheint, auch in ihm gärt es, komplizieren sich die Dinge.

4

Das andere Buch ist „Das amerikanische Wirtschaftswunder" von Prof. Dr. Julius Hirsch (Verlag S. Fischer). Hirsch gibt keine reine Apologie. Der amerikanische Aufschwung ist ein Wunder, aber kein Märchen, und die Europäer tun gut daran, sich nicht ungemessenen Illusionen über die amerikanische Hilfe hinzugeben. Hirsch macht in dieser Hinsicht genaue und gut begründete Angaben.

Ich bin kein Nationalökonom, und wenn ich Werke auf diesem Gebiet lese, denke ich stets, wie beglückend es ist, daß ich es nicht bin. Denn es gibt keine Behauptung über irgendeine wirtschaftliche Erscheinung, von der Schraube bis zum Trust, die nicht von zehn anderen Sachverständigen auf zehn verschiedene Weisen ausgelegt würde. Mein Sinn für Präzision würde entsetzlich leiden. Sympathisch sind mir daher Gelehrte, die sich bewußt sind, daß Anschauung mehr taugt als Dogmatik, Vorsicht mehr als eleganter Schneid.

Zu diesen Autoren gehört ohne Zweifel Julius Hirsch. Er geht immer wieder auf die eine primäre Tatsache zurück, den überwältigenden natür-

Digitized by Google

lichen Reichtum jenes Kontinents, und stellt neben sie einige andere, die ebenso verständlich sind: die Beschränktheit der Arbeitskräfte, die den hohen Stand der Löhne erklärt und heute um dieses Vorteils willen durch die Einwanderungsgesetze künstlich gehalten wird; die Weite des Landes, die die spezifischsten Auswirkungen hat; dazu die Energie der Rasse und, aus allem zusammen abgeleitet, die überlegene Arbeitsorganisation.

Aus physikalischen Gegebenheiten und seelischen Grundhaltungen erklären sich die wirtschaftlichen Sitten und Methoden so gut wie die kulturellen, so daß ein echter Wirtschaftssoziologe etwas vom Kultursoziologen haben wird. Alles Menschliche bildet einen großen Zusammenhang. Den Wert der Hirschschen „Einstellung" sehe ich darin, daß er das amerikanische Phänomen weder auf die Organisation allein, noch auf irgendeine andere Tatsache allein zurückführt – man kennt in allen Wissenschaften diese Sucht der Dozenten, Symptome für das Prinzip zu nehmen – sondern daß er die Unteilbarkeit von Arbeit und Ethos sieht.

Manches Wort zum Nachdenken fällt, an die deutschen Arbeitgeber gerichtet. Und es zeigt sich, daß die Demokratie nicht so banal ist, wie man heute überall lesen kann. Bei uns hat sie kein Ethos hervorgebracht, in Amerika sehr wohl, sie ist hier wenigstens in Ansatz und Tendenz Arbeitsdemokratie.

Wenn der Einfluß Amerikas noch stärker geworden sein wird, wird es uns vielleicht die Wege zur Überwindung des Klassenkampfes weisen. Wem Amerika nicht sozialistisch genug ist, lese nach, was Hirsch über den *„unbewußten Sozialismus"* dieses Landes, über die Idee des „Service" und die Abneigung gegen theoretische Festlegungen sagt. Der Eintritt Amerikas in das europäische Bewußtsein ist ohne Zweifel der größte geschichtliche Vorgang, den wir heute erleben.

5

Die Gräfin Fanny Reventlow starb im Sommer 1918 siebenundvierzigjährig im Tessin, wo ihr bewegtes Leben einen nur halb bürgerlichen Abschluß bekommen hatte, die andere Hälfte blieb mit Scheinehe und Bankkrach grotesk.

Heute legt Albert Langen ihre Gesammelten Werke in einem Dünndruckband von über 1200 Seiten vor. Er enthält neben den kleinen Romanen, die einem Kreis von Liebhabern nicht unbekannt waren, Tagebücher aus den Jahren 1897–1910, einen nicht abgeschlossenen Nachlaß-

Digitized by Google

roman („Der Selbstmörderverein") und eine kurze, gute Lebensskizze aus der Feder von Else Reventlow.

Die Frage, ob dieser Akt der Pietät, rein literarisch gesehen, berechtigt war, muß bejaht werden. Die Frau, die über die Schreiberei stöhnte und viel lieber Malerin gewesen wäre, geht als aparte Erscheinung in die Literatur ein. Zu der landläufigen Legende, daß heute nichts mehr besteht, was nicht die Massen- oder meinetwegen die Menschheitsseele über die Seele des Individuums stellt, wollen wir uns doch nur soweit bekennen, als sie ein Körnchen Wahrheit enthält. Das Individuum ist ewig, und das Soziale erlöst nicht. Das Soziale behauptet, das Bürgerliche abgelöst zu haben. Aber das Soziale ist immer bürgerlich.

Was ist denn ein Individuum? Doch schließlich eine Energie, die aus den tausend Ideen, die da im Sozialen zusammenhangslos umherschwimmen, zu bauen und zu formen beginnt. Jeder zahlt seinen Zoll ans Soziale, jeder wird im Leben mißhandelt, jeder muß sich behaupten und trägt wie das Tier, dem man Nest und Zelle zerstört, den Befehl in sich, seine individuelle Idee zu finden und zu gestalten. Haben wir also den Mut, vom Individuum zu reden, auch wenn die Fürsprecher der kommunistischen Diktatur uns für belanglos und von gestern erklären. Wir sind gar nicht belanglos und sind von Morgen; wie bald wird man wieder nach dem Persönlichen rufen.

Schade, daß ich mich kurz fassen muß; über die Gräfin Reventlow möchte ich mich lang fassen dürfen. Sie ist interessant vom Anfang bis zum Ende, als Mensch wie als Künstlerin, als Chaos wie als Ordnung, und immer ist sie Frau, Geschlechtlichkeit war hier Schicksal. Die Herausgeberin deutet an, daß bei einer intelligenteren, moderneren Erziehung die junge Aristokratin mit dem sinnlichen Temperament vor dem ersten Fehltritt, der Verstoßung aus dem Elternhaus, dem Zigeunertum in Schwabing und der erotischen Wahllosigkeit hätte bewahrt werden können. Mag sein, aber es läßt sich nicht entscheiden. Es läßt sich nur sagen, daß das Hetärische objektiv in ihr war. Und auch das läßt sich sagen: wenn ein Leben vorüber ist, spielt es keine Rolle mehr, daß gewisse wünschenswerte Formen gesprengt wurden; so oder so hätte diese Vitalität sich ihre Konflikte geschaffen.

Die Tagebuchnotizen sind ziemlich salopp hingeworfen. Sie enthalten nur eine geschlossene Partie, die Mutterschaftszeit. Hier sind sie wertvoll, weil sie zeigen, daß neben dem erotischen Trieb der mütterliche gleich

Digitized by Google

stark war, was nicht nur die Kompliziertheit dieser Frau beweist, sondern auch die Spannweite ihrer Menschlichkeit.

Das Geld ist das, was das Individuum mit der sozialen Welt zusammenschmiedet. Mit Geld seinem Leben eine Form geben, ist keine Kunst, aber ohne Geld sensibel, lebenshungrig, geistig begabt sein, und trotz des häufigen Herabstiegs zur glatten Prostitution doch die höhere Idee bewahren, das ist mehr als Kunststück, es ist auch nicht nur Lebenskunst – es läßt nur einen Schluß zu, den auf eine Künstlerseele.

Ich möchte wissen, was man in dieser Situation wird, wenn man sich nur als anonymen Bestandteil im sozialen Teig fühlt. Ein Kaschemmenmädchen, eine Figurantin aus dem Nachtasyl wird man, bestenfalls ein Objekt für sentimentale Apologien russischer Art. Die Reventlow gehörte nicht zum Teig, trotzdem sie sich nie recht herausarbeitete und oft bis zum Halse darin versank.

Nicht daß sie, wie so viele Unbegabte, die diesen Weg gehen, sich bemüht hätte, krampfhaft etwas zu betonen, was sie nicht mehr war. (Es gibt scheußlich unsympathische Halbweltlerinnen; auch wenn sie in der Kate geboren wurden, wollen sie mindestens Oberstentöchter sein.) Daß die Reventlow Komteß war, verbot ihr diese unfreie Haltung. Sie besaß offenbar so viel Instinkt, daß sie fühlte, wie sehr es schlechter Geschmack gewesen wäre, scheinen zu wollen, wo man nur sein konnte. Wie imponierend ist das.

In gerader Linie von diesem Reiz kommt der Charme ihrer Prosa. Die Sévigné, an die sie mich erinnert, schrieb nicht eleganter. Die Eleganz der Reventlow ist tatsächlich ganz Form, will sagen Auflösung des Inhaltlichen, des Massiven, des unmittelbaren Erlebnisses in einem symbolischen Tanz, dessen Figuration und Musik einmalig ihr selbst entspringen.

Sie ist Frau, mehr als sich kann sie nicht gestalten, alles ist Ichform. Höchstens von Ansätzen der Objektivierung darf man sprechen, in denen sich eine merkwürdig spukhafte, an E. T. A. Hoffmann angenäherte, jedoch weniger düstere, weniger kräftige Stimmung ankündigt; vielleicht wäre sie bei längerem Leben deutlicher geworden.

Sie tanzt in Worten ihre Frivolität, die ewigen Verwirrungen der Gleichzeitigkeit und jenes Dreiecks, das bei ihr ein Polygon war. Flucht vor der Tiefe, vor dem Auge in Auge mit den Problemen setzt sie in dieser entstilisierten Zeit instand, im besten Stil der klassischen Mondänen über die Vielheit der Liebesformen, über die Komik und Philistrosität der Männer Kon-

Digitized by Google

versation zu machen. Die Flucht vor der Tragik ist Selbstschutz. Einem Mann würde man diese Furcht, die Untergründe zu öffnen, kaum verzeihen. Aber die Untergründe sind sehr deutlich da. Die Novellistik der Reventlow ist Equilibristik, was für ein Wort, man muß stottern – aber es ist ein gutes Wort, denn es ersetzt die ethische Harmonie durch die statische.

Heute, wo man mit Ideen schießt, um die Welt zu vergasen, lehrt das Oeuvre der Gräfin Reventlow, was für eine positive Sache doch die Leichtheit ist. Diese Leichtheit geht bei ihr so weit, daß sie sogar den Humor der von ihr erfundenen Situationen nicht breittritt. Und das eben ist Künstlerschaft. Distanz sogar vom Wirksamen halten und nicht einmal diese Mine des Erfolges ausbeuten. Was man aber nicht übersehen soll, ist, daß sie im Grunde mit glühenden Schuhen tanzt, wie es in jenem Märchen geschieht, und noch dieses: daß die Frage, ob es empfehlenswert sei, so zu leben, wie sie lebte, völlig unentschieden bleibt. Zur Zügellosigkeit überreden, ist ebenso dumm, wie zur Tugend überreden.

Im Tagebuch stehen manchmal französische Sätze, aber es sind Schnitzer darin, den ärgsten, den homme blonde, sollte man entfernen.

6

Ferdinand Lion ist einer der Elsässer, die Deutschland im Sinn des Gerechtwerdens und Gerechtseinwollens treublieben. Diese Bereitwilligkeit geht zum einen Teil zurück auf innere Werte, die trotz der Militarisierung Deutschland, dem ewigeren Deutschland, zu eigen waren; zum anderen Teil auf eine persönliche Fähigkeit, die verwickelte Welt überlegen zu betrachten – eine Fähigkeit, von der man wiederum behaupten kann, daß sie sich am ersten da ausbildet, wo wie im Elsaß die Macht- und Wertsysteme miteinander rangen.

Vom elsässischen Durchschnittsmenschen, vom Volk im Elsaß konnte man nicht verlangen, daß sie hinter die zeitliche Maske, mit der der Deutsche ihnen gegenübertrat, drangen und „tiefer sahen", denn das setzt schon bewußte Treue, also historische Kenntnis und Bildung voraus. Die Aufgabe jedes Eroberers ist, diese freiwillige Bindung, dieses Zugehörigkeitsgefühl zu einem organischen Prozeß zu machen. Ein Volk wächst nur organisch in eine Gemeinschaft hinein, ein hochstehender (und einsamer) Einzelner verzichtet bisweilen darauf, so *genommen* zu werden; er allein ist imstand, entgegenzukommen und spontan gerecht zu sein.

Digitized by Google

Solche Gerechtigkeit ist nicht Parteinahme, sie ist im Gegenteil Objektivität auf Abstand. Sie erkennt nicht nur das Für, sondern auch das Wider, also nicht nur die deutschen Leistungen, sondern auch die deutschen Fehler und weiterhin, im Fall Lion, nicht nur die Deutschen, sondern auch die Franzosen. In letzter Instanz wird sie daher leicht reine Erkenntnis, Erkenntnis von Zusammenhängen, die zu beschreiben sind, Beschreibung, Historiographie und Philosophie.

Lion ist ein Beispiel für diese äußerste Haltung. Er steht außerhalb und über den Problemen, deren Morphologie er gibt. Und da sein Erlebnis, der deutsch-französische Konflikt, nur einen Einzelfall des „Politischen" darstellt, ist es nicht verwunderlich, daß er sein Augenmerk auf die Gesetze des Machtpolitischen Geschehens überhaupt richtete. So entstand eine Biologie der Machtvorgänge, unter dem Titel „Große Politik". Der Verlag ist die Deutsche Verlagsanstalt.

Morphologie kann ihrer Natur nach nie als Lehre vom Seinsollenden auftreten, sie ist Lehre vom Werden und Vergehen. Sie gibt sich also nicht idealistisch, sondern realistisch. Entsprechend das Verhältnis zum Moralischen, zum Gut und Böse der Macht. Weit entfernt, ideologische Forderungen zu erheben, hat Lion ein völlig naives Verhältnis zu den Phänomenen der Macht. Man kann in seinen Sätzen bisweilen den einfachen Tonfall des lyrischen Dichters finden, der ja auch das Geschehen naiv hinnimmt.

Jeder Machtanspruch ist ein Wert, den sein Träger zunächst persönlich empfindet, sodann in idealer Einheit von Naiv und Brutal der Umwelt auferlegt. So entsteht eine Gleichzeitigkeit von Werten, die den Satz Lions verständlich macht, daß die Weltpolitik wie die Natur ist, als Stück voll kriegerischer Begebenheiten, als Ganzes Harmonie und Frieden. Sie spiegelt mit anderen Worten den Kosmos, der turbulent und gesichert ist.

Diese naturhafte Betrachtung der Politik, dieses an sich nie stabile Harmoniesystem von Werten verlangt eine Skala der Werte. Die Macht kann sich als Schrittmacher einer Religiosität geben, eines gesellschaftlichen Ordnungsgedankens, als finanzielles, agrarisches, industrielles Übergewicht, kurz sie kann als geistiger, körperlicher und materieller Wert auftreten, und danach bestimmt sich nicht nur ihr Rang, sondern auch ihr Erfolg.

Wenn ich mir auch klar bin, daß das praktische Leben nicht mit einer rein philosophischen oder rein wissenschaftlich-anschauenden Morphologie der politischen Kräfte auskommt, weshalb an manchen Stellen des Buches die scholastische Kasuistik sich bemerkbar macht, so begrüße ich

Digitized by Google

doch dieses Werk, weil es ein Anzeichen für eine Wandlung ist, die uns not tut. Die rationalistische Dogmatik, jenes Ethos, das so sehr an ein Kleid erinnert, das dem Leben viel zu kurz ist, liegt hier tief unter dem Realismus, der das Menschengeschehen als Stück des Naturgeschehens betrachtet und damit die Allmacht des Geistes leugnet. Dieser Schriftsteller ist nie durch die Einrenkungsinstitute des Radikalismus gegangen.

Für deutsche Leser ist seine Arbeit tröstlich. Sie lehrt, daß es viele Wertansprüche gibt. Nicht etwa, daß sie auf den zweifelhaften Ausweg verweist, der darin besteht, eine reine geistige Macht zu werden, nachdem man mit dem Imperialismus Schiffbruch erlitten hat. Aber im Raum und in der Zeit, die bei Lion eine so große Rolle spielen, ist immer Wertbildung möglich, der hygienische Rückzug von einer Machtart auf die andere, die Neubildung sind möglich.

„Große Politik" nimmt die Zeit in Anspruch und verläßt sich auf Gegebenheiten wie die Bevölkerungsdichte und die geographische Lage, die beide für Deutschland günstig sind. Auf die Zeit zwischen 1870 und 1914 fallen Lichter, die stark erhellen. Ich möchte intelligenten Nationalisten raten, dieses Buch zu lesen; sie werden nicht behaupten können, daß die guten Ratschläge, die es enthält, von der Gegenseite kommen.

7

„Ein Erbe am Rhein", Roman von René Schickele (Kurt Wolff Verlag), ist in der Ichform geschrieben, entsprechend dem lyrischen Subjektivismus des Dichters. Von Objektivierung kann nur gesprochen werden, soweit sie die private Welt betrifft. Das Zuständliche ist lockerster Rahmen, und wenn der Leser die elsässische Welt nicht kennt, mag er Schwierigkeit haben, sich zurechtzufinden. Das Gemälde, das in diesem Rahmen hängt, gehört zur impressionistischen Schule. Man verstehe das, als sei nicht von einem Buch, sondern von einem Bild die Rede, also nicht von einem Schriftsteller, sondern von einem Maler. Man kennt Schickele, wenn man sich eine Malerexistenz aus der Zeit zwischen den Neoimpressionisten und etwa van Dongen vorstellt. Seine Reaktion auf die Lebensreize und auf die Lebensfragen, seine Vitalität und seine Geistigkeit sind sinnlichfarbig, anschauungshaft, unproblematisch. Das ist ein Vorzug, Erklärung für alle Scharmantheiten seiner Feder; es bedeutet andererseits auch eine Verengerung der Basis, derart, daß man alles zu bedenken geben könnte, was in den letzten Jahren des Impressionismus gegen diesen gesagt wurde.

Digitized by Google

Ich kann mir denken, daß Leser und Kollegen, die durch die Aufwühlungen der letzten zehn Jahre gegangen sind, das Wagnis eines derart außenseiterischen Romanes, d. h. eines, worin Liebe und Frauen und Reisen die Hauptrolle spielen, unbefriedigt ablehnen. Da wir aber in einer Zeit der Revisionen und Rückkehren stehn, wirkt das Wagnis zugleich positiv, nämlich als mutiges Bekenntnis zu dem, was zu restaurieren ist, dem „rein Menschlichen", zumal wenn das Menschliche so warm vorgetragen wird, der Mann die Gefährtinnen so auf den Händen trägt, wie es bei diesem modernen Frauenlob geschieht.

Dieser gemalte Roman hat die Atmosphäre von schönen Sommertagen, ja es ist immer und nur Sommer darin. Vom Architektonischen findet sich bei Schickele fast nichts. Stets kehren Seiten wieder, die, von der Seele der Blumen bis zu der der Sterne, das Wesen der landschaftlichen Kreatur dichterisch einfangen. Dann folgen Ausbrüche aus dem elsässisch-badischen Garten in den mittelländischen, sei es der Venedigs, sei es der der Côte d'Azur, und merkwürdig genug sind, in diesem Roman wenigstens, ihre Luft, ihre Heiterkeit dieselbe; fast könnte man meinen, der Oberrhein läge an der Riviera.

Die Landschaft verträgt die impressionistische Manier bis zur vollen Sättigung; die Menschen nicht ganz so. Es geht bei ihnen zu impressionistisch, zu rasch, zu temperamentvoll zu — dort nämlich, wo sie Staffage, nicht einbezogen, nicht unbedingt nötig für den Ablauf der Fabel sind.

Es ist viel Ballade in diesem Roman, man wird an den Gösta Berling erinnert. Es ist viel barocke Ornamentik um das Gerüst. Barock ist eine wunderbare Sache, aber wenn jemand erklärt, daß dieser Roman statt 1926 anno 1910 hätte erscheinen können, so ist das eine Behauptung, die zwar, für gewisse Rahmenteile, die von der Nachkriegszeit abhängen, nicht paßt, im ganzen jedoch den Nagel auf den Kopf trifft. Wie ist das möglich? Nun dadurch, daß Schickele, der auch eine journalistische, eine politische Ader hatte, mit einer singulären Entschlossenheit, oder auch fluchtartig, sich in die Provinz zurückzog, die, wenn immerhin der Garten in der Südwestecke, doch eben Provinz war.

Es ist denkbar, daß die Instinkte, die da verdrängt wurden, eines Tages wieder an die Oberfläche stoßen. Vorläufig diente ihm die Verdrängung dazu, den tiefen Konflikt eines zu ertragen, der bei französischer Nationalität deutsch schreibt.

Digitized by Google

POLITISCHE GLOSSEN

von

SAMUEL SAENGER

Wir stümpern uns mühsam durch die Anfangsgründe der Demokratie, aber wohin die Reise dieses Empire-République schließlich geht, vermag auch heute noch kein Weiser mit unbedingter Sicherheit vorauszusagen. Wäre nicht die nur löffelweise auszuschöpfende Not – die radikale Umorganisierung der Industrien wird zum Herbst neue Hunderttausende auf die Straße werfen – als Konsolidierungspeitsche tätig und wirkte nicht die Erinnerung an die Inflationszeit lähmend auf die schlummernden revolutionären und wachen reaktionären Energien, so sähe es um die Zukunft der deutschen Demokratie böse aus. Denn der Mangel an Führerköpfen im Gewimmel der Parlamentsköpfe, der sich jetzt wieder beim Kampf um symptomatische Erbärmlichkeiten (Fürstenabfindung; Fahnensymbol; antiquierter Zollschaden) offenbart hat, muß den Glauben an das Parlament als Ausleseapparat für staatsmännische Begabungen erschüttern, ehe er Zeit hatte, sich in einem autokratisch erzogenen Volk zu verwurzeln. Wenn nicht gelingt, das Régime der Parteibureaukraten und den Druck der lokal verfilzten Mittelmäßigkeiten so weit abzuschütteln, um Persönlichkeiten ans Steuer zu lassen, die den Mut haben, das impotente Schielen nach hundertprozentigen Lösungen durch den Willen zur offenen Verantwortung zu kurieren, so wird die Sehnsucht nach Faschismus und Cäsarismus und Monarchismus nicht schwächer werden. Wann werden unsere Sozialdemokraten einsehen, wie eine solche Erziehung zur sozialen Republik geübt werden muß, und warum in kritischen Lagen, nach ihrem kaum je ‚klassenkämpferischen' Verhalten seit November 1918, ihre Methode der feigen Deckung hinter den toten Abstimmungsziffern im Fraktionszimmer zu ihrer völligen Diskreditierung führen muß, wenigstens in den Reihen der ihnen wohlwollenden und auf sie bauenden Intelligenz? Zumal heute, da das katholische Arbeitsvolk seine reaktionär schillernde Parlamentsvertretung gezwungen hat, des hinterhältigen Spiels mit der befristeten Anerkennung der Republik ein für allemal genug sein zu lassen und die Mehrheitsbildung mit den Sozialisten zu suchen. Ist einmal die Deutsche Republik als ‚formale' Voraussetzung für jede deutsche Neugeburt und moralisch-politische Rangerhöhung innerhalb der europäischen Staatenfamilie eine Selbstverständlichkeit geworden, dann wird

Digitized by Google

unser Katholizismus seinen Dankesanspruch geltend zu machen nicht säumen. Der wird in gewissen Schranken berechtigt sein, und wir werden ihm, trotz seiner Belastung mit Kaplanokratie, den Ruhm gönnen, durch seine Nachkriegshaltung den kalten, unsagbar dürren, im politischen Hörigkeitswahn befangenen Hofpredigerprotestantismus des Nordens in den Orkus gefegt zu werden. Am Rande sei angemerkt, daß es, Gott sei Dank, noch einen anderen, einen innerlich dem Ursinn der Evangelien verbundenen Protestantismus gibt, in dem noch Rudimente vom Lessing- und Herdergeist leben, aber der hat es offenbar unendlich schwer, sich der knöchernen Faust der Konsistorialratsdiktatur zu entwinden und die ihm verbliebene Zeitmission zu erfüllen ... Um aber auf unsere Sozialdemokraten zurückzukommen: ihre politische Instinktunsicherheit ist so groß geworden, daß sie sich das Gesetz ihres Handelns immer mehr von den Kommunisten vorschreiben lassen und dadurch das Geschöpf ihrer Lenden – die parlamentarische Demokratie – dem Diktaturparagraphen 48 ausliefern. Das ist frivol. Eine vor sieben Jahren geschriebene Briefnotiz Walther Rathenaus (Briefe, Bd. II, 67) berührt unseren Fall: ‚Wir werden neben der furchtbaren Schule der äußeren Politik gleichzeitig die kaum minder schwere der inneren durchzumachen haben. Unsere Parlamentarier sind an Verantwortung und Disposition nicht gewöhnt, und es wird eine Zeitlang dauern, bis sie herausgefunden haben, daß Parteiverhältnisse allein keine Ministerien schaffen.'

Wir sind damit im Fahrwasser des Führerproblems, das mit jedem Tage in ganz Europa – um von anderen Erdteilen zu schweigen – dorniger wird. Die siamesischen Zwillinge, die als Folge des Industriesystems und der Durchkapitalisierung des Planeten fast gleichzeitig geboren wurden: das demokratische Wahlrecht und die wirtschafts- und klassenbestimmte Parteimaschine, haben den Parteipanzer so dicht gemacht, daß selbst Persönlichkeiten von umfassenderem Horizont und ‚heldischem' Zuschnitt des Willens in normalen Zeiten die Festung von außen nicht nehmen können. Bei uns, aber nicht nur bei uns, hat nicht einmal die Umwälzung die Tore zu sprengen und Wollen, Denken und Gesinnung der Wählermassen umzuwandeln vermocht; denn wo diese ehrlich und durch Demagogie nicht korrumpiert ist, haftet sie zäh an der Vorstellung vom Beamtenpolitiker und von gottgewollter Autorität

Digitized by Google

(= ancien régime); und wo sie durch Partei und Klassenbewußtsein, sie sei bürgerlich oder sozialistisch, ‚geschult' ist, will sie Führung durch . . . Folgsamkeit, durch Unterordnung unter Mehrheitsbeschlüsse der Gruppe, durch Einfühlung in die hinter der Gruppe stehende augenblickliche Massenstimmung. So ungefähr stellt sich das furchtbare Problem der heutigen Demokratie dar. Ganz wird es nur der begreifen, der die Parteiköpfe mustert: es ist, als ob sich seit 1914 nichts geändert hätte. Aber in den Tiefen der Gesellschaft, in Ökonomie und Schichtungsverhältnissen hat sich doch .. so ziemlich alles, in zwischenstaatlicher Hinsicht vielleicht noch mehr geändert. Meist nur ungeistige aber geschwätzige Parteigläubige oder Anpassungskünstler oder erhöhte Durchschnittsbekenner sind in den Tempelbezirk eingelassen worden, nicht einmal Max Weber oder Walther Rathenau gelang es in der Umbruchzeit bei den demokratischen Intelligenzlern unterzubringen. Ähnlich liegen die Dinge in Frankreich, in Belgien, in der Tschechoslowakei, fast überall. Also wäre die Aufgabe der Parteien und Parteigänger, denen an der Erhaltung und zeitgemäßen Fortbildung des Repräsentativsystems gelegen ist, die Auswahlkompetenzen der Parteibureaukratie zurückzudrängen und ihrer Sache (und dadurch dem Gemeinwohl) Persönlichkeiten dienstbar zu machen, deren Natur sie die ‚Ochsentour' des sich Hinaufdienens zu meiden zwang.

Rathenau, der diese Problematik der Demokratie in ihrer ganzen Schärfe erst nach der Umwälzung empfand, hat in den zu seiner Kenntnis unentbehrlichen Briefen (Dresden; bei Carl Reißner) sich natürlich mehrfach mit ihr beschäftigt. Wir kommen darauf zurück. Hier sei eine Bemerkung mitgeteilt: ‚. . . Der mir freundlichst (von dem demokratischen Bezirksvorstand in Wiesbaden) übersandte Aufsatz ist gut; er berührt ein Problem von Tragweite, nämlich das der Führung. Nirgends wird so sehr wie in Deutschland nach Führung gerufen, doch leider erwartet ein Teil der Bevölkerung von den Führern nichts anderes als die volle Übereinstimmung mit der eigenen Auffassung, das heißt, man verwechselt Führer mit Exponenten. Zusammen hängt damit der Begriff der Beliebtheit, eines Wortes, das sich in keine andere Sprache übersetzen läßt und das vielfach nur ein Verhältnis bedeutet, bei dem jemand, ohne entscheidende Eigenschaften zu besitzen, sich eines Anhangs erfreut. Wenn an Stelle dieses Begriffes das sachlich begründete Vertrauen träte, so hätten wir in Deutschland viel gewonnen.' Der Anfang ist gut, aber das ‚sach-

Digitized by Google

lich begründete Vertrauen' schiebt, psychologisch, das Problem auf ein falsches Geleise.

Ist Mussolini Cäsar im (mit englischer Hilfe) verjüngten Imperium Romanum nicht berufen, der japanischen Jugend zuzurufen, sie möchte den tausendjährigen Geist ihrer Rasse nicht verlieren und der materiellen Demagogie unsrer modernen Zeit nicht verfallen? Ein neues Heldenzeitalter bricht an und Mussolini ist sein Prophet nach – Carlyle, dessen Hero-Worship übrigens soeben von der Deutschen Buch-Gemeinschaft neu herausgegeben wird . . Mir fällt dabei jene andere Botschaft ein, die in den Anfängen der imperialistischen Neuzeit Herbert Spencer, der Apostel des sterbenden Liberalismus, an die Japaner gerichtet hat, in Form eines am 26. August 1892 an den Baron Kanéko Kentaró gerichteten Briefes, den die Times ein paar Wochen nach dem Tode des Philosophen am 18. Januar 1904 abdruckten. Von diesem Brief erhielt der berühmte Staatsmann Graf Ito sofort eine Abschrift. Er lautet auszugsweise: ‚Was Ihre anderen Fragen betrifft, so möchte ich zunächst ganz allgemein sagen, daß die Politik Japans meiner Ansicht nach die sein sollte, sich die Amerikaner und Europäer so weit als möglich vom Leibe zu halten. Den mächtigeren Rassen gegenüber ist Japan in chronischer Gefahr, und Sie müßten jede Vorsicht anwenden, damit die Fremden so wenig als möglich bei Ihnen Fuß fassen. Die einzige Form des Verkehrs zwischen Ihnen und den Fremden sollte sich auf den Austausch von Bedarfsartikeln beschränken, die Einfuhr und Ausfuhr physischer und geistiger Erzeugnisse. Völkern anderer Rassen, und insbesondere Völkern der mächtigeren Rassen, sollten keine anderen Vorrechte eingeräumt werden als solche, die zur Erreichung dieser Zwecke unumgänglich sind. Aus der Revision der Verträge mit den Mächten Europas und Amerikas offenbart sich die Absicht, den Fremden und ihrem Kapital das ganze Kaiserreich zu öffnen. Ich beklage dies als eine verhängnisvolle Politik. Wenn Sie sich über die voraussichtlichen Folgen eines solchen Vorgehens klar werden wollen, so studieren Sie die Geschichte Indiens. Lassen Sie die fremden Rassen einmal bei Ihnen Fuß fassen, dann ist die unausbleibliche Folge eine aggressive Politik, die zu Reibungen mit den Japanern führen muß. Diese Kollision wird man jedoch als japanische Angriffe darstellen und Genugtuung dafür fordern; ein Teil Ihres Territoriums

Digitized by Google

wird für fremde Siedlungen in Anspruch genommen werden. Dies wäre der erste Schritt zur Unterjochung des ganzen japanischen Reiches. Ich glaube, daß Sie diesem Los kaum entgehen können, jedenfalls würden Sie den Prozeß in hohem Maße beschleunigen, wenn Sie den Fremden weitergehende Vorrechte gewähren.' Darum empfiehlt er den Japanern, den Erwerb von Grundbesitz und den Abschluß langfristiger Pachtverträge Fremden zu verbieten, ihnen ein sehr beschränktes Aufenthaltsrecht einzuräumen, weiße Arbeiter in dem Staate gehörigen Bergwerken nicht zuzulassen, den Küstenhandel nicht aus der Hand zu geben, auch die Einfuhr von Bedarfsartikeln streng zu kontingentieren, um dem auf der Lauer liegenden Imperialismus der fremden Großmächte jeden Vorwand zu Übergriffen zu nehmen. Dann wendet sich Spencer der Frage der Mischehen zwischen Japanern und Weißen zu, die gerade von den Politikern und Gelehrten in Nippon lebhaft erörtert wurde. Unser Philosoph verarbeitet sie geradezu leidenschaftlich, er findet sogar die damaligen amerikanischen Gesetze zur Beschränkung der Chineseneinwanderung schwächlich, denn im tiefsten Grunde sei dies keine Frage der Sozialphilosophie, sondern der Biologie. ‚Zahlreiche Beispiele sowohl aus den Mischehen der menschlichen Rassen wie der Kreuzung der Tiere beweisen, daß, wenn die vermischten Varietäten über gewisse leichte Grade hinaus differieren, das Resultat letzten Endes ein ungünstiges sein muß. Ich habe selbst jahrelang Beispiele dafür gesammelt und meine Überzeugung ... habe ich eben erst wieder bestätigt gefunden. Denn ich befinde mich auf dem Lande bei einem Freunde, der als Landwirt durch seine Kreuzungsversuche große Erfahrung gewonnen hat. Auf meine auf sie gerichtete Frage hat er meine Ansicht vollkommen bestätigt, daß, wenn beispielsweise unter den vielen Varietäten der Schafe eine Kreuzung derjenigen stattfindet, die sehr voneinander verschieden sind, das Resultat, insbesondere in der zweiten Generation, ein ungünstiges ist – es entsteht nämlich eine unberechenbare Mischung von Zügen, ein Etwas, was man eine chaotische Konstitution nennen könnte. Gleiches ereignet sich bei den menschlichen Rassen, wie die Eurasier in Indien, die Mestizen in Amerika bezeugen.' Die biologische Erklärung dieser Erfahrung, die Spencer gibt, ist bekannt: wenn man stark divergierende Varietäten, die durch Anpassung an sehr verschiedene Lebensbedingungen ausgeprägt wurden, miteinander mischt, kommen leicht Konstitutionen zustande, die nicht richtig funktionieren, weil sie keinerlei fest

Digitized by Google

umgrenzten Bedingungsreihen angepaßt sind. Darwin formuliert: unbedachtes crossing obliterates character, unbedachte Kreuzung verwischt den Charakter. Spencer befürchtete von um sich greifender Bastardierung die schließliche soziale Auflösung, er begründete also seinen Rat an die Freunde in Tokio: ‚Haltet euch fremde Rassen vom Leibe und bleibt dem tausendjährigen Geist eurer Rasse treu', imperialistisch und biologisch.

Es ist ein müßiges Gedankenspiel, sich den Verlauf der abendländischen Geschichte vorzustellen, wenn der Bruch in der Kirche vermieden worden wäre. Zweifellos haben sich die ursprünglich unversöhnlichen Gegensätze, nachdem der Bruch politisch und kulturell produktiv geworden war, ganz wesentlich abgeschwächt. Philosophie und Wirtschaft und Technik haben vor den Kirchentüren nicht haltgemacht. Die Dogmenbehälter der Glaubensinhalte hielten nirgends dem Ansturm der wissenschaftlichen Erkenntnis und der unaufhaltsam wachsenden Bewußtheit der Gläubigen stand; aller Geist, auch der religiös und kirchlich gebundene, wurde in eine Wolke von Modernität in der verwegensten Bedeutung des Wortes gehüllt; und schließlich trieben die neuen nationalen und kulturellen Gemeinschaftsbänder die in verschiedenen Glaubenslagern stehenden Gruppen immer stärker aneinander. Natürlich blieb Glaubenskampf auch nach völliger Laizisierung der Gesetzgebung und dem Sieg der konfessionellen Gleichberechtigung, aber er verlor sich im Rahmen der gewaltigen nationalen und Klassenkämpfe in Kleinkram und in ein Balgen um die staatlichen Futterkrippen. Die tiefen Ursachen, die die Kircheneinheit im 16. Jahrhundert gesprengt hatten, haben sich im Laufe der Zeit und der allgemeinen abendländischen Entwicklung so umgestaltend ausgewirkt, daß heute der Katholizismus als geistige Macht ein gänzlich anderes Bild darbietet als zur Zeit der Kirchensprengung: er scheint seelisch zu wachsen. Nachdem, umgekehrt, der Protestantismus seine Reinigungsfunktion an Haupt und Gliedern der Mutterkirche vollzogen hatte, geriet er dieser gegenüber in eine schwächere Position.

Aus dieser Lage der christlich-abendländischen Religionsgemeinschaften erneuert sich immer wieder die Sehnsucht nach Vereinheitlichung. Wie stark sie eben ist, vermögen wir nicht abzumessen. Stockholm, an sich ein Symbol für den Annäherungsdrang der verfeinertsten unter den kirchlich gebundenen Köpfen der protestantischen Kirchen und Sekten, schien

Digitized by Google

uns nicht einmal für diesen engeren Kreis ein starkes Symptom des Einheitswillens. Diese Feststellung wurde bezweifelt; und um zu beweisen, wie stark das Bewußtsein der religiösen Einheit und Zusammengehörigkeit unter Katholiken und Protestanten aller Schattierungen, unter Anglikanern und Griechisch-Orthodoxen geworden sei, wird mir die Vierteljahrschrift ‚Una Sancta' zugestellt, die sich die Aufgabe gesetzt hat, allen, die ‚guten Willens' sind, den Weg zur Einen Heiligen Allumfassenden Kirche zu bereiten. Gewiß, es wäre schon schön, wenn das Zeitalter der religiösen Parteigeistigkeit und der konfessionellen Befehdung als endgültig überwunden gelten und in die historische Rumpelkammer gestellt werden könnte, vielleicht rückte endlich das Christentum Christi, wie es Lessing und die Humanisten verstanden, in den Blickpunkt menschlicher Hoffnungen: der Galiläer hätte Cäsar besiegt . . . Von solchen Hoffnungen, die wir ‚freie Geister' um ihrer sittigenden Wirkungen willen mit allen guten Wünschen begleiten, sind Herausgeber (Professor v. Martin, München) und Verleger der Zeitschrift (Frommann in Stuttgart) mitsamt dem Stabe ihrer ständigen Mitarbeiter erfüllt.

Eine belästigende historische Erinnerung kann ich dabei aber nicht los werden. Auch nach dem Westfälischen Frieden, der den Protestanten Duldung ihrer Lehre und ihrer Kirche sicherte, wurde die Wiederherstellung der kirchlichen Einheit versucht, denn die innere Glaubenstrennung gefährdete den Frieden und die Sicherheit des Reiches. Darum bemühten sich Männer von dem Gewicht eines Leibniz um die kirchliche ‚Reunion' mit hingebendem Eifer. Die Geschichte dieser Reunionspläne ist nicht nur kulturhistorisch interessant, sehr deutliche Analogien mit der seelischen und materiellen Not unserer Tage drängen sich auf. Die Idee der Weltharmonie, in den Schöpfer der Monadenlehre tief eingesenkt, war mit dem fortdauernden Riß mitten durch die Christenheit nicht verträglich, aber ganz konnte Leibniz doch sein protestantisches Grundgefühl und die mit seinem Wesen als Denker zusammenhängende Gewissensfreiheit ihr nicht opfern; und als von katholischer Seite der Wille zur Wiedervereinigung unter der Voraussetzung kundgegeben wurde, die Protestanten müßten die dogmatischen Formeln des tridentinischen Konzils zunächst einmal unbedingt anerkennen, d. h. der Autorität der römischen Kirche sich unterwerfen, da war es mit der Reunionsbestrebung zu Ende.

Digitized by Google

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU

Kanadischer Charakter

Er ist für den Europäer ein völlig unbekannter Bezirk. Daß er trotz mangelnder großer Schöpfungen doch Interesse verdient, zeigt ein Aufsatz von Fred Jacob in *The American Mercury*.

„Zwei Erklärungen sind für den beschränkten Rang und Zweck und für die augenscheinliche Unbedeutendheit der kanadischen Literatur gegeben worden. Der Materialist erklärt, daß ein junges Land so viel Zeit und Energie darauf verwenden muß, sich fest zu begründen und sich sein tägliches Brot zu sichern, daß geistige Dinge zwangsläufig einen zweitrangigen Platz einnehmen, wenigstens für das erste Jahrhundert, — und Kanada ist als Nation weniger als sechzig Jahre alt. Die Nationalisten behaupten, daß ein abhängiges Land oder eine Kolonie oder ein überseeisches Dominium oder wie man es sonst nennen mag nicht genug Individualität haben kann, um eine Literatur zu ermöglichen, ausgenommen eine schwache und nachgeahmte. In dem ersten von diesen Argumenten ist ziemlich viel Wahrheit; denn die Pioniere müssen augenscheinlich erst ihre Heimstätten bauen, bevor sie sich friedlich zum Nachdenken niedersetzen können; aber jeder, der Kanada einigermaßen kennt, muß bemerken, daß das zweite Argument den Kern verfehlt. Britisch-Amerika hat tatsächlich überaus viel Charakter. Es mag eine familiäre Neigung zwischen Kanadiern und Amerikanern bestehen und eine andere zu den Engländern, aber im ganzen sind sie von beiden trotz aller Verwandtschaft ganz verschieden.

Nichtsdestoweniger haben diese Verwandtschaften auf eine besonders feine Weise die Entwicklung der kanadischen Literatur verhindert. Jedes kleine Land in Europa, das so viel Vitalität wie Kanada besitzt und ein ebenso hohes Niveau, hat eine nationale Literatur hervorgebracht, die sicher hinter der Mauer einer besonderen Sprache ist. Aber die Bewohner der Dominien müssen eine dreifache Hemmung überwinden in ihren Reichs-, geographischen und nationalen Stellungen, die alle ihre natürlichen Bemühungen auf Selbstausdruck zurückgedrängt haben, und konsequent das Wachstum ihrer Literatur behindert.

Wenn man vom Reiche spricht, so beanspruchen die Kanadier stolz einen Anteil an der großartigen literarischen Tradition Englands, und die meisten blicken auf dieses Land nicht nur wegen seiner Klassiker, sondern auch wegen seiner zeitgenössischen Literatur. Nicht wie ein Amerikaner kann ein Kanadier wegen seiner literarischen Werke über den Ozean fahren, ohne daß er als Patriot verdächtigt wird. Dies Sich-Stützen auf die englische Literatur ist indessen nicht eine bloße Form von Heimweh, eine Hinwendung zu einer geliebten Heimat, nach der das Herz schreit; denn die Kanadier denken keineswegs so über das Mutterland. Es ist vielmehr ein Symptom für einen der tiefsten und fundamentalsten Züge im kanadischen Charakter: der mächtigen Gefühlsgewalt, die den Anglo-Kanadier zugleich zu einem Nationalisten und Imperialisten macht, in dem Sinne wie diese Worte im britischen Reich gebraucht werden.

Diese kanadische Haltung ist für Außenseiter immer schwer zu verstehen gewesen, vor allem weil es nichts Ähnliches irgendwo gibt. Immer seit der Zeit, als Britisch-Amerika eine Reihe unverbundener Kolonien war, die eine Nation von wachsenden Ansprüchen und großer potentieller Macht umsäumte, war der Entschluß der Kanadier — ich benutze das Wort Kanadier, da es üblich ist, obgleich nicht ganz korrekt — Teil des britischen Reiches zu bleiben, ein

Digitized by Google

sehr bemerkenswerter Ausdruck historischen Fühlens ...

Nun geschieht es, daß die Leute, die zuerst solche Gefühle besaßen, gewöhnlich keine Pioniersiedler waren. Im Gegenteil. Kein anderes junges Land ist je so durch Einwanderung bereichert worden wie durch jene, die nach der amerikanischen Revolution zwischen Ontario und Seeprovinzen sich ergoß."

Examen de Conscience

Selbst-Erkenntnis: möchte man einfach diesen Ausdruck übersetzen, der eigentlich unübersetzbar ist. Er bildet den Titel des letzten Heftes der *Cahiers du Mois*, einer Sammlung von Beiträgen, die in ihrer geistigen Aufrichtigkeit ein wesentliches Bild der Tendenzen dieser Zeit vermitteln. Diese Sätze aus dem Vorwort des Heftes umreißen die bedeutsame Absicht:

„Die Seiten dieses Heftes beanspruchen nicht, alle moralischen, intellektuellen und literarischen Tendenzen von heute auszudrücken. Sie sind vor allem Zeugnisse von Individualitäten, die nicht durch das Band einer Schule oder einer Sekte miteinander verbunden sind und die sich sogar oft nicht einmal kennen.

Bei aller Verschiedenheit, die sie bieten, verraten diese Zeugnisse eine gewisse Zahl gemeinsamer Bestrebungen und Tendenzen. Dadurch können sie wertvoll werden. Sie sind aus dieser Unsicherheit und Angst geboren, die sicher allen Zeiten angehören, deren Verschlimmerung aber ein Merkmal der jungen Literatur seit dem Kriege ist, da der Mensch scheinbar ein schärferes Bewußtsein seiner Komplexheit und seines Reichtums gewonnen hat ...

Die Mehrzahl dieser Texte stellen in die erste Reihe der Gedanken ihrer Autoren das Bewußtsein dieser Unordnung — welches immer auch die Formen sind, die sie angenommen hat oder annehmen kann. — Aber dieses Bewußtsein ist sogar beherrschend, und wenn man den individuellen Reaktionen folgt, wird es sich darum handeln, sie entweder zu besiegen durch eine eher empirische als gedachte Mystik oder sie absolut zu bejahen.

Die Aufrichtigkeit, die diese Bekenntnisse diktiert hat, ist ein wesentlicher Charakterzug. Im Ursprung von jedem von ihnen befindet sich nicht ein Narzismus oder ein eitles Wohlgefallen an sich selber, sondern der Wunsch, klar in sich hineinzusehen, sich weder durch Worte noch durch Einstellungen betrügen zu lassen. Nach diesen — provisorischen — Einsätzen oder Prüfungen haben die Autoren ein Bedürfnis gefühlt."

Als Beispiel für diese Bekenntnisse die folgenden Zeilen von Pierre Burgelin:

„Sich mit Leidenschaft über sich selbst beugen, danach versuchen, sich zu definieren. Ich schreibe das, dann möchte ich es aber wieder durchstreichen, sobald ich meine Naivität erkannt habe: dies Ziel — die größten Menschen haben es sich gestellt —, und was bin ich, der behauptet, Erkenntnis und Klarheit erreichen zu können? Daher möchte ich es nicht vor mich als Ziel errichten, sondern als eine Methode: ich bin nicht sicher, eines Tages auf den Gipfel zu gelangen, ich weiß nicht einmal, wie ich losgehen will und in welcher Richtung.

Es gibt in der Tat für mich eine Forderung, die allem vorangeht und selbst meinem eigenen Leben, einen Befehl, den ich nicht zu rechtfertigen suche, weil es mir genügt, daß er ist. Mit einem Wort, das eine gewisse Moderolle spielt, nennt man ihn die Forderung nach Aufrichtigkeit. Man sollte richtiger sagen: die Forderung nach Erkenntnis; denn aufrichtig sein bedeutet nichts, als nichts im Dunkeln lassen, nichts vor sich verheimlichen, was man an sich verachtet, seine Schwächen, seine Irrtümer, vor

Digitized by Google

allem seine Grenzen. Aufrichtig sein — das heißt keineswegs auf Leidenschaften hereinfallen, auf Vorurteile, selbst auf Doktrinen, es heißt vielmehr zu versuchen, eine neue Seele angesichts dessen, was neu ist, zu haben, um besser zu verstehen, und einen richtigen Gedanken, um besser zu urteilen ...

Erkenntnis ist also kein Zweck, sondern ein Mittel. Ebenso wie die Koordination. Und besonders das Werk, das für uns nur insofern Geltung hat, als es eine Leistung der Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit ist. Dies Ziel empfinde ich noch als zu weit und zu dunkel, um es bestimmen zu können, und im übrigen soll ja kein System aufgestellt werden, sondern die Wege sollen aufgezeigt werden, die zu schreiten man entschlossen ist ...

Wenn man dieser Suche einen Namen geben wolle, könnte man vielleicht den der Suche nach dem Heil anwenden. Das Heil: das heißt sich selbst finden, das heißt vor allem über sich hinausschreiten und Welt finden und Gott finden. Diese Formeln sind unbestimmt, wie es für mich die Realitäten sind, die sie vertreten; aber ich könnte sie nicht ohne Betrug präzisieren. Ich weiß allein, daß meine Seele mit sich selbst nicht zufrieden sein kann, sie weiß eben zu gut, welches ihre Grenzen und Unvollkommenheiten sind. Ich weiß, daß sie nach Besserem und nach mehr strebt und nichts versäumen wird, um es zu erreichen.

Aber vielleicht hat mein Eifer nicht genug einige der Schwierigkeiten ahnen lassen, die ihm schon auf seinem Wege begegnet sind. Die Dinge sind nicht ebenso einfach wie die Ideen, die man aufzustellen versucht. Zu allererst muß man notieren, daß ein Ideal des Gedankens, wie derjenige, den wir soeben ausgedrückt haben, nicht ohne gewisse Widersprüche möglich ist, deren Heftigkeit schmerzlich ist. Die Aufrichtigkeit allein kann nur bis zur Erkenntnis reichen, und man kann nicht alles akzeptieren wollen. Es gibt eine Notwendigkeit der Wahl und des Opfers, die für den, der nur das Ziel im Auge hat, nur das Gefühl einer unerträglichen Verstümmelung sein kann: worauf dies Opfer gründen? Im übrigen heißt sich kennen nicht den Vorrang der Vernunft bejahen und sich dem Gefühl verweigern? Es gibt eine Trockenlegung der Seele, eine Ungeschicklichkeit zu lieben, indem man die zerstörenden Kräfte der Ironie erzeugt, die nichts anerkennt und jeden Versuch zu leiden oder zu hoffen zerbricht. Jacques Rivière, dieser hellsichtige Beobachter seiner selbst, hatte es wohl gesehen, wenn er verkündet, daß es schwieriger und gefährlicher sei, aufrichtig zu sein, als gerecht.

Es gibt Zusammenstöße zwischen den immer identischen angenommenen Doktrinen mit unserem Leben, das unaufhörlich sich umgestaltet und wandelt. Es gibt die Suche nach Einheit und Vollständigkeit seines Lebens, da man der Kugelfang für die verschiedensten und widerspruchvollsten Einflüsse ist. Es gibt vor allem das Gefühl, daß man zu schwach ist, um die Gesichte so großer Ehrgeize zu ertragen."

Eça de Queiroz

Die von Paul Valéry, Léon-Paul Fargue und Valery Larbaud geleitete edle Zeitschrift *Commerce* schickt ihr siebentes Heft hinaus. Es bringt Arbeiten von Fargue und Larbaud selbst, ferner von Supervielle, Artaud, Cardarelli und anderen Autoren.

Valery Larbauds Beitrag enthält Aufzeichnungen aus dem Südexpreß. Der Dichter Valery Larbaud ist bei uns wenig bekannt. Sein Werk ist sehr subtil, zart, kultiviert. Er ist in allen Literaturen und Ländern zu Hause, ein feinnerviger Werber für die europäischen Besitztümer. (So wurde er auch der Über-

Digitized by Google

setzer Butlers.) Das Leben offenbart sich ihm am stärksten im Eisenbahnzug:

J'ai senti pour la première fois toute la douceur de vivre
Dans une cabine du Nord-Express, entre Wirballen et Pskow.

Landschaften und Literaturen fließen für ihn zusammen. Auch der Blick nach Portugal hinein bedeutet für Valery Larbaud einen Blick in die portugiesische Dichtung.

„Ich wollte meine portugiesischen Lektüren — das heißt: lernen, Portugiesisch zu lesen — nicht beginnen, indem ich von vorne her auf die zeitgenössische Literatur zuging. Ich habe einen Winkelzug gemacht. Ich marschierte mit der vorletzten Abteilung, um mich mitziehen zu lassen und dann die Spitze der Kolonne wieder einzuholen. Ich lernte lesen in den Werken der portugiesischen Schriftsteller von vorgestern (letztes Drittel des neunzehnten Jahrhunderts und der ersten zehn Jahre des jetzigen), deren Namen überlebt sind. Ich hatte in Spanien von Eça de Queiroz gehört (gestorben 1900 in Paris; seine Lebensdaten sind ein wenig denen von Samuel Butler ähnlich); ich wußte, daß er auf die spanischen Schriftsteller der Generation von 1898 Einfluß gehabt hat; man hatte gerade ein nachgelassenes Werk von ihm in Lissabon veröffentlicht: ‚A Capital'; ich habe es gekauft; ich dachte, darin zehn bis zwanzig Seiten täglich mit Hilfe eines Wörterbuches zu lesen; nach vier Tagen hatte ich es beendet: 537 Textseiten mit Gefräßigkeit aufgenommen, ohne irgendeine Panne, ohne eine Sekunde Entmutigung. Ich konnte Portugiesisch lesen! Und ich las soeben das Werk eines Meisters, eines der großen europäischen Romandichter des neunzehnten Jahrhunderts.

Sie sehen: das ist kein Fund, keine ‚Entdeckung', keine ‚Offenbarung' (diese großen entehrten Worte!). Eça de Queiroz ist in Portugal und Brasilien ein Klassiker, und sein Einfluß in Spanien ist schon eine historische Tatsache. Es scheint sogar, daß ein Buch von ihm übersetzt und auf französisch veröffentlicht worden ist. Man gebe dennoch zu, daß er bei uns wenig bekannt ist (und es ist wahrscheinlich, daß er es kaum mehr ist in Deutschland, England, Italien, in den skandinavischen Ländern). Sprechen wir also von ihm als einem in Frankreich Unbekannten und wünschen wir, zur Ehre und zum Vergnügen des literarischen Frankreich, daß man nicht zögere, seine wichtigsten Werke zu übersetzen. Ich sehe sie an ihrem Platz in der ausländischen Sammlung, die Charles du Bos so gut leitet, und ich bin sicher, daß unsere besten Literaten ihn in ihren Bibliotheken an die Seite seiner englischen Zeitgenossen stellen werden: George Meredith, Samuel Butler, Joseph Conrad."

Nach einer Analyse von ‚A Capital' fährt Valery Larbaud fort.

„Die Erzählung, mit klarer Linie und fester Spur, verläuft ganz gerade, ohne Abschweifungen, ohne Bravourstück, ohne Beschreibungen noch moralischen Reflexionen. Nichts Unechtes: Satire und Komik stammen aus dem tiefsten Grund der Situationen. Keine Thesen, keine Parteinahme weder für noch gegen den Mittelpunkt. Kein kritisches Urteil, keine politische Absicht. Die Abwesenheit von alledem gibt dem Buch seine große Geste: der der Natur gegenüber gestellte Spiegel, aber ein intelligenter Spiegel, der Perspektiven, Umfang, Verlängerungen, Verwandtschaften, Bewegungen und die Gegensätze der reflektierten Dinge kennt.

Nun ist es aber nur ein Entwurf, ein Jugendwerk von Eça de Queiroz, auf den Boden eines Koffers verbannt. Eine Lissaboner Zeitung hat soeben eine Umfrage unter den Literaten veranstaltet: ‚Haben die Erben des Dichters gut daran

Digitized by Google

getan, dieses Werk und einige andere desselben Fundus, derselben Lebensepoche von Eça de Queiroz zu veröffentlichen?' Man wendet ein, daß er in den Romanen seiner Reifezeit Personen und Situationen seiner ersten Versuche benutzt hat und daß diese nachgelassenen Werke eine Art doppelter Anwendung in großen Teilen seines Werks gefunden haben. Ich glaube, daß ich geantwortet hätte: um so besser. Ich habe nur ein einziges der großen Werke von Eça de Queiroz gelesen: ‚Fradique Mendes', aber ich ahne, was sein Romanwerk sein kann: ein bewundernswert klares und vollständiges Bild der portugiesischen Gesellschaft der letzten dreißig Jahre des neunzehnten Jahrhunderts. Er sieht diese Gesellschaft als Historiker, als Philosoph, als Künstler und Dichter und mit einer genügenden Distanz, um sie als Ganzes zu betrachten (er gehörte der Diplomatie an, — Posten in England und zuletzt portugiesischer Konsul in Paris — und er hatte eine reiche englische und französische literarische Bildung).

Er hatte also eine Serie, ein Spiel von Personen und Situationen, die er ohne Nachteil in die Bezirke seines Werkes bringen konnte, wo sie im günstigsten Licht in Hinsicht auf die Wirkung, die er hervorzubringen wünschte, erschienen. Es ist folglich möglich, daß man in den großen Büchern seiner Reifezeit, die zu seinen Lebzeiten veröffentlicht wurden, stärkere und ausdrucksvollere Porträts des Journalisten, des Weltmannes, des jungen Ehrgeizigen, des sozialistischen Apostels, des Politikers findet. Aber seine Porträts sind so fesselnd, daß man — glauben wir — es kaum unterlassen kann, sie zu sehen und immer wieder zu sehen."

Paul Signac und die unabhängige Kunst

Man hatte Signac eingeladen, in Lyon den zweiten ‚Salon du Sud-Est' zu eröffnen. Vor den Bildern von Cézanne, Sisley, Degas, Gauguin, Renoir, Monet und anderen Meistern des Impressionismus sagte — nach dem Bericht in *Vient de Paraître* — Signac:

„Ich bin nur ein alter unabhängiger Maler. Ich bringe Ihnen also keine offiziellen Komplimente. Aber der alte Maler drückt Ihnen seine ganze Freude darüber aus, daß er von seinen jungen Kameraden für diese Eröffnung auserwählt wurde. In meinem Alter muß man die Jugend lieben. Indem man sie liebt, sie bewundert, schöpft man neue Kräfte und kann es vermeiden, ein grämlicher Greis zu werden. Und wenn diese Jugend einem gegenüber ein wenig Wohlwollen ausdrückt, ist man reichlich entschädigt für das, was man für sie hat tun können. Ich möchte Ihnen auch meine Freude darüber ausdrücken, mich hier mit freien Menschen, frei von Interessen und Konventionen wiederzufinden. Es ist für mich ein schöner Tag, mit Ihnen dies Fest der Unabhängigen Kunst zu feiern.

In der Tat triumphiert heute die unabhängige Kunst bei Ihnen und mit Ihnen; denn alle hier vereinigten Künstler, Ihre Gäste wie Ihre Mitglieder, sind Künstler, die gegen die offizielle Kunst gekämpft haben: denn es gibt in Frankreich noch eine offizielle Kunst, eine Staatskunst, das Staats-Institut, die staatlichen Rom-Preise, und man kann sich fragen, ob die Zeiten nicht gekommen sind, da man sich von dieser unheilvollen Vormundschaft befreien und endlich die Trennung von Kunst und Staat proklamieren kann.

Sie stellen zuerst vor Ihre Besucher die Maler, die sich gegen die Jurys empörten, die ruhmreichen Aussteller des Salons der Zurückgewiesenen des Jahres 1863: Boudin, Lépine, Jongkind, den fabelhaften Jongkind, der noch in voller Reife seines Talents von der Jury des Jahres 1873 zurückgewiesen wurde, seit-

Digitized by Google

dem aufhörte, den Pariser Salon zu beschicken und ein Künstler des Südost wurde. Dann die großen Impressionisten Monet, Renoir, Sisley, Pizzaro, Cézanne, Degas. Von Ihrer klaren Vernunft geleitet, von Ihrem festen Willen, die sich durch Snobismus nicht bestimmen lassen, haben Sie diese Meister der französischen Schule vereinigt, trotz des sogenannten Bankerotts des Impressionismus, wie ihn die neuen Spritzenmacher und die Marktschreier des Übergebots verkünden. Man kann sich nicht vorstellen, was wir alle sowohl als Menschen wie als Künstler ihnen schulden. Sie wurden die Befreier, die Retter. Sie wurden die ersten Unabhängigen ...

Und auch Sie, liebe Kameraden vom Salon des Süd-Osten, Sie sind Unabhängige, wie Ihr Präsident es so gut bewiesen hat. Wenn Sie dem herrlichen Beispiel Ihres Vernay, Ihres Carrand folgen, die Empörer und Unabhängige waren, Ihres Puvis, der niemals dem Institut angehören wollte, machen Sie gute Arbeit, arbeiten Sie fröhlich und ernst, und, außerhalb von offiziellen Lehren und akademischen Rezepten von rechts oder links, jeder nach seinem Temperament, und Sie werden so dazu beitragen, die wahrhafte Tradition fortzupflanzen, die nicht die in der Nationalschule der schönen Künste gelehrte ist.

In dieser Ausstellung sind wir alle ganz solidarisch, Unabhängige des Geistes und des Charakters. Sie kämpfen für den Triumph der Sache, wie wir dort unten kämpfen. Fahren Sie fort, bei sich zu kämpfen, zu arbeiten. Kommen Sie nicht nach Paris, wo Sie es wagen würden, dieses harmonische Verhältnis zwischen Leidenschaft und Logik, das für das Genie Ihrer Stadt charakteristisch ist, gestört zu sehen. Es gibt keinen Grund dafür, ebensowenig in Frankreich wie im Ausland, daß die Hauptstadt die Kräfte zentralisiert und die Talente aufkauft. Bleiben Sie Lyoner, bleiben Sie in Lyon. Sie haben dort gute Arbeit zu tun, und Sie haben genug Kräfte, um sie gut zu tun ..."

Rudolf Kayser

Mitarbeiter dieses Heftes

Paul Goehre, Staatssekretär a. D., Verfasser des Buches „Deutschlands weltpolitische Wendung".

Hans Reisiger, Übersetzer der Werke Walt Whitmans, gab u. a. heraus die Romane „Maria Marleen" und „Jakobsland".

Annette Kolb, Badenweiler, Verfasserin von „Das Exemplar", „Zarastro", „Spitzbögen".

Preisausschreiben

Der Verlag S. Fischer plant aus Anlaß seines vierzigjährigen Bestehens die Herausgabe einer Reihe von Kurzbüchern (80—100 Druckseiten), die unter der gemeinsamen Idee „Das Erlebnis" stehen sollen. Das Preisausschreiben will die Hervorbringung von Selbstdarstellungen fördern, Gestaltung nicht erdachter, sondern erlebter Erfahrungen, die Schicksale und Charaktere gebildet haben. Es soll jene von Goethe schon einmal entdeckte Quelle wieder angeschlagen werden, die auch im heutigen Volksleben nicht versiegt sein kann. Das persönliche Erlebnis und Bekenntnis, allein von verantwortlichem Wahrheitstrieb gestaltet, wird zugleich als ein über das Individuelle hinausgreifendes Dokument unserer nach neuen seelischen Bedingungen strebenden Zeit gelten können.

Für die drei wertvollsten Arbeiten sind Preise von 5000.—, 4000.—, 3000.— Mark ausgesetzt. Das Preisgericht wird ausschließlich dem Schutzverband deutscher Schriftsteller, Berlin W 57, Bülowstraße 22, überlassen, der allein die Einsendungen entgegennimmt und auf Wunsch die näheren Bedingungen des Wettbewerbs mitteilt.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Rudolf Kayser
Verlag von S. Fischer A.-G., Berlin. Druck vom Bibliographischen Institut, Leipzig

Digitized by Google

ZUR KRISE DES SOZIALISMUS

von

ROBERT WILBRANDT

Die Krise, von der hier die Rede sein soll, ist neueren Datums. Man hat zwar schon lange die Frage aufgeworfen, welche geographischen Grenzen der Ausbreitung des Sozialismus gesetzt seien. So hat Sombart schon vor Jahrzehnten in einem Büchlein die Frage untersucht: „Warum ist der amerikanische Arbeiter nicht Sozialist?" Er zeigte, daß es dem amerikanischen Arbeiter zu gut dafür gehe. Die hohen Löhne, damals das dreifache, heute das vierfache der deutschen, außerdem damals mehr noch als heute die Möglichkeit, zur Selbständigkeit emporzusteigen, sich auf freiem Boden als Farmer anzusiedeln, samt dem aus dieser Möglichkeit bis heute noch verbliebenen Geist der Selbständigkeit, des Emporsteigens – das alles und manches andere hatte bis dahin, ja hat bis heute den Sozialismus in den Vereinigten Staaten nur wenig Wurzel fassen lassen. Inzwischen ist er dort freilich in sein heroisches Zeitalter eingetreten; aber doch mehr nur im Sinn der Verfolgungen, die er zu erdulden hat, als im Sinn eines nahenden Sieges. In den übrigen angelsächsischen Kolonialländern dürfte es nicht viel anders aussehen, obwohl Australien längst als das Musterland sozialer Experimente, weitgehender Hebung der Arbeiterklasse und in diesem Sinne eines „socialisme sans doctrine" bekannt ist. Dieser Sozialismus ohne Doktrin ist dort auf gewisse, vielleicht besser als bodenreformerisch und staatssozialistisch zu bezeichnende Maßnahmen beschränkt. Die Bodenreformbewegung, von Amerika ausgegangen, dürfte auch für Australien mehr als der europäische Sozialismus das Charakteristische sein. Dies alles sind alte, aus dem Kolonialland und seinen besonderen sozialen Lebensbedingungen verständliche Grenzen des Sozialismus. Ob und wann er diese überschreiten werde, ist nicht vorauszusagen, hängt aber zweifellos mit der weiteren Verdichtung der Kolonialbevölkerung und der entsprechenden

Digitized by Google

Angleichung an die soziale Lage des Mutterlandes zusammen. Wir dürfen daher schließlich doch ein wachsendes Maß von Proletarisierung und damit auch von sozialistischer Stimmung der Massen in den Kolonialländern erwarten. Doch das ist, wie gesagt, nichts Neues, vielmehr eine längst begriffene und eher allmählich abflauende Stimmungsgegnerschaft. Das Neue, was heute von einer Krise des Sozialismus zu sprechen Anlaß gibt, ist die veränderte Stimmung in den alten, bisher dem Sozialismus durchaus offen stehenden Ländern, also in Europa.

Wenn ein moderner Theoretiker wie Schumpeter, nach seiner Tätigkeit in der Sozialisierungskommission zunächst österreichischer Finanzminister, dann Bankdirektor und jetzt Professor in Bonn, inzwischen in einem Aufsatz „Sozialistische Möglichkeiten von heute" genau das Gegenteil von dem aussprach, was er der Sozialisierungskommission in die Feder diktiert und auch theoretisch früher vertreten hatte, so mag das zunächst mehr symptomatisch für den Autor als für die Lage sein. Doch hängt es mit der Lage insofern zusammen, als diese doch Anlaß gegeben hat, sich so zu verhalten. Die Engländer haben für ein solches Verhalten das kurze Wort „rat": das Verhalten der Ratten, die das sinkende Schiff verlassen. Der Sozialismus ist das sinkende Schiff. Er hat sich nicht durchgesetzt, er hat die nach dem Zusammenbruch ihm zugeströmten Anhängerscharen wieder verloren, es ist nach wie vor, ja vielleicht mehr denn je ein gewisses Märtyrertum geworden, für ihn einzutreten. Ja mehr noch als das: er verliert zweifellos in den letzten Jahren überhaupt an Interesse. Dafür spricht deutlich das Verhalten der akademischen Jugend. Nachdem sie in Scharen als immerhin echte, nicht nur streberhafte, sondern innerlich der Bewegung nun erschlossene November-Sozialisten ihm zugeströmt war, bringt sie ihm heute kein Interesse mehr entgegen. Ford und Fordismus sind viel mehr geeignet, begeisterungsfähige Jünglinge anzuziehen. In der älteren Generation ist Sombarts Umfall wohl nicht minder für einen Teil der Zeitstimmung charakteristisch: einst der erste und einzige, der für Marx und den Marxismus Verständnis zeigte und gewann, hat er nun in einem viel dickleibigeren Werk nur noch Schlechtes, nur noch minderwertige Motive am Marxismus herauszufinden vermocht. Für Herkner ist der Sozialismus der Prügelknabe, der an allen Entgleisungen der Sozialpolitik in der Nachkriegszeit schuld ist. Ja die Bewegung selbst zeigt mehr und mehr einen Zustand von krisenhafter Selbstbesinnung oder aber, was noch symptomatischer ist, von Ermattung, von Apathie, von Verlust des

Digitized by Google

Schwunges und des Glaubens. Ein Buch wie das von Hendrik de Man: „Zur Psychologie des Sozialismus", hat von Belgien her, die Schrift von Carl Mennicke, „Der Sozialismus als Bewegung und Aufgabe", hat aus Deutschland, manche kritische Anklage endlich hat aus Österreich die Selbstbesinnung laut werden lassen. Selbst Wien, die Hochburg des erfolgreichsten und radikalsten Kommunalsozialismus, ist von Zersetzungserscheinungen in der politischen und in der genossenschaftlichen Bewegung des Proletariats nicht frei. Der Unionismus und Syndikalismus sind auf gewerkschaftlichem Gebiet auch in Deutschland analoge Symptome der Krise des Sozialismus: man erhebt nur noch Protest gegen die herrschende Ordnung, ohne im kleinen oder im großen von politischer, gewerkschaftlicher oder genossenschaftlicher Betätigung wirkliche Besserung zu erhoffen. Ja, man kann es kurz in die Formel zusammenfassen: der Glaube ist verloren, der dem Sozialismus Schwungkraft gab.

Wie ist das zu verstehen? Welche Ursachen liegen dem zugrunde? Ist es etwa die maßlose Hetze, die von rechts her in den letzten Jahren gegen den Marxismus getrieben worden ist: hat diese die Anhängerschaft so erschüttern können? Gewiß nicht. Das Sozialistengesetz und die Ablehnung durch das Bürgertum, durch alle konservativen Kreise hat einst der Sozialdemokratie nur Märtyrer und damit erhöhte Schwungkraft gegeben. Man ließ das Sozialistengesetz zuletzt fallen, weil man einsah, daß es zwar den Gewerkschaften und der Partei zeitweise geschadet, aber das Anschwellen der sozialdemokratischen Wahlziffern auf die Dauer nicht im mindesten gehindert hatte. Der Druck von außen stählt, drängt die von ihm Betroffenen nur um so enger zusammen, wenn nicht von innen her dem Gegner ein Bundesgenosse zu Hilfe kommt; und das ist hier der Fall gewesen. Wenn heute so manche nicht mehr rot, sondern wieder schwarz-weiß-rot wählen, so liegt das nicht nur an der vorherrschenden Unkenntnis dessen, was unter dem letzten Kaiser schwarzweißrot bedeutet hat (ich verweise dafür auf Emil Ludwigs „Wilhelm II." und auf „Die Tragödie Deutschlands, von einem Deutschen"), sondern mehr noch an der Kenntnis dessen, was seit der Revolution allgemein bekannt geworden ist: das Menschliche, allzu Menschliche derer, die im November 1918 die roten Wimpel flattern ließen. Ich sehe sie keineswegs als „Novemberverbrecher" an, vielmehr als geschichtsnotwendige Produkte der Ära Wilhelms II. Der Zusammenbruch ist es nicht, der den Revolutionären vorzuwerfen ist, sondern das, was dann folgte. Es ist bekannt genug.

Digitized by Google

Es führte zur Enttäuschung an der Masse, bei der Masse zur Enttäuschung an den Führern und im allgemeinen zur Enttäuschung am Sozialismus. Die Masse war dem Beispiel der Kriegsgewinnler gefolgt, ein jeder hatte für sich selber zu sorgen zur Hauptsache gemacht, zu einer solchen Haltung durch Vorbild und Kriegswirtschaft mehr und mehr gedrängt. Doch lagen dafür noch tiefere Gründe vor. Schon in den Zeiten, als der Marxismus noch seine ursprüngliche Schwungkraft hatte, waren es immer nur wenige, die den Dingen auf den Grund zu kommen suchten, die versuchten, sich ein Urteil zu bilden über die sittlichen, geistigen und ökonomischen Möglichkeiten und Verpflichtungen des Sozialismus. Die große Masse war Mitläufer, unzufrieden mit ihrem Los, gefangen in Schlagworten; doch ohne Möglichkeit oder ohne Interesse tiefer zu gehen oder gar über die Probleme des Sozialismus hinaus teilzunehmen an anderen Problemen der Welt und des Lebens. So wurde aus der sog. Revolution die bekannte „Lohnbewegung". Zügellosigkeit, Nachlassen aller Arbeitsenergie – mit entsprechender Enttäuschung auch am Achtstundentag, der nun nicht so wirkte, wie in den sozialen Experimenten eines Abbe oder Freese – waren teils Folgeerscheinungen der Überanspannung während 4½ Kriegsjahren, teils Protest gegen „die Rückkehr in die Sklaverei" und entsprangen dem begreiflichen Wunsch nach „Verbürgerlichung" – so sehr dies Wort abgelehnt wurde. Aber was sah die Masse vom Bürgertum anderes als einen größeren Wohlstand und ruhigeres, sorgenloseres, arbeitsfreieres Leben, als sie es selbst führen konnte, und was war begreiflicher als der Wunsch, es ebenso zu haben?! Die im Bürgertum ruhenden Kulturgüter liegen nicht auf den ersten Blick sichtbar – und wo hätte bei einem früher oft 14 Stunden und mehr, vor der Revolution immer noch 10–12 Stunden dauernden Arbeitstag Zeit und Kraft kommen können, ihnen nachzuspüren? So erwies sich die Masse in diesem Augenblick tatsächlich als ungeeignet für den Sozialismus. Mit diesen Menschen, so wurde damals erklärt, kann man nicht sozialisieren. Sie waren durch den Kapitalismus, durch die ihm sich entgegenwerfende Gewerkschaftsbewegung, durch die Klassenkampflehre des Marxismus und schließlich durch den Krieg und seine Verwilderung so sehr auf das egoistische Fordern, so wenig auf die Hingabe an das Gemeinwohl eingestellt, daß die für eine sozialistische Gemeinwirtschaft erforderlichen Motive fast gänzlich fehlten.

Nicht minder enttäuschend war das Verhalten so mancher „Führer". Nur ein extremes, doch charakteristisches Beispiel sei angeführt: ein

Digitized by Google

früherer Arbeiter, dann Redakteur, dann Dr. rer. pol. und schließlich als Sozialdemokrat in Kriegs- und Nachkriegszeit zu hohen Ämtern emporgestiegen, ist schon lange als der „Schlafwagenästhet" bekannt gewesen; er sprach mit Vorliebe nur noch von den Schlafwagen und ersten Hotels, die seiner allerdings sehr „gehobenen Existenz" das tägliche Brot geworden waren. Ein solches Parvenutum hat schon vor dem Kriege, erst recht aber nun seit der Revolution eine Reihe von „Vorkämpfern" des Proletariats ergriffen. Sie verachteten von ihren Ministersesseln aus die Masse, die sie nicht erzogen hatten. Verzweifelten an ihr, belogen sie wie vorher andere Bureaukraten, kurz, zeigten nur, wie sehr doch alles beim alten bleibt, gerade wenn es sich ändert. Die großen Persönlichkeiten, die einst die sozialistische Bewegung geführt haben, waren dahin. Ein Marx und seine nächsten Freunde, für Jahrzehnte dann Bebel, das sind Beispiele jener Kombination von echten Führereigenschaften: Verbindung von Überlegenheit mit absoluter Hingabe an die Masse. Wir sehen uns nach solchen Persönlichkeiten vergebens um. Die Routine, die Abgebrühtheit, das Untergehen in all dem Kleinen, was der Alltag politischer, gewerkschaftlicher und genossenschaftlicher Arbeit mit sich bringt, das alles findet nicht mehr das nötige Gegengewicht an dem glühenden Prophetentum, an der gewaltigen Wucht, wie sie jene Großen gekennzeichnet hat. Ich erinnere mich an das edle Antlitz Bebels im Reichstag; das ist wirklich für den Sozialismus die Verkörperung einer „guten alten Zeit".

Es lag an beiden, an der Masse und an ihren Führern, wenn die Stunde der Macht so ungenutzt blieb. Die Sozialisierung wurde ein bis zum Überdruß abgedroschenes, nun kaum noch in den Mund zu nehmendes Schlagwort. Ihm auch nur die mindeste Verwirklichung zu geben, war der Bewegung versagt. Sie hatte dafür weder ein Programm noch irgendwie erzogene Menschenmassen, noch führende Persönlichkeiten, die irgend etwas Praktisches mit dem anzufangen gewußt hätten, was ihnen das Schicksal als große Gelegenheit in den Schoß warf. Die Enttäuschung daran wirkt heute noch in der Masse wie in den Führern, ja überhaupt in der öffentlichen Einschätzung des Sozialismus nach. Man traute sich nicht, wie gelegentlich gesagt wurde, die bankerotte Volkswirtschaft zu übernehmen. Man wollte den Sozialismus durch einen Mißerfolg, der da drohte, nicht diskreditieren; man hatte jedoch die politische Verantwortung patriotisch oder auch ehrgeizig übernommen und trägt daher heute noch das Stigma des „Novemberverbrechers", d. h. der Schuld an

Digitized by Google

einer Revolution, die man gar nicht herbeigeführt, gar nicht gewollt, ja bis zur letzten Stunde nicht einmal geahnt hatte, und obendrein nun die Enttäuschung derer, die von dieser Revolution etwas zu erhoffen Anlaß hatten.

In Sowjetrußland hat man sich getraut zu tun, was man bei uns – vielleicht gerade auch unter dem Eindruck der Erlebnisse Rußlands, denn unsere Revolution kam ja ein Jahr später – nicht in die Hand zu nehmen gewagt hat. Man hat aber damit gleichfalls nur gewisse Grenzen des bis dahin üblichen Sozialismus erwiesen. Auch Sowjetrußland trug zur Krise des Sozialismus das seinige bei. Es hat – zwar auf seine Art – die Bauernbefreiung tatsächlich durchgeführt. Es hat Zarismus und Adelsherrschaft weggefegt. Aber es hat an die Stelle der alten Bureaukratie doch nur eine neue, an die Stelle des Zarentums den großen Diktator und an die Stelle des Privatkapitalismus der Großindustrie den Staatskapitalismus eben derselben treten lassen. Die Masse hat auch hier versagt. Die Führer sind berühmt geworden, oder auch berüchtigt, sie haben aber nicht zum Sozialismus hingeführt, sondern nur zu einer neuen, vielleicht besseren, jedenfalls aber wiederum zu einer Herrschaft von oben, zu einer kommunistischen Aristokratie, nicht zur Demokratie einer auf Gemeineigentum beruhenden Gemeinwirtschaft. Das kühne kommunistische Gebäude brach zusammen. Die „neue Wirtschaftspolitik" kehrte bis auf Außenhandelsmonopol des Staates und sozialisierte Großindustrie zurück zu den Fleischtöpfen des Privatkapitalismus samt all seinen Institutionen und Hilfseinrichtungen wie Handel, Markt, Kredit, Zivilrecht usw. Im ganzen ist ein Obereigentum des Staates am Lande sowie sein Eigentum an gewissen Produktionsgrundlagen modernster Art (wenn auch umschrieben durch äußerlich etwas andere Gestaltung) und ein weitgehendes, an Peter den Großen erinnerndes Regieren von oben das Ergebnis gewesen. Der Staat ist Grundherr und Kapitalist geworden, doch das letztere nur in so unzureichendem Maße, daß entweder die Privaten auch aus dem Ausland wieder gerufen oder aber Genossenschaften die Erben der kommunistischen Revolution werden mußten: die Kommunisten oder Staatssozialisten enden so schließlich als Genossenschaftssozialisten – ein Punkt, der uns später noch beschäftigen wird. So ist offenbart worden, daß der vom Marxismus schon durch das kommunistische Manifest vorgeschriebene, hier wirklich beschrittene und bis zu Ende gegangene Weg nicht in den Sozialismus hineinführt. Es zeigt sich die Enge des rein politischen Vorgehens. Was

Digitized by Google

kann politisch überhaupt vom Sozialismus verwirklicht werden? Man hat hier politische Macht errungen, diktatorisch festgehalten und doch zum eigentlich sozialistischen Aufbau nicht verwenden können. Vielmehr hat man die Macht nur behalten um den Preis eines Verzichts auf Durchführung des Sozialismus.

Es ist damit sozusagen das Kommunistische Manifest ad absurdum geführt worden. Dem Geiste, ja zum Teil dem Buchstaben nach hier zur Ausführung gelangt, hat es sich als eine Sackgasse erwiesen. Das eigentliche Problem des Sozialismus beginnt erst da, wo das Kommunistische Manifest aufhört. Es endet mit der politischen Machtergreifung, mit dem Aufruf, sich zu diesem Zweck zusammenzuschließen als Proletarier aller Länder, mit der Aufzählung der Maßregeln, die in dieser großen Stunde der Macht dann anzuwenden seien. Die wirtschaftlichen Verhältnisse haben sich aber als die weitaus stärkeren erwiesen. Die mehr als 100 Millionen Bauern sind der Gemeinwirtschaft nicht einzugliedern gewesen. Nur soweit eine gewisse technisch-ökonomische Reife schon erreicht war, hat sich das Marxsche Programm verwirklichen lassen. Es bestätigt sich also das von Marx später im „Kapital" stillschweigend zugrunde gelegte Erfordernis einer Entwicklung des Kapitalismus bis zu jenem Reifegrad, wo die Expropriateurs expropriiert und dann die Grundlagen des Sozialismus gelegt werden können. Absehend von der auch dann noch offenen Frage nach der Reife der Menschen selbst, sehen wir mithin an dem Schicksal Rußlands diejenige Marxsche Theorie bestätigt, welche den Sozialismus von dem Heranreifen des Kapitalismus abhängig macht. Erst muß der Kapitalismus sich selber bis aufs letzte entwickelt, sich überschlagen, sich selber aufgelöst haben (Konzentrations-, Verelendungs- und Zusammenbruchstheorie). Dann erst ist die große Stunde des Sozialismus. Diese Marxsche Lehre wird also als Erfordernis des Sozialismus in Rußland bestätigt, aber bisher nirgends als Prognose einer wirklich dahin gehenden Gesamtentwicklung. Das ist's, was inzwischen durch die Bernstein, Eduard David, Simkhovich usw. Gemeingut der öffentlichen Meinung geworden ist: die längst bekannte Enttäuschung an den Marxschen Prognosen. Sie hat schon vor dem Kriege Platz gegriffen. Das Aufsteigen eines entsprechenden Revisionismus hat aber doch nicht zu einer neuen Einheitlichkeit der Bewegung geführt. Es ist die Tragik von Marx, daß er, der bei Lebzeiten alles für die Sache opferte, für die Sache lebte und starb (denn sein körperlicher Niedergang, wie so manches Elend in seiner

Digitized by Google

Familie waren die materielle Auswirkung jenes Heroismus), nun so lange nach seinem Tode – nicht zu sterben vermag. Die übermächtige Persönlichkeit wirkt sich immer noch aus. Man hat keinen zweiten wie ihn, man bleibt daher in seinem Bann gefangen. Sein einst so wahres und lebendiges Wort wird zur Doktrin, veraltet und wird leblos, ohne daß die „Anhänger" es merken. Es ist charakteristisch, was ich diesen Winter bei Einführungsabenden, um die mich sozialistische Akademiker hier gebeten hatten, erlebte: auf meine Bemerkung, man könne statt der Marxschen Wertlehre auch eine moderne benutzen, bekam ich zur Antwort, man würde daraufhin aus allen drei sozialistischen Parteien ausgeschlossen werden. Noch immer also klammert man sich an nebensächliche Einzelheiten; noch immer nicht vermag man, wie ich es in meinem „Marx" versucht habe, das Wesentliche, die große Linie, die große Persönlichkeit herauszuheben. Statt dieses Heraushebens des Wesentlichen, statt der Totalität des widerspruchsvollen und doch schließlich vollmenschlich harmonischen großen Mannes, scheint hier wie bei einem Jesus oder Buddha die Menge der Anhängerschaft nur an Einzelheiten kleben zu müssen; um diese wird dogmatisch gestritten, ein Wort des Meisters gegen ein anderes ausgespielt, in Archiven, Marxausgaben, Marxzeitschriften wird geschwelgt, eine Marxphilologie tritt der Goethephilologie auf die Fersen, und die Anhänger zerspalten sich, je nachdem sie den einen oder andern Rockschoß des Meisters ergreifen.

Die einen, die sog. Kommunisten, sehen an Marx nur den Propheten des Klassenkampfes. Ein Machiavellismus des Klassenkampfes bildet sich aus. Es gibt keine Gemeinheit und Unwahrhaftigkeit, die nicht durch ihn gerechtfertigt würde. Gewiß, heroische Eigenschaften sind es, die zugleich damit an begeisterten jungen Klassenkämpfern gezüchtet werden. Doch die Weisheit von Marx, der große Theoretiker, das Voraussehen einer Entwicklung, die erst eingetreten sein muß, um für den Endkampf das Wirtschaftsleben selbst bereit gemacht zu haben, das wird hier über der alles beherrschenden Klassenkampfidee vergessen; so hat man in Rußland zugegriffen, ohne das Heranreifen der russischen Volkswirtschaft zu jenem für Marx erforderlichen Reifegrad abzuwarten. Die Versenkung in die Marxsche Theorie ist vielmehr, wie Max Adler dies als die besondere Leistung des deutschen Marxismus hervorhebt, das spezifisch deutsche gewesen. Dieses Theoretikervolk hat sein Eigenstes auch hier auf dem theoretischen Gebiet vollbracht, trotz aller Kampfesleidenschaft des Deutschen. Daneben hat der Revisionismus die wiederum wissenschaft-

Digitized by Google

liche Kritik an Marx zur Blüte gebracht. Er setzte an die Stelle des Zusammenbruchs des Kapitalismus die praktische Kleinarbeit am Aufbau des Sozialismus auf allen Gebieten. Die Sozialistischen Monatshefte verkörperten das durch die Rubriken, die da jeder solchen sozialistischen Kleinarbeit eingeräumt wurden. Die Sozialdemokratie entwickelte sich zu einer scheinbar vorherrschend revisionistischen Partei. Es blieben aber auch die orthodox-theoretischen und die klassenkämpferischen Elemente von Marx in ihr lebendig. Zeitweise in drei, augenblicklich in zwei sich bekämpfende Parteien auseinandergerissen, hat die sozialistische Bewegung in Deutschland an dem Widerstreit zwischen diesen verschiedenen Seiten des Sozialismus schwer zu tragen.

Die letzten Jahre haben den Sozialismus bei uns aus der Offensive in die Abwehrstellung gebracht. Max Weber und Mises suchten theoretisch darzulegen, daß die Orientierung an effektiven Preisen des Marktes etwas Unentbehrliches, mit dem Sozialismus aber Unvereinbares, daß also die Wirtschaftlichkeit im Sinne kapitalistischer Rationalität etwas für den Sozialismus Unerreichbares sei. Jüngere Theoretiker haben sich jahrelang an diesem Problem gemüht. Heimann suchte zu zeigen, daß eine entsprechende Gestaltung des Sozialismus möglich sei: auch der Sozialismus vermöge darin zu leisten, was dem Kapitalismus nachgerühmt wird. Man greift also nicht mehr den Kapitalismus wegen seiner ungenügenden Wirtschaftlichkeit an, sondern erkennt ihn als überlegen, ja sozusagen als das wirtschaftlich Normative an und ist froh, nach seinem Vorbild den Sozialismus zu konstruieren. Daß gerade die Geldrechnung die größten Schwächen an sich trägt, ja, einseitig durchgeführt, zur verkehrtesten Handlungsweise verführen müßte, wenn sie nicht fortwährend stillschweigend durch eine in uns unbewußt lebendige höhere Wirtschaftlichkeit korrigiert werden würde, ist bei dieser Debatte kaum noch bewußt geworden. Die wieder anschwellende theoretische Bewegung hat vielmehr erneut zu einer Würdigung des Kapitalismus geführt, wie der Liberalismus sie einst so optimistisch dem Kapitalismus als dessen Herold vorausgeschickt hat. Das Buch von Mises: „Die Gemeinwirtschaft", ist darin von erschütternder Naivität, nur daß es freilich hoffnungsvolle Ansätze des Sozialismus, wie die Wirklichkeit sie uns zeigt, kaum der Beachtung würdigt. Ebenso wie Pohle in seinem Buch: „Sozialismus und Kapitalismus" von dieser Wirklichkeit keine Notiz nimmt, sondern genau das Gegenteil der Tatsachen voraussetzt, um wieder eine den

Digitized by Google

Sozialismus scheinbar ausschließende Theorie auf falsche Annahmen begründen zu können.

Es handelt sich da um den Genossenschaftssozialismus. Er wird von Pohle als durch die Konsumvereine verkörpert anerkannt, aber mangels genügender Orientierung an den Tatsachen der Wirklichkeit scheinbar dahin eingegrenzt, daß er das Absatzrisiko der Modeproduktion mit gutem Grunde nicht den Schultern der Konsumenten, die er organisiert hat, sondern denen privatwirtschaftlicher Unternehmer auferlege, denen er diesen schwierigen Zweig überlasse. Das trifft nicht zu. Überhaupt ist diese immer wieder vernachlässigte Seite des Sozialismus der Beachtung wert. Unter dem gleichen Titel „Die genossenschaftliche Gemeinwirtschaft" hat ein deutsches, aber wenig Originelles bietendes Buch und zugleich das ins Deutsche übersetzte von Sidney und Beatrice Webb in den letzten Jahren ein Bild des Genossenschaftssozialismus gezeichnet. Die Webbs sind selber Genossenschaftssozialisten. Mit gleicher Liebe behandeln sie freilich alle anderen Ansätze sozialistischer Kleinarbeit, wie sie für Großbritannien charakteristisch sind. Sie sind die echt britischen Vertreter eines praktischen Sozialismus. In seinem Geiste hat Eduard Bernstein einst unsere Revolutionäre zu revolutionieren gesucht (so kann ein Ausdruck von Plenge hier an wirklich passender Stelle angewandt werden). Ich habe in meiner Schrift „Die Entwicklungslinie des Sozialismus" zu zeigen versucht, wie auch auf dem europäischen Kontinent, bei uns wie in Rußland, mehr und mehr dieser praktische Sozialismus ökonomischen Aufbaus an die Stelle des politisch-theoretischen Marxismus tritt. Damit glaube ich die große Linie der Entwicklung gezeigt zu haben, ohne damit jedoch ein Werturteil zu fällen. Was später kommt, braucht darum noch nicht das Bessere zu sein.

Und leider muß es nun hier hinzugefügt werden: auch dieser Sozialismus hat seine Krise, auch dieser hat seine Enttäuschung. Die Webbs selber sind es, die in ihrem Buch mit liebevoller pädagogischer Hand den Genossenschaftssozialismus auf all seine Schwächen hinzuführen suchen. Sie finden dabei nicht viel Gegenliebe. Die Selbstgefälligkeit, von der sie da sprechen, steht dem entgegen. Man will nicht getadelt, man will nicht vor erst zu lösende Aufgaben gestellt werden; man ruht auf den Lorbeeren einer einst vor 80 Jahren heroisch gegründeten und erfolgreich gemachten, erstaunlich empor gediehenen, aber innerlich doch morsch und brüchig gewordenen Bewegung. Die erstaunlichste Leistung des eng-

Digitized by Google

lischen und schottischen Genossenschaftssozialismus ist die Eigenproduktion seiner großen Zentralen, der Großeinkaufsgesellschaften, welche ein Arbeiterheer von Hunderttausenden, eine Landwirtschaft von insgesamt 34000 ha, Plantagen ähnlichen Ausmaßes in Ceylon und Indien, zahllose gewaltige Mühlen und sonstige Fabriken umfaßt und die Bewunderung jedes Fernerstehenden hervorruft. Ich selber habe immer wieder auf diese Leistungen hingewiesen. Sie sind unserer Wissenschaft und unserer öffentlichen Meinung, ja auch unserer Arbeiterwelt und ihrer sozialistischen Bewegung viel zu wenig vertraut. Wenn man aber diesen Neubildungen des praktischen Sozialismus privatwirtschaftlich mit eingehenden Untersuchungen nachgeht, so offenbart sich da eine Bureaukratie, ein schwerfälliger Apparat, eine mangelnde Führerauslese, kurz sozusagen die tönernen Füße eines Kolosses. Der Privatkapitalismus, namentlich in Gestalt der Filialgroßbetriebe des Kleinhandels, reckt sich neuerdings als erfolgreicher Konkurrent wieder empor. Vielfach, auch in der Schweiz, wo dieser Genossenschaftssozialismus blüht, sind die Organisationen der Bauern und der Händler ihm energisch auf den Leib gerückt und entreißen ihm manche Errungenschaften. Seine Position ist nicht hoffnungslos, aber kritisch. Der wundeste Punkt ist sein Verhältnis zum „Personal". Es gibt da eine Arbeiterfrage im Sozialismus. Die Angestellten und Arbeiter dieser Genossenschaften pflegen innerlich mit ihnen nicht verbunden zu sein; so wenig wie äußerlich. Sie bleiben seelisch wie rechtlich Proletariat, wenn auch gut gestelltes, von Arbeitslosigkeit wenig bedrohtes, mit mehr oder weniger verbesserten Arbeitsbedingungen hinsichtlich Lohn, Arbeitszeit usw. Ihre Lage als Produzenten ist dennoch zu wenig verändert, als daß sie mit Begeisterung diesem neuen Arbeitgeber anhängen könnten. Das ist nur in Belgien der Fall, wo die Konsumvereine im Dienst der Sozialdemokratie stehen, für den Klassenkampf des Proletariats ihre Überschüsse opfern und so der Arbeiterbewegung eingegliedert sind; so sehr das die Ausdehnung und damit den wirtschaftlichen Erfolg der Konsumvereine einengt, so begeisterte Mitstreiter haben sie dort an ihrem eigenen Personal. Im übrigen fehlt es nur zu häufig an der auch bei uns nur vorübergehend in Hamburg und in Sachsen einst um die Jahrhundertwende hervorgetretenen Begeisterung der gewerkschaftlich organisierten Arbeitermassen für diesen Genossenschaftssozialismus. Die Arbeiterschaft sieht nicht, daß hier wenigstens eine Grundlegung möglich ist, wie der Sozialismus sie braucht. Tatsächlich tritt Demokratie an die Stelle des

Digitized by Google

Kapitalismus; also wörtlich die in dem Worte Sozialdemokratie liegende Forderung nach sozialer Demokratie ist es, die hier eine erste Verwirklichung findet. Es ist aber aus den angedeuteten Gründen begreiflich, daß die Begeisterung der Massen fehlt. Als Produzenten leidend, haben einst die „Redlichen Pioniere von Rochdale" die ihnen nur als Konsumenten offenstehende Gelegenheit ergriffen, sich vom Kapitalismus zu emanzipieren; die weitere Entwicklung der Bewegung hat jedoch zur konsequenten Konsumentenorganisation, nicht aber zur Lösung der Arbeiterfrage geführt. Die Produktivgenossenschaften, die den Arbeiter in einen Mitunternehmer verwandelt haben, sind vielfach nach harten Mißerfolgen aufgegeben worden. Oft haben die Zentralen der Konsumvereine solche mißglückten Gründungen angekauft und sich dann als Produktivabteilungen angegliedert. Dann wurden daraus jene Betriebe, in denen der Arbeiter Arbeiter bleibt, während sein Arbeitgeber sich aus einem privatkapitalistischen in einen genossenschaftlichen verwandelt. Die Anhänger der Produktivgenossenschaften haben das mit Schmerzen gesehen und davor gewarnt. Das war vergeblich. Nun zeigt sich, daß ihre Warnung nicht unberechtigt war.

Wir stehen somit auch beim Genossenschaftssozialismus vor einer Krise, vor einer Enttäuschung. Diese wird, soviel ich sehe, von den Webbs und überhaupt in der Literatur nur zu ausschließlich als ungenügende Konkurrenzfähigkeit der genossenschaftlichen neben der privatkapitalistischen Unternehmung behandelt. Die mangelnde Führerauslese durch die Konkurrenz ist es, welche Julius Hirsch an der Konsumvereinsorganisation beklagt. Das ist ihre Schwäche, doch leider nicht die einzige, wie wir sahen. Sie verknüpft sich mit jener andern, mit der ungenügenden Lösung der Arbeiterfrage in diesem Genossenschaftssozialismus. Je weniger der Arbeiter als solcher in den Betrieben der Konsumvereine und ihrer Großeinkaufsgesellschaften seine Lage befriedigend verändert findet, je weniger er zur Mitwirkung berufen ist – an seinem Schicksal und überhaupt an der Wirtschaft im großen, wie sie wiederum grundlegend sein Schicksal gestaltet –, kurz: je mehr das jetzt vom Privatkapitalismus errungene Monopol der Kapitalbildung, Kapitalverwertung und Kapitalverwaltung lediglich übergegangen ist auf eine neue Bureaukratie, nicht aber auf den da noch immer davon losgelösten Arbeiter selbst, um so mehr sucht er sich an dem neuen Arbeitgeber durch Forderungen schadlos zu halten,

Digitized by Google

durch die er diesen bedrängt, genau wie sonst irgendeinen privaten Arbeitgeber. So ist die Frage der Konkurrenzfähigkeit der Genossenschaftsproduktion neben der privaten aufs engste mit der in ihr ungelösten Arbeiterfrage verknüpft. Gerade weil der Arbeiter da Arbeiter bleibt, benimmt er sich als solcher. Auch Streiks kommen vor, sind aber nicht so wichtig als die immer wieder feststellbare Gleichgültigkeit gegen den neuen wie gegen den alten Arbeitgeber. Das verschärft die Krisis des Genossenschaftssozialismus. Seine Phalanx ist im Wanken gegenüber dem Ansturm des wieder erstarkten Kapitalismus und innerlich geschwächt durch den Mangel an Rücksicht und Verständnis beim eigenen Personal, durch den Mangel an warmem, opferbereitem, hingebungsvollem Vertrauen zum Genossenschaftssozialismus in der Arbeitermasse. Ja, es heben sich auch hier die leitenden Angestellten – wenn auch nicht so sehr wie die Direktoren von Aktiengesellschaften – zu einer nach Einkommen und Unabhängigkeit hervorragenden Sonderstellung empor. Der ursprüngliche genossenschaftliche Geist verfliegt, der Betrieb wird nur zu oft Selbstzweck oder aber das Monopol derer, die ihn leiten.

In dieser Krise des Genossenschaftssozialismus sehen wir am Horizont eine ferne Hoffnung. Die Produktivgenossenschaften sind nicht alle ausgestorben, sondern diese Selbstverwaltung der Produktion durch die Arbeiter selbst hat sich aus dem allgemeinen Schiffbruch soweit gerettet, als sie mit den Konsumgenossenschaften in organische Verbindung getreten ist. Ich erinnere mich des wohltuenden Eindrucks, den die Besucher des Genossenschaftskongresses in Glasgow 1913 hatten, als ein Ausflug nach dem benachbarten Paisley sie zu der dortigen Manufacturing Society führte. Diese Genossenschaft setzt ihre Produkte an Konsumvereine ab, ist somit vor dem Mangel an Absatz gerettet, der so viele Produktivgenossenschaften zerstört hat, und hat zugleich unter ihren Anteilseignern hunderte von Konsumgenossenschaften, die also großenteils das Kapital der Produktivgenossenschaft gezeichnet haben. Sie ist mit der Konsumentenorganisation mithin doppelt verbunden, auch in der Leitung mithin tatsächlich nicht von ihr unabhängig, damit aber nur vor der Disziplinlosigkeit bewahrt, an der so viele Produktivgenossenschaften zugrunde gingen, und im übrigen eine Selbstverwaltung, wie der Produzent sie in den eigenen Betrieben der Konsumvereine entbehrt. Er ist durch Anteil an Gewinn und Leitung mit seinem Betriebe innerlich verbunden. Der geniale Leiter einer auf diesem Fundament beruhenden Konfektionsfabrik

Digitized by Google

mit 2000 Arbeitern hat kürzlich einem meiner Schüler, der auf einer Studienreise dorthin kam, erklärt: wenn er je eine eigene private Unternehmung gründen würde, so werde er wieder nach der Form der Produktivgenossenschaft greifen; so wenig sei er in seiner Initiative behindert, vielmehr durch das Vertrauen des Aufsichtsrats und seiner Mitarbeiter getragen und zugleich durch die freudige Mitwirkung der letzteren unterstützt.

Diese immerhin in beträchtlicher Anzahl vorhandene Kombination von Produktiv- und Konsumgenossenschaften erscheint mir wie ein Hoffnungsstrahl in das Düster der Krise des Sozialismus. Hier ist es, wo auch die Führerauslese besser gelingt. Es ist der immerhin, wenn auch begrenzte, so doch die Konkurrenz walten lassende Markt der Konsumvereine, der hier über das Fortbestehen oder die Ausscheidung des einen oder andern Betriebes entscheidet. Kurz es ist der Erfolg, wie in der privaten Wirtschaft, der sowohl durch die Qualität wie durch die Billigkeit der Produkte, also letzten Endes durch den Grad der gebotenen Befriedigung die Auslese trifft. Paradox genug, kommt so eine durchaus unlogisch anmutende Idee zur Verwirklichung, wie sie einst die Genialität des Herzens eines Vansittard Neale – eines jener christlichen Sozialisten um die Mitte des 19. Jahrhunderts, und zwar des seelisch größten, des hingebendsten unter ihnen – erdacht hat. Der ergreifende Kopf dieses Mannes, der unter all den Durchschnittsköpfen englischer Genossenschaftssozialisten auffällt, mag so schließlich doch noch zu einem späten Triumph gelangen, nachdem sein Leben nur ein völliges und absolut vergebliches Opfer seiner ganzen Existenz und seines Vermögens zu sein schien.

So triumphiert vielleicht schließlich über all die fehlgeschlagenen Spekulationen eines Marx und über seine in Rußland blutigst durchgeführte Klassenkampfidee die schlichte, zähe, warme Kleinarbeit eines viel weniger bedeutenden, eines sich rein praktisch um den Sozialismus bemühenden Kopfes. Der englische Gildensozialismus bezeugt, daß auch im Mutterland des Genossenschaftssozialismus dieser für sich allein nicht befriedigen konnte, solange er das Produzentenproblem ungelöst ließ. Auch der Gildensozialismus ist mit all seiner Unklarheit im einzelnen und seinem unverrückbar festgehaltenen Ziel im ganzen: den Arbeitenden selber zur Selbstverwaltung der Produktion und so zu Arbeitsfreude und Berufsethos wieder emporzuheben, eine Krise in dem nun die Welt erobernden spezifisch englischen praktischen Sozialismus. Auch dieser zerspaltet sich in lauter einseitig spezialisierte, ja sich befehdende Unterarten. Genossen-

Digitized by Google

schafts- und Kommunalsozialismus konkurrieren bereits um die Übernahme derselben Betriebe; sie sehen sich scheel und feindselig an. All solche Gegensätze müssen in einer großen Synthese zusammengefaßt werden, so wie das Vansittard Neale für den Gegensatz zwischen Konsumenten und Produzenten vermochte. Stück für Stück kann so der Sozialismus verwirklicht, Stein um Stein kann so der Aufbau an ihm gefördert werden, von jedem in treuer Kleinarbeit an seiner Stelle. Allmählich kann sich so die Gesamtorganisation herauskristallisieren. Schon heute arbeiten zahlreiche Glieder des praktischen Sozialismus Hand in Hand; wie etwa am gemeinwirtschaftlichen Aufbau des Bauwesens die sozialen Bauhütten — selber eine Kombination analog der von Konsum- und Produktivgenossenschaften —, die Baugenossenschaften, die Kommunen und die Kapital hergebenden Versicherungsanstalten der Sozialversicherung. Der Sozialismus kommt so, wie schon Bernstein einst sagte, auf vielen Wegen zugleich. Wir müssen uns nur bewußt sein, daß sich so vor unsern Augen ein vielgestaltiger „Sozialismus der werdenden Wirklichkeit" (Ebert) anbahnt.

An diesem Bewußtsein scheint es mir bisher zu fehlen. Der Sozialismus steht sozusagen bei uns und in andern Ländern noch in der Mitte zwischen der alten mehr und mehr aufgegebenen Glaubenszuversicht des Marxismus und der neuen Aufgabe sozialistischer Kleinarbeit auf allen Gebieten. Die Masse ist an dem Alten enttäuscht, jener Glaubenszuversicht und damit aller Hoffnung verlustig, doch noch nicht der Aufgaben bewußt, die ihr durch den positiven Aufbau an allen Ecken und Enden gestellt sind. Jener nicht in Erfüllung gegangene Traum des Marxismus hatte einerseits mit Opfermut erfüllt und mit Zuversicht beflügelt, doch zugleich damit die einzelnen des Gedankens entwöhnt, daß sie hier alle zusammen für sich und spätere Generationen ihres Glückes eigener Schmied sein müssen. Er hat schon dadurch und erst recht durch seine materialistische Geschichtsauffassung die ethischen und intellektuellen Vorbedingungen vergessen lassen, die erfüllt sein müssen, um den sozialistischen Aufbau gelingen zu lassen. An diesem Aufbau selbst, in der täglichen Kleinarbeit dieser Praxis, doch auch in bewußter Erziehung zu dem ganz anderen Ethos, wie Gemeineigentum und Gemeinwirtschaft es erfordern, müssen die Menschen allmählich zu den Mitarbeitern am Gemeinwohl werden, wie der Sozialismus sie braucht.

Erst wenige haben begonnen, sich bewußt dieser Wendung hinzugeben und an dieser Umwandlung sowohl der sozialistischen Tätigkeit wie auch

Digitized by Google

der Menschen selber mitzuwirken. In der Schweiz ist es der Kreis um die sozialistische Wochenzeitung „Der Aufbau" (Ragaz, Dora Staudinger, Gerber, Gerwig, die ersteren als religiöse und genossenschaftliche Erneuerer des Sozialismus, die beiden letzteren als Herausgeber des „Aufbau"), programmatisch verbunden durch das von den genannten Führern gemeinsam ausgearbeitete Werk „Ein sozialistisches Programm", in Deutschland ist es die Gruppe von religiösen Sozialisten (Tillich, Heimann, Mennicke, Löwe, Rüstow u. a.), die hier genannt werden kann. Aus der Krise des Sozialismus sind hier wie dort diese neuen Bemühungen erwachsen. Sie treten, ohne Marx und den historischen Materialismus als fruchtbare Erkenntnismethoden zu opfern, mit einer ganz anderen Einstellung an den Sozialismus heran.

Die Krise des Sozialismus hat schon von dessen Untergang sprechen lassen. Der Untergang des Abendlandes wirft auch auf den Sozialismus seine Schatten. Mir liegt es näher, die heutigen Krisen des Sozialismus – denn es sind, wie wir gesehen haben, nur zu viele – mit denen des Liberalismus oder, auf Jahrhunderte und Jahrtausende ausblickend, mit denen der sich entwickelnden modernen Tauschgesellschaft zu vergleichen. Bis das Geld, der Kredit, der Handel, der Kapitalismus die moderne Höhe erreichten, sind die verschiedenartigsten Krisen sowohl des Wirtschaftslebens wie auch seiner Organisation und des Glaubens an sie zu durchleiden gewesen. Gleichwohl ist allmählich die Welt, statt in Feudalismus, Patriarchalismus oder Staatsomnipotenz zurückzufallen, mehr und mehr die uns geläufige moderne geworden. Der Unterschied ist nur, daß eine jahrtausendelange Entwicklung dem Liberalismus, der das alles dann bewußt zum Gipfel führte, voranging, während hier der Sozialismus zunächst in die Zukunft voraus geleuchtet hat – zuerst utopistisch und dann „wissenschaftlich" – und nun erst vor der Aufgabe steht, diese erträumte oder vorausgesehene Zukunft nun auch tatsächlich aufzubauen. Ob und wieweit und wann das gelingen mag, muß hier dahingestellt bleiben; bestimmte Prognosen sind da unmöglich. Zwei Fragen aber scheinen mir erlaubt zu sein: beide machen immer weiteres Bemühen in dieser Richtung wahrscheinlich. Die erste lautet: Ist es unabänderlich, daß ausführende, untergeordnete, besitzlose Arbeit und eine das Kapital bildende, verwertende und verwaltende Klasse auf der andern Seite einander getrennt gegenüberstehen? Die zweite Frage ist, ob irgendeine durch Zentralbank oder sonst wie „manipulierte" Wirtschaft diejenige Verbesserung der

Digitized by Google

Wirtschaftlichkeit erreicht, die der Sozialismus durch eine auf Gemeineigentum beruhende Gemeinwirtschaft anstrebt. Von der Beantwortung dieser Fragen hängt es ab, ob man von der heutigen Krise des Sozialismus einen endgültigen Rückfall in den Kapitalismus, ein völliges „Bürgerlichwerden" der Arbeitermassen, oder aber in neuen Formen ein Wiederaufleben derjenigen Kräfte erwartet, die wir als die Triebfedern des Sozialismus anzusehen gewohnt sind. Wie weit freilich selbst die rein seelischen Untergründe dieser treibenden Kräfte psychologisch einer anderen Beurteilung bedürfen als bisher, möge hier dahingestellt bleiben; ich möchte da zum Ausgangspunkt zurückkehren und auf die soziologisch vertieften Erfahrungen verweisen, die Hendrik de Man in seinem eingangs genannten Buche vorlegt.

GEISTIGES AUS AMERIKA

von

CARL BRINKMANN

> American life, with its attempt to live beautifully, honestly, generously, courageously, is a glorious, mad, intoxicating thing.
>
> Alexander Meiklejohn

I

Der spielerische Zug, der in den kleinen Dingen des Lebens hervortritt, scheint mir für die Geistigkeit des Amerikaners im höchsten Grade bedeutsam und sehr ernst zu nehmen. Gibt man sich dem Eindruck der vielen kleinen Erlebnisse hin, die in diese Linie gehören, so könnte man fast sagen: Es ist ein verspieltes Volk. Jedes Reisebuch über Amerika erzählt heute davon, wie den notwendigsten geschäftlichen und alltäglichen Mitteilungen und Bekanntmachungen dort gerne die arabeskenhafte Form des unerwarteten Scherzes oder eines anmutigen Ethos menschlicher Verbundenheit gegeben wird, wie einem Stadtverwaltungen inschriftlich dafür danken, daß man langsam durch den Ort gefahren ist, oder der Droschkenchauffeur ebenso inschriftlich bittet, ihn nicht zu gefährlicher Eile zu veranlassen. Aber das gehört nun mit unendlich vielen auffälligeren und einflußreicheren Besonderheiten des amerikanischen Lebens zusammen, mit

Digitized by Google

der ganzen Art, wie überall ein kleiner Schnörkel oder ein Farbfleck körperlich und seelisch die drohende Einförmigkeit zu beleben versucht, wie fast jedermann irgendein Klubzeichen im Knopfloch trägt und die ganze Schulerziehung von Preisen, Orden und Uniformelementen durchdrungen ist. Da die Amerikaner im Durchschnitt ein hübsches Volk sind, besonders die Männer, alte und junge, so überrascht nicht eine seltsame, ganz kindliche und spielerische Eitelkeit, nicht so, daß diese Menschen stundenlang vor dem Spiegel Toilette machten, aber so, daß jeder ein kleines Formbild davon mit sich zu tragen scheint, wie er aussehen und wie er sein Aussehen erhalten möchte. Die nicht endenwollende Charlatanerie, die mit wirklichen oder vermeintlichen Systemen der physiologischen Lebenskunst auch außerhalb des Sports, mit Essen, Schlafen, Kleidung, überhaupt dem physischen Verhältnis zu einer klimatisch so schwierigen Umwelt getrieben wird, ist nicht bloß Sache der Frauen und gibt trotzdem den Männern seltsamerweise nichts Weibisches. Wo die sonst verpönten „persönlichen Dienste" sicht zu umgehen sind, schmücken sie sich mit äußeren Symbolen und Verbrämungen, die manchmal daran erinnern, wie unsere Haustiere ihre Bänder und Glocken tragen. Namentlich der Neger hat wohl weitgehend die Freude des Primitiven am (besonders farbigen) Körperzierat bewahrt, und die roten Mützen der schwarzen Gepäckträger auf den Bahnhöfen oder die weißen Jacken der schwarzen Salonwagendiener wirken auch dann noch wie etwas objektiv Lustiges, wenn ihre Träger, meist entsetzlich bezahlte Arbeitstiere, die grunzenden und quiekenden Freudentöne ihrer Rasse längst verloren haben. Aber es wirkt doch ganz rührend, wenn zu dem Reisenden im Hotelzimmer eines Morgens ein entzückender Bub von 10 Jahren hereintritt, ganz in tadellos weißer Leinenkleidung, mit weißem Leder- und Messingzeug, auf der Schulter eine adrette Pappschachtel wie eine Pariser Modistin und mit knabenhaftem Stolz vor sich hertrompetet: „Laundry!"

Verbitterte und mißtrauische Kritik, gerade auch Selbstkritik, hat in diesem Spielerischen der amerikanischen Lebensaußenseite mitunter den abgründigen Machiavellismus kapitalistischer Mächte am Werk sehen wollen, den verstumpften Massen irgendeinen bunten Ball zuwerfen, damit im Geraufe darum Leiden und Verlegenheiten vergessen werden und am Ende die freundliche Dressur einer gutgezogenen Schulklasse herauskommt. Ich wage nicht zu sagen, wie groß das Wahrheitskorn sein kann, das zweifellos in solchen Auffassungen liegt (wenn ich auch stutze, als mir

Digitized by Google

Skeptiker weismachen wollten, die Frage des Alkoholverbots mit der erniedrigenden öffentlichen Erörterung ihrer peinlichen Seiten sei solch ein Spielball, mit dem die Herrscherklassen die Menge von ernsthafter politischer Beschäftigung ablenken wollten). Ich sehe nur, daß alle, auch die Herrschenden, mitspielen, und so peinlich nach einer Seite hin die geistige Anspruchslosigkeit werden mag, die darin auch bei Intellektuellen zutage tritt, so fest und harmonisch steht doch wieder für mich diese Eigenschaft im ganzen der demokratischen Egalität. Wie wir mit unsern Kindern spielen und in ihrem Tone reden trotz aller Pädagogen, die uns das verbieten möchten, nicht der Kinder wegen, sondern aus eigener Sehnsucht nach dem Einfachen und Bizarren der kindlichen Lebensansicht, so liegt für mich etwas unendlich Gutmütiges, ja ich möchte sagen, etwas tief Männliches, nicht etwa Verschrobenes und Süßliches, in den kindlichen Seiten des Amerikanertums. Man ahnt dahinter den Frohsinn des gesunden, jungen Organismus, dem aus dem Zusammentreffen einer abenteuerlichen, frisch und wach aufgenommenen Welt mit den Selbstbehauptungsinstinkten des Boxers auf Schritt und Tritt neue, stachelnde, drollige Lagen sich ergeben. Und das führt auf den tiefsten Grund der amerikanischen Kindlichkeit.

Was meint der Amerikaner, wenn er in seiner von Europäern so unermüdlich verspotteten Weise an Größen, Zahlen und Rekorden sich begeistert und auch uns begeistern möchte? Ist das wirklich nur die letzte Entartungsstufe kapitalistischer Rationalität, wie wenn in kaufmännischen Umgebungen manchmal die Einheit der Landeswährung zum einzigen Substantiv geworden zu sein scheint? Ich glaube, die Sache liegt doch viel verwickelter. Einmal geht ja der Zahlen- und Größensinn nicht bloß auf den Dollar und die äußeren Abmessungen von Raum, Zeit und mechanischer Apparatur, sondern ebenso auf die geistigen Abmessungen und Regelmäßigkeiten, die in dem Chaos menschlicher Seelen- und Gesellschaftswelten entdeckt zu haben nicht ein Abstieg, sondern ein Gipfel modernen und vor allem des amerikanischen Geistes ist. Gerade einer völlig veränderten, in Ausdehnung und Beschaffenheit unerhörten Umwelt stellt das naive Selbstgefühl des Beobachters immer wieder die Erwartung solcher Regelmäßigkeit gegenüber, und die pragmatistische Philosophie von William James und anderen ist nur der triumphierende Ausdruck dafür, daß diese Erwartung sich immer wieder bestätigt fand. Man muß in der Tat einen Augenblick jene europäischen Vorurteile über Geistiges und Un-

Digitized by Google

geistiges vergessen, um zu begreifen: auch das ist ein Sieg des Geistes über die Materie, eine ungeheure und ungeheuer differenzierte Natur wie die des amerikanischen Festlandes im Wechsel ihrer Ernten an große Kreisläufe von Regen- und Trockenzeiten und durch diese vielleicht, wie es der Nationalökonom Henry L. Moore wollte, an die kosmischen Einflüsse des Planetensystems geknüpft zu sehen oder den ganzen komplizierten Mechanismus einer modernen kapitalistischen Verkehrsgesellschaft den scharf zusammenfassenden Maßstäben der auf- und abschwingenden Konjunkturkurven zu unterwerfen. Man sieht, daß hier Maß und Zahl immer mehr zum bloß dienenden Mittel werden und hinter diesem Mittel als der wahre Zielpunkt der amerikanischen Neugier ein neuer Begriff der Tatsächlichkeit auftaucht, einer Tatsächlichkeit, deren große und kalte, vom Geistigen gleichsam noch unerwärmte Nüchternheit an irgendeinem Punkte plötzlich ins Märchenhafte und Phantastische umschlägt. Auch hier wieder das Kind, das nicht ruht, bis es die Springfeder des Spielzeugs festgestellt hat, das Kind, daß die künstlichen Wissensgebäude und Denkbehelfe des Erwachsenen nicht kennt und gerade deshalb mit so rücksichtsloser Energie zum Ziele des Wissens und Handelns vorstößt. Internationale Naturforscher und Mediziner sagten mir, amerikanisch sei es, im Anblick einer neuen Forschungsmethode sogleich irgendeine menschliche oder gesellschaftliche Anwendbarkeit ins Auge zu fassen und dann ebenso ruhig wie geradezu, ohne rechts oder links auf theoretische Nebenfragen und Nebenwege zu blicken, in der Richtung dieser Anwendbarkeit vorwärts zu streben. Ich finde auf mir näher liegenden Gebieten des Geistes: Amerikanische Forschung ist kindlich-ungläubig und gläubig zugleich, angelockt von allen Wendungen, an denen unsere klassischen europäischen Theorien von Staat, Gesellschaft und Wirtschaft durch irgendeine Einzelbeobachtung in Zweifel gestellt erscheinen, dann aber mit gläubiger Unermüdlichkeit bemüht, ganz unabhängig von jenen Theorien die Dinge selbst sprechen zu lassen. Der durchschnittliche Bauplan eines amerikanischen kulturwissenschaftlichen Buches ist nicht wie bei uns die Analyse, die an einem beliebigen Material das Innerlichste, Persönlichste des Forschers hervortreten und sozusagen mit sich allein sein läßt, ein Abbild des einsamen Denkers der Studierstube oder des prophetischen Führers gestufter Gesellschaften; der amerikanische Bauplan ist die Befragung nicht nur der Dinge, sondern erst recht auch der Menschen, ein Arbeiten wie mit kulturwissenschaftlichen Versuchspersonen, wo die Originalität des Forschers

Digitized by Google

sich auf die Fragestellung am Anfang und die Zusammenordnung des Antwortmaterials am Schlusse konzentriert, den eigentlichen Stoff aber diese äußeren Aussagen und Verhaltungsweisen selbst bilden. Der Forscher steht also nicht mehr allein oder erhöht inmitten einer Welt untertaner Geschöpfe, deren Bewegung er teils bestimmt, teils irgendwie geheimnisvoll voraus weiß, er steht genau wie der Politiker auf gleicher Ebene mit menschlichen und sachlichen Erscheinungen, mit denen er sich bescheidet zusammen zu arbeiten, so daß Endurteil und Endimperativ aus dieser gemeinsamen Arbeit erwachsen.

Und daher entspringt dann wohl jene freundliche Geduld gegenüber der Problematik der Ding- und der Menschenwelten, die das europäische Einzeldenken in feindliche Lager auseinandersprengt. Warum den Kapitalismus bejahen oder verneinen? – Abwarten, was wir aus ihm machen können. Aber auch etwa: Warum die Christlichkeit der modernen Welt leugnen oder dieser Welt prophetisch-drohend entgegensetzen? Abwarten, wie sich christlicher Geist in immer neuen Gegenwartsformen lebendig erweisen wird. Nichts ist mir eindrücklicher gewesen als die Bereitschaft auch der radikalsten, verzweiflungsvollsten oder satirischsten Kritik in Amerika, dem Gegner ritterlich wenigstens die logische Möglichkeit eines Standortes vorzubehalten. Wer unter literarische Oberflächen zu dringen versteht, wird mit Verwunderung gesehen haben, wie in den berühmten Karikaturen der modernen amerikanischen Epik vom Durchschnittsamerikaner immer wieder ein verzeihendes Lächeln über die Kindlichkeit und Biederkeit oder wenigstens über die Verlassenheit und Einsamkeit des Bruders Mensch durchbricht. „Babbitt" ist durchaus nicht die verächtliche Figur, die die europäische Erinnerung allein festzuhalten pflegt. Wenn in der wundervollen Lunchszene mit dem Jugendfreund alle Zärtlichkeit des Knaben und Studenten hervorbricht, wenn in der entsetzlichen Durchschnittlichkeit von Frau und Kindern immer erneut das Grundwesen der Familie, der Generationenfolge ganz unsentimental sichtbar wird, so ist das vielleicht das Tiefste an dieser nationalen Satire, das, wofür der Dichter sozusagen nichts kann. Man braucht nur einmal die Unerbittlichkeit des Hasses dagegenzuhalten, mit dem ein Dostojewski oder ein Flaubert die entsprechenden Typen ihrer Gesellschaft zeichneten. So findet etwa der Philosoph Alexander Meiklejohn, von dessen Bedeutung für die amerikanische Jugenderziehung ich noch viel werde zu sagen haben, am Schlusse seines wundervollen Essays „Ist unsere Welt christlich?" aus der Tiefe

Digitized by Google

seines glühend-geistigen Reformwillens Worte eines überraschenden, schlechthin weisen Verständnisses für seine Gegner, die „Pharisäer". „Wir müssen versuchen," sagt er, „ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sie sind die Männer, die von den Kritikern kritisiert werden. Das ist ihre Funktion. Sie bilden das aktive Element in unserm gemeinschaftlichen Leben, sie sorgen dafür, daß die Welt ihren täglichen Gang geht. Sie unterhalten die Institutionen, sie besorgen die Geschäfte nach der Weisheit, die die Vergangenheit gegeben hat, und inzwischen nehmen andere Männer, sogenannte Reformer, Anstoß an dem, was sie tun, und solchen Anstoß gibt es genug. Aber sind sie wirklich aus verschiedenem Stoff gemacht, diese beiden? Haben die einen recht, die andern unrecht? Können die einen die andern vom Erdboden vertilgen und die ganze Welt in Obhut nehmen? Ich glaube nicht. Beide Gruppen sind Menschen, und jeder Mensch trägt beide Haltungen in sich. Um unser Leben vollständig zu machen, muß jede von beiden Parteien ihre Rolle spielen. Ich kenne Reformer, die sich bitter beklagen, daß die Menschen die Welt nicht mit einem Schlage nach ihren Forderungen ändern wollen. Ich will – so etwa klingt mir ihr Ton – mich von allen andern unterscheiden und ich will doch, daß alle andern sehen sollen, daß ich recht habe und zwar auf der Stelle. Oft wünschte ich, sie hätten – oder soll ich sagen – oft wünschte ich, wir hätten mehr Humor. Aber wieder die Pharisäer? Sie sind die Männer des „gesunden Menschenverstandes". Ihnen wünschte ich mehr Verstand, damit sie klarer sähen, daß Kritik für ihr Handeln unentbehrlich ist. Ich wünschte, beide Gruppen könnten sehen, wie albern und unnütz eine jede ohne die andere wäre. Und doch geht es kaum an, das lebhaft zu wünschen und sein Herz an den Frieden zu hängen, den Frieden, der aus der Vernunft kommt. Die zwei werden sich niemals verstehen, unser menschliches Leben wird sich niemals verstehen, aber es wird immer versuchen, sich zu verstehen, und wenn es das versucht, so wird es ihm auch immer wieder gelingen. Nur wenn dieser Versuch verhindert würde, wäre der Geist des Menschen gestorben."

II

Gewiß hat die Bereitschaft des Amerikaners zur Aufnahme jedes Neuen und zur Auseinandersetzung mit ihm nicht selten auch den Nachteil einer außerordentlichen Leichtgläubigkeit. „Auch vor einem akademischen Publikum", sagte mir ein etwas verbitterter englischer Mediziner, der in einer

Digitized by Google

amerikanischen Universität beschäftigt gewesen war, „gibt es schlechthin nichts, das Ihnen nicht geglaubt würde, wenn Sie es in akademischem Vortrag und mit dem nötigen Nachdruck verkünden." Damit hängt die ganz erstaunliche Anfälligkeit der amerikanischen Gesellschaft für Weltanschauungspsychosen wie die Christian Science oder die bereits erwähnten medizinisch-physiologischen Quacksalbereien zusammen. Aber seien wir doch ehrlich! Geht etwa bei uns der geringere Erfolg dieser Dinge (und wieviel geringer ist er denn?) auf eine soviel tiefere und ernstere Durchbildung des Durchschnittsmenschen zurück und nicht hauptsächlich darauf, daß Trägheit und Dumpfheit der Geister größer, Einbildungskraft und Schwung kleiner sind? Mir sind immer auch die grotesken Formen des doktrinären Irrwahns in Amerika vor allen Dingen wie Verkleidungen für irgendwelche Bedürfnisse oder Triebe erschienen, die sich sonst bei dem ungeheuren Konservatismus dieser Gesellschaft nicht durchsetzen könnten. Kaum sind gewisse durch den europäischen Monogamismus nur ungenügend gebändigte Leidenschaften im Mormonentum vertrocknet, da hat die Kirche der Mrs. Eddy, die rings im Lande ihre prachtvollen griechischen Marmortempel hat (man sagt mir wirtschaftlich, der Bau begänne im Unterschied von anderen Unternehmungen immer erst, wenn das ganze Kapital vorhanden sei!), anscheinend mit einer neuen Geheimlehre von der jungfräulichen Geburt als modernem Durchschnittserlebnis angefangen, diesen Leidenschaften auf andere Weise zu dienen, und die hygienischen Geheimlehren, nach denen der Amerikaner und besonders die Amerikanerin zu leben versucht, sind aus dem bloßen Wunsche, schlank zu bleiben, nicht verstanden, sondern bilden offenbar einen sehr vielseitigen und höchst raffinierten Versuch dieser Spitzenreiter des modernen Industrialismus, mit der Natur in Fühlung zu bleiben und, was vielleicht noch wichtiger ist, im subjektiven Empfinden dieser Fühlung etwas wie eine Bestätigung des vorschriftsmäßigen gesellschaftlichen Optimismus immer wieder auch im einzelnen zu erzeugen.

So müssen einst Herodot und seine Vorgänger und Nachfolger aus dem jugendlichen Hellenenvolk den Boden des tausendjährigen Ägyptens betreten haben, wie sich der Amerikaner auf Reisen oder zu Hause zur Kulturwelt Europas, zum „europäischen Hintergrunde", wie er sagt, verhält: Respektlosigkeit, die bis zur Frivolität gehen mag, und Leichtgläubigkeit, die bis ins Kindliche reicht, aber darüber hinaus doch ein richtiger Instinkt für das Wesentliche einer alten Traditionswelt, deren Last man nicht spürt

Digitized by Google

und deren Geschenk daher um so klarer ist. Und inzwischen sind ja nun einzelne Träger dieser europäischen Traditionswelt selbst in ein Stadium der Wiederverjüngung getreten, ganz verschieden von dem stereotypen Vergleich mit der Spätantike und dem starren Bild von verfallendem Gemäuer, bei dem europäische Kulturphilosophie uns festzuhalten sucht. Inzwischen hat dem Europäisierungsprozeß Amerikas ein Amerikanisierungsprozeß Europas zu antworten begonnen, der mehr und anderes ist als jene Technisierungsvorgänge und Rationalisierungsprogramme, die sich in amerikanischen Geschäftsleuten und Finanzdiktatoren verkörpern. Kein Reiz geheimnisvoller als der einer Beobachtung, die in Amerika an Europäisches erinnert wird, weil dieses Europäische bereits von irgendeinem Duft amerikanischer Jugendlichkeit berührt war. Irgend etwas an diesem spartanisch-nomadischen Lagerdasein, das der Gegensatz alles Materialismus ist, weil das Materielle aufhört, etwas für sich selbst zu bedeuten, erinnert an Dinge, die wir aus der europäischen Nachkriegszeit kennen. Nicht allein das Selbstverständliche, daß die Schönheit amerikanischer Industriebauten, die Art, wie baupolizeiliche Sicherheitsvorschriften eine neue, kubische Herrlichkeit des Wolkenkratzers erzeugt haben, den letzten Zweifel beseitigt, ob Technik und Form anders als nur vorübergehend Gegensätze sind, nein, das viel Tiefere und Bedeutsamere wird bewußt, daß die Wucht des Materiellen ins Immaterielle hinaufragt, die Arbeitsgesinnung vermeintlich schon zweckentfremdeter Geschlechter wieder eine neue zweckhafte Vollendung in sich selbst zu tragen vermag. Warum es dem Amerikaner mehr verdenken als jedem anderen Menschheitstypus, wenn er das Leben im Leben selbst beschlossen findet oder, zu den Horizonten hingedrängt, von der Größe Amerikas und wie Nietzsche vom Land der Kinder spricht? Es ist ein Rest von abgestorbener Scholastik, wenn Europa immer wieder den Ausweis über Weltanschauungen verlangt. Ich bin nicht sicher, ob nicht der Mensch der großen Zeiten, da diese abgestorbene Scholastik noch lebte, im Anblick der heutigen Welt dem tätig-frommen Amerikaner lieber die Hand reichte als dem kontemplativ-gottlosen Europäer.

Ein deutscher Ingenieur, der zugleich ein feiner Kulturbeobachter war, wie der alte Max Eyth, zeigte mir eine deutsche Werksanlage, die die besten Maschinen in wirksamster Anordnung zum Teil unter vorläufiger Holzbedachung enthielt, und erzählte mir dann von polnischen Werken in Oberschlesien, deren äußerer Luxus die nicht gekonnte Organisation nur

Digitized by Google

schlecht verborgen habe. Dann sagte er: „Vielleicht sind wir Deutschen das einzige europäische Volk, das wieder hochkommen wird, weil wir den amerikanischen Zug zum wesentlichen zu lernen anfangen." Und wirklich überkommt den Europäer, der in dem Dollarlande zunächst eine Überbietung alles europäischen Lebensaufwandes zu finden erwartet, bald etwas wie Beschämung, vor der Unwesentlichkeit, in die er gerade an den Punkten des echtesten amerikanischen Lebens Formfragen, Kleiderfragen, Etikettefragen und alles Ähnliche versinken sieht. Man kann weit davon entfernt sein, diese Fragen gering einzuschätzen, man kann im Gegenteil drüben mit der Zeit ein immer stärkeres Heimweh nach dem europäischen Feudalismus, selbst nach den leersten seiner Traditionen und Floskeln verspüren, weil auch sie ein Lebenselement ausmachen, für das man erzogen ist wie der Mensch der Ebene für die dickere Luft am Fuße der Berge; aber kann man nicht trotzdem die Menschen oben in der dünneren Luft gelten lassen und manchmal beneiden?

Diese Menschen haben natürlich ihre umgekehrte Sehnsucht nach unserer Luft und unseren Schwergewichten. Der amerikanische Feminismus ist vielleicht zum größten Teil daraus zu erklären. Daß er stark erotisch unterbaut ist, darüber kann auch fern von den Stätten internationalen Großstadtlebens, in der Anschauung etwa der Kameradschaft beider Geschlechter auf Schulen und Universitäten, kaum ein Zweifel sein. Die ritterlich-puritanische Außenseite, die europäische Reisende immer wieder für das Ganze genommen haben, ist im wesentlichen eine Gesamtheit von Spielregeln, die diese Erotik zu bändigen bestimmt ist, aber eben im besten Falle nur regeln und bändigen, nicht auslöschen kann. Alle Beobachtung lehrt es, und die leidenschaftliche Feinheit gerade der jüngsten amerikanischen Literatur, etwa von Erskines „Helen of Troy", bestätigt es, daß die amerikanische Frauenanbetung in letzter Wurzel nur die tiefste Freude des nomadisch-spartanischen Arbeitsmenschen zum Ausdruck bringt, an diesem Punkt des gesellschaftlich-naturhaften Kreislaufes der Inkarnation alles Unerwarteten gegenüber zu stehen und diese Berührung doch wieder irgendwie ganz vertraut in den Kreis des Bürgerlichen, Familienhaften, Kirchlichen einbeziehen zu können. Außer in Rußland habe ich nirgends so viele Ehen ganz jugendlicher Studenten und Studentinnen gesehen wie an amerikanischen Universitäten – wir kennen ja den Anreiz, der gerade aus dem Untergang alter, traditionaler Rahmen von Häuslichkeit und Behaglichkeit zu entstehen scheint, diesen Dingen zum Trotz nun erst recht

Digitized by Google

die Familie aus der Paarung aufzubauen. Im Durchschnitt amerikanischen Lebens hat die große und rührende Zartheit des Mannes gegen seine Frau und alle Frauen durchaus nicht den Nora-Charakter, der von bestimmten Umgebungen kapitalistischen Verdienens und Bureaulebens des Mannes untrennbar war. Überall sieht man gerade die jüngsten Frauen trotz vielfacher eigenberuflicher Beschäftigung die schwersten Arbeiten verrichten, die selbst die Miniaturverhältnisse der Wohnungen und die Fülle der alltäglichen technischen Behelfe noch übrig lassen. Vielleicht ist der Amerikaner allzu geneigt, die europäische Frau aus Unkenntnis für eine Sklavin des Mannes zu halten, und erweckt dadurch die Reaktion des entgegengesetzten europäischen Vorurteils über ihn selbst. In Wirklichkeit will auch die Amerikanerin nichts weiter als Kameradin und Genossin sein, und weiter nach Westen kommt immer deutlicher ein Einschlag von der Landfrau hinein, die ohne Arbeitsteilung mit dem Manne verloren wäre. Putz und Schmuck der Frau, von dem Massenstil der typisierten Gesellschaft notwendig stark uniformiert, sollen doch unverkennbar zunächst dem eigenen Manne gefallen, das eigene Leben jugendlich und fröhlich erhalten. Wo sich aber die gefährlichen Gründe des kolonialen Lebens mit seiner Wechselhaftigkeit und erschöpfenden Anspannung auftun, da steht überall die Frau Hand in Hand mit dem Manne wie das erste Menschenpaar in den Schlußversen des Miltonschen Paradieses, die nicht umsonst die Angelsachsen wie ein Symbol im Herzen tragen.

Natürlich treten auch in diesem Bilde bald einzelne Linien und Schatten stärker heraus. Unbewußte, atavistische Erinnerung an die Zeiten, wo unter überwiegend männlichen Pionieren die weiße Frau fast einen wirtschaftlichen Seltenheitswert hatte, spricht sicher mit. Auch in den kapitalistischen Führerschichten findet man noch Frauen, die in ihrer Jugend auf irgendeinem Bergwerk im Westen allein mit der Mutter in einem Haushalt gelebt haben, der außer Vater und Brüdern Dutzende von andern Männern, alle höheren Angestellten des Werks, patriarchalisch vereinigte und sie so zum Mittelpunkt schwärmerischen Ritterdienstes machte. Sodann die Stellung der Frau als einziger Annäherung an den europäischen Regelfall der „leisure class", durch die alle Kultur notwendig, wo nicht hinreichend bedingt ist, eine Stellung, die im einzelnen auch in Europa immer wiederkehrt, wo in neureichen Kapitalistenschichten der Mann noch zu stark ans Verdienen gefesselt ist und die Frau eine Art von Kulturressort verwaltet. Wie diese Situation auch in Europa selten ganz ohne unfrei-

Digitized by Google

willige Komik ist, so kann man den Typus der blaustrümpfigen Amerikanerin beliebig verleumden. Auffällig ist auch hier die im Vergleich zu Europa größere Aktivität. Statt des Salons und des Mäzenatentums wird meistens irgendeine tätige Leistung nach außen versucht. Provinzstädte haben eher ihre Dichterinnen und Künstlerinnen als ihre Dichter und Künstler, und wie eine nationale Institution wirken die ganz oder doch vorwiegend von Frauen besetzten Vereinigungen für Politik, namentlich Außenpolitik, an deren Spitze die allmächtigen „Daughters of the American Revolution" eine furchtbare Kerntruppe weißhaariger, bebrillter Amazonen bilden. Wenn wir Dickens besser kennten, wüßten wir, daß das alles in Amerika schon alt sein muß. Der „Chuzzlewitt" mit seinen Schilderungen der wissenschaftlich und künstlerisch dilettierenden Amerikanerin ist zum Schreien komisch wie irgendein Shaw oder Pirandello. Heute habe ich nicht den Eindruck, daß diese Verhältnisse auf einem erheblich andern Blatte stehen wie unsere europäische Frauenbewegung mit ihrer kürzeren oder längeren Skala zwischen Erhabenem und Lächerlichem, wenn man daran denkt, daß drüben naturgemäß alles durch Menge und Standardisierung mehr auf die Nerven fallen muß. Jene Studentenehen, die von den Zwanzigen bis ins höchste Alter zusammenbleiben, könnten gewiß eine sehr undifferenzierte Menschenart bezeugen; aber gab es das nicht auch in Rußland und nannten wir es da Materialismus?

III

Ließe sich alles das und das unendlich Weitere, das daneben und dahinter steht, irgendwie angreifen, nicht um der „Formulierung" willen, sondern um sich auch durch eine letzte objektive Gemeinsamkeit, sei sie nur geahnt, als ein „Geistiges" auszuweisen? Vielleicht könnte man sagen: Nicht der Amerikaner zeigt es, aber am Amerikaner zeigt es sich, nicht er verwirklicht es schon, aber er läßt uns innewerden, daß es so etwas geben könnte. Was? Eine Umlagerung von Kulturwerten, die weder eine bloße Umkehrung ist (wie in der Legende von Zivilisation und Kultur), noch eine bloße Verjüngung. Vielmehr: Während (durchaus nicht allein in Deutschland) europäischer Idealismus aus Überständigkeit auf der einen Seite verzärtelt und untätig, auf der andern verwildert und barbarisch wird, taucht hier etwas empor, das neue geistige Reihen bildet, wo nur Gegensätze zu sein schienen. „Theoretische" und „praktische", „ästhetische" und „ethische", „spiritualistische" und „materialistische" Hal-

Digitized by Google

tungen versöhnen sich in einem Realismus und Aktivismus, dessen Naivität ungefähr da steht, wohin die neuen europäischen Philosophien der „Wirklichkeit" und des „Konkreten" streben: Welt nicht zu zerdenken, sondern erst einmal zu leben, schöpferisch nicht nur in Ekstasen, sondern zunächst im Einfachen zu sein, im Erkennen und Handeln keine Rollen zu spielen, sondern den Ernst und die Schönheit der Dinge außer und in uns zu fassen. Amerika ist fern davon, das alles schon zu können, und weiß es, deshalb verlangt es nach uns. Aber auch wir können es nicht allein, wenn wir das auch meist nicht wissen und deshalb überheblich den Untergang tragieren. Nur wenn wir den Ruf von drüben hören, können wir hoffen, nicht beim Worte genommen zu werden.

VÖGEL UMS FEUER

von

JACOB PALUDAN

I

Eine Küchenlampe, die mit fünf blauweißen Wolframbirnen vertauscht wird, das deutet doch auf Fortschritt. Fortschritt, stilles Wachstum war auch, was Kaufmann Bartholin wollte. Er war sonst eine passive Natur; aber das Schicksal hatte bestimmt, daß zwischen den zwei Beleuchtungsstadien merkwürdige und erschütternde Ereignisse liegen sollten.

Um sich eine Vorstellung von ihnen zu machen, ist es notwendig, sich in dem Sandhagen zu orientieren, das vor gut einem Jahrzehnt einer der unbekannteren Punkte in der Geographie Dänemarks war. Man hätte nicht glauben sollen, daß es einmal auf aller Lippen kommen würde. Die meisten Städte machen den Eindruck, daß sie sich an einem Sund, einem Fjord ausbreiten; von Sandhagen würde man korrekter sagen, daß es an der Nordsee zusammenkroch.

Wenn sich der Postschlitten aus Nordby damals Sandhagen an dunklen Winterabenden näherte, freute sich der Kutscher übrigens, wenn er Bartholins Lampe erblickte. Er war wie der Steuermann eines kleinen Schiffes; der Schlitten wiegte sich über die öden Schneewege, und der schreckliche Nordwind blies mit dem bitteren Aroma des ganzen Meeres. Die Hügel

Digitized by Google

glichen einander; aber einer von ihnen, der letzte, entblößte das gelbe, milde Licht. Kurz darauf befand er sich in der Domäne des Leuchtturms. Die Laterne war natürlich nach dem Lande abgeblendet, damit scheue Pferde nicht vor Schreck umwenden und die Vorderbeine in die Fußsäcke der Leute setzen sollten; aber der äußerste Landstreifen war der Schauplatz für den Wettlauf der Feuerstrahlen. Ein glasklarer Lichtkörper lief über Weg und Gebäude, sprang an einer Flaggenstange empor und verlor sich so einsam auf dem Meere. Aber ihm auf den Fersen kamen zwei andere; der letzte namentlich schien Eile zu haben, sprang über Stock und Stein und holte dann die andern ein, die majestätisch im Begriff waren, den Horizont entlang zu suchen. – Passagiere waren Seltenheiten, aber es konnte sich ja hin und wieder ein Handlungsreisender zeigen, der die demütigen Orte nicht scheute. Der Kutscher machte halt, zeigte mit der Peitsche nach dem Kruge, und der Ärmste verschwand in der angegebenen Richtung. Dann ging es weiter nach dem Posthause; der Kutscher lieferte Sack und Pakete ab, erhielt Kleingeld für private Besorgungen und verteilte Waren; und endlich hielt er bei Bartholin. Wenn die Kisten hereingebracht waren, pflegte er sich in den Laden zu stellen und Neues aus der Kreisstadt zu erzählen. Und war Bartholin in Geberlaune, was jedoch kaum häufiger eintrat als Sonnenfinsternisse, so bekam er unterdessen eine Flasche Bier. Das Bier war kalt wie ein schmelzender Schneeball; sein innerer Mensch fühlte einen milden Chok unter diesem Kohlensäuresturzbad, das seine Mitteilsamkeit löste.

Im Fenster stand die Lampe und versuchte, die Scheiben klar zu halten. Der kleine gelbe Flammengeist schuf eine aufgetaute Bahn mitten in dem senkrechten Eisfeld und eröffnete eine tränenfeuchte Aussicht auf Graupen, Holzschuhe und Zigarren. Ein Tropfen lief hin und wieder von dem oberen Gletscher über das klare Guckloch zum unteren; und draußen im Schnee sah man das Phantom eines Riesentropfens gegen das Fenster stürzen. Der Messingschirm der Lampe stand rund und gelb da wie eine tropische Sonne. Diese kleine Frühlingsschmelze mitten in der Öde erzählte so still von kleinen Siegen im Kampfe mit der Barschheit des Breitengrades, von Wünschen, die Hindernisse schmelzen, und Kräften, die schaffen.

Sehr lange blieb der Postkutscher nicht drinnen. Das Läuten einer Glocke, das Knirschen von Fußbodensand, und er schritt zur Tür, spuckend, rot, eingewickelt und dick wie ein Faß.

Digitized by Google

„Scheun' Dank ooch", sagte er.

„Nee", antwortete es von drinnen. – Das ist die Höflichkeit der Westküste.

2

Der Schauplatz der Begebenheiten lag weit und großartig da und wartete auf die ersten Darsteller. Wo ein unbändiges Meer einer eigensinnigen Küste begegnet, wo ein ewiger Wind die Hänge benagt und die Fruchtbarkeit müde macht, wo der Nebel in wenigen Minuten die Landschaft in ein naßkaltes Grau verwandelt, kalter Regen selbst die Schafe melancholisch macht und der Sonnenuntergang mehr als allem andern einem Blutbad gleicht – dort fehlen nicht äußere Effekte, abwechselnd und überraschend genug für den Blick. Ihm sind nur Buchenwald und Wiese vertraut, die in lächelnder Einigkeit das übrige Dänemark unter sich geteilt haben. Sandhagen selbst war seit dunkler Vorzeit nur ein Häuserhaufen auf einem Hügel und ein kleines Fischerlager an der Küste; eine Strandung gab hin und wieder der Bevölkerung Anlaß, der Gefahr, mit der die Fischer im übrigen von ihrem täglichen Tun und Treiben vertraut waren, ins Auge zu sehen, und konnte Diplome und ehrenvolle Erwähnung in der Presse des ganzen Landes zur Folge haben – eine Erwähnung, die die Leser am nächsten Tage vergaßen, die aber in der Kommodenschublade der Tapferen als Ausschnitt einem langen Leben entgegenging. Zum Badeort war Sandhagen von vornherein nicht geschaffen; es lag allzu abseits, hatte eine zu unmilde Natur, und das Wasser war zu tief und unruhig. Nie erlebte Sandhagen das strahlende Sommermärchen mit Hauptstadtdamen in bunten Gewändern, das andere und glücklichere Gegenden hier oben zu inszenieren verstanden hatten.

Es gibt keinen Beruf, der in dem Grade Lotterie ist, wie der des Fischers. Zwei Boote stechen miteinander in See und kehren abends heim; dann ist das eine fast zum Sinken voll von Fischen, das andere hat nichts von der Fahrt gehabt. Und in dem sitzen vielleicht die tüchtigsten und ausdauerndsten Leute. Der Zufall herrscht. Die Schwärme sind launisch. Sie können monatelang narren. Wenn man dreißig Tage das Netz durch ein ausgestorbenes Meer gezogen, Schweres erduldet hat und vielleicht in Gefahr gewesen ist, wenn man das Boot auf die Reede gezogen hat und nun sieht, wie die Nachbarn beschäftigt sind, mächtige Kisten zuzunageln, dann ist es selbstverständlich, daß man am Abend ins Missionshaus geht und sich

Digitized by Google

eine geschwefelte Verkündigung anhört. Wenn man aber täglich ein volles Boot und Taler in der Tasche hat, so geht man natürlich zum Kruge, der Stätte der aktiven Raserei. Das aufgeriebene Gemüt kann seine Herberge ganz nach den Anzeichen der Stimmung wählen, der Wirt, der vom Überschuß lebt, hört gern von vollen Booten, ist aber nicht unwissend in bezug auf das persönliche Risiko, das sie mit sich bringen. Wenn die Fischer zechen, sollte es merkwürdig sein, wenn es keine Schlägerei gäbe. Diesen Opfern des Zufalls verfinstert sich täglich soviel innerer Sonnenschein, daß es, wenn die Gelegenheit kommt, nicht wie Lyrik, sondern wie Explosion hervorbricht. Halb Kinder, halb Wilde sind sie; die Kleinhändler Sandhagens ziehen sich die Decke über die Ohren, wenn sie im Orte sind, und wollen vom Wüten der Wikinger verschont bleiben.

Der Krugwirt, der nüchtern und allein diese Nacht überstehen muß, weiß Verschiedenes zu berichten. Er muß von Stube zu Stube gehen und gutmütige Dinge sagen, die unablässig angebotenen Getränke annehmen, und scharf auf seinen eigenen Zustand achten. Auf der Rückseite von Photographien nimmt er die verschiedenen Berechnungen vor, das ist seine ganze Buchhaltung; aus einem Haufen Scherben schließt er, wieviel Gläser sie darstellen, und rechnet einen gewissen Betrag hinzu. Da ertönt ein Krachen im Saal. Er stürzt hinein, sieht durch den Türspalt fliegende Stühle, als wäre dort eine spiritistische Séance. Zwischen jungen Fischern ist eine wilde Schlägerei im Gange. Unter einem Tisch, in Sicherheit, sitzt der Vater des einen und pafft eine fast ausgebrannte Pfeife: „Könnt ihr den Rauch vertragen, Kinder?" – Der Krugwirt hat die Tür hinter sich verschlossen und läßt niemand hinaus, bevor der Aufruhr sich gelegt hat und eine Buße für die Zerstörung bezahlt ist. Man trennt sich. Im Nebenzimmer haben sich vier betrunkene Burschen sinnig niedergesetzt und angefangen, Unreinlichkeiten zu verüben. Krugvater nimmt zwei Mauersteine in die Hände und vertreibt sie, schließt zu und rechnet mit den restierenden Gästen ab, die ungefähr ebenso gefährlich sind, wie Hochspannungsleitungen. Ein Stoß gegen die Haustür; er öffnet sie und streicht ein Schwefelholz an. Da wälzt sich jemand auf den Fliesen; es ist ein Bauernknecht, der immer auf dem Motorrad nach dem Krug kommt und es mit lobenswerter Voraussicht auseinander schraubt, damit niemand darauf wegfährt. Aber seine Voraussicht geht leider nie bis zu dem Punkte, daß es ihm vollkommen unmöglich ist, es wieder zusammenzuschrauben. – Der Krugwirt schließt ab und untersucht die Lokalitäten ein letztes Mal,

Digitized by Google

zündet eine Kerze an und geht nach oben. Man hört jemand draußen auf dem Wege murmeln; dann saust ein Stein durch die Scheiben. Vorsichtig tritt er ans Fenster, nachdem er das Licht ausgelöscht hat. Er nimmt eine Tüte und streut etwas hinaus. Es ist Pfeffer. Draußen gibt es Gebrüll. Er wartet; begibt sich dann zu den Unruhestiftern, deren Augen sich in einer traurigen Verfassung befinden. Es gibt eine gedämpfte Unterredung, in der das Wort „Polizei" wie ein Blitz in der Nacht leuchtet. Man hört ein Rasseln von Münzen, ein schwaches Stöhnen, und die Scheibenzertrümmerer entfernen sich. Dann gibt es vielleicht Nachtruhe für den Wirt. Nicht für die Fischer. Der Tradition gemäß setzen sie auf dem Heimweg durch die Dünen die Schlägereien fort; und sind nicht viele im Gange, so ist jetzt noch Zeit, einige weitere anzufangen. Draußen im Dunkeln rollen sie mit einander die Böschungen hinunter; das Feuer schenkt ihnen einige blendende Sekunden, um Stöße anzubringen, und wäre das Können wie das Wollen, so würde es zerbrochene Hirnschalen geben. Aber meist geschieht kein Unglück; der Schlaf öffnet die geballten Fäuste, und der Vorhang der Bewußtlosigkeit rollt langsam herab. Der Wind trocknet die rinnenden Wunden, und der Tau sorgt für kalte Umschläge auf die Beulen. Die Morgenstunde vergeht; der Körper erhält sein tiefes Verjüngungsbad, und die Seele liegt ausgestreckt da unter den Sternen des Vergessens. Dann versickert der Rausch; eine Stunde genügt; wenn die Sonne da ist und das Meer stärker klingt, dann kommen wahre Fischer auf die Beine. Ihre Sprache ist trübe, und sie sagen äußerst wenig. Einer nach dem andern entfernt sich. Draußen in dem milchweißen Meeresstriemen wartet Glück oder Unglück; was – das zu erfahren, sehnen sich Männer und Boote. Bald darauf kann man die schwarzen Flecke der Kutter draußen in dem flüssigen Feuer des neuen Tages wippen sehen.

Aber der Überfluß, der die Fischer in den Krug treibt, ist so selten, wie ein wirklich willkommener Gast. Man spinnt keine Seide hier; fragt den Krugwirt. Er kennt die Melancholie des leeren Raumes. Wenn dreiwöchiger harter Seewind dreiwöchiges fischleeres Meer abgelöst hat, ist es unlustig drinnen. Besonders zur Winterszeit. In der naßkalten Schankstube geht der Maurer um, oder richtiger, er zuckelt wie ein großer, nicht sehr gut gelaunter Waschbär die Wände entlang. Der Frost hat ihn längst arbeitslos gemacht; aber ungebrauchte Kräfte wollen gebraucht werden, brennen wie ein leises Feuer in sehnigen Armen. Und Feuer will gelöscht werden; und Bier löscht. Seine Backen stehen schon wie eine Morgenröte

Digitized by Google

über dem Stoppelfeld des Bartes. Er hält inne und betrachtet den Tanz der Feuerstrahlen auf dem Schnee des Krugdaches draußen. Auf einmal rückt ihm die Zeit nahe, da die Erde duftend grün war; in seiner Handfläche spürt er plötzlich das dünne Klirren, das Mauersteine von sich geben, wenn die Mulde geleert wird. Er singt gedehnt, dreht sich um und will die Krugtochter, die durch die Stube geht, freundlich unters Kinn fassen. Aber sie flieht wie eine Flaumfeder, und er ist nicht der Mann, sie zu haschen, so und soviel Glas Bier, die lassen nun einmal die geheime Uneinigkeit zwischen rechtem und linkem Bein entbrennen. Da seufzt der Maurer einen hoffnungslosen Seufzer und sieht auf die Uhr, als wisse er nicht im voraus, daß es schon spät sein muß; wenn man ein wenig inneres Behagen zu fühlen beginnt, ist es immer schrecklich spät. Alle Stuben liegen hundekalt da; der Krug scheint eine kalte uneinnehmbare Burg zu sein, draußen hinter den weißen Schanzen der Nacht ist das Fischerheer, aller Munition beraubt, eingeschlafen. Da erlegt der Maurer still seine Bezahlung bei Klein-Anne und schleicht sich heim mit dem Bewußtsein, daß der liebe Gott Sandhagen vollkommen vergessen hat.

Diese Winterabende! Der Krugwirt in seinem angewärmten Kontor hat zwar das ferne Aufsingen eines berauschten Kunden gehört, mag aber nicht hinausgehen, um zu einem Bierverbrauch zu reizen, der jeden Augenblick den scharfen Strich überschreiten kann, welcher zur Qual des kleinen Mannes und zur Beschwer der Wirte zwischen bar und Kredit gezogen ist. Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer, ein Maurer rettet keinen Winter. Er starrt verstimmt in die elektrische Birne. Dies weiße Licht, für das auch er hat blechen müssen, hatte Sandhagen keine neuen Zeiten gebracht. Vielleicht hatte ein Drang nach Erleuchtung, nach dem, was sie geistige Erleuchtung nannten, bewirkt – was eigentlich die Gratishergabe eines warmen Saales mit geringem Umsatz an Tee und Keks bedeutete. Erleuchtung und schwache Getränke gingen merkwürdigerweise Hand in Hand. Am Montag war wieder Vortrag. Über Island. – Ihn fror bei dem Gedanken. Hier war es schon verdammt kalt und feierlich genug im voraus.

Aber einmal im Herbst, als es einen gemütlichen Ball und Leben im ganzen Krug gab, ging dies neue Licht aus, und es folgten anderthalb Stunden ägyptische Finsternis, bis der Elektrotechniker so weit zu sich gekommen war, daß er sich erinnern konnte, wo die Sicherungen lagen. In dieser Finsternis kam es an den Tag, daß die Bevölkerung trotz der Erleuchtung ihre Raubinstinkte nicht verloren hatte. Es war fast Plünde-

Digitized by Google

rung, eine Finsternis, in der wenige redeten und niemand ergriffen werden konnte. Aber rings gluckste es wie in einem Hühnerstall. Flaschen lagen am nächsten Morgen über Weg und Feld verstreut; und die kleinen Beträge, die der Wirt hinten auf die Photographien hatte schreiben können, waren verflucht schwer einzutreiben. Die Leute hatten an diesem Morgen ein so elendes Gedächtnis. Noch eine Viertelstunde entfernt, fand man in einer Wagenspur eine halbleere Kognakflasche und eine ganze aufgepflanzte Allee triefend nasser Havannazigarren. Ja, die Erinnerung an diese Geschichte war wie ein verschluckter Dornenstock. Und wer war schuld daran? Dieses neue, weiße Licht, getragen von Masten zu 200 Kronen das Stück und kurzschlußbereit, wenn man es am nötigsten brauchte.

Der Krugwirt stochert ein bißchen im Feuer herum, dessen letzte Gluten ihn mit gebrochenem Blick anstarren. Jetzt darf er wirklich nicht mehr von ihnen verlangen. Er erinnert sich, was der Zentner mit Zufuhr und allem Drum-und-Dran kostet. Dann wirft er einen Blick auf den kleinen Wandkalender, der doch groß genug ist, um als Agenda zu dienen. August besagt:

Mi. 1: 2 Reisd. Abendbr., 1 Bier.
Do. 2: 2 Bittere, 2 Kaffee.
F. 3: – – –
S. 4: 1/2 Selters. Eine Zigarre.
– – – – – – – – – – – – – – –
S. 5: Jesus speist 5000 Menschen.
Mo. 6: – – –
Di. 7: 2 Kaffee mit Br.

Er lächelt verdrießlich. Das war kein großes Gelage. Ein Tourist, der in diesen alten Tagen nach Sandhagen kam, fühlte sich vielleicht doch von dem Orte angesprochen. Im Sommer, wenn der Wind eine Zeitlang seine Lieblingsecke, wo der Regen sitzt, nämlich den Westen, im Stich ließ, konnte man hier schöne Tage erleben. Wenn der ewige Luftzug, der sonst Haut und Lippen eintrocknete und Unterhaltungen im Freien zu einer Unmöglichkeit machte, vom Lande kam, konnte man sich im Schutz einer Düne von einer Wärme durchglühen lassen, die nie störend wurde, und in einem Meer baden, das nie seine Frische im Sonnenschein verlor. Die Nordsee, die salziger als Tränen ist, beißt ein wenig in den Augen; und läßt man das Wasser auf dem Körper eintrocknen, so erhält die Haut bald die Indianerfarbe, die in gewissen Saisons in den Badeorten en vogue

Digitized by Google

ist, die jedoch in Sandhagen niemand zu schätzen sich bemühte. Indessen lohnte sich doch an solchen Tagen ein Besuch des Ortes. Die gelbgrünen Dünen, wie ein erstarrtes Meer, der weiße Strand, die ewige Veränderung des Meeres, die Farben, die hier eine eigene Klarheit besitzen, das überall geschäftige Tierleben, die Sensation, wenn die Fischerboote einfahren: was und wieviel; eines Tages vielleicht als Zugabe Übungen mit dem Rettungsboot. – Der Sonnenuntergang: der rote Ball, der in der Nähe des Horizontes immer flacher wird, als hätte sich jemand darauf gesetzt; der Klang der leisen Kirchenglocke, die keinen Turm als Resonanzboden, sondern nur ein Stativ hat; das Entzünden des Feuers, wenn man den Assistenten in der Laternenkammer, wie in einem Eisblock eingefroren, stehen sehen kann; das Volksleben im Posthause, wenn Briefe und Zeitungen aufgerufen werden; und zuletzt die helle Nacht, der Kristallschimmer der Sonne hinter den Bergen Norwegens, der an unserm nordischen Himmel arktischer Ruhe und sommerliche Süße zu einem Zauber vereint, aus dem man nie klug wird.

Steckt aber der Sommer seine bekannte ernsthafte Miene auf, dann hat der Besucher wohl kaum Geduld mit Sandhagen. Wenn Düne und Feld schwappnaß daliegen, während mitten im Juli ein trockener Influenzasturm die schwarzen, mit Eiswasser beladenen Wolken über den Himmel jagt, dann sehnt er sich nach den eigentlichen Badeorten, deren Tanzsaison das Glück hat, unabhängig von der Witterung zu sein, oder nach den warmen Schlupfwinkeln in der Stadt, wo man längst verstanden hat, das Wetter auf kurze Notizen in den Zeitungen zu reduzieren.

Mit den Wiesen kann der Strand nicht wetteifern. Der Sand ist unfruchtbar; blütenlose Armeleutepflanzen sind alles, was sich an ihn klammert und ums tägliche Brot bittet. Man kann jedoch Glück haben und die Pferdezunge (Stenhammaria) finden, ein kleines Kraut mit hellblauer Glockenblüte, ein Gast aus der Arktis, der sich überhaupt nicht südlicher als bis Sandhagen wagt. Sie ist ganz glatt; eine Botanikerlaune hat sie unter die Rautenblättrigen gereiht. – Aber der Strand hat doch etwas aufzuweisen; nirgends sind die Steine so abwechselnd und schön wie an der Westküste. Sie liegen in Haufen da und locken den Müßiggänger. Einige sind blau wie gemaltes Porzellan, andere bestehen aus rotlila Feuerstein und pistaziengrünen Einlagen. Einige wenige sind ziegelrot, einige weißgeädert wie feiner Marmor; andere sind grünlich wie der Tag durch eine Woge gesehen. Man kann kreisrunde, gelbliche Steine mit schwachen

Digitized by Google

grauen Streifen finden; sie gleichen dem Planeten Jupiter. Andere, rote mit speckweißen Flecken, erinnern prosaisch an Bratwürste. Viele sind geschichtet; durch einen dunkelgrauen Stein kann zart eine schöne weiße Linie laufen – ein weißes Glücksjahr in einem dunklen Feuersteinleben. Nimmt man ihn aber in die Hand, umfaßt man sogleich Jahrtausende. Am reizendsten von allen sind die weißen; der halbreine Quarz, die ärmere Schwester des Bergkristalls, hat ein inneres Spiel, wie von gefrorenem Sonnenlicht. Kein Stein ist auch so tadellos in der Form wie dieser; der eine Schnitt ist ein schlankes Oval, der andere ein Kreis. Diese Form erhält kein träger Stein; sie erhält man nur, wenn man sich von den Wogen abschleifen läßt, wenn man sich wie in alpbedrücktem Schlummer von einer Seite auf die andere wirft, unaufhörlich – während Jahrhunderte sterben und Sterne droben rot und alt werden, während Kometen Jahrhundertbesuche abstatten und zuletzt, der Wiederholungen müde, zu Sternschnuppen explodieren. In diesen Steinen liegt oft eine Erzader, die man sich als goldhaltig denken darf. Wenn der Regen die Steinhaufen feuchtet, die längst zur Unbeweglichkeit eingegangen sind, erhalten sie wieder einen schönen, jugendlichen Glanz, gerade wie der Tau die Blumen so reizend kleidet; die Tasche voll von ihnen kommt man heim, so unwiderstehlich können sie sein. Wenn sie aber auf dem Schreibtisch liegen und trocken geworden sind, sieht man, daß sie an der Oberfläche matt und verwittert sind, es sind ja nur kleine Bruchstücke von Ruinen. Ganz oben an der schmalen Tankverbrämung kann es sich lohnen, nach Bernstein zu suchen; Bernstein ist leicht und läuft weit. Er ist das einzige am Strande, das ein bißchen Kaufwert besitzt. Daneben hat er den Wert, daß er das Sargproblem auf eine ethisch ansprechende Weise gelöst zeigt. Man kann zuweilen eine langbeinige Fliege darin eingekapselt liegen sehen und sich vorstellen, daß sie eines Tages, lange ehe der Plan, Babylon zu bauen, gereift war, einem Tropfen sonnengeschmolzenen Harzes zu nahe kam. Ein hübsches Flattern, ein kurzer Todeskampf, und ein ewiger Schlaf in Schönheit; das ist die Sonnenstrahlerzählung des Bernsteins.

Gegen diese ehrwürdigen Leichen, die nur mit den versteinerten Seeigeln Erinnerungen an unter der prähistorischen Sonne begangene Leichtfertigkeiten auffrischen könnten, sind die Seesterne nur Jährlinge. Es sind nur Tage vergangen, seit sie ihre knospenbesetzten Arme im Winde wanden und ihn baten, nicht zu stark zu trocknen. Die Qualle ist sogar noch

Digitized by Google

mehr zu bedauern; sie hat der Nachwelt nicht einmal ein Skelett zu übergeben. Ein Schimmer in der Sonne, eine Gespensterglocke im Wasser, mehr ist die Qualle nicht. Sie schwebt an der Grenze des Seins, ihr ganzes fließendes Leben – unkörperlich, wie ein Traum, der aus einem Hirn entwichen ist. Da wurzelt die Krabbe mehr im Sachlichen. Sie ist der bittere, unsentimentale Lebenswille selbst, der mit Panzer und Klauen alles Leben aus dem Erdball herausklemmen möchte, wenn Gott sie nur ein wenig größer gemacht hätte. Wenn man ihre gebleichten Reste sieht, die noch lange nach dem Tode einem giftigen Protest gleichen, fühlt man sich überzeugt, daß sie keine von denen ist, die sich im letzten Augenblick bekehren lassen.

Der Tang gehört auch zu dem Leben, das dieselbe wohlbegründete Angst vor dem Trockenen hat, wie wir vor dem Nassen. Die Sonne kräuselt den Tang wie Sägespäne, die Schwebeblasen fallen zusammen. Man sieht braune Algenarme sich an einen Stein klammern, auf den sie sich doch so fest verlassen hatten. Hält man gewisse flache Tangblätter, solange sie noch feucht sind, gegen die Sonne, so erscheint sie klein, braungrün und sehr fern – die Tiefseesonne, die man nicht kennt. Andere Tangstücke gleichen Zweigen, fortgerissen aus dem Hochwald der Tiefsee durch lautlose Unterseestürme, die die angeschwemmten Reste soviel von den Geheimnissen der dicken Wassermassen ausschwatzen lassen.

Zu dem Zeitpunkt, als man sich den Touristen den Strand entlang wandern denkt, also immer noch, ehe die große Veränderung kommt, wird er über einem Hange einen Signalmast bemerken, der bei gutem Wetter nichts äußert, als daß hier ein Ladeplatz ist. Zieht aber ein Sturm auf, so zeigt er mit einem hochgehißten Korbe Unruhe an. Zwei Körbe bedeuten: „Kommt zurück!" Und drei erzählen, daß das Rettungsboot unterwegs ist. Die drei Körbe sind für diesen und jenen das letzte gewesen, was er an der Küste dieses Lebens sah.

Auf dem Ladeplatz hat man auf mit Zement gefülltem Boden eine Art Buhne gebaut, ein Arrangement, das jedoch nur der reine Spott auf seinen Namen ist. In ihrem Schutze – wenn man von Schutz hinter Nußschalen reden kann – liegen acht bis zehn Kutter und ein paar offene Boote. Die Stelle bringt sich bei Seewind lange vorher in Erinnerung durch einen Duft, der reichlich schlimmer ist, als der von verfaultem Tang. Fischkadaver riechen nämlich schlimmer. Je höher man im biologischen System kommt, desto fauler ist der Leichengeruch, das ist die unheimliche Wahrheit. Gegen ein krepiertes Kalb ist Fischgeruch das reine Veilchenparfüm.

Digitized by Google

Das letzte Glied in der Reihe mag der hinzufügen, der keine Illusionen nötig hat.

Die Boote an Land zu schaffen, ist eine Sklavenarbeit. Die Brandung, deren Abschied von den Booten in Form von zwei oder drei Maulschellen erfolgt, hilft ihnen auf die schwache Böschung des Sandes; man springt heraus, befestigt eine Leine am Bug; zwei kämpfen mit dem Boote, zwei andere drehen die Winde, um die die Leine gewickelt ist. Und mit Schneckenfahrt geht es den Sand hinauf. Zuzeiten, wenn die Netze voll sind wie das des Apostels Petrus, werden die Fische in Kästen verpackt und baldigst in Eiswagen weitergeschickt; was übrig bleibt, wird zu den Salztrögen der Bauern gefahren und gegen Waren eingetauscht. Ein weiterer Überschuß wird hier am Strande zu späterem Gebrauch in große Fässer geworfen. Die Frauen helfen beim Packen. Da gibt es Leben hier, und die Schuppen funkeln. Was verworfen wird, muß allein auskämpfen, bis die Kiemen voller Sand sind. Für die Stummen gibt es keine Gnade. Dem Rochen werden sofort die Eingeweide herausgeschält und in einen Teich geworfen. Sie sind es, die so kräftig riechen. Da liegen kleine Fische und die von den Raubtieren des Meeres, die die Fische hassen. Der Teich ist blau und rot und gärt, wenn die Sonne glüht. Die Ekelhaftigkeit des Erschaffenen schreit zum Himmel. Häute werden gesprengt, Augen rollen heraus, Blutwasser sickert aus einem klaffenden Maul. Dieser Teich gleicht einer gebrauchten Palette, auf der die Farben des Lebens von einem gleichgültigen Pinsel durcheinandergemengt sind. Aus dem Formlosen steigen hie und da die verzerrten Züge des Lebens, aus der Unkenntlichkeit das qualvoll Kenntliche. Metallblaue Fliegen halten hier ihre Orgien, surren schwer und brennend dicht auf die jappende Masse, fressen ... und ein Blutbach rinnt leise ins Meer, das alles Empfangende, das immer Reine.

Wenn er einen Fischer fragt, was das Meer gibt; so wird er ungefähr folgenden Bescheid erhalten:

Steinbutt ist der feinste und begehrteste Fisch von allen. Forelle, Lachs und Hummer sind auch köstlich, aber selten. Scholle – ja, aber sie ist nicht so gut wie ihr Vetter aus dem Fjord: „längst nicht so fleischig". Der Dorsch, der so reell ist und so mächtig ins Gewicht geht; man hat erlebt, daß man ihn in ganzen Ladungen als Schweinefutter wegfahren mußte. Ein Boot kann Glück haben und 20 000 Pfund Dorsch einnehmen. Das gibt einen guten Tagelohn, wird er sagen. Hering ist auch lohnend.

Digitized by Google

Die Makrele, der am schönsten gebaute Fisch, mit der Form eines Torpedos und einem Farbenspiel wie ein Pfauenschweif. Sie wird jedoch hier mit Mißtrauen betrachtet, denn sie ist ein Leichenfresser, der Bösewicht. Es geschieht, daß dieser gefräßige Fisch in Scharen die jungen Heringe jagt, so daß sie in wohlbegründetem Schrecken an Land springen und einen ganzen Hügel am Strande bilden; dann muß man in aller Eile das Schleppnetz hinter der Makrele herumziehen. Hinter ihr kann man oft die Haie sich nähern sehen; das ist einer der Schreckensaugenblicke des Strandes; Angst und Gefräßigkeit spielen ein Drama von hoher Leidenschaft, in dem die Fische die Rolle des unternehmenden Raisonneurs spielen. Was mehr? Ach, da sind Schellfische; Merlane mit den weißen Streifen; der Seewolf, der so schlimm beißt; der Roche, von dem nur die „Flügel" etwas taugen; der Engländer ißt sie nämlich als eine Art Hummer. Der Stör, der wählerischen Gaumen den Kaviar, und der Tümmler, der nur gemeinen Tran liefert. Und – ja, so könnte man fortfahren.

Aber hier bei Sandhagen findet auch ein anderer Fang statt. Die Fischer sind nicht sehr geneigt, davon zu erzählen. Es ist der merkwürdigste von allen.

4

Das hohe Steilufer, das Sandhagen, Poststraße, Feuerwehr, Kirche, Schule und etwas Landwirtschaft ins Land hinein trug und sich weit östlich in Dünen verlor, war demnach eine Grundlage für Kultur und menschliche Gemeinschaft an der Meeresgrenze. Die Ebene im Lande war ein ungeheures Areal, das nach außen vom Meere, rechts von dem geraden meilenlangen Steilufer, innen von langsam entstehender Fruchtbarkeit begrenzt war und links der Unbegrenztheit begegnete. Sie war eine Stätte der Einsamkeit und Träumerei.

Eigentümlich düster war diese Ebene in ihrer Stimmung. Sie konnte sagen, wie im Gedicht steht: der Lenz macht mich nicht froh. Sie glich sich selbst im Sommer; zuletzt warf sie doch den violetten Schal der Heide über. Sonst wechselte sie nicht viel; im Winter war sie etwas bräunlicher, im Sommer etwas grünlicher. Dies eigenartige Gemüt verdankte sie ihrem Gatten, dem wilden, launischen Herrn, der der blanke Hans hieß. Selbst wenn die Ebene schlief, hörte man ihn eintönig und selbstgefällig draußen brummen; und es konnte ein Beben durchs Gesträuch gehen, wie bei dem Gedanken: Welchen Einfall wird er wohl morgen haben, der Rasende?

Digitized by Google

Die Ebene glich dem Meere; sie war wie von mühevollem Zusammenleben geprägt. Sie wogte wie das Meer im Winde. Es gab ansehnliche Gipfel, wo der Sand wie gefrorener Schaum hindurchschimmerte. Bei Wind konnte dieser Sand fegen, daß er der zurückflatternden Mähne der Woge glich. Da waren liebliche Kräusel, steile Hänge und stille Flecken. Da waren kleine Heiden, kleine Wildmoore, da waren Grashügel und windstille Senkungen. Wo man auch stand, sah man ein Bild erhärteter Unruhe.

Die Pfade, die hinüber führten, waren sandig und machten jedes Pferd zum Fatalisten, ließen es mäuschenstill stehen mit schwer gesenktem Haupte: Komme, was da will, es hat keinen Zweck, daß ich mich rühre. Die Ebene sandte der Zivilisation keine Einladung. Ein reicher Mann, der sich ein Jagdhaus draußen baute, reiste nach einer Woche ab und kam nie wieder; das Haus mußte verfallen, der Wind pfiff durch alle Schlüssellöcher.

Wenn man von den Wegen abwich, ging man auf einem Teppich aus weicher Heide; ein Muster war hineingewebt aus frischgrünem Moos, auf einem Hintergrund von Renntierflechte, grau wie das Haar eines Weisen. Je nach der Jahreszeit gab es Preiselbeeren und Blaubeeren; die Hänge waren hie und da mit jungen Kiefern bepflanzt; Ginster, Porsch und Wachholder hielten die Wacht über den Fuchsbauten. Ein Bach kam aus dem Lande und zeichnete eine weitläufige Arabeske, reißend und störrisch in der Mitte, aber mit stillen Buchten, in denen die Purpurbakterien sich einigten, einen Schlammsarg zu errichten, wo das Sumpfgas in trägen Blasen aufstieg. Durch den Himmelsspiegel des Baches sah man einen tiefen Grund, braunrot von rostender Eisenerde; grüne Algen schwammen als Stromweiser und fristeten ein Leben, das nur Mißgeschick kannte. Stieg man zu den Höhen empor, so sah man die stillen Heideseen, aus denen der Bach kam, einer mächtiger als der andere; ein weißer, glatt abfallender Sandgrund war wie ein Tanzboden des Todes; draußen sprangen Fische und hinterließen die großen Silberringe der Tiefe auf der Oberfläche.

Die Lieblosigkeit, die die Ebene zur Schau trug, war jedoch nur eine Maske. Sah man genauer hin, so wimmelte auch dies Areal von Schicksalen. Nur wenige Zoll von den züngelnden Wogen liefen die Strandläufer, heiß um jeden Fußbreit Sand mit dem Meere kämpfend. Hier war auch der Ort der Priesterkrause, des Stutzers des Strandes, und des Säblers, des fanatischen Kulturgegners. Hier verkehrte der Seerabe, der große Faulpelz, der Philosoph des Grundnetzpfahls. Die wilde Ente zog getreulich jeden Abend zu Meer; der Kiebitz, der Warner der Vögel

Digitized by Google

vor dem Jäger, schrie sein unpopuläres Lied. Die Pfeifente ruderte auf den Strandseen herum; selbst wenn sie geschossen wurde, hatte sie noch einen Trumpf in der Hand, denn sie schmeckte nach Lebertran. Tiefer im Lande stieß man auf Bekassine; die haben sowohl ein Lockmotiv sowie ein Paarungs- und Flugmotiv, und sind demnach von der Wagnerschen Richtung in der Musik beeinflußt. Zahlreich waren die Vögel, die in der Poesie Goldregenpfeifer und in der Küche Brachvögel genannt werden. Die Schnepfe war häufig in der Zugzeit; Möwen und Seeschwalben begannen ihre Überwinterungsversuche. Dies war die Fauna der Luft. Von der Erde aus behielt sie der Fuchs wachsam im Auge. Dem ging es gut. Seit der Wolf aus dem Wege geräumt war, hatte er nur noch zwei Feinde: Büchse und Strychnin. Letzteres kam hier nicht in Betracht, erstere zeigte sich zuweilen. Wenn aber die Fischer, mit einer bellenden, verbitterten Meute von Pudeln und Foxterriers, ausrückten, zog Reinicke sich lächelnd in seinen Bau zurück und wartete. Die unwissenden Hunde verstanden ihn ebensowenig auszugraben, wie sie den Mund zu halten verstanden. Die Jagdbeute erhielt eine kilometerweite kläffende Warnung und nahm sie sich ad notam. Der Fuchs hatte herrliche Tage. Der Mistkäfer war sein hors d'oeuvre, der Hase sein Braten, Preiselbeeren waren sein Kompott und Kiebitzeier sein Dessert.

Über die Wagenspuren konnte man die Kreuzotter braun und feist gleiten sehen; vor ihr sprang die Feldmaus in Todesangst. Weiter abwärts im System, der Erde noch näher, fristeten Würmer und Käfer ihr stummes Leben. Eben oberhalb der Grenze des Sichtbaren lag die Laus hinter dem Ohre der Maus, und weit unterhalb saß die Bakterienkolonie auf dem Stachel der Mücke – nein, leblos war es hier nicht.

Auch auf den öden Bühnen spielt das Drama des Lebens. Eines Abends setzt der Frost ein; eine Maus, die vielleicht krank ist, kommt nicht bis nach Hause, sondern friert fest in einer Pfütze. Dann ist der Fuchs da. Ritsch! flüstert es, wie wenn man mit der Jacke an einem Nagel hängen geblieben ist. Es krabbelt dem Fuchs noch ein wenig auf der Zunge. Da ertönt ein Knall; er sieht einen Kopf über dem Hügel, verflucht seine Unvorsichtigkeit und rollt tot hin. In der Dämmerung häutet der Bauer ihn und wandert zufrieden mit dem Balg heim. Es schneit, und es ist dunkel geworden. Die Erde birst; und es war nicht die Erde, sondern das Eis eines Heidesees. Er fällt wie von einem Turm herunter und nichts stützt seine Füße mehr. Ein Stoß gegen den Kopf: die Unterseite des Eises, Maus, Fuchs, Mann, Schicksal.

Digitized by Google

Ginge man an einem klaren Novembertage auf die Ebene hinaus, so würden Moos, Gras, Sandhaargras und alles andere, das sich auf dem feuchten Boden als Immergrün versucht, einen verlocken, weit nach Osten zu dringen, um die Farbe des Sommers ein letztes Mal zu genießen. Die Regenfälle der Jahreszeit bilden eine Menge Seen und Moore außer denen, die die Karte kennt. Die Wegspuren führen unverzagt ins Wasser hinein und tauchen auf der anderen Seite wieder auf. Man macht Umgehungsversuche, kreuzt sich vorwärts. Der Leuchtturmhügel ist verborgen; neue Höhenrücken heben sich scharf ab von dem verdünnten Blau des Spätherbsthimmels. Die Ebene sieht gastfrei aus; aber sie hat immer noch den Gatten, der störend eingreift. Er bläst rauh über ihre feinen Teppiche, daß die Muster verblassen. Er macht die Luft dick und schwer wie in einem Badezimmer; er löscht ihre prächtige Lampe, das Feuer, aus. In wenigen Minuten kann sich das farbenklare Bild verändern, wenn die Nordsee es will.

Der Horizont ist fort. Es kommt einem ein Heer grauweißer Gespenster entgegen; Höhe auf Höhe wird verschlungen. Wohin sie ihren Fuß setzen, wird das Grüne grau, das Trockene naßkalt. Die Sonne ist anzusehen wie eine scharfe, blasse Scheibe auf der Flucht vor dicken Luftwogen. Dann versinkt sie, gelb, als hätte sie sich voll Wasser gesogen, in einem grauen Bad, ertrinkt und ist fort. Es ist, als läge das Meer hinter den Dünen auf dem Rücken, rauchte den unangenehmen Schiffertabak und paffte rücksichtslos ein hübsches Stübchen voll. Man sieht nur die nächsten Höhen. Unaufhörlich kommt der Rauch; die Nordsee hat genug für tausend Ebenen wie diese. Der Mantel schimmert blau vom Tau; in den Augenbrauen sitzen große Tropfen. Die Luft, die man einatmet, verleiht Furcht vor Erkältung und Lust auf glühend heiße Getränke.

Ein weißes Lüftchen umschließt einen und ein Stückchen trostlosen Traumlandes. Ein Pfad, der aus dem Nebel kommt und im Nebel verschwindet; ein paar schwarze Pfähle, ein kohlschwarzes Moorwasser. Vier mystische Schatten zeigen sich in einiger Entfernung. Es sind Schafe mit triefend naßem Pelz. Alles schläft ein. Das Sandhaargras grübelt über seinen Kreisen, und fern spielt das Meer seine Nebelsonate. Der Wunsch, heimzukommen, wird dringlich; aber der Ortssinn hat einen verlassen. Ahnte man nur, wo Sandhagen sich verbirgt. –

Im selben Augenblick kreischt es hoch oben von den Hügeln.

Digitized by Google

5

Die Sirenen übernehmen die Aufgabe des Feuers bei Nebel. Der Nebel ist hier oft so dicht, daß man auf Büchsenschußweite nicht die geringste Spur von diesen Millionen Kerzen erblickt, die einem entgegengeschleudert werden. Erst wenn man noch näher rückt, zeigt sich im Nebel ein schwacher, erkälteter Schimmer, wie Wintersonne im dichten Dunst; ganz nah unter dem Turm sieht man die erstickten Strahlen; wie ein Rad ohne Felge kreisen die Lichtspeichen einem über dem Kopf, langsam und zwecklos. Aber bei klarem Wetter kann man noch eine Meile weit ein verlorenes Örestück auf dem Wege finden, wenn der Schimmer kommt. Die Sirenen sind ebenso gewaltig im Lautfach, wie das Feuer im Lichtfach. An Land hört man sie rufen, ungefähr wie eine Kuh mit übervollem Euter, ein dreimaliges trauriges Brüllen. Aber wenn die Luftleitung nicht ganz in Ordnung ist, kommt etwas Unheimliches in die Stimme; man denkt an Wölfe, die dem Mond Sibiriens ihren Blutdurst klagen. – Geht man der Küste zu, so merkt man, daß mehr Erz ins Kuhgebrüll kommt. An einem Nebelabend, wenn die ganze Einrichtung unsichtbar ist, kann etwas Ergreifendes in diesen verlängerten Kanonenschüssen liegen. Vielleicht hört man einen Dampfer in der Nähe rufen, ein großes, ernstes Fragen. Und dann erhebt der Strand seine Stimme: Uud! Uud! – Das Echo klingt schwach übers Wasser. Es ist großartig zu hören, wie die Gefahr sich selber anzeigt, ihren Mordgedanken verrät. Die stumme, tückische Küste muß vor sich selber warnen. Eine singende Bildsäule – was ist sie gegen die rufenden Riffe?

Die Sirenen gleichen weißgestrichenen Aborthäusern, aus denen ein Grammophontrichter in den Nebel ragt. Man kann leicht einen Begriff bekommen, wie gut sie eigentlich brüllen können. Man setze sich nur eines Tages, wenn der Nebel den Horizont zu verschleiern beginnt, seewärts von ihnen. Man zünde die Pfeife an und warte, was da geschehen werde. Und es geschieht etwas! Dicht hinter einem geschieht etwas Hörbares. Es ist eine gute Nervenprüfung. Es gibt erwachsene Männer, die den Hut verloren haben und ums Leben gelaufen sind.

Man kann den Stoß drei Meilen in See bei Gegenwind hören.

Berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen
von Erwin Magnus

Digitized by Google

UNBEKANNTE TAGEBÜCHER

von

LEO TOLSTOI

(1853–1863)

Vorbemerkung

Die folgenden Auszüge aus Leo Tolstois Tagebüchern sind aus den Originalabschriften übertragen, die sich im Besitze der Verlagsgenossenschaft „Sadruga" befinden, und gelangen hiermit größtenteils zur überhaupt ersten Veröffentlichung. Sie stammen aus der Jugendzeit Tolstois, namentlich aus dem Aufenthalt im Kaukasus, wohin der 22jährige 1851 vor den Lockungen der Welt und den Spielschulden geflohen war. Es folgen Jahre wachsenden dichterischen Ruhmes, innerer Haltlosigkeit, religiöser Zweifel und Kämpfe, Wanderungen im Auslande, bis er im Jahre 1862 in Moskau die jugendliche Sonja Andrewna Bers kennenlernt und heiratet. Die Tagebuchaufzeichnungen lassen bereits in den ersten Ehezwistigkeiten des jungen Paares den Keim jener tiefen geistigen Entfremdung erkennen, die schließlich zu Trennung und Flucht führte. Wladimir Astrow

1853 (Im Kaukasus)

5. Januar. Wieder den ganzen Tag nichts getan und nichts gedacht. In Grosnaja ist es wie immer unangenehm. Wenn's nur bald zum Gefecht käme!

6. Januar. Lauter dummes Volk dagewesen. Alle, zumal der Bruder, saufen, was mir höchst zuwider ist. Der Krieg ist etwas so ungerechtes und schlechtes, daß die, welche daran teilnehmen, die Stimme ihres Gewissens zu ersticken suchen. Handle ich gut? Gott, erleuchte mich und vergib, wenn ich schlecht handle.

7. Januar. Den Vormittag liederlich vertrödelt, abends erschien Knorring völlig betrunken zusammen mit Besket und brachte Porter mit. Ich betrank mich. Plötzlich fanden sich Tenginsche Offiziere und H . . . ein. Ich betrank mich. Janowitsch war berauscht und fing an, mir den Finger auszurenken und sagte, ich machte Dummheiten. Der physische Schmerz und der Wein bewirkten es, daß ich in Wut geriet und ihn einen Esel und Buben nannte. Mit Tränen in den Augen und mit kindlicher Empfindlichkeit begann er mir Grobheiten zu sagen. Ich erklärte, daß ich nicht

Digitized by Google

geneigt sei, wie gemeine Soldaten zu zanken und daß die Sache nicht so enden dürfe.

8. Januar. Heute früh erklärte ich ihm, ich sei betrunken gewesen und möchte meine Worte abbitten. Er war aber so komisch, daß er erwiderte: „Ich verzeihe Ihnen, Sie sind selber schuld." Morgen früh, gleich nach dem Gebet, mag zugegen sein wer da will, werde ich ihn nochmals ersuchen, sich zu entschuldigen, sonst fordere ich ihn vor die Pistole. Mag er den ersten Schuß haben, ich aber werde nicht schießen. Mein Verhalten war dumm und schlecht. Nikolinka ist abgereist, ihm war der Vorfall peinlich, zumal er nun nicht weiß, welchen Ausgang die Sache nehmen wird. Er ist ein Egoist, gleichwohl liebe ich ihn, und es quält mich, ihm wehe getan zu haben. Ein paarmal kam es mir während dieser zwei Tage in den Sinn, meinen Abschied zu nehmen, indessen nach reiflicher Überlegung glaube ich, daß es nicht gut ist, den einmal gefaßten Plan aufzugeben. Ich will in diesem Jahr nochmals das letzte Gefecht mitmachen, wo ich, wie ich glaube, fallen oder verwundet werde. Gottes Wille geschehe. Gott, verlasse mich nicht. Erleuchte mich, leihe mir Kraft, Entschlossenheit, Verstand.

9. Januar. Habe meine Absicht erfüllt. Janowitsch leistete gerne Abbitte. Wenn man es indessen nur wüßte, was es mich gekostet hat, mich nochmals an Janowitsch zu wenden ... Hätte gern geschrieben, aber das liederliche Leben hindert mich, etwas zu tun.

16. März. Wollte um meinen Abschied ersuchen, aber die falsche Scham, als Junker nach Rußland zurückzukehren, hält mich energisch ab. Werde nun die Beförderung abwarten, die wohl kaum eintreten wird – ich bin bereits an allerhand Mißgeschick gewohnt. Daß ich in Nowogladowskaja nicht am stillen Dienstag in Sünde gefallen bin, habe ich wahrlich nur dem Beistand Gottes zu verdanken. Wenn ich nur in das alte Geleise der Zurückgezogenheit, Ordnung, guter und milder Gedanken wieder hineinkäme! Gott helfe mir! Zum ersten Male empfinde ich jetzt das trübe und peinliche Gefühl der Reue wegen der nutz- und genußlos dahingeschwundenen Jugend. Und wohl fühle ich es, daß die Jugend vorbei ist. Es ist Zeit, von ihr Abschied zu nehmen.

21.–25. März. Alle diese Tage glichen einer dem anderen: spielte Barre, tändelte mit den Dirnen, und einmal berauschte ich mich ... Meine gegenwärtigen Wünsche: das Soldatenkreuz erhalten, ein Rang am Orte und daß meine beiden Erzählungen gelingen mögen.

Digitized by Google

4.–7. Mai. Nichts besonderes ... Heute ziemlich viel geschrieben ... Brauche unbedingt das Weib. Die Sinnlichkeit gewährt mir keinen Augenblick Ruhe.

15.–22. Mai. Schlimm. Bin sehr heruntergekommen. Ließ die begonnene Erzählung liegen und schreibe an der „Jugend" mit derselben Lust, wie einst an der „Kindheit". Hoffe, daß sie ebensogut gerät. Meine Schulden sind alle beglichen. Vor mir liegt eine glänzende literarische Laufbahn. Den Rang soll ich bekommen, bin jung und klug. Was sollte ich noch mehr wünschen? Wenn ich arbeite und enthaltsam bin, kann ich noch glücklich sein.

8. Juli. Spät aufgestanden. Begann zu schreiben, aber es wollte nicht gehen. Bin zu sehr unzufrieden mit meinem sinnlosen, liederlichen Dasein. Las in der Profession de foi d'un Vicaire Savoyard, und wie stets bei dieser Lektüre kamen mir eine Unmenge tüchtiger und edler Gedanken. Jawohl, mein Hauptunglück ist der große Verstand ... Ich vermag mir die Existenz Gottes nicht zu beweisen, finde keinen einzigen stichhaltigen Beweis und finde, daß das Verstehen nicht unbedingt notwendig ist. Es erscheint leichter und einfacher, das ewige Dasein dieser ganzen Welt mit ihrer unbegreiflich schönen Ordnung zu verstehen als das Wesen, welches sie erschaffen hat. Das Streben des Leibes und des Geistes nach Glück ist der einzige Weg, um die Geheimnisse des Lebens zu begreifen. Wo der Trieb der Seele mit dem des Leibes in Widerstreit geraten ist, muß der erstere die Oberhand gewinnen, weil die Seele unsterblich ist, ebenso wie das Glück, das ihr zuteil wird. Das Erreichen des Glückes macht ihren Entwicklungsgang aus. Laster der Seele sind bloß verderbte edle Bestrebungen.

12. Oktober. Las heute eine literarische Charakteristik des Genies, und diese Schrift erzeugte in mir die Gewißheit, daß ich ein ungewöhnlicher Mensch bin, sowohl den Fähigkeiten als dem Arbeitseifer nach.

31. Oktober. Sonderbar, wie wir alle es verheimlichen, daß das wichtigste Rad in der Maschine unseres Lebens das Geld ist. Als schämten wir uns dessen. Man nehme Romane, Biographien, Erzählungen. Überall ist man bestrebt, die Geldfragen zu umgehen, während sie doch der wesentlichste (jedenfalls der beständigste) Belang im Leben sind und auch am besten den Charakter eines Menschen verraten.

2., 3. November. Fast jedesmal, wenn ich einen neuen Menschen kennenlerne, erlebe ich eine schwere Enttäuschung, da ich ihn mir nach Analogie mit mir selber vorstelle und ihn zu ergründen suche, indem ich mit

Digitized by Google

meinem eigenen Maße messe. Ich muß mich ein für allemal an den Gedanken gewöhnen, daß ich eine Ausnahme bilde, oder daß ich meinem Zeitalter weit voraus, oder eine jener mißgestalteten, nörgelnden Naturen bin, die mit nichts zufrieden sind. Ich muß ein anderes Maß an die Menschen anlegen. Dann werde ich mich seltener täuschen. Lange betrog ich mich, indem ich glaubte, Freunde zu besitzen, Menschen, die mich verstehen. Unsinn! Habe noch keinen Menschen getroffen, der moralisch ebenso hoch stünde wie ich, der daran glaubte, daß ich mich in meinem Leben keines Falles entsinnen könne, wo mich das Gute nicht begeisterte und ich nicht bereit gewesen wäre, alles dafür hinzugeben. Darum kenne ich keine Gesellschaft, in der ich mich wohl fühlte. Stets fühle ich, daß das Bekenntnis meiner innigsten Gedanken als Lüge aufgefaßt wurde und daß die persönlichsten Bestrebungen kaum Mitgefühl wecken können ...

Schon gestern abends empfand ich denselben Drang zum Wahren, Nützlichen, wie er mich in Tiflis und Pjatigorsk beseelte. Auch das Böse hat sein Gutes. Gestern beim Gedanken, daß meine Nase einfallen könnte, malte ich mir aus, welch starken und heilsamen Antrieb ich dadurch auf dem Pfade meiner sittlichen Entwicklung erhalten würde. Ich stellte mir so lebhaft vor, wie edel, dem Gemeinwohl ergeben und nutzbringend sich alsdann mein Leben gestalten würde, daß ich mich fast sehnte, dasjenige zu erfahren, was ich früher als ein Ungemach bezeichnet hatte, das den Selbstmord entschuldigt.

1857 (in Petersburg)

5. Januar. Aß zu Mittag bei Botkin und von da zu Tolstoi. Er ist eine liebenswürdige, kleinlich-poetische Natur. Von ihm gegen 10 zu Krajewskij und um 12 zum Maskenball. Erst war es sehr langweilig, später nach dem Abendessen mit Stolypin und Stachowitsch kam auf mich ein lieblicher Mund zu. Ich mußte sehr lange bitten, bis er mit mir fuhr, ließ sich nur schwer überreden und bei mir zu Hause legte er die Maske ab. Sieht wie zwei Tropfen Wasser der A. D. ähnlich. Nur älter und gröbere Züge ...

4. Januar. Bin gegen zwei Uhr aufgestanden. Zu Mittag bei Botkin mit Panajew, der Puschkins Gedichte vortrug. Ich zog mich in Botkins Zimmer zurück, wo ich an Turgenjew schrieb, und dann sank ich auf das Sofa nieder und ein Strom ursachloser, glückseliger, poetischer Tränen brach hervor. Ich bin all diese Zeit nachgerade glücklich. Ich schwelge in der Empfindung meines ungeheuer rapiden sittlichen Fortschrittes ...

Digitized by Google

7.–19. März (in Paris). Gestern nachts quälte mich der plötzlich aufwallende Zweifel an allem. Auch jetzt noch ist er in mir, wenn er auch nicht mehr so qualvoll ist. Wozu? Und was bin ich? Schon oft glaubte ich, über diese Fragen im Klaren zu sein; aber nein, ich habe sie nicht mit dem Leben besiegelt ...

12.–24. April. Stand um 8 auf und las im Larrut. Unendlich viele künstlerisch glückliche Gedanken. Abends beim Leichenbegängnis von Syb. Die Gebete rührten mich. Die Liebe überwältigt mich, die fleischliche sowohl wie die ideale. M. J. ist wunderhübsch. Ich erscheine mir selbst außerordentlich interessant. Ich liebe mich sogar selbst dafür, daß ich die anderen so liebe.

11. Juni. Zerschlug einen Spiegel. Nur noch dieses Vorzeichen hat gefehlt. War so schwach, aus dem Lexikon die Zukunft zu erfragen; ich schlug auf: Sohlen, Wasser, Katarrh, Grab.

16. Juli. Die Nacht aus dem Fenster der Pension. Mendelssohn. Werden die Tränen der Sehnsucht*, die ich oft weine, mit den Jahren verschwinden? Ich fürchte, es an mir wahrzunehmen. Ich muß mich zu einem charaktervollen, ordentlichen Leben aufraffen.

11. August. Die Sinnlichkeit quält mich, abermals Trägheit, Mißbehagen und Wehmut. Alles erscheint nichtig. Das Ideal ist unerreichbar, ich habe mich bereits zugrunde gerichtet. Arbeit, ein wenig Ansehen, Geld. Wozu? Auch der materielle Genuß, wozu ist er? Bald kommt ewige Nacht. Ich glaube, ich werde nicht lange leben. Es langweilt mich, detailliert zu schreiben, möchte gern alles in feurigen Zügen schreiben. Liebe. Denke an einen solchen Roman.

21. Oktober. Alles langweilt mich; nichts ist mir zuwider, sogar ich selbst nicht, aber alles läßt mich kalt. Wünsche nichts und bin bereit, solange es nötig ist, den Lebenskarren zu schleppen. – Nicht das ist seltsam, daß Gott gebietet, ein Stück Brot soll der Leib seines Sohnes sein; hunderttausendmal seltsamer ist es, daß wir leben, ohne selbst zu wissen, wozu, daß wir das Gute lieben und nirgends geschrieben steht, was gut und was böse ist.

1858

15. September. Ich bin furchtbar gealtert, bin diesen Sommer des Lebens müde. Oft muß ich mich schaudernd fragen: was liebe ich? Nichts.

* Von Tolstoi deutsch geschrieben.

Digitized by Google

Rein gar nichts. Eine solche Lage ist armselig. – Keine Möglichkeit des Lebensglückes, dafür aber ist es leichter, ein Geist-Mensch zu sein, „ein Erdbewohner, fremd allen menschlichen Bedürfnissen."

1860 (in Jassnaja Poljana)

1. Februar. Konnte gestern bis 5 Uhr nicht einschlafen. Las über la Dégénerescence de l'esprit humain und davon, daß es physisch einen höchsten Grad intellektueller Entwicklung gäbe. Ich befinde mich in diesem Grade. Mechanisch fiel mir ein Gebet ein. Beten – an wen? Was ist Gott, den man sich so deutlich vorstellen kann, daß man ihn um den Verkehr mit ihm bitten kann? Gelingt es mir auch, einen solchen Gott vorzustellen, so büßt er für mich jede Hoheit ein. Ein Gott, den man bitten und dem man dienen kann, ist Ausgeburt der Verstandesschwäche; eben dadurch ist er Gott, daß ich mir sein ganzes Wesen gar nicht vergegenwärtigen kann. Er ist überhaupt kein Wesen, sondern Gesetz und Kraft. Mag dieses Blatt ein Andenken meiner Überzeugung von der Macht des Verstandes sein.

26. Mai. Hatte einen ungewöhnlichen Traum – Gedanken. Seltsam ist meine Religion und die Religion unserer Zeit, die des Fortschrittes. Wer hat es dem Menschen gesagt, daß der Fortschritt etwas Gutes wäre. Dies ist nur der Mangel eines Glaubens und das Verlangen nach bewußter Tätigkeit, in die Form des Glaubens gehüllt. Der Mensch braucht den Drang – Spannung* – ja. – Stand um 5 Uhr auf, ordnete alles selber an und alles war gut – lustig . . . Abends bei der Mistfuhr geriet ich in Zorn, stieg herunter und fing an zu arbeiten, daß ich in Schweiß badete, da ward alles gut und ich begann alle zu lieben. Sonderbar wäre es, wenn diese Vergöttlichung der Arbeit spurlos vorüberginge.

13.–25. Oktober (im Auslande). Bald ein Monat seit Nikolinkas Tod verstrichen. Dieses Ereignis hat mich furchtbar dem Leben entfremdet. Wieder die Frage: Wozu? Bald muß auch ich dahinziehen. Wohin? Nirgendwo. Versuche zu schreiben, nötige mich, aber es geht nicht, weil ich der Arbeit nicht mehr jenen Wert beimessen kann, der nötig ist, um Kraft und Geduld zum Arbeiten zu haben.

Während der Begräbnisfeier kam mir der Gedanke, ein materialistisches Evangelium zu schreiben, das Leben Christi als eines Materialisten. Nikolinkas Tod ist mein stärkster Eindruck im Leben.

* Von Tolstoi deutsch geschrieben.

Digitized by Google

28. Oktober. Sonntag. Ein Mittel, um zu leben: arbeiten. Um zu arbeiten, muß man die Arbeit lieben. Um die Arbeit zu lieben, muß sie hinreißen. Um hinreißend zu sein, muß sie zur Hälfte und gut getan sein. Cercle vicieux? Aber was ist zu machen? Karten legen, Unentschlossenheit, Müßiggang, Mißbehagen, Todesgedanken. Es muß einen Ausweg geben. Ein Mittel: sich zur Arbeit zwingen.

12. November. Ein 13jähriger Knabe in Qualen gestorben. Wofür? Die einzige Erklärung bietet der Glaube an eine Vergeltung im Jenseits. Gibt's keine solche, so existiert keine Gerechtigkeit und man braucht sie nicht, und das Verlangen nach Gerechtigkeit ist Aberglaube.

1862

23. August (in Moskau). Zwei Tage nichts gegessen, Zahnschmerzen, übernachtete bei Bers. Ein Kind! Sieht wirklich so aus! Aber der Wirrwarr ist groß. O wenn es gelänge, einen klaren und redlichen Standpunkt einzunehmen! Habe dem Zaren einen Brief überreicht. Bewunderte die Manöver. Vortrefflich. Ein Dragoner verwickelte sich, während der Zar dahinsprengte. Ich fürchte mich vor mir selber, ob es nicht abermals nur der Wunsch nach Liebe, statt Liebe ist. Ich suche nur ihre schwachen Seiten zu sehen und dennoch ist sie ein Kind! Sieht wirklich so aus!

24. August. Bin munter und mit besonders hellem Kopfe aufgestanden, habe gut geschrieben, doch der Inhalt war arm. Dann so traurig zumute, wie noch nie. Ich habe keine Freunde, nein! Ich bin einsam. Ich hatte Freunde, als ich dem Mammon diente, ich habe keine mehr, seit ich der Wahrheit diene.

26. August. Zu Fuß zu den Bers, ruhig, heimelig. Mädchenlachen. Sonja war nicht gut, vulgär, aber interessant. Sie gab mir eine Erzählung zum Lesen. Welche Energie der Wahrheit und Einfachheit. Die Unklarheit quält sie. Ich las alles ohne Atemstockung, ohne Zeichen der Eifersucht und des Neides, aber das „ungewöhnlich unansehnliche Äußere" und die „Unbeständigkeit des Urteils" haben mir einen ordentlichen Stoß versetzt. Ich beruhigte mich. Das ist nichts für mich ... Arbeiten und die Bedürfnisse befriedigen.

28. August. Bin 34 Jahre alt. Aufgewacht mit der gewohnten Traurigkeit ... Häßliche Fratze, denke nicht an die Ehe, hast anderes zu tun ...

29. August. Schlecht geschrieben. Du umgehst das Wesentliche und es wird Gerede. Ging zu Bers, mit ihm nach Pokrowskoje. Nichts, nichts,

Digitized by Google

stillgeschwiegen ... Keine Liebe wie ehemals, keine Eifersucht, nicht einmal Bedauern, aber ähnlich und etwas Süßes – etwas Hoffnung (die es nicht geben sollte. Schwein!). Etwas wie Bedauern und Wehmut. Aber eine wunderschöne Nacht und ein gutes, süßes Gefühl ...

31. August. Nichts für dich, alter Teufel – schreibe kritische Abhandlungen! –

7. September. Dublizkij, hast da nichts zu suchen, wo Jugend, Poesie, Schönheit, Liebe ist; dort, Bruder, sind die Kadetten ... Unsinn! Kloster – Arbeit: dazu bist du da, und von diesem Gipfel kannst du ruhig und freudig auf fremdes Leben und Glück herniederschauen – auch ich bin in diesem Kloster gewesen und werde zurück dorthin: ja. – Das Tagebuch ist unaufrichtig. Arrière pensée, daß sie bei mir, neben mir sitzen werde und lesen und ... und das ist für sie.

8. September. Sonja öffnete mir, sie scheint abgemagert. Sie besitzt nichts in meinen Augen, was die anderen stets hatten – was man so nennt Poetisches und Anziehendes, und dennoch fesselt sie unwiderstehlich. (Mit Sascha im Dorf – ein kokettes Bauernmädel getroffen; leider! zog sie mich an.)

9. September. ... Bis 3 Uhr nicht geschlafen. Träumte und quälte mich wie ein sechzehnjähriger Knabe.

10. September. Abermals eine schlaflose, qualvolle Nacht, ich fühle, ich, der über die Leiden der Verliebten so gespottet habe ... Wie viele Pläne entwarf ich, ihr oder Tanja zu gestehen, aber alles umsonst ... Gott, hilf mir, zeige mir den rechten Weg. Mutter Gottes, hilf mir.

12. September. Den ganzen Tag mich herumgetrieben und gymnastische Übungen. Ich bin verliebt und werde mir eine Kugel durch den Kopf jagen, wenn es so weiter geht. War am Abend bei ihnen. Sie ist in jeder Hinsicht reizend, ich aber bin ein häßlicher Dublizkij. Hätte mich rechtzeitig in acht nehmen sollen. Jetzt gibt's kein Halt mehr für mich. Mag ich Dublizkij sein, aber die Liebe macht mich schön. Ja. Morgen früh gehe ich hin. Wohl gab es Augenblicke, ich habe sie aber unbenutzt gelassen. Ich war schüchtern, statt einfach mit der Sprache herauszurücken. Es treibt mich förmlich, auf der Stelle umzukehren und alles in Gegenwart aller zu gestehen. Gott, hilf mir.

13. September. Nichts geschehen, obwohl Serjoscha schon zurück ist. Jeden Tag denke ich, es sei unmöglich, noch mehr zu leiden und dabei glücklich zu sein, und mit jedem Tag werde ich wahnsinniger. Wiederum

Digitized by Google

voller Sehnsucht, Reue und Glück in der Seele weggegangen. Morgen gehe ich gleich nachdem ich aufgestanden bin hin und sage alles – oder –

4 Uhr nachts. Habe an sie einen Brief geschrieben, werde ihn morgen einhändigen, d. i. heute, den 14. Mein Gott, wie fürchte ich zu sterben. Ein Glück, und ein solches scheint mir unmöglich. Gott, hilf mir.

14. September. Nur anderthalb Stunden geschlafen, gleichwohl frisch und furchtbar nervös. In der Früh das gleiche Gefühl. Ging zu Serjoscha. Lachten wegen der Unsterblichkeit der Seele. Die Lage hat sich gelichtet, wie mir scheint. Sie ist sonderbar; kann nicht für mich allein schreiben. Mir kommt es vor, ja ich glaube fest, daß ich bald keine Geheimnisse mehr für mich allein, sondern für zwei haben werde. Sie wird alles lesen ...

15. September. Habe mich nicht erklärt, bloß gesagt, daß ich etwas mitzuteilen hätte. Ich erzählte Wassenka von Nikolinkas Tod, weinte wie ein Kind. Morgen.

16. September. Hab's gesagt. Sie – ja. Sie ist wie ein angeschossener Vogel. Nichts zu schreiben. Dies alles wird nicht vergessen und kann nicht beschrieben werden.

20.–24. September. Unbegreiflich, wie eine Woche verstrichen. Kann mich an nichts erinnern. Nur der Kuß am Klavier und die Erscheinung des Satans, dann Eifersucht gegen ihre Vergangenheit, Zweifel an ihrer Liebe und der Gedanke, daß sie sich täuscht.

25. September. In Jassnaja Poljana. Frühmorgens. Kaffee. Verlegenheit. Die Studenten sind überrascht. Mit ihr und Serjoschenka spazierengegangen, Mittagessen. Sie lachte zu ungestüm. Nach dem Essen schlief ich, während sie schrieb. Unglaubhaftes Glück. Und wieder schreibt sie neben mir. Es ist unmöglich, daß das alles mit dem Leben aufhören soll.

26.–30. September. In Jassnaja. Ich erkenne mich nicht wieder. All meine Irrungen stehen klar vor mir. Ich liebe sie ebenso stark, wenn nicht noch mehr. Arbeiten kann ich nicht. Heute gab's eine Szene. Mich grämt es, daß es bei uns wie bei allen anderen ist. Ich sagte ihr, sie verletzte mich und mein Gefühl zu ihr, ich weinte. Sie ist reizend. Ich liebe sie noch mehr. Ob aber gar nichts Unwahres dabei ist?

2.–14. Oktober. Hatten abermals zwei Zusammenstöße ... Ich liebe immer mehr und mehr, obwohl meine Liebe anders ist; es gab schwere Augenblicke. Heute schreibe ich, weil mir der Atem vergeht vor Glück.

15. Oktober. Befasse mich die ganze Zeit mit sog. praktischen Dingen, indessen beginnt dieser Müßiggang mir lästig zu werden. Ich kann mich

Digitized by Google

nicht mehr achten ... Ich bin mißmutig über mein Leben und selbst über sie. Ich muß wieder anfangen zu arbeiten.

19. Dezember. Wieder ein Monat des Glücks ... Jetzt herrscht eine Periode der Ruhe hinsichtlich meines Gefühls zu ihr ... Die Grundzüge meines jetzigen Daseins: Fülle, Wegfall der Träume, Hoffnungen, Selbstbetrachtung, statt dessen Furcht und Reue über meinen Egoismus ...

1863

5. Januar. Das Familienglück absorbiert mich vollkommen, das geht aber nicht weiter, daß ich gar nichts tue. Die Zeitschrift wartet auf mich. Oft kommt mir der Gedanke, daß dies Glück mit all seinen eigentümlichen Wesenszügen vergeht, während niemand es kennt und kennen wird, und niemals hatte jemand ein solches und wird es auch nie haben, und ich bin mir dessen bewußt. – Ich liebe es, wenn ich in der Nacht oder am Morgen aufwache und sehe, wie sie mich liebevoll anblickt. Und niemand, vor allem ich nicht, hindert sie, so zu lieben wie es ihr paßt, nach ihrer Art und Weise. Ich liebe es, wenn sie nahe bei mir sitzt und wir wissen, daß wir uns gegenseitig lieben, soviel als wir können, und sie sagt: „Ljowotschka", und nach einer Weile: „Warum sind die Röhren im Kamin geradegelegt oder warum sterben die Pferde so lange nicht" u. dgl. Ich liebe es, wenn wir lange allein sind und ich spreche: was sollen wir anfangen? Sonja, was sollen wir anfangen? Sie lacht. Ich liebe es, wenn sie mir zürnt und ihre Gedanken und Worte werden plötzlich, im Augenblick, schroff: „Laß mich, es langweilt mich", und schon nach einer Minute fängt sie an, mich schüchtern anzulächeln. Ich liebe es, wenn sie mich nicht sieht und nicht weiß, und ich liebe sie auf meine Weise. Ich liebe es, wenn sie ein kleines Mädchen ist im gelben Kleidchen und die untere Kinnlade und die Zunge vorschiebt; ich liebe es, wenn ich ihren zurückgeworfenen Kopf sehe und ihr ernstes und erschrockenes und kindliches und leidenschaftliches Gesicht; ich liebe es, wenn ...

8. Januar. Frühmorgens wegen des Kleides. Sie schien mich herauszufordern, dagegen zu sprechen, und ich tat es, es gab Tränen, triviale Erklärungen. – Sascha Kusminskij ist ein Jüngling, und ihm ist's schlecht, zu schwach, jung und mitten unter Verführungen. Wir haben's notdürftig übertüncht. Ich bin in solchen Fällen immer unzufrieden, namentlich mit den Küssen, dies ist eine falsche Tünche ... Beim Mittagessen fiel die Tünche ab. Tränen, hysterischer Anfall. Der beste Beweis, daß ich

Digitized by Google

sie liebe, ist, daß ich nicht böse war, es war mir schwer, entsetzlich schwer und traurig. Ich fuhr weg, um zu vergessen und mich zu zerstreuen ... Zu Hause mit ihr ist mir schwer. Viel Gärstoff hat sich offenbar unmerklich angesammelt. Ich fühle, wie schwer es für sie ist, aber für mich ist's noch schwerer, und ich kann ihr nichts sagen – es ist ja auch gar nichts zu sagen. Ich bin einfach kalt und greife mit Eifer nach einer jeden Beschäftigung, Sie wird aufhören, mich zu lieben. Ich bin dessen fast gewiß. Was mich retten kann ist bloß, wenn sie niemand anderen lieben wird und es nicht meine Schuld sein wird. Sie sagt: ich bin gütig. Ich mag das nicht hören. Eben deshalb wird sie mich zu lieben aufhören.

2. Juni. Es war eine schwere Zeit für mich gewesen, eine Zeit des physischen und infolgedessen, oder vielleicht auch unabhängig davon, des moralischen, schweren und hoffnungslosen Schlafes. Ich dachte schon, ich hätte überhaupt keine starken Interessen oder Leidenschaften (warum nicht? weshalb nicht?). Ich dachte, ich werde alt, sterbe allmählich ab, ich dachte, daß es schrecklich ist, daß ich nicht mehr liebe. Ich erschrak über mich selbst, daß mein Interesse lediglich auf Geld und triviales Wohlergehen sich erstreckt. Es war ein zeitweiliges Einschlafen. Nun bin ich erwacht, wie mir scheint. Ich liebe sie und die Zukunft und mich und mein Leben. Gegen das Gewordene ist nichts zu machen. Was als Schwäche scheint, kann eine Quelle der Stärke werden. Ich lese Goethe, und die Gedanken wimmeln.

18. Juni. Wo bin ich, derjenige, den ich selbst liebte und kannte, der manchmal ganz aus sich heraustrat und mich selbst freute und ängstigte? Ich bin klein und nichtig. Und was noch schlimmer, ich bin es geworden, seit ich eine Frau geheiratet, die ich liebe. Fast alles, was in diesem Heft geschrieben steht, ist Lug und Trug. Der Gedanke, daß sie auch hier über meine Schulter hin mitliest, verringert und verdirbt meine Wahrheit. Heute aber hat mich ihre augenscheinliche Lust zu schwatzen und die Aufmerksamkeit des Jer ... auf sich zu ziehen und die wahnsinnige Nacht plötzlich auf die alte Höhe der Wahrheit und Kraft emporgeschnellt. Es genügt, dies zu lesen und zu lagen: ach ja, die Eifersucht, um mich zu beruhigen und erneut die mir von jung auf verhaßte Fadheit des Lebens von mir abzuwälzen. Ich aber lebe in ihr bald neun Monate. Entsetzlich. Ich bin ein Spieler und Trinker. Wie ein Trunksüchtiger gehe ich in der Wirtschaft auf und habe neun unwiederbringliche Monate verloren, die die besten hätten werden können und die ich schier zu den schlimmsten im Leben gemacht habe. Was verlange ich? Glücklich zu leben, d. h. von

Digitized by Google

ihr und mir selbst geliebt zu sein – ich aber hasse mich wegen jener Zeit. Wie oftmals schrieb ich: heute ist Schluß. Jetzt schreib ich nicht. Mein Gott, hilf mir. Gönne mir, daß ich immerdar in diesem Bewußtsein deiner und meiner Kraft lebe. Eine wahnsinnige Nacht. Ich suche unwillkürlich, womit ich dich verletzen könnte. Dieses Böse wird vergehen, nur zürne nicht, ich kann nicht umhin, dich nicht zu lieben. –

Setze mich zum drittenmal hin, um zu schreiben. Entsetzlich, furchtbar, sinnlos ist es, sein Glück von den materiellen Verhältnissen abhängig zu machen – Frau, Kinder, Gesundheit, Reichtum. Der Jurodiwyj (der Narr in Christo) hat vollkommen recht ... Mein Gott, erbarme dich, hilf mir.

5. August. Ich schreibe nunmehr nicht allein für mich wie früher, nicht für uns beide wie vor kurzem, sondern für ihn. – Ich war erregt und ruhig, gab mich mit Kleinigkeiten ab, so wie oft vor einer Schlacht oder in Augenblicken nahen Todes. Ich ärgerte mich über mich, daß ich so wenig fühlte. Ich wollte nach Tula fahren, um alles ordentlich einzurichten. Ich fuhr mit Tanja und Sascha, wir fühlten uns unnatürlich. Ich war ruhig und gestattete es mir nicht. In Tula berührte es mich sonderbar, daß Kopylow sich wie gewöhnlich über Politik unterhalten wollte, die Apotheker Schächtelchen zusiegelten. Wir fuhren mit Marja Iwanowna (Serjoschas Hebamme) zurück. In der Nähe des Hauses sahen wir niemanden. Die Tante, welche anfangs nicht wollte, daß ich fuhr und Angst hatte, erschien verstört, erregt, ängstlich, mit gütigen Augen. Nun, wie steht's? – Wie hübsch, mon cher, daß du da bist! Die Wehen haben begonnen. Ich trat ein. Die Liebe! Wie war sie ernst, ehrlich, rührend und stark lieblich. Sie hatte einen aufgeschlagenen Morgenrock an, eine Bluse mit Einsätzen, die schwarzen Haare verwirrt, ein erhitztes, rauhrotes Gesicht, brennende große Augen; ging auf und ab, schaute mich an. Hast mitgebracht? Ja. Wie? Furchtbar starke Wehen. Anna Petrowna? Nein, hier Aksinja. Sie küßte mich einfach ruhig. Während man herumstöberte, packte es sie wieder. Sie faßte mich an, wie am Morgen, ich küßte sie, doch sie dachte nicht an mich, und etwas Ernstes und Strenges war an ihr. Marja Iwanowna ging mit ihr ins Schlafzimmer und erschien wieder: die Geburt hat begonnen, sagte sie leise, feierlich und mit heimlicher Freude, wie ein Benefiz-Schauspieler, wenn der Vorhang in die Höhe geht. Sie ging umher, machte sich bei den Schränken zu schaffen, bereitete allerlei vor, setzte sich für Augenblicke nieder und ihre Augen brannten immer ruhig und feierlich. Einige Male wiederholten sich die Wehen, und jedesmal hielt ich sie und fühlte,

Digitized by Google

wie ihr Körper erbebte, sich reckte und zusammenzog; und der Eindruck ihres Körpers auf mich war ein ganz anderer als sonst, sowohl vor wie nach der Heirat. In den Pausen rannte ich umher, richtete den Diwan, auf welchem ich zur Welt gekommen bin, in ihrem Zimmer auf und besorgte noch allerlei, und immer war in mir dasselbe Gefühl der Gleichgültigkeit und des Selbstvorwurfes deswegen und der Gereiztheit. Ich wollte alles schneller, mehr und besser überlegen und anordnen ... (Ich habe dies nicht zu Ende geschrieben und kann nicht weiter schreiben über das eigentliche Qualvolle.) –

Ihr Charakter verschlechtert sich von Tag zu Tag, ich erkenne in ihr die Polenka und die Maschenka wieder mit ihrem mißmutigen Gebrumm und dem erbitterten Klingeln. Freilich tritt es nur dann hervor, wenn es ihr schlechter geht, jedoch die Ungerechtigkeit und der ruhige Egoismus sind erschreckend und quälen mich. Sie hatte von irgend jemand gehört, daß Männer ihre kranken Frauen nicht mögen und beruhigte sich daher im Bewußtsein ihres Rechtes. Oder aber sie hatte mich niemals geliebt und hat sich getäuscht. Ich las ihr Tagebuch durch – versteckte Erbitterung gegen mich weht aus den zärtlichen Worten. Im Leben ist es häufig genau so. – Ist dem so und alles ihrerseits bloß ein Irrtum, so ist es entsetzlich. Alles hingeben – nicht das ledige ausschweifende Leben bei Dussot und Mätressen, wie andere Verheiratete, sondern die ganze Poesie der Liebe, des Denkens und der Arbeit fürs Volk eintauschen für die Poesie des Familienherdes, des Egoismus allen gegenüber mit Ausnahme der eigenen Familie, und für das alles die Sorgen des Wirtshauses, Kinderpuder, Kocherei mit Geknurr erhalten und ohne all das, was das Familienleben heiligt, ohne Liebe und das stille und stolze Familienglück... Und nur Anwallungen von Zärtlichkeit, Küssen usf. Es ist mir furchtbar schwer; ich kann's noch nicht glauben. Dann aber ... Ich war weder krank noch verstört den ganzen Tag; im Gegenteil. Jeden Morgen erscheine ich glücklich und fröhlich und finde eine Gräfin, die unwillig ist und welcher die Magd Duschka die Härchen strählt, und da muß ich an Maschenka in ihren schlimmen Zeiten denken und alles stürzt zusammen und wie abgebrüht fürchte ich alles und erkenne, daß es mir nur dann gut und poetisch zumute ist, wenn ich allein bin. Man gibt mir gewohnheitsmäßig zarte Küsse und gleich fängt das gereizte Zanken an mit Duschka, der Tante, Tanja, mir, mit allen, und ich kann das nicht ruhig ertragen, weil das alles nicht einfach schlecht ist, sondern geradezu ent-

Digitized by Google

setzlich im Vergleich zu dem, was ich mir wünsche. Ich weiß nicht, was ich um unseres Glückes willen nicht tun könnte, hier aber werden die Beziehungen verkleinlicht, besudelt, so als ob ich mich weigern würde, ein Pferd oder einen Pfirsich herzugeben. Zu erklären ist da nichts. Es ist nichts zu erklären ... Und doch genügt der leiseste Schimmer von Verständnis und Gefühl, und ich bin wieder ganz glücklich und glaube, daß sie die Dinge ebenso auffaßt wie ich. Man glaubt eben, was man gerne möchte. Und ich bin schon damit zufrieden, wenn man mich nur nicht quält. Und derselbe Zug wie bei Maschenka: einer fast krankhaften und launenhaften Selbstsicherheit und der Ergebung in das eigene angeblich unglückliche Los.

Es ist schon ein Uhr, ich kann nicht schlafen und noch weniger in ihr Zimmer schlafen gehen mit dem Gefühl, das mich würgt, sie aber wird aufstöhnen, wenn man sie hört, während sie jetzt ruhig schnarcht. Sie wird aufwachen und, fest überzeugt, daß ich ungerecht und sie unglücklich, das unglückliche Opfer meiner unbeständigen Launen sei, wird sie daran gehen, das Kind zu stillen, zu pflegen. – Ich werde ihr das Tagebuch nicht zu lesen geben, und doch schreibe ich nicht alles. Das Schrecklichste ist, daß ich schweigen und schmollen muß, trotzdem ich diesen Zustand hasse und verachte. Jetzt sich mit ihr auseinandersetzen ist unmöglich, trotzdem sich vielleicht noch alles einrenken ließe. Nein, sie hat mich niemals geliebt und liebt mich nicht. Es rührt mich jetzt wenig, wozu aber mußte man mich so schmerzhaft täuschen.

6. Oktober. Es ist alles vorüber und alles nicht wahr. Ich bin mit ihr glücklich, mit mir selbst jedoch bin ich furchtbar unzufrieden. Ich rolle, rolle den Berg des Todes hinunter und spüre in mir kaum die Kraft zu halten. Ich will aber nicht den Tod, sondern will und liebe die Unsterblichkeit. Eine Wahl ist nicht nötig, die ist längst getroffen. Literatur – Kunst, Pädagogik und Familie. Unkonsequenz, Schüchternheit, Trägheit, Schwäche sind meine Feinde ...

16. September (1863). Es ist bald ein Jahr, daß ich hier nichts eingetragen habe. Mein Verhältnis mit Sonja hat sich gefestigt und verankert. Wir lieben uns, d. h. wir sind uns gegenseitig teurer als alle anderen Menschen und schauen uns gegenseitig klar an. Keine Geheimnisse und nichts, was das Gewissen belastete. Ich begann seither einen Roman, habe nahezu zehn Druckbogen geschrieben, bin aber augenblicklich in der Periode des Feilens und Umänderns. Peinlich. Die pädagogischen Interessen liegen in weiter Ferne. Der Sohn ist mir sehr wenig nahe ...

Digitized by Google

SUGGESTION UND THAUMATURGIE

von

CHARLES BAUDOUIN

I

Volkstümlichkeit verdirbt oft die Menschen. Sie verdirbt auch manchmal die Gedanken. Es ist ein großes Unglück für eine Lehre, wenn sie Erfolg hat, besonders wenn sie es bei den Massen hat. Die Übertreibungen der Mode begraben schnell einen Menschen oder einen Gedanken unter ihrer Lächerlichkeit. Ist der Mensch oder der Gedanke, den der Erfolg sich ausgesucht hat, wertlos, so ist der Schade nicht groß. Und das ist meistens der Fall. Manchmal jedoch geht es dem Erfolg wie der Liebe. Er trifft nicht blind und heftet sich an wahrhaft Wertvolles. Dann wehe diesen Günstlingen des Glücks! Es ist eine recht tragische Situation, ein wirklicher Circulus Viciosus, durch den einige der wesentlichsten Fortschritte der Menschheit gehemmt werden.

Als Mesmer im 18. Jahrhundert unter der Bezeichnung „Tierischer Magnetismus" einige Fälle zeigte, ebenbürtig den Wundern aus der Geschichte oder der Legende, entstand eine plötzliche und glühende Bewegung. Aber gerade der berauschte Enthusiasmus, dem sich bald der unvermeidliche Scharlatanismus gesellt hatte, weckten das Mißtrauen der Gelehrten; mit einem Federstrich verurteilten sie den Magnetismus, und schnell war er in Mißkredit. Wie es in solchen Fällen immer geschieht, erlosch die Lehre nicht vollständig; aber – und das ist das Schlimmere – sie landete allmählich bei den unteren, unkultivierten Schichten der Gesellschaft, wo sie bis in unsere Tage unterirdisch und versumpft fortlebt und mehr oder weniger mit altem und neuem Aberglauben sich verquickt, der um Nachtwandler und Tischrücken blüht. Ein Jahrhundert brauchte es ungefähr, bis mutige und weitblickende Gelehrte, ohne Gelächter zu fürchten, ihre Meinung dahin äußerten, daß in dem alten Magnetismus wohl ein Körnchen wertvoller Wahrheit liegen könnte. Es ist die Zeit um 1880, die Zeit der ersten Arbeiten von Charles Richet, der großen Erfolge von Charcot und Bernheim. Der Hypnotismus war geboren. Man bewegte sich diesmal auf wissenschaftlichem Boden, und ohne Widerrede war ein großer Schritt vorwärts getan, doch er wurde weniger ausschlaggebend, als man zuerst hätte hoffen können. Denn Mode und Scharlatanismus stürzten sich jetzt auf den Hypnotismus, wie sie es früher mit dem tierischen

Digitized by Google

Magnetismus getan hatten. Während der Hypnotismus auf die Jahrmärkte und zwischen die Buden der Taschenspieler herabstieg, begannen Ärzte und Gelehrte, über ihn zu erröten. Und einer nach dem andern verließ ihn. Pierre Janet hat uns einst diese bedauernswerte Schicksalswendung erzählt, von der Zeit der ersten Rückschläge bis zu der Zeit, als Dr. Bérillon selbst, nachdem er tapfer gekämpft hatte, schließlich so weit nachgab, daß er den Titel seiner „Revue des Hypnotismus" wie ein unmodern gewordenes Firmenschild änderte. Übrigens verurteilt Janet mit vollkommener Klarheit diese Wendung, die er als endgültig anzusehen ablehnt.

Wir kommen zu den ersten Jahren unseres Jahrhunderts. Infolge der Bernheimschen Theorie, die in der Suggestion „den Schlüssel zu den Problemen der Hypnose" sah, beginnt, besonders mit den Arbeiten, die das Entstehen der „Neuen Schule von Nancy" bezeichneten, d. h. den Arbeiten von Dr. Paul Emile Lévy, eines Schülers Bernheims, der Doktoren Parkyn, Géraud-Bonnet u. a., denen bald Coués großzügige Lehre folgte, eine neue Bewegung. Von hier an spricht man von Autosuggestion. Von neuem vollführt man „Wunder" gleich denen, die ehemals der Magnetismus und die hypnotische Suggestion brachten. Aber diesmal erklärt man es durch das Spiel einer viel einfacheren und natürlicheren Kraft: die Wirkung der Einbildung auf das Nervensystem und seine Funktionen. Als ich mich das erstemal, um eine psychologische Theorie der von den Praktikern der Autosuggestion gezeigten Phänomene auszuarbeiten, im Jahre 1914 mit der Frage beschäftigte, erschien es mir, als lägen hier die Elemente eines neuen und bedeutenden Fortschritts gegenüber den älteren Lehren und als ständen wir endlich vor der Möglichkeit, „wunderbare Heilungen" der Wissenschaft einzufügen und ihre Gesetze zu bestimmen. Wer ermäße nicht die theoretische und praktische Wichtigkeit eines solchen Vorganges? Sicher erschienen mir die neuen Erklärungen nicht für alle Zeit die früheren Theorien der Hypnotiseure und selbst der Magnetiseure aus dem Bereich der möglichen Hypothesen auszuschließen: es war nicht bewiesen, daß die Rolle des Suggerierenden unwichtig sei (und ich bin überzeugt, daß sie von Wichtigkeit ist), noch daß die Hypnose ein reines, einfaches Produkt der Suggestion sei (ich bin überzeugt, daß zum mindesten die tiefe Hypnose andere Bedingungen voraussetzt). Es war auch nicht bewiesen, daß das berühmte „Fluidum" der Magnetiseure oder, um in weniger mythologischen Ausdrücken zu reden: die Ausströmung des seelischen Influxes endgültig unannehmbar sei. Das

Digitized by Google

will sagen, daß die Autosuggestion mir nicht alles zu erklären schien, aber gewiß erklärte sie die meisten und sensationellsten Erscheinungen der „wunderbaren Heilungen", die früher dem Magnetismus und der Hypnose zugeschrieben wurden.

2

Mir schien der Fortschritt besonders in der Einfachheit der Kraft zu liegen, auf die man sich berief. Die Theorie des Magnetismus und in einer gewissen Weise sogar die des Hypnotismus hatten den Fehler, auf Erklärungen durch unbekannte Kräfte zurückzugreifen. Wundt hat, was die Hypnose anbetrifft, sehr klar gesehen: er wirft den Hypnotiseuren vor, die Hypnose als eine gänzlich neue Kraft anzusehen, fähig, einer neuen Psychologie als Basis zu dienen, was bedeutet, das Bekannte durch das Unbekannte erklären zu wollen. Er zeigt, daß es viel klüger und methodischer ist, die Faktoren der Hypnose zu zerlegen, bis man sie auf bekannte psychologische Tatsachen zurückführt: hierin erscheint ihm die Theorie von Bernheim und der Schule von Nancy, die die Hypnose durch die Suggestion erklärt, vom Standpunkt der Methode aus klüger als die Theorie von Charcot und der Salpêtrière, welche die Suggestion durch die Hypnose erklärt. War das große Verdienst einer Theorie der Autosuggestion nicht, sich doch mehr der vernünftigen Bemerkung Wundts anzupassen? Die merkwürdigsten und wunderbarsten Fälle einfach durch eine eigenartige Zusammenstellung bestimmter sehr einfacher, geläufiger und bekannter psychologischer Faktoren wie Einbildungskraft, Aufmerksamkeit, Gemütserregung usw. zu erklären, entsprach dies nicht dem Desideratum jeden wissenschaftlichen Fortschrittes, der darin besteht, das Unbekannte auf das Bekannte zurückzuführen, so Ungeheures wie die Gravitation der Welten durch eine so vertraute Erscheinung wie der Fall eines Apfels zu erklären und so weit als möglich die billigen Hypothesen zu verbannen, die sich auf geheimnisvolle Kräfte berufen? War nicht endlich eine solche Interpretation die sicherste Bürgschaft gegen eine neue Offensive des Obskurantismus und des Aberglaubens? Die Tatsachen auf das Spiel sehr vertrauter und natürlicher Kräfte zurückzuführen, hieß das nicht, ein für allemal der phantastischen Deutung, dem mystischen Wunder die Tür verschließen und gleichzeitig den Scharlatanen, deren Stärke es ist, im Trüben zu fischen, so daß sie sich immer in der Nähe des Geheimnisvollen ansiedeln, wie die blinden Bettler unter dem Torweg

Digitized by Google

der Kirche? Im Jahre 1914 glaubte ich wirklich, das Spiel sei so gut wie gewonnen; ich glaubte, daß man dem Circulus Viciosus, den ich zu Anfang dieses Aufsatzes schilderte, endlich entrinnen würde. Die Autosuggestion schien mir eine zu natürliche und klare Angelegenheit, um, wie es Hypnose und Magnetismus ergangen war, erst entstellt und dann in Mißkredit gebracht zu werden.

Dies war noch im Juli 1914 meine Ansicht. Ich rechnete aber ohne die Woge von Barbarei und Dummheit, die einige Tage später über unsere Zivilisation hinbranden sollte. Ich rechnete ohne den fürchterlichen Rückschritt des Geistes und der Kultur, den der Krieg mit sich bringen sollte. Wir mußten in allen kriegführenden Ländern – und sogar in den neutralen – sehen, wie einige Geister, auf die wir am bestimmtesten rechneten, sich den absurden Gemeinplätzen der entfesselten Nationalisten fügten. Im Volk und in den gebildeten Klassen wucherte der Aberglauben der ausgefallensten Amulette, der beispiellose Erfolg der Wahrsager und der Triumph mehr oder weniger verschiedenartiger und merkwürdiger Kulte, die aus dem Orient kamen, wie in der römischen Verfallszeit.

Aber um die Wahrheit zu sagen, wurde dieser Rückschritt, diese „Krisis des Geistes", wie sie Paul Valéry nennt, erst nach Kriegsende den Augen aller offenkundig. Um bei der Frage zu bleiben, die uns beschäftigt, so lieferte die Nachkriegszeit der volkstümlichen Mystik der Autosuggestion, die der Psychologe H. Piéron als „Erneuerung der Thaumaturgie" bezeichnen konnte, den günstigsten Boden. Die Bewegung, die so zu Unrecht den Namen „Couéismus" als Fahne hißte, entstand genau 1920/21 in den angelsächsischen Ländern, wo er übrigens bald, wenigstens in den gebildeten Klassen, der Lächerlichkeit verfiel. Inzwischen hat die Epidemie den Kontinent erreicht und anscheinend besonders Deutschland*. In der Tat sind ihre Übertreibungen nicht zu fürchten, gerade weil der Rückschlag nicht lange ausbleiben kann. Zu fürchten ist aber, daß die rückläufige Strömung noch einmal das Stück gute Wahrheit mit sich nimmt, das die Welle zwischen so viel anderen weniger reinen Dingen emportrug.

3

Wie läßt sich das Doppelspiel sinnloser Übertreibungen und Enttäuschungen verhindern, die ihnen unvermeidlich folgen? Oder, wenn ver-

* Über die Entwicklung dieser Bewegung vgl. unsere kürzlich erschienene Broschüre: Der Couéismus, Otto Reichl Verlag, Darmstadt.

Digitized by Google

hindern zuviel gesagt ist, wie kann man – wenigstens – den Schaden vermeiden?

Gleich zu Anfang fällt einem eine große Lücke in die Augen, der man kaum abzuhelfen beginnt. Die Psychotherapie bleibt im allgemeinen dem offiziellen Unterricht auf unseren Universitäten fern, und es hat nicht den Anschein, als ob die meisten unter ihnen bereit wären, das Joch gewohnter Übung abzuschütteln. So begreift man, daß nicht nur das große Publikum, sondern auch Erzieher und Ärzte meist eine erstaunliche Unkenntnis der psychotherapeutischen Disziplinen beweisen. Diese bleiben das Besitztum einiger vereinzelter Praktiker, einiger Schulen, die eifersüchtig aufeinander sind, sich beschimpfen, sich widersprechen. Endlich einer großen Menge von Amateuren und Scharlatanen. Die gedeihen selbstverständlich nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage, überall wo das Bedürfnis des Publikums sich fühlbar macht und wo ernste Praktiker fehlen, und das ist fast überall.

Was man braucht, ist die Schaffung maßgebender Mittelpunkte für Forschung, Mitteilung, Unterricht und Praxis, die in der Lage wären, Allgemeinheit und Spezialisten zu orientieren und Vertrauen verdienen. Es ist ratsamer, daß diese Mittelpunkte nicht „offiziell" seien. (Eben erinnerten wir daran, daß die gewohnte Übung ein Bestandteil der offiziellen Organisationen ist, und wir sind auf einem Gebiet, in dem es notwendig ist, Neuerungen einzuführen und einigen Wagemut nicht zu fürchten: mangels dessen würden einem die Praktiker immer zuvorkommen.) Aber andererseits ist es nötig, daß diese Mittelpunkte von qualifizierten Gelehrten und achtungswerten Persönlichkeiten überwacht werden. Endlich dürfen sie nicht ausschließlich diesem oder jenem Praktiker, diese oder jene mehr oder weniger tolerante oder dogmatische Schule vertreten, sondern sich mit genügender Freiheit über die Fragen von Personen oder „Clans" erheben. Vielleicht ist das schwer zu erreichen, aber die Schwierigkeiten sind nicht unüberwindlich, und tatsächlich ist ein erster Stein des zu bauenden Gebäudes kürzlich in Genf gelegt worden: ich spreche von dem Internationalen Institut für Psychagogie und Psychotherapie*, auf das ich glaube, die Aufmerksamkeit der mit diesen

* Unter den Auspizien des Ehrenkomitees, bestehend aus: Dr. Alfred Adler, Direktor des Seminars für Individual-Psychologie in Wien (Österr.); Dr. Paul Bjerre in Tumba (Schweden); Emile Coué, Präsident der Lothringer Gesellschaft für angewandte Psychologie in Nancy (Frankreich); Hans Driesch, Professor an dor Universität Leipzig (Deutschland); Dr. Flugel, Professor an der Universität

Digitized by Google

Fragen beschäftigten Menschen hinlenken zu müssen*. Übrigens und ohne falsche Bescheidenheit, obgleich ich tätigen Anteil an der Schöpfung des Institutes habe: ich darf nicht verheimlichen, es ist ein noch sehr unvollkommenes Organ für die Funktion, die ihm obliegt. Wird die Funktion das Organ bilden? Gewiß wird nur die Zeit und die Unterstützung vieler Wohlwollender es entwickeln.

4

Aber vielleicht wird man uns fragen, welche Richtlinien wir – wenigstens in großen Zügen – jetzt schon dem Publikum und den Spezialisten über die Suggestion geben können, welches die irrtümlichen Deutungen sind, vor welchen wir glauben, warnen zu müssen.

Einmal möchten wir bemerken, daß man im allgemeinen zugleich zu wenig und zuviel von der Suggestion verlangt. Man verlangt zu wenig von ihr, wenn man ihre Anwendung auf die Neurosen beschränken will (eine noch bei einer großen Anzahl Ärzten geläufige Meinung). Eine Erfahrung (die nicht neu ist, denn es war schon vor einem halben Jahrhundert die von Liebault, die aber heute sehr verbreitet ist) beweist, daß die Suggestion, da sie die Funktionen verändert, eine Hauptrolle bei der Entwicklung vieler physischer Krankheiten spielt, und gerade hier liegt der Schlüssel der „wunderbaren Heilungen". Umgekehrt erwartet man zuviel von der Suggestion, wenn man sie als vollständige und ausreichende Behandlung der Neurosen ansieht. Dieser doppelte Irrtum kommt von der heute veralteten Auffassung, die die Neurosen als Krankheiten ohne pathologisch-anatomische Veränderungen betrachtet und die hier eine deutliche Unterscheidung zwischen ihnen und anderen Krankheiten sieht: so hat man sich vorgestellt, daß die Suggestion allmächtig bei den „Krankheiten ohne pathologisch-anatomische Veränderung" sei (das Publikum und ziemlich viel Ärzte sagen: in den eingebildeten Krankheiten) und daß nicht die Rede davon sein könne, sie bei „wirklichen Krankheiten" anzuwenden.

In Wahrheit scheint die Suggestion für keine Krankheit (selbst nicht für die Neurosen) ein ausreichendes und vollkommenes Spezifikum zu sein,

London; Dr. Pierre Janet, Professor am Collège de France, Paris; Dr. C. G. Jung, Privatdozent an der Universität Zürich (Schweiz); Eugenio Rigano, Privatdozent an der Universität Pavia, Direktor der Internationalen Zeitschrift Scientia, Mailand (Italien); B. Wycheslavtzerf, Exprofessor an der Universität Moskau (Rußland).

* Die Adresse des Instituts ist: Taconnerie 3, Genf.

Digitized by Google

dagegen kann sie aber in den meisten Fällen nervöser und organischer Erkrankung in verschiedenem Maße neben anderen therapeutischen Faktoren die Rolle eines mächtigen Hilfsmittels spielen.

Man begreift, in welchem Sinne man Suggestion bei den verschiedensten pathologischen Fällen anzuwenden hat: keineswegs sollte man aus ihr ein Allheilmittel machen, wie es die Allgemeinheit infolge des landläufigen „Couéismus", der heute um sich greift, zu gerne glaubt. Man dürfte die Suggestion mit dem gleichen Recht verallgemeinern, wie etwa die Hygiene. Nicht mehr als die Hygiene behauptet sie, andere therapeutische Mittel zu verdrängen oder zu überbieten.

Um auf die Frage der nervösen Zustände zu kommen, so ist es besonders wichtig zu verstehen, daß auch hier die Suggestion nicht allmächtig ist. Ganz zu schweigen von der körperlichen Behandlung, die auch ihr Wort mitzureden hat, darf man nicht vergessen, daß es auch andere Psychotherapien gibt, besonders die Psychoanalyse und die von ihr abgeleiteten Methoden, die bei dem gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse wohl das tatsächliche Spezifikum für Neurosen sein könnten.

Als wir unsere Autosuggestions-Technik verkündeten, hat man zu rasch geglaubt, daß diese Methode berufen sei, alle anderen Psychotherapien zu entwerten. Nichts lag uns ferner. Bei einigermaßen ernsten Neurosen ist es angezeigt, eine spezifische Behandlung (Analyse usw.) anzuwenden, die durch Suggestion ergänzt wird, sowie es bei den organischen Krankheiten vorteilhaft ist, eine körperliche Behandlung einzuleiten, die von einer suggestiven ergänzt wird.

Man hat auch geglaubt, daß die Autosuggestion im Widerspruch steht zur Suggestion (im geläufigen Sinne des Wortes) und sie unnötig mache. Das ist ein grober Widersinn, und ich habe oft Gelegenheit gehabt, daran zu erinnern, daß die Suggestion des Praktikers eine natürliche und meist notwendige Einführung zur Autosuggestion des Patienten ist. Eine der auffallendsten Gefahren der Propaganda, die wir heute bedauern, ist gerade, daß sie die Menschen gar zu leicht glauben läßt, sie könnten, nachdem sie einen Vortrag gehört oder eine Broschüre über die Frage gelesen haben, von einem Tag auf den andern die Autosuggestion ausüben. Die Unglücklichen bereiten sich auf diese Weise bittere Enttäuschungen, und nach vergeblichen Versuchen werden sie bald diese Methode als einen Betrug ansehen.

Digitized by Google

Das Unglück ist, daß das moderne Publikum Allheilmittel verlangt, die es Zug um Zug gegen einen Handelswert erwerben kann. Es bringt den Geschäftsgeist und den Amerikanismus mit, an den es gewöhnt ist. Es möchte eine Heilung kaufen, so wie man vervollkommnete Werkzeuge kauft, die serienweise fabriziert werden. Das Internationale Institut, von dem ich eben sprach, hat nicht umsonst auf sein Programm „die Anwendung der Psychologie auf die Lebensführung und auf die Therapeutik" gesetzt. Denn diese beiden gehen zusammen. Die wirkliche Psychotherapie ist immer in gewissem Grade Erziehung; sie wirkt von innen nach außen und verlangt die Mitarbeit des ganzen inneren Menschen. Die Hygiene des Geistes verlangt – noch mehr als die des Körpers – zuweilen ernste Opfer. Sie begegnet sich oft mit alten moralischen, philosophischen und religiösen Lehren. Auch die Psychotherapie hat das Recht, manchmal von ihrem Patienten zu verlangen, daß er zuerst Plan und Linie seines Lebens ändere. Wir müssen uns vor den zu einfachen und zu bequemen Mittelchen hüten, wie sie die Gelegenheits-„Psychologen" predigen, die den Scharlatanen der Märkte sehr ähnlich sind. Gewissen inneren Schwierigkeiten muß man mit Mut ins Gesicht sehen; es ist ein Spiel, bei dem kein Mogeln hilft.

5

Im Augenblick, als ich diesen Aufsatz beendete, starb unser Meister Emile Coué in Nancy nach siebzig Jahren eines vollen, tapferen und edlen Lebens. Hier ist nicht der Ort, ihn so zu würdigen, wie er es verdient, und einige Zeilen können unser Leid und die Tiefe unseres Verlustes nicht ausdrücken. Es sei mir nur erlaubt, ohne mich von dem Thema dieses Aufsatzes zu entfernen, in ihm einen der Menschen zu grüßen, die gerade am meisten dazu getan haben, Suggestion von Wundertuerei und Scharlatanismus zu scheiden. Sein starker Menschenverstand wie seine Rechtschaffenheit hatten ihn unter allen für diese Aufgabe bestimmt. So ist unser Leid doppelt, wenn wir an die tragische Ironie denken, die das Schicksal seines Werkes war, und wenn wir sehen, wie diejenigen, die sich auf ihn beziehen, oft seinem Geiste untreu sind. Aber vielleicht ist es weiser, dem Geschick zu danken, daß er seine Augen schloß, ehe er den Umfang des Übels sehen und ermessen konnte, das seinem Werk durch seine Schüler zugefügt wurde, so wie Zarathustra im Spiegel die grinsende Karikatur seiner Lehre betrachtet. Und vor allem ist es vielleicht ange-

Digitized by Google

brachter, seine Aufgabe mannhaft und ohne länger zu zögern da aufzunehmen, wo er sie verlassen hat. Es gilt nicht nur, seinem Gedächtnis zu dienen, sondern vielleicht auch, es zu verteidigen. Könnte er uns sagen, was er von uns, die wir ihn geliebt haben, wünscht, so würde er gewiß weniger Tränen verlangen als Arbeit.

Berechtigte Übertragung
von Elly v. Schneider-Glend

GEDANKEN ÜBER DIE ANTIKE KUNST

von

FRITZ LANDSBERGER

Ein griechisches Vasenbild, dem man in einer Sammlung plötzlich begegnet, kann eine seltsame Aufgeregtheit hervorrufen. Die Entfesselung der Glieder, der Schwung der Bewegungen, die ganze Gelöstheit der Form überträgt sich auf den Beschauer. Er fühlt sich selbst aufgerührt, beschwingt, gelöst. Es ist, als könnte sich hier sein eigenes Schicksal entscheiden, als könnten Kräfte wach werden, deren Wachheit sein Lebenssinn ist. Jede andere Kunst wirkt dagegen tief beruhigend und vertraut. Es ist unheimlich: diese Klassik der Formen, die wir von Kindheit her gewohnt waren, die unser Kunstfühlen einengte, die wir überwunden glaubten durch Heiligeres, Wurzelhafteres, kann sich als große Forderung wieder aufdrängen und die Sicherungen erschüttern, die wir uns bauten!

Sie sind wirklich Sicherungen für uns geworden, feste Burgen oder sanfte Umfriedungen und Gehöfte – die neuen Bezirke der Kunst, die wir aneinanderreihten aus allen Kulturen. Wir sind geborgen in einem romanischen Dom: wir lassen uns von den Wölbungen umschließen und von dem großen Gefüge beschützen. Wir sind geborgen in einer gotischen Kathedrale: wir streben mit ihren Vertikalen empor zu einem jenseitigen Gotte, dessen Gewißheit uns gerade aus der Gewalt dieses Strebens inne wird. Wir sind geborgen in Buddha, weil er uns sanft umschließend einreiht in den Gang der Zeiten. Wir sind geborgen in allen Ausbrüchen, Ekstatiken, Üppigkeiten der vollendeten und primitiven Kulturen, weil hier etwas mit uns geschieht und wir fortgerissen und einbezogen werden in eine Gewalt, die nicht von uns selbst ausgeht. Chaos oder Kosmos gilt

Digitized by Google

uns gleich, wenn wir nur mitten inne sind. Der Barock ist vielleicht die uns gemäßeste Lebensgrundlage, weil in ihm dieselben Naturkräfte losgelassen wurden, in denen auch wir noch kreisen, nur daß sie dort zu der selbstverständlichen Funktionseinheit zusammenströmen, die wir selbst so inbrünstig suchen. Rembrandt und Greco, Shakespeare und Bach sind etwa die künstlerischen Ordnungen des Barock, in denen das Chaos der Welt zum Kosmos geworden ist, indem jedes Lebendige nach seinem Dasein einbezogen wurde.

Aus diesen Bezirken kommend, sind wir völlig verloren, wenn wir auf Griechisches stoßen. Hier gibt es keine Einfügung, keine gegründete Ordnung, keinen umschließenden Gott. Hier ist der eingreifende Mensch in seiner erwachenden Freiheit. Hier versucht der Mensch, die Welt zu tragen. Wir sind an die Quellen unseres Europäertums zurückversetzt. Unser Schicksal kommt uns entgegen, die Umgreifung dessen, was eigentlich mit uns gewollt war und was wir aufgegeben haben, als wir uns den vor- und nachgriechischen Ordnungen verschrieben. Das Gewissen unserer abendländischen Aufgabe erwacht.

Man vergleiche eine ägyptische Sitzfigur mit einer Sitzfigur griechisch-archaischen Stils, dem wir ja allein aus der griechischen Antike, gerade wegen der Gebundenheit seiner Form, wegen seiner Nähe zu Ägypten, eine Zuneigung bewahrt haben. Die ägyptische Plastik ist völlige Ausgeglichenheit. Nicht, daß sie steif oder leblos wäre; sie hat eine große Kraft und Eigenschwingung. Nicht daß der Blick starr oder wesenlos wäre; er ist fest in eine Weite gerichtet, die lebendig eingesogen wird. Aber beides, lebendiger Körper und lebendiger Geist, ist in festen Grenzen beschlossen. Der Mensch hat gerade das Maß an freier Entfesselung, das notwendig ist, um ihn überhaupt lebendig herauszustellen. Gerade so viel Masse ist aus dem kubischen Stein genommen, daß der Block schon: Mensch, aber noch: geometrische Form ist. In dieser Schwebe von Masse und freier Bewegtheit hat der Mensch nun das ewige Maß. Der Blick geht in die Unendlichkeit. Aber die Unendlichkeit ist so fest ins Auge genommen, so sehr als Ganzes geschaut, daß nun der Blick für immer in dieser Richtung verharren muß. Ein Weiterschweifen, ein neues Ziel suchen, eine neue Bemühung der Tat wäre sinnlos, weil alles Sichtbare mit diesem einen Blick erschöpft ist. Der Geist hat sich vollendet in diesem einen Akt und nun statuiert in seiner Beständigkeit. Der Körper löste sich soweit aus dem Stein, bis er reine Form wurde. Die Seele löste sich so weit aus dem

Digitized by Google

Körper, bis sie reiner Akt wurde. So ist die größte Symbolkraft für Raum und Zeit gefunden. Die Mathematik ist nach Platon das Zwischenreich zwischen Idee und Materie. Dieser Schwebezustand Ägyptens ist seine Kraft. Es ist eine Gültigkeit gefunden, an der der Mensch schon messend und zielend aktiv teil hat und die ihn doch unter ihr Gesetz zwingt. So ist auch unser Gefühl gegenüber ägyptischer Kunst: wir haben eine große Nähe zu diesen Wesen und finden uns doch eingefügt in eine tiefe Ordnung.

Wie ganz anders eine griechisch-archaische Figur! Sie ist vielleicht steifer und ungefügter, aber doch nicht beharrend und ewig, nicht von der beruhenden Formgeprägtheit des ägyptischen Blockes. Der ganze Körper drängt zum Aufbruch. Überall gibt es Lockerungsstellen und Lösungsversuche. Sei es, daß Knie sich straffen, das Fleisch sich sinnlich rundet oder Brüste zu knospen beginnen. Befreiungsversuch ist auch das jugendliche Lächeln des Gesichtes, das nicht wie das ägyptische in eine wohlerfaßte Unendlichkeit geht, sondern aus langer Starrheit den ersten Aufbruch in eine unbekannte Welt wagt. Dieselbe verhaltene Keuschheit des Aufbruchs spricht aus all den männlichen Nacktfiguren des archaischen Stils. Und steht nicht am Anfang der uns bekannten archaischen Kunst, in den Selinuntischen Metopen, die große Ausfahrt des Wagenlenkers mit den mühsam sich haltenden Pferden, die zögernd-mutige, trotzig-gewagte Tat des Perseus, und das unbekümmerte Schreiten des Herakles? Sieht er mit den gleichmäßig baumelnden Kerlen nicht aus wie einer, der die Geometrie auf den Buckel nimmt und mit ihr in die Welt losgeht? Noch ist er allerdings nicht der der Widerstände bewußte Heros, sondern ein Abenteurer, der den Weg nicht kennt. Aber eben die Entwicklung zum heroischen Menschen bildet sich in der Folge der griechischen Kunst heraus. Die Perserkriege haben seine lebendige Wirklichkeit, die kurz vor den Perserkriegen einsetzende frühklassische Kunst hat seine künstlerische Vollkommenheit geschaffen. Und fühlen wir uns in der archaischen Kunst nur erst leise gezogen und gestört und dann doch wieder beruhigt durch die Sanftheit des Erwachens, so begibt sich nun vor den Werken der Frühklassik unsere ganze Erschütterung und Aufgerührtheit.

Das ist die Gewalt: hier gibt es menschliche Freiheit. Hier wird es glaubhaft, daß Menschen aus eigener Kraft sich einsetzen für den Geist, welcher der Gott ist, und noch im Tode für ihn zeugen. Wir eben wissen das gar nicht mehr. Wir haben diese Kräfte nicht einmal mehr in die Erwägung des Entfaltens gezogen. Hier wird wieder aufgewühlt, was sich

Digitized by Google

durch unser tiefes Eintauchen in das Mittelalter und die asiatische Welt eben beruhigt hatte. Ich trete vor den Poseidonstempel in Pästum. Die Säulen ragen wie Heroen aus dem Boden. Das Gebälk drängt mit gewaltiger Wucht auf sie nieder. Es drückt die Plinthen zusammen. Es drückt die Echinen platt und weit auseinander. Die Säulen halten stand. Ihr verjüngendes Streben erkämpft den Sieg. In dem Punkte der größten Anspannung wird der Ausgleich gefunden. Es ist der Kampf des Helden gegen das Schicksal. Es ist das Thema der griechischen Tragödie. Der Mensch, aus den gewohnten Ordnungen zu eigener Tat nach eigenem Sinn aufbrechend, setzt seine Kraft gegen das Schicksal ein, das ihn in seinen Kreis zwingen will. Und er rettet seine Freiheit noch zum letzten, indem er den verhängten und gewußten Untergang aus eigener Entscheidung wählt und bejaht, das Schicksal in die eigene Willensbahn aufnimmt und zu einem Sinn für seine Existenz umbiegt. So halten sich Mensch und Schicksal die Wage. Nicht anders beim Tempel. Die Säulen müssen das lastende Gebälk auf sich nehmen, aber sie tragen es in freier Selbstbehauptung. Die Kräfte sind so weit gespannt wie möglich; nichts an Hitze ist den Kämpfenden erspart geblieben, und in dieser weitesten Gegnerschaft kamen sie zu einer tiefen Beruhigung. Das ist die Artung der griechischen Harmonie in der Zeit von Hellas' größter Kraft. Der Mensch bricht zur Tat auf und findet sein Schicksal. Er fordert es für sich und macht es zur freiwilligen Bürde. So blendete auch Ödipus sich selbst. So begrub Antigone den Bruder und sich selbst. Und die furchtbaren Qualen des tragischen Heros, sein Klagegeschrei und seine Todesnot künden nicht weniger die verwundeten Kapitelle des frühklassischen Tempels in ihrer unerhört erhabenen Deformiertheit.

Fanden so die Einzelglieder in der größten Spannung ihren Ausgleich, versöhnte so sich Apollon mit Dionysos, so hat nun der Gesamtaufbau des Tempels – auch schon des frühklassischen –, wie er in der Landschaft aufsteigt, die ganze Größe apollinischen Gleichmaßes. Apollon, der neue Gott, ist zu den Kämpfenden getreten und überstrahlt mit seinem Glanz, die für und gegen ihn waren. Für den griechischen Tempel ist die umgebende Landschaft von innerster Bedeutung. Wo Griechen sich angesiedelt haben, hat sie immer dieselbe Gestaltung: die große Weite einer Ebene, meist einer mannigfach gestuften, schwellenden, schwingenden Hügelebene, noch gerade sichtbar und immer eindringlich spürbar und doch entfernt und in seiner Wucht zurückgehalten das Meer, und wieder

Digitized by Google

in großer Entfernung und die Weite begrenzend eine Gebirgskette. Man kann diese Landschaft nicht anders als heroisch nennen, weil sie ein Schauplatz mit gewaltigem Hintergrunde ist, keine Erfüllung selbst, keine Oase der Natur. Sie läßt Platz für die Taten der Menschen, die Weite der Hügelebene erhält erst ihre Krönung durch hinein- und hinaufgestellte Monumente. Hier können sich Heroen ausgeben. Wer aus der glühenden Naturkonzentriertheit der Golfe um Neapel in die Gegend von Pästum fährt, fühlt ganz intensiv diesen Umschwung von der üppigen Gefülltheit einer Gegend, in der menschliche Siedlung nur von der Natur diktierte Zutat ist, in dieses sich breitende Weideland, das sich durch menschliche Tat erst füllen soll. Wie ein griechisches Theater, auf einem Hügel solcher Gegend aufgebaut, in der Kargheit seiner Architektonik nur Schauplatz und nichts als Schauplatz für das Drama sein soll, wie die große Weite ferner Gebirgszüge diesen Schauplatz unendlich vergrößert und doch zusammenhält, so ist die Gesamtheit einer griechischen Siedlungsebene nur Schauplatz für die Monumente der Architektur.

In dieser Landschaft steht der Tempel. Er steht ganz zu ihr geöffnet. Er kehrt sich nicht von dieser Erde weg, weder nach innen sich zuschließend und den Gott verhüllend, noch in den Himmel strebend und den Gott sehnsüchtig suchend. Aber er ist auch nicht selbst Natur, wuchernde Pflanze inmitten von Üppigkeit für einen Gott, der selbst ein Vegetatives ist, sondern er steht im Land wie ein von eigener Kraft und Größe gehaltener Mensch, gerichtet, geklärt, den Elementen geöffnet, von der Sonne bestrahlt und beschattet, vom Winde durchzogen. Seine Formen sind freiestes menschliches Maß, im Vertrauen auf die Wahrheit menschlich messenden Denkens gesetzt. Er hat die Formen des menschlichen Hauses, der natürlichsten Raumumschließung. Die drei Dimensionen des Raumes sind gleichmäßig ausgenutzt, keine ist überbetont. Andere Völker meiden die Gleichmäßigkeit der Dimensionen, weil sie den Profanbau dem Gotte nicht zumuten und sein Geheimnis, seine Menschenferne an seinem Heiligtum erweisen wollen. Sie wölben die Himmelskuppel nach oder übersteigern die Höhendimension oder errichten verwickelte, wuchernde, das Maß negierende Systeme. Hellas baut Häuser. Es erklärt die einfache Harmonie des menschlichen Hauses für göttlich. Einfachste Maßverhältnisse, von einfachsten Zahlenbeziehungen gegeben, werden verwandt, um ein Gebäude zu errichten, das zwar von Glanz erfüllt, aber doch der Erde völlig treu geblieben ist. Der Grieche verlangt göttliche

Digitized by Google

Hilfeleistung in menschlicher Wohnung. Hier könnte ebenso der glanzvollste der Menschen wohnen wie ein Gott.

So verbinden sich im frühklassischen Tempel die beiden Wesenszüge griechischer Selbstbefreiung zu einer großen Einheit: einmal der Kampf des Menschen gegen die göttlichen Gewalten mit dem Erfolg der Selbstbehauptung gegen eine Ordnung, in die er von Schicksals wegen eingefügt ist, aber damit zugleich das Erringen einer eigenen geklärten, apollinischen Göttlichkeit, zusammengefaßt: das Göttlichwerden im Widerstand.

Nicht anders ist der Eindruck frühklassischer Plastik. Sie kämpft um das Problem: wie kann der menschliche Körper in seiner unmittelbaren Naturwirklichkeit Zeichen des Geistes werden? Ihr Ziel ist die Darstellung der Wirklichkeit als Ausdruck einer göttlichen Welt. Nichts dabei soll der Wirklichkeit an raumzeitlicher Wahrheit, nichts dem Gotte an Geist verloren gehen. Die künstlerische Lösung geschieht durch die Formung des heroischen Menschen in der Tatbewegung seines Körpers. Der Heros ist Mensch und dem Gotte am nächsten. Denn heroisch wird das Leben eines Menschen dann, wenn er die Schöpferkraft, die er bisher dem Gotte beilegte, für sich selbst in Anspruch nimmt. Der Mensch gestaltet jetzt die Welt wie ein Gott. Auf das konkrete Ziel der gerade notwendigen Tat gerichtet, meint er als wesenhaften Sinn das eingreifende Tun überhaupt, und noch mehr die innerlichen Momente dieses Tuns: die Selbstbestimmung, die Wahl, die Entscheidung, die Verantwortung, im ganzen: die Anmaßung der bisher göttlichen Vorbehalte. Deshalb sind Ernst, Strenge, Kargheit die Zeichen des Helden. Er trägt die Verantwortung für sich selbst und für Gott. Indem er die eigene Freiheit wählte, wählte er zugleich den Zwang, mit der Schwere seiner Glieder dasselbe zu leisten, was der Gott spielend tat, und dem Gotte an Erfolg nicht nachzustehen. Er wählte die göttliche Gesetzgeberfunktion: sich selbst und der Welt die Gesetze zu geben, die der Gott bisher gab. Die Freiheit des Helden schließt daher die Notwendigkeit des ordnenden Gottes ein. So kennt der Held auch nicht die Fülle des Lebens. Er ist eindeutig auf sein Werk gerichtet. Er darf sich nicht leichthin ausgeben und an das All verschenken, sondern sammelt alle Kraft auf den Punkt der Tat. Wer versucht ist, zu fragen, ob da noch Gottesnähe sein kann, wo die selige Verschwendungsfülle der Götter fehlt, kann nur die empirisch gewonnene Antwort erhalten, daß bisher noch immer der angespannt einem Ziele Hingegebene dem Gotte näher war als der weit Verschwendende. Noch niemand konnte göttliche Kraft leichthin

Digitized by Google

in die Welt streuen. Wer seine Freiheit nutzte, mühte sich entweder für den Geist – vielleicht auch titanisch gegen ihn, was im gleichen Bezirk liegt – oder verschwendete sich ohne den Geist. Wer sich der Fülle und Schönheit ergab, dem entwich der Gott doch zuletzt. So ist etwa in der Perikleischen Zeit die Entfaltung des Menschen vollendet. Alle Fähigkeiten sind entwickelt, alle Fesseln gesprengt. Von den Göttern spricht niemand mehr. Alles Menschliche fügt sich harmonisch. Aber auch schon beginnt eine Leere sich über die Welt zu legen. Den großen Formmöglichkeiten beginnt der große Gehalt zu mangeln. Der Mensch ist das Maß der Dinge geworden, aber damit betont der Skeptiker gerade das Schwanken des Maßes, eben nicht die Gültigkeit, die der Mensch der früheren Generation am eigenen Maßstab hatte. Dessen Weg war schmal, aber er führte zum Gotte.

Durch die Darstellung des Helden also hat die frühklassische Plastik das idealistische Problem, das ist die Glaubhaftmachung des Geistes in der Erscheinung, in seiner ganzen Gegensätzlichkeit und Paradoxie gefaßt und die Einheit gefunden. Sie hat aus der unmittelbarsten Realität des Menschen: seinem Körper den Geist erwiesen. Nicht der seelische Ausdruck des Gesichtes und vielleicht noch der Haltung wird Zeichen des Geistes, wie in der Kunst des vierten Jahrhunderts, sondern die Ganzheit des menschlichen Körpers in seiner realen Kraft und Funktion. Er ist in einer sachlich eindeutigen, zweckhaften Tathandlung begriffen, sei es einer kämpfenden, agonalen, kultischen. Er ist völlig in diese Tat versenkt. Jede Falte ist gesammelte Hingebung. Die ganze Schwere des Tuns wird sichtbar, in dem Ernst und der Ergriffenheit der Gesichter, in der Straffheit des Fleisches und der Muskeln, in dem schweren Wurf der Gewänder. Aus der Eindeutigkeit des Strebens ergibt sich auch die Schlichtheit, ja Kargheit im Aufbau einer Gruppe, in der Behandlung des Steins. Der Askese des Helden selbst entspricht eine Askese der Formung. Die Körper, die sich an den Giebeln von Olympia erregt oder gehalten zusammenschließen, sei es in der Dumpfheit und Schwere des Ostgiebels vor der Tat, sei es in der Kraft des Kampfes selbst im Westgiebel, tragen alle die Last und die zusammengehaltene Spannung der freien Tat. Aber sie tragen nicht weniger schon die Frucht. Sie haben ein Riesenmaß an Kraft erlangt. Sie sind geheiligt durch ihre Mühe. Sie sind wie Apollon selbst, der die Schlacht bewegt, und Apoll ist wie sie. Es ist die Einkehr des Gottes bei den Menschen im Momente, da sie das Höchste wagen. Auf den Heraklesmetopen gesellt sich Athene in menschlicher Nebenordnung

Digitized by Google

zu dem Helden. Sie ist mit Herakles und Atlas die dritte Vertikale des Reliefs, das gleiche teilnehmende Streben der Götter bezeichnend. Mensch und Gott ist nicht mehr geschieden. Die Götter sind Helfer der Menschen oder Führer, aber noch mehr erweisen die Menschen den göttlichen Geist durch ihre Taten. Es ist wie bei dem Tempel. Die Menschen kämpfen gegen barbarische Lasten, und im Kampfe tritt ein neues Göttliches auf ihre Seite. Beim ludovisischen Thron, dessen Längsseite nach gewöhnlicher Auffassung die Meergeburt Aphroditens darstellt, hat die reale, unschmückende, rein menschenhaft empfundene Darstellung des Vorgangs sogar zu dem Zweifel Anlaß gegeben, ob hier wirklich ein göttlicher Vorgang dargestellt ist. Gezeigt wird das nachhaltige, eindringliche, von zwei sich niederbeugenden Frauen lebendig unterstützte Emporstreben eines weiblichen Körpers, dem die Frauen von unten her eine Hülle geben. Eine größere Naturnähe scheint gar nicht möglich. Aber in dieser menschlichen Bewegung liegt eben ein solches Ausmaß von Kraft und Hingebung, in der Haltung des Kopfes eine derartige Kühnheit der Welteroberung beim ersten Erlebnis der Welt, in der großen Linienführung und in der Straffheit und Beschränkung der Form eine derartige Gültigkeit, daß hier schon eine Göttin geboren sein könnte. Ebenso hat auf den Seitenflächen die Sinnlichkeit der Flötenspielerin eine so strömende, hinreißende Kraft, die Keuschheit der Weihrauchspendenden eine so tiefe, inbrünstige Verhülltheit, beide beruhen so tief gelassen und beschlossen in dem Kreis ihrer Hingabe, daß wirklich in diesen Wesen die Göttin körperhaft geworden ist, in jedem nach seiner Art, als sinnliche und bürgerliche Aphrodite. Wir denken an das Brautfest der Menschen und Götter, von dem Hölderlin singt. So wird in dieser Kunst glaubhaft, daß gerade im menschlichsten Tun menschlicher Körper, im Weihrauchspenden und Flötespielen, im Wagenlenken des delphischen Mannes, im Kämpfen und Packen, Warten und Ausspähen der olympischen Giebelfiguren, im Stallreinigen des Herakles nicht anders als in seinem Welttragen der Sinn des göttlichen Geistes liegen kann. Die menschliche Tat wird wie eine Kulthandlung zelebriert. Der Mythos handelt vom Menschen. Ist die attische Tragödie weniger kultisch, seit aus dem Bocksgesang ein Heroengesang wurde?

Diese Beispiele der Frühklassik erweisen wohl genug, was zu erweisen war: das Erschütternde des Griechentums. Sie sollen zeigen, daß nicht naturalistische Selbstzufriedenheit, nicht der Wunsch nach Harmonie um jeden Preis, nicht ein gefälliges Schönheitsideal diese Kunst hervor-

Digitized by Google

gebracht hat, sondern die gewaltigste Kräfteanstrengung des götterverwandelnden Menschen. Von dieser Auffassung aus bedeuten allerdings schon die nächsten Jahrzehnte eine Abschwächung, kein Weiterschreiten auf dem Wege zur göttlichen Kraft, sondern den Verzicht auf Gott und die volle Hinwendung zur menschlich-individuellen Entfaltung. Im Parthenon ist die Gewalt des Schicksals völlig gebannt. Es gibt keinen Kampf mehr. Der Mensch ist groß in seinem Dasein, die Tat nicht mehr Bedingung. Zwischen Säulen und Gebälk liegt nicht die Gewalt des Andrängens und Haltens, sondern die Harmonie völlig ausgeglichenen, ausgewogenen Entgegenkommens. Die Vereinigung geschieht durch die souveräne Fügung des kräfteverteilenden, kräftebeherrschenden Menschen. Und das Gefüge gleicht dem fügenden Menschen: seine Teile sind ein Miteinander und Füreinander. Das griechische Suchen ist am Ziele: der Raumkörper ist zum Organismus geworden. Der Mensch als Lebens- und Wesenseinheit hat sich völlig dargestellt im Raume. Hier ist jede unmittelbare Mystik verloren, jede ursprüngliche Gottesscheu. Aber das Geheimnis setzt auf einer andern Stufe ein. Es ist das Schaudern, daß dieses möglich war. Geht diese menschliche Ausgeglichenheit nicht schon über Menschenmaß hinaus? Darf der Mensch sich so steigern, daß er die Mitte der Welt wird? Wird der Gott in diesen Häusern verweilen? Und kann der Mensch ohne Gott bestehen? Es ist der Bezirk der griechischen Hybris, der sich hier auftut und in den Tempel hineinverwoben scheint. Hat vielleicht Gott doch seine Hand im Spiele? Führte er den Menschen diese Wege, weil er ihren Fortgang ins Dunkle wußte? Kulturhistorisch fallen auf den Ausgang des Perikleischen Zeitalters diese Schatten – Euripides steht gegen Äschylos und Sophokles, die Sophistik und Sokrates selbst gegen Heraklit und Parmenides – künstlerisch fallen sie auf jedes seiner Produkte. Man könnte sagen, daß in diesem weitesten Verstande auch beim Parthenon die Erschütterung des Unter-Gott-Stehens nicht ausbleibt. Oder man denke an den Idolino in Florenz. Die völlige Beherrschung der Glieder in der größten Lockerung, das Spielen des ganzen Körpers, die träumerische Sicherheit, die nichts an Fülle und Gleichmaß einbüßt, machen diesen Jüngling zu einem Wunder und zu einem Schrecken. So sind für unsere zuschauenden Seelen die weitesten Pole bezeichnet. Aufgerührt durch größte Freiheit und Unfreiheit zugleich.

Die Rache der Götter ist, wie natürlich, nicht ausgeblieben. Um die Jahrhundertwende haben sie den Menschen auch als Innewohnung sicheren

Digitized by Google

Gleichmaßes verlassen. Der Mensch hat seine Kräfte ausgespielt. Nur noch das Instrument seines Körpers beherrscht er mit größter Virtuosität, aber er hat nicht mehr die Einheit mit sich selber. Er beginnt die Denkfrage nach seinem Sinn zu stellen. Er hat die Freiheit des Aufbrechens gelernt, aber er weiß den Sinn des Aufbruchs nicht mehr. Es setzt ein die Zeit der verlorenen Schönheit, des Suchens nach der Idee, der Primat der Philosophie in der Kultur. Das Göttliche ist nicht mehr der Mensch in seiner Einheit mit dem verkörperten Gotte, nicht mehr die Wirklichkeit der Tat, sondern ein jenseitiges Reich, das über die schönen Körper und die schönen Seelen hinweg zu suchen not tut. Mit Platon beginnt der Dualismus, die Spaltung der Welt, die Sehnsucht nach der Geborgenheit. Schon eigentlich ist die menschliche Freiheit negiert. So ist es auch in der Kunst. Ihr Zentrum ist der seelische Ausdruck, der sehnsüchtige, verschleierte Blick in die Ferne. Hingebung kommt in einen süßen Körper, Hingebung an einen fernen Traum. War der Idolino in all seiner spielenden Geschmeidigkeit noch eine ganze in sich geschlossene Gestalt, sicher im Traume, vertrauend auf Lässigkeit, so liegt in den Werken des 4. Jahrhunderts der weiche Glanz der vergleitenden Sehnsucht. Es gibt hier fraglos noch ganz große Kunst. Alles Lässige, Weiche, Zarte, Sinnliche ist metaphysisch bezogen auf die Einheit unendlicher Hingabe. Der weibliche Körper, der jetzt vorherrscht, ist versunken in die eigene Süßigkeit. Wir aber neigen uns doch betrübt diesem Ende. Was hat der Gott dem Menschen gelassen? Die Freiheit des Sinnlichen und die Sehnsucht nach dem Geiste. Alkibiades und Sokrates sind die Pole des Gastmahls, und sie finden keine Einheit. Der Mensch reflektiert zur Idee und bleibt verhaftet in der schönen Erscheinung. Wie die Voluten des jonischen Kapitells sich sinnlich und sehnsüchtig einwärts biegen, wie die Säulen, zauberhaft glänzend, sich strecken und sich, verloren fragend, zurückwenden und das Gebälk nur halten mit der lässigen Wehmut: das halten wir noch spielend aus – so vergleitet die Blüte Attikas in eine andere Zeit und stirbt lächelnd mit der ganzen Schönheit, die es sich erwarb durch seine beginnende Kraft.

Diese beginnende Kraft war es, die uns hinführte zu Hellas. Sie werden wir nicht vergessen können, auch wenn wir das Ende bedenken. Sie wird uns unsern östlichen Schlummer nicht schlafen lassen. Wenige – aber es gab doch immer auch Menschen im späteren Europa, denen die Möglichkeit der Freiheit zum Geiste in die Erinnerung kam. Zwar hat sich niemals

Digitized by Google

mehr dem Menschen der Gott zur Einheit geneigt, aber immer war der Mensch ganz groß, wenn er seine suchende Kraft am Gotte maß.

Der erste, der die Heroik des Menschen wieder in der Körperlichkeit suchte, war Michelangelo. Nur Michelangelo, nicht etwa sonst die Renaissance. Diese, mit wenigen Ausnahmen unreligiös, suchte die menschliche Freiheit in ihrer Gottferne als Machtentfaltung. Michelangelo allein erlebte im Menschen den Kämpfer um Gott: den religiösen Heroen in Moses, Heroen in den Propheten und Sybillen, den Schöpfergott selbst als Heros.

Von den europäischen Philosophen war dem griechischen Problem am nächsten: Kant. Wie er in der Ethik Freiheit und Gesetzmäßigkeit verknüpfte, so in seiner Ideenlehre das diesseitige Wirken des Menschen mit dem unendlichen Ziel. Er erfaßte das als Aufgabe, was in Hellas Erfüllung gefunden hatte. Die Kantische Idee, obwohl nicht leibhaftig seiend wie die Platonische, und insofern ungriechischer, steht doch der griechischen Hochklassik näher als Platon. Denn dieser verneint im letzten die nur als Vorstufe angesehene Naturwirklichkeit zugunsten der Idee. Nicht die Einkehr des Gottes im Menschen ist das Ziel, sondern die Seligkeit des Menschen in Gott. Kant dagegen gründet das Ziel auf der Wirklichkeit als der Tatebene, auf die wir angewiesen sind. Nur in der Welt können wir wirken, aber an den Ideen gerichtet und geleitet von ihrem Urbilde.

Der Antike am nächsten aber steht Hölderlin. Dies folgt nicht aus seiner bewußten Hinwendung zu ihr, die auch andere, allerdings meist Hellas mißverstehend, versuchten, sondern aus dem Wesen seiner Kunst, in die er das eigene heroische Schicksal ergoß. Da er in der Welt nicht wirken konnte, baute er sich eine eigene innere Wirklichkeit, die nun nicht die jenseitige Unbestimmtheit der platonischen Idee, auch nicht die Punkthaftigkeit des göttlichen Ziels mystischer Religiosität, sondern die leibhaftige Gegenwärtigkeit, Fülle und Menschenbelebung der Naturaußenwelt hat. In dieser Welt leben griechische Menschen in ihrer Einheit von konkreter Realität und göttlichem Geiste. Der ganze Geschichtsablauf wird zu einer Heroenkette.

Die andern großen Europäer dagegen suchten doch immer eine Ordnung, sei es die göttliche oder die kosmische, sei es die irdische oder das Leben als solches, von dem der einzelne ein Teil ist. Vom Mittelalter und vom Barock ist dies selbstverständlich, von Goethe leicht zu erweisen. Wenn die Renaissance und die Romantik aller Länder die Freiheit suchte, so meinte die erste die Freiheit zur Macht, die andere die Freiheit des Schweifens. Die Aufklärer wollten die Freiheit von Gott und setzten die Herrschaft

Digitized by Google

der ratio. Die Revolutionen tauschten die eine Herrschaft gegen eine andere. Man könnte noch Luther und Nietzsche ausnehmen. Aber beide reißen mehr titanisch ein, als daß sie heroisch aufbauen.

Unsere Geistesgeschichte ist dem Osten weit näher, als wir gewöhnlich glauben. Wir haben die von den Griechen begonnenen rationalen Techniken zwar in allen Bezirken aufs äußerste ausgebaut, aber benutzt haben wir sie, um uns selber immer tiefer einzubauen, wie es keine irrationale Religion besser verstanden hat. Denn auch der Amerikanismus – um so dem Weltbild der Gegenwart einen unverbindlichen Namen zu geben – gibt dem Menschen nicht auch nur die Möglichkeit einer freien Entscheidung. Er ist – wie trivial zu beweisen wäre – ein Maximum an Bewegung innerhalb eines völlig gezogenen Kreises. Und gerade, weil der Kreis so weit gesteckt ist, weil die Widerstände, an denen sich eine Tat erweisen könnte, immer weiter hinausrücken, hat auch ein heroischer Versuch immer weniger Sinn und Erfüllung. Heute ist auch der Führer schließlich nur Mitläufer. Und im Gedenken an manche Beispiele des letzten Jahrhunderts – mit Friedrich Hölderlin beginnend – könnte man sagen, daß dem, der sich wirklich heroisch lösen will, nur der eine Held des antiken Schicksals bleibt: der Sophokleische Aias. So steht es heute. Der Amerikanismus ist nicht die Zuspitzung des europäischen Beginns, sondern seine Umkehrung. Er führt, wenn er sich konsequent durchsetzt, zur völligen Einmündung des Menschen in den mechanischen Ablauf. Wir aber besinnen uns noch manchmal auf unsere Jugend, wie sie sich so schön und versprechend anließ.

GEDICHTE

von

DOROTHEA HOFER-DERNBURG

DER BUND

Wie ging dies alles durch die Nacht!
Gestillte Tränen schwebten auf zu Sternen,
und was der Tag an heißem Glück gebracht,
das tauchte schluchzend in die Flut der Fernen.

Digitized by Google

O ernster Mund der Welt, du schweigst das Wort,
daß sich in deines Atems Gehn erfüllt.
Wer trägt die Sehnsucht zu dem süßen Port –
zum tiefsten Licht der Liebe – unverhüllt?

Oh, tritt aus deinem schweren Dunkelsein,
Erlöse uns, daß keine Süße fehle.
Da neigst du dich! – Wir wurden bebend dein –
und litten Glück mit aufgeblühter Seele.

TRAURIGER FRÜHLING

Daß ich nicht weiß, ob du noch bist,
Indes ich hier die ersten Blumen breche
und nur von dir mit meinem Herzen spreche –
wenn über eine kleine Frist
der ganze Frühling niedersinkt –
das taumelt durch mein Hirn, irr wie ein Schmetterling,
der mit den dunklen Flügeln sich verfing
und nicht mehr findet, wo das Licht ihm winkt.

TODESBLÜHEN

Von dieser Lindenbäume Blühn,
ist alle Luft ein lauer See.
Oh, wie in einem zärtlichen Bemühn
süß aufgelöst ist dieses Todesweh
der Blüten. – Weich in seiner vollen Krone,
geborgen von dem sanften Baum,
ist Sterben Traum und Duft, – und ohne
dies Wissen um den armen Raum,
in dem wir uns verlieren, – immer weit
von allem Tiefgeliebten, – und wir warten, – warten ...
und sehnen uns nach dieser Lieblichkeit,
nach diesem Tod, in einem Sommergarten.

Digitized by Google

CHINA UND SEINE GENERALE

von

ARTHUR HOLITSCHER

Das Jahr des Tigers beginnt (Peking)

In der Nacht vom 12. zum 13. Februar stirbt das alte Jahr der Kuh und hebt das neue des Tigers an.

Ausgiebiges Getöse von Knallbonbons verkündet während der ganzen Nacht das Ereignis. Es ist das größte Ereignis des chinesischen Kalenders. Durch das Geknall sollen die bösen Geister aus dem Bannkreise der Menschenstadt verscheucht werden, denn dieses Fest des Neuen Jahrs ist zugleich ein Versöhnungsfest der Menschen miteinander. Alle Streitigkeiten hören auf. Ja sogar die wilden Generale beordern ihre Armeen von den Fronten zurück und bescheren ihren Soldaten Dollars, Tabak und gebratenes Ferkelfleisch.

Zu Neujahr muß alles geordnet sein, alle Schulden bezahlt, alle Rechnungen beglichen, die irdischen wie die himmlischen, genau wie bei dem Muharrem der Araber und auch wie bei dem Ganeschfest der Inder im Herbst. Fünfzehn Tage dauert das Fest. Während dieser fünfzehn Tage, besonders ihrer ersten Hälfte, stockt Handel und Verkehr. Die Läden sind geschlossen. Die Banken auch. In den Häusern, innerhalb der Familien, auch der ärmsten, wird geschlemmt, werden Feiern zelebriert – sehr irdischer Art. Alle Götter Chinas, die gräßlichsten, geben ihren Segen Tisch und Bett. Den Küchengöttern wird Fleisch, Gemüse und Silberpapier geopfert. Man pflanzt zur Seite des Herds viele Meter hohe dünne Ruten auf, an denen sich dick verzuckerte Mehlklöße und kandierte Kirschen reihen. Die gemütlichen Götzen, die dickbäuchigen, hängebackigen Buddhas der chinesischen Tempel lachen noch verschmitzter um diese Zeit als sonst. Man verbrennt auf ihren Altären noch mehr Silber- und Goldpapier (in der Form von kleinen Silberschuhen und Goldschuhen, der ehemaligen Münzeinheit des chinesischen Reiches). Denn zum Neujahrsfest gesellt sich ja noch ein anderes wichtiges Fest des Chinesen: der Neujahrstag ist nicht nur Geburtstag des Jahres, sondern zugleich Geburtstag jedes Chinesen. Ist einer z. B. Anfang Februar aus dem Mutterschoß ans Licht gekrochen, so wird er am zwölften bereits zwei Jahre alt, und damit dringt das Neujahrsfest in das intimste Privatleben jedes Chinesen ein!

Digitized by Google

Uns Ausländern, die wir in stetigem Staunen, in einer sich rapid steigernden Verzückung durch das toll daherwirbelnde Leben des chinesischen Neujahrs gehen, bieten sich an allen Straßenecken, aber vor allen Dingen in bestimmten Tempeln und Höfen der Chinesenstadt herrliche Curios zum Kauf dar. Denn, da man eben seine Schulden bezahlen muß, ehernes Gesetz des Neujahrs, verkauft man einfach alles, was nicht niet- und nagelfest ist, ja sogar, wenn es sein muß, die Hausgötter! (Man sieht an dieser kleinen Einzelheit, daß der private Sittenkodex des Chinesen ihm über seine religiösen Gesetze geht.)

In diesen Tagen tut man gut, mit Kennern Chinas, Pekings und des Neujahrsfestes insonderheit durch die Straßen zu gehen, die Märkte aufzusuchen, von denen jeder am Tage und zur Nachtzeit in einem anderen Stadtteil eingerichtet ist. Es gibt da Märkte für Bronzegötter und Vasen, Schmuck, Jade, kostbare Steine, für Zauberbücher, Messinggerät, alte Waffen, Porzellan, Teppiche, Theaterkostüme usw. . . .

Bunt und lustig prangt die Stadt. Auch das elendste Haus ist mit roten und goldenen Plakaten beklebt, dekorativen Bildern von heiligen, weisen und mächtigen Männern in prächtiger Kleidung, die das Haus, sein Tor, seine Bewohner beschützen sollen. Kunstvoll geklebte Lampions aus dünnem, bemaltem Papier flattern in den Höfen an langen Schnüren, Fische, Hühner, Kamele darstellend. Alt und Jung vergnügt sich auf den freien Plätzen und läßt phantastische Drachen steigen. Die Windrichtung muß sorgfältig beobachtet werden: Nordwind führt Unheil mit sich, Westwind Glück.

Die Straßen mit den fest verschlossenen Läden sind von allgemeinem dumpfen Getrommel, Gequäke und Getute erfüllt. Zuerst weiß man gar nicht, woher diese Geräusche kommen, blickt sich erstaunt um nach den Militärkapellen, Musikkapellen – zum Teufel, wo kommt das dumpfe Getrommle, dumpfe Getute, das heimliche Gequäke her? Bald wird man inne, daß hinter den geschlossenen Rolläden der Geschäfte getrommelt, getutet, gequäkt wird! Jeder Handelsmann, der es irgendwie erschwingen kann, hat für die Dauer des Festes ein paar primitive Musikanten angestellt, die in seinem Laden Lärm machen, bei Tag und Nacht, damit sich die bösen Geister während der Feiertage nicht in den verlassenen Läden festsetzen und die Geschäfte im neuen Jahr beeinträchtigen oder verhindern können!!

Digitized by Google

Am sechzehnten Tage beginnt alles wieder von neuem: Schuldenmachen, Verkehr, Handel, Haß und Verrat, Fronten-, Stellungskrieg und wirkliches Geknall im Dienste der bösen Geister der Menschheit, nicht zu ihrer Verscheuchung wie in der ersten Festnacht!

Mit einem Freund, einem jungen Deutschen, besuche ich am Neujahrstage den Tempel der Glücksgöttin vor dem südwestlichen Tor Pekings. Eigenartig und anregend wie der Ort, zu dem wir inmitten einer Schar von Fußgängern, Rikschahs und Reitern in unserem klappernden Auto hinausfahren, ist mein Begleiter, der junge Deutsche, und sein Anhang. Der Anhang besteht aus einer seiner chinesischen Nebenfrauen und ein paar jungen und jüngsten Chinesen aus der Familie der anmutigen jungen Nebenfrau. (Die europäische Gattin meines Freundes ist momentan abwesend, indes, sie hat sich allem Anschein nach mit der Verchinesierung des Privatlebens ihres Mannes versöhnt oder abgefunden. In Wahrheit begegnet man solchen, nach europäischen Vorstellungen schwer denkbaren Menagen in China des öfteren – die chinesischen Sitten, chinesischen Instinkttriebe scheinen eine besondere Macht auf den Europäer, der sich nicht von vornherein auf den angelsächsischen Ablehnungs- und Überlegenheitsstandpunkt gestellt hat, auszuüben. Die Chinesen vertrauen – wie ich das noch ausführen werde – im kleinen wie im großen dieser geheimnisvollen, fast unglaublichen assimilatorischen Kraft. Sie haben darum keine Angst vor den Europäern, ob es nun einzelne Individuen oder ganze Völker sind. Ihre Geschichte belehrt sie ja doch, daß sie früher oder später alles, was ihnen freundlich oder mit versteckter Absicht genaht ist, verschluckt, verdaut und verarbeitet haben.)

Mein Freund ist einer von den wahrhaftigen Liebhabern Chinas. Wenn er, der den Kontakt mit den großen Kulturströmungen Europas aufrecht erhält, von Fortziehen, Zurückgehen spricht, glaube ich ihm das nicht so recht. Wie die Ausübung gewisser Berufe den Menschen innerlich zu einer radikalen Veränderung seiner Lebensweise auf die Dauer unfähig macht, so verwandelt die Atmosphäre Chinas den Europäer im Mark. Er wird, falls er sich wirklich einmal aufrafft, China zu verlassen, an Heimweh zugrunde gehen. In vielen Fällen stirbt er leiblich, noch ehe der Geist Zeit genug gefunden hat, sich recht auf den Schmerz zu besinnen, den ihm die plötzliche Losgelöstheit von dem mythisch seltsamen, unheimlich saugenden Volk des fernen Ostens verursacht.

Digitized by Google

Wir beide sind also, mit unserer kleinen chinesischen Gefolgschaft, die einzigen Europäer hier draußen in den Tempeln der Glücksgöttin. Jahrmarktsgewühl, Neujahrs-Jahrmarktsgewühl brandet um den Tempel und seine vielen kleinen Kapellen herum. Fortwährend kommt Zuzug aus der Stadt. Die Bronzebecken im Hof des Tempels qualmen hoch vom brennenden Silber- und Goldpapiergeld. Die Menschenmassen, die in den Hof strömen, sich in die Kapellen verteilen, aus den Höfen ins Freie zurückbegeben, sind munter und laut. Draußen auf dem Feld vor dem Tempel hat man Garküchen errichtet, werden in Buden Papierfische, Blumen aus Samtstreifen, Silber- und Goldschuhe aus Papier und die dünnen Sandelholzstöckchen zum Opfer verkauft. Scharen von Bettlern, gar nicht abzuschütteln! Eine Kupfermünze aus der Tasche gezogen, vervielfältigt noch die Bettlerschar, es gibt kein Entkommen mehr, wenn erst das Talaigeschrei um den Fremden in die Höhe steigt.

Ich sehe meinem Freund, der mit seinen literarischen Fähigkeiten eine tüchtige Kennerschaft der chinesischen Kunst vereint und als geschickter Verwerter dieser Kenntnisse gilt, mit steigender Heiterkeit zu: wie er, ein Bündel Sandelholzstäbchen in beiden Händen, vor der Glücksgöttin sich dreimal tief zur Erde neigt, den Kotau der frommen Chinesen beschreibend, wie er sodann die Hölzer an einer brennenden Opferflamme entzündet und mit einem hastig gemurmelten Gebet in das Aschenbecken stülpt. Assimiliert!!

Eine Handvoll Kupfermünzen fliegt in eine Bronzeschale. Nebenan in den Seitenkapellen der mit der Glücksgöttin verwandten Götter niederer Ordnung ist, je nach dem Gewerbe, dessen Gott dort seinen Altar hat, stärkerer oder minderer Verkehr. Ein kleiner, ganz verwahrloster Raum beherbergt den Literaturgott. In dem Opferbecken vor diesem vernachlässigten und schäbigen Popanz, offenkundig siebenten Ranges, haben drei verlorene Sandelholzstäbchen das Qualmen aufgegeben, daneben liegen zwei elende Kupfermünzen in einem dazu bereitgestellten Gefäß. Dieser Gott dahier, oder was er sein mag, der den Namen eines Glücksgottes wie zum Hohn führt, dürfte meiner Schätzung nach der Schutzpatron des Zeilenhonorars sein. Vorbei!!

Mit Samtblumen und kleinen bunten Grasbüscheln auf unseren Hüten, Papierfischen in den Knopflöchern und den hübschen, klappernden Trommelstangen mit Papiertrommeln in den Händen bahnen wir uns unseren Weg zum Auto zurück. Das feste Fäustepaar unseres chinesischen

Digitized by Google

Chauffeurs schwingt mit Ruderbewegung durch die neugierigen, lachenden und bettelnden Scharen durch, die noch niemals oder doch nur ganz selten Europäer opfern, Kotau machen, Glücksgras und Samtblumen hinter das Hutband stecken gesehen haben.

Es ist heute ein günstiger Tag, um das berühmte Taokloster Pei Yün Kuan zu besuchen. Es liegt etwas abseits von unserem Wege, im gelben Wüstensand, der Peking von drei Seiten umgibt, und besteht aus einem Komplex von herrlichen, gut erhaltenen Tempeln, für die die mächtige Taoistengemeinde sorgt. Der Garten, in dem das Kloster mit seinen Tempeln und Wohngebäuden liegt, ist wohl noch winterlich kahl, indes die sonderbar geformten, zerklüfteten Felsen, die hier aufgestellt sind, die kleinen Wasserläufe, winzigen Brücken, Pavillons, die Bemalung der Holzstrukturen, der Gewölbegänge der Tempel, die fischgrüne und himmelblaue Farbe der glasierten Dächer, bringen in das ganze Bild eine fröhliche und gesammelte Kraft, die wohltuend wirkt.

Kloster Pei Yün Kuan ist eines der besterhaltenen, weil wohlhabendsten, Nordchinas. Seine Mönche sind sehr gut gekleidet und betteln kaum – jedenfalls nicht so aufdringlich wie die Mönche der Lamatempel, des tibetanischen Klosters im Norden der Stadt, dessen Insassen, wie bekannt ist, verhungern. Pei Yün Kuan ist weit berühmt wegen seines großen Reichtums an herrlichen Statuen heiliger Männer – besonders wegen seiner realistischen Laotsestatue, die aber den „alten Weisen" als noch jungen Mann zeigt, mit wohlgepflegtem Äußeren, hübschem Knebelbärtchen, entfernt an Sombart erinnernd, doch mit weitaus schlauerem Gesichtsausdruck.

In vielen Kapellen sind Götter und Heroen minderen Grades aufgestellt – die allerberühmteste Kapelle des Tempelbezirks aber ist jene, in der, in einem küchenähnlichen Raum auf erhöhtem Podest, von einem Fenster nur mäßig erhellt, drei breite, regungslose Menschengestalten in weiten, bauschigen Gewändern hocken, dem Tode entgegenleben, Götterstatuen fast in der Pathetik ihrer überirdischen Versunkenheit. Es sind dies die drei überlebenden neunzigjährigen Priester der Taogemeinde.

Vor dem Podium gehen die Besucher leise auf Zehenspitzen vorüber, werfen Kupfermünzen auf die Matten, vor und zwischen die Falten der dunklen, schweren Priestergewänder der Alten. Auf einem Herd nebenan qualmen, in ein Becken gepflanzt, Opferstäbchen. Man weiß nicht, sind

Digitized by Google

sie zu Ehren der drei erstarrten Greise angezündet oder zum Preise der Gottheit, die die Seelen dieser drei so völlig in ihrem Bann hält und verschlungen hat, dieser drei, in denen durch die mystische Kraft der Yogalehre das weltliche Leben bereits vollkommen aufgehört zu haben scheint, sich verinnerlicht in die Tiefen zurückgezogen hat. Seit Jahren sitzen sie da, vollkommen, vollkommen regungslos.

Lange stehe ich vor den Greisen. Ein Atemzug verschiebt von Zeit zu Zeit leise die Falten eines der drei Priestergewänder; die spitze Mütze auf dem Kopfe des mittleren von den dreien, als Silhouette vor dem Fenster im Hintergrund ausgeschnitten, wankt kaum merklich zur Seite, von einem Atemzug aus dem immer noch pochenden Herzen unter dem Talarberge bewegt. Sehen diese Augen, greifen diese Hände noch? Leben diese Menschen überhaupt, oder sind sie längst tot? Die Seele ist dem Körper weit vorausgeeilt, das ist sicher. Sie zog eine Funktion nach der anderen aus dem greisen Leben mit sich – in die Tiefe, in die Tiefe.

Draußen in dem Hofe, beim Tor, gewahren wir zwei Erdlöcher, viereckig ausgemauerte Zisternen. An einem Gerüst in ihrer Mitte hängt ein silbernes klingelndes Glöckchen. Dahinter sitzt im Schatten ein Mönch, regungslos auch er, aber mit lebhaftem Blick dem Flug der Kupfermünzen folgend, die von oben, vom Pflasterrand, von zwei Seiten her, über die Brüstung gelehnte Gläubige oder Andächtige hinunterwerfen. Auch mein Freund, der chinesierte Europäer, betreibt dieses Würfelbudenspiel mit Ausdauer und Geschicklichkeit. Denn: an heiligen Tagen mittels Kupfermünzen das Glöckchen zum Klingeln zu bringen, bedeutet Glück! Man wirft solange Kupfermünzen gegen das Glöckchen, bis man es trifft und in Schwingung versetzt. Der Mönch, der regungslose in der Nische hinter dem Glöckchen, sendet zuweilen einen Blick in die Höhe, die Gläubigen, Glückbegierigen ermunternd.

Dieses Glücksspiel oder Glückversuchen ist überhaupt eine der Hauptfunktionen des Gläubigen, der in einen chinesischen Tempel eintritt. Die Gunst der Götter wird durch den frommen Betrug erreicht, daß man in den Opferbecken Silber- und Goldgeld – aber aus Papier! – verbrennt, oft große Mengen, ganze Bündel, ja Körbe voll Silber- und Goldtaels aus Papier! Dann, wenn man diese Opfer vollführt hat, wirft man Steine, Kiesel, die die Form von Schiffchen haben, mit einem kleinen Schwung, kurzen Knall auf den Boden vor sich hin; Orakel des Hinfallens: wird

Digitized by Google

man gute Geschäfte machen, wird man glückliche Zufälle erleben in der nächsten Zeit, ist einem die Gunst der Gottheit sicher oder nicht . . .?

Im übrigen verwandelt die zunehmende Aufklärung oder Revolutionierung, das Materiellerwerden des drängenden Daseins die Tempel auf betrübliche Weise. Viele sind überhaupt gar keine Tempel mehr, sondern Lunaparks, in denen Teehäuser, Spielhäuser, Verkaufsstände, Photographenbuden inmitten hübscher, kunstvoll angelegter chinesischer Gärten, mit vielfach gewundenen Wasserläufen, hochgeschwungenen Brücken, zierlichen und zierlich bemalten Pavillons, seltsam verzackten Felsenstücken und Bosketten von Zwergbäumen um eine uralte verfallende Pagode herum errichtet sind. Die Mönche, Wärter dieser Pagoden, nähren sich kümmerlich von Almosen, vom Verkauf des Silberpapiergeldes, der Sandelholzstöckchen, von den spärlichen Kupfermünzen, die in die Opferbecken fliegen, und auch von nahrhafteren Opferspenden, die sie zuweilen vor den Götterbildern vorfinden, kleinen verzuckerten Mehlklößen, gebratenen und mit roter Farbe, der Glücksfarbe, bemalten Hühnern und Ferkeln.

Ich sah Tempel, in denen die beweihräucherten Heiligen des Ortes überhaupt nur mehr als Bakschischmaschine, als Lockmittel für die Fremden gelten konnten; gierige Priester lugten aus den Pforten des Tempels heraus, die sie sofort hermetisch verschlossen, wenn von fern ein Fremder herannahte – der dann den Priester bestechen mußte, damit das Tor sich auftue.

Im Lamatempel, am Ende der durch die Tatarenstadt Pekings nordwärts gezogenen Straße, wohnte ich eines Abends der Zeremonie des Gottesdienstes bei. Die armen Lamas! – –

Den Lamas, die aus Tibet und der Mongolei in Peking zusammengeströmt sind, geht es nicht gut. Oft tönen laute Hilferufe durch die chinesische Welt: 7000 Lamas verhungern in Peking! Man kann den riesigen Komplex von Gebäuden, aus denen der Lamatempel besteht, kaum mehr erhalten; Pagodendächer, wunderbar geschnitzte und bemalte, stürzen ein. Die beiden großen Nilpferde aus Holz, die überlebensgroßen Denkmäler der Lebensretter des Kaisers – ach, sie haben Sprünge im Leibe. Von den unzähligen, jahrhundertelang hier verqualmenden Josstäben geschwärzt, ist die 30 m hohe Buddhastatue kaum noch zu erkennen. Die Gedenktafeln der Kaiser und Gelehrten, die gewaltig aufragenden, dreierlei Schriftzeichen tragenden Marmortafeln auf der steinernen Schildkröte, die fried-

Digitized by Google

lichernsten Steingestalten der Heiligen, die sich aus der vollentfalteten granitnen Lotosblume in die Höhe recken, zerbröckeln und fallen dem Vergessen anheim . . .

Um 4 Uhr schleichen aus ihren Wohnhäusern gelbgekleidete Mönche, ältere, jüngere und ganz junge Knaben zum Zentralaltar herbei. Sie tragen seltsame riesige gelbbraune Raupenhelme auf den rasierten Schädeln, kauern nieder auf Bänken um den Altar und beginnen sofort mit monotonem Gemurmel und Singsang ihren von häufigem Händeklatschen unterbrochenen Gottesdienst. Ziehen die Lamas die Raupenhelme vom Kopfe, so wird auf den graublauen Schädeln ein Gesprenkel ekelhafter Narben sichtbar, die dem oberflächlichen Beschauer als Symptome von Unsauberkeit gelten können . . . aber man kann bald erfahren, was diese Narben zu bedeuten haben.

Zur Weihe des Buddhapriesters gehört neben Beten und Klausur die Brennprobe. Auf dem glattgeschorenen und rasierten Schädel des Novizen werden zwölf Holzkohlenstifte in drei Reihen befestigt und angezündet. Sie brennen allmählich bis zur Haut nieder, brennen auch dann noch fort, brennen sich in die Haut ein, in den Schädelknochen. Wer diese Probe nicht aushält, ist für seinen Beruf ungeeignet und darf kein Lama werden. Der Sinn dieser Tortur ist wohl: daß der in Gott eingegangene oder verflüchtigte Geist sich ein einigermaßen fühlloses körperliches Gebäude schaffen muß, sonst vermag er den irdischen Versuchungen, Lust und Schmerz, nicht zu widerstehen.

Die revolutionären Gruppen junger Chinesen räumen allmählich – sehr zum Schaden der Schönheit des Landes und des Kultes! – mit den heiligen Stätten Chinas auf. In manchen Orten, wie Kueilin, hat die reformistische Partei die Götter aus den Tempeln geworfen, wunderbare alte Buddhastatuen zu Brennholz zerhackt. Allerorten hat man aus Tempeln Kasernen und Polizeibaracken gemacht, ja stellenweise unter parodistischen Zeremonien die Buddhas einfach ins Wasser geworfen oder auf den Misthaufen gestülpt. Das nüchterne, starke und wandlungsfähige Chinesenvolk, das die neue Zeit bewußt und mit schlauem Verstande erlebt, hat ja in den alten Formen seiner Religion auch niemals so sehr die metaphysischen Bindungen verspürt, wie es die mit seiner Religion verknüpften ethischen Begriffe verstanden hat, sie nach bestem Wissen befolgt oder mit großem Raffinement umgeht.

Digitized by Google

Sehr bezeichnend ist es, daß eine ganze Anzahl gerade der wichtigsten Tempel Chinas einfach nur Walhallen von weisen, würdigen und im Leben bewährten Männern vorstellen: die sog. Genientempel. Tempel, in denen 500 oder mehr lebensgroße, mit Goldfarbe bemalte Holzfiguren von Schülern Buddhas, angesehenen Mitbürgern, Liebhabern des Rechts, der schönen Künste, der Literatur, der Schulen, der Kinder, in langen Reihen, einer neben den andern hingesetzt sind. Man gewahrt hier brave, solide, heitere und behäbige Bürgergesichter, neckische und liebenswürdige, mit allen Attributen ihres Berufes, ihres inneren und äußeren Bürgerdaseins verewigt, und denkt sich, daß das doch eine stärkere Verknüpfung von wirklichem Dasein unter Menschen ist, als es eine metaphysische Bindung der Religion, in der das Schwergewicht auf einer unbekannten und uns immer schwerer erklärlichen „Gnade" beruht, sein kann.

Auch im herrlichen, wunderbar erhaltenen Konfuzius-Tempel in Peking findet sich dieser Gedanke bestätigt. Diese Kultstätte hat die Republik China zu ihrem weltlichen Gotteshaus bestimmt. Sie erhebt sich in der Nähe des verfallenden Lamatempels im Nordosten der Tatarenstadt. Hier, in der wunderbaren roten Halle, die Jüan Schi Kai restaurieren ließ (man kann an dem Gesamtbild dieses Raumes am deutlichsten wahrnehmen und ermessen, wie herrlich die Tempel Chinas in der Vergangenheit gewesen sein mochten!), sind keine Statuen mehr, sondern nur Holzsäulen mit Namen aufgestellt. Die größte in der Mitte trägt den Namen des alten Meisters Konfuzius, ihm zur Seite zwei kleinere, die Namen seiner Lieblingsschüler Menzius und Yen-tzu tragen. Dann folgen in Abständen an den Seiten je sechs. Diese Namen bilden also Gegenstand und Symbol für die Verehrung, die der chinesische Mensch seinen gottähnlichen Heroen zollt.

Wunderbar ist auch die im Tempelbezirk des Konfuzius stehende Halle der Klassiker – hier gewahrt man, in große aufrechte Steintafeln gemeißelt, die klassischen Schriften der schon lange zu Heiligen emporgestiegenen Philosophen.

Wie wäre es, wollte man in europäischen Kultstätten Kant, Hegel, Nietzsche, Spencer, Bergson in Stein gemeißelt in einer Kirche, einer Kultstätte verehren? In dieser Hinsicht wie in manchen anderen sind uns die Chinesen, wie mich dünken will, überlegen und voraus. –

Digitized by Google

Nur an einer Stelle außer der dem Konfuzius geweihten sah ich noch den Kultbesitz des Volkes in voller Herrlichkeit erhalten und bewahrt. Es war in dem kleinen, in der Yangtzeprovinz gelegenen Szutschau. Dort ist ein altehrwürdiges Kloster gelegen, das in der Geschichte Chinas zu Vorzeiten eine bedeutsame Rolle gespielt hat. Die Stadt, eine typische Provinzstadt Chinas, weist an der Peripherie einige schöne Pagoden auf; das Kloster selber aber, mit seinen goldenen Buddhas, seinem wundervoll geschnitzten Himmelsberg hinter dem Hauptaltar, mit seinen 500 goldenen Figuren im Seitenflügel, beherbergt neben den Mönchen, die hier das Heiligtum verwalten, eine ganze Garnison fröhlicher und wohlgenährter Soldaten. Sie vertragen sich mit den Mönchen ganz gut. Es ist das einzige Kloster oder fast das einzige, in dem ich nicht angebettelt wurde. Ich glaube, es waren Wu-Soldaten, die hier hausten. Es mag aber auch eine versprengte Abteilung von Tschang-Soldaten gewesen sein – gleichviel: Mönche und Soldaten haben das Kloster und seine Schätze in bewunderungswürdiger Sauberkeit und Frische weiter erhalten.

In den Westbergen, die sich am Rande der Wüste vor Peking hinziehen, kahl, zerklüftet und abgestorben, tragisch umweht vom Hauche der untergegangenen Kultur, die sich in der Sandtiefe der Gobi-Ebene verbirgt – in der Herrlichkeit, dem erschütternden Zusammenklang von Landschaft, Architektur und Traditionsbesitz der Westberge erhebt sich ein indisch geformter Tempel aus Marmor über endlos steil in die Höhe führenden Treppen. Auf dem höchsten Grat, in der letzten verborgenen Kapelle, ruht ein Mensch, dessen Name, wie die Namen jener auf den roten Holztafeln verewigten, dessen Vermächtnis wie die Schrift der heiligen Philosophenbücher, dessen irdisches Andenken wie das der Erhabensten, Gütigsten und Menschenähnlichsten jener vielmal fünfhundert Genien rings im Land von den heutigen Chinesen geliebt, verehrt und in den Himmel gehoben ist: Sun Yat Sen.

Die Kapelle, auf dem Grat der Westberge gelegen, blickt weit über die wundersamen Höhenzüge der zerklüfteten Landschaft, weit nach der Stadt in der dunstigen Ferne hinüber, diesem Peking, das eine heilige Stadt genannt werden kann: Jerusalem, Jerusalem des himmlischen Reiches der Mitte. Die mit Papierfähnchen, Papierblumen, Lichtbildern naiv verzierte Kapelle, in der der Sarg des Schöpfers der chinesischen Revolution ruht, ist ein Wallfahrtsort geworden, sie hat den Kultstätten

Digitized by Google

Chinas den Rang streitig gemacht, sie mit der Macht irdischer Religion vereinigt zu einem Denkmal des heutigen Glaubens und der heutigen Form der Gläubigkeit erhöht. Die indischen Türme auf dem chinesischen Tempelbau, bedeutsame Landschaft, Nähe der gewaltigsten Metropole des Ostens, Blumen, Felsen, Gebirgsgelände, erhaben lachender Buddha, wilde Torgötter am Fuße der Treppenflucht – eine kleine kristallhelle Quelle, die unter dem Grabe aus dem Felsen entspringt und in Kaskaden die Berglehne hinab sich ergießt – wer faßt das Symbol, die unendliche Herrlichkeit dieser Gedanken der Natur und der Andacht des Menschen vor dem Schöpfer!

Die Westberge bergen noch andere Schätze Chinas – aber des untergegangenen China: hier steht der Sommerpalast, errichtet an der Stelle der von den europäischen Barbaren „zur Strafe" verbrannten und zerstörten uralten Palastschätze; er zeigt wie ein Gegenbeispiel von irdischer Machtvollkommenheit die Spuren, die die Letzten aus der Mandschudynastie in ihrem Lande hinterlassen haben. Symmetrisch an eine Berglehne gebaut, führen sanft ansteigende Stufen zu einer Halle empor, die über den Teich hinwegblickt; Nischen im Gestein, kleinere und größere Tempel, Pagoden, Pavillons, gedeckte Gänge zeichnen harmonische Flügel und Arabesken auf die Lehne des Berges. Unten laufen lange Galerien zickzackartig zwischen Berg und See dahin. Dies alles ist bunt, kunstvoll und mit unendlicher Zartheit entworfen, und ohne ausdrücklichen Prunk doch das Gebilde einer eigenmächtigen Willkür verkündend. Hier glitt die Sänfte jener berüchtigten Kaiserin-Witwe Hsü-Tsi leise, unmerklich den Berg hinauf. Stolperte einer von den Sänftenträgern, so wurde er eine Stunde darauf im Beisein der Kaiserin geköpft. Auf leisen Sohlen folgte die Schar der Höflinge der alten bösen Kanaille. Unerhörte Pracht entfaltete sich an der Berglehne, über die die sanften Winde vom Wasser hinüberstrichen. Den Tee nahm man in dem berühmten Marmorschiff unten auf dem Wasser ein. Dieses Marmorschiff ist ein Gebilde von ausgesprochener Scheußlichkeit. Es reicht mit seinem Marmorfundament tief in den See hinunter und ahmt an der Wasseroberfläche das Schiffsrad eines altmodischen Schaufeldampfers nach – aus Marmor! Das Marmorboot, diese Geschmacksverirrung, Machtprobe kostete ja, wie man weiß, China seine Kriegsflotte. Denn als nach den Bemühungen der Heeresverwaltung, aus Steuern, die das arme Land schwer belasteten, die guten Millionen für Kriegsschiffe, Torpedoboote, Zerstörer und Truppentransportschiffe zu-

Digitized by Google

sammengebracht waren, klaute die alte Hexe mit ihren langnägligen Fingern die ganze Summe, für die sie sich dann das marmorne Monstrum meißeln ließ. Man kann als Pazifist eine solche Verwendung von Geldern für Zerstörer nur gutheißen, immerhin beweist das Schimmel ansetzende, im See festgebaute Fahrzeug, wie faul es im Staate China war, ehe Sun Yat Sen, dessen Grab vom Berge auch auf diesen Sommerpalast herabblickt, sein erlösendes Wort über das erwachende Land rief.

Die chinesische Hydra

Im Grunde wäre Chinas vitales Problem keineswegs gelöst, wenn es ihm auch gelänge, die fremden Mächte, die mit ihren Kriegsschiffen in seinen Häfen lauern, abzuschütteln. Ungleich wichtiger wäre es für Chinas Bestand, seine Bedrückung durch das eigene Militär los zu werden.

Dieses Gebilde des chinesischen Militärs, das aus dem Grundwesen des Chinesen erwachsen, dennoch wie ein Pfahl im Fleische der chinesischen Gemeinschaft sitzt, muß ein wenig näher betrachtet werden. Bei solcher Betrachtung will ich keinen historischen Rückblick geben, sondern allein dabei verweilen, was ich selber gesehen, erfahren und erraten habe, in dieser merkwürdigen Zeit Chinas, in der sein gesamtes Leben eine Aufwärtswandlung zu erleben scheint.

Es wird berichtet, daß China bis zum chinesisch-japanischen Kriege, d. h. 1895, keine richtige Armee, kein Heer nach europäischen Begriffen besessen hat. Die meisten Soldaten der chinesischen Armee waren noch mit Pfeil und Bogen bewaffnet. Erst um die Jahrhundertwende unternahm es Jüan Schi Kai, der damalige Generalissimus, spätere Präsident der Republik, die Armee zu organisieren, und zwar zumeist mit Hilfe deutscher Instruktoren. 1900 zählte die chinesische Armee erst 8000 Mann, 1904 bereits 72 000, zur Zeit des Weltkrieges 800 000, heute stehen alles in allem 1 1/2 Million unter Waffen, die zum großen Teil durch Besteuerung, willkürliche und räuberische Belastung des Volkes erhalten werden. Die Armee Tschangtsolins soll 1/4 Million betragen, die Volksarmee, die Kuomintschun, die ihre Subsistenz aus reinlicheren Quellen, systematisiertem Steuerwesen gewinnt, zählte Anfang 1926 etwa 100 000 Mann. (Eine richtige Flotte besitzt China kaum. Ein einziges Schiff, ein alter Kreuzer von 1900, umfaßt 4000 Tonnen, alles übrige ist Kleinkram. Dafür aber besitzt China mehr Admirale als andere Länder geringeren Umfanges.)

Digitized by Google

Die Subsistenz der Armee! Schon im Altertum, schon im dritten Jahrtausend vor Christi Geburt sang ein chinesischer Dichter aus der Provinz Szetschuan ein melancholisches Lied über die Militärhorde mit ihrem grausamen General, der das verarmte Land plünderte, aussog, das Leben des Bürgers bedrängte, die Städte zerstörte und die jungen Männer fortschleppte. Räuberbanden und zusammengerottetes Gesindel unter der Führung verzweifelter Verbrecher brandschatzen seit urewigen Zeiten das Land. Heute ist das nicht anders. Verfolgt man den Lebenslauf der großen Generale, so merkt man genau, daß, wie sich Militarismus aus Plünderungssucht und Mordtrieb, Armeen aus Räuberrotten, Generale aus Wegelagerern entwickeln. Der chinesische Militarismus zeigt am deutlichsten das wahre Gesicht des Militarismus überhaupt auf: Söldner, käufliche Parasiten, Räuber und Erpresser, geborene Feinde der Arbeit und des geordneten Daseins des Menschen, in der Gesellschaft ein verachtetes und gefürchtetes Gewerbe, der Soldat in China (wie der Schauspieler und der Barbier) der tiefsten Klasse zugerechnet. Disziplin gibt es wohl in der chinesischen Armee, ich erwähnte schon, kein Kadavergehorsam, sondern wirkliche Disziplin und zwar auf die einfachste und erklärlichste Art und Weise der Welt: bei einem Sieg der Armee nämlich stiehlt und raubt der General so gut wie der letzte Mann. Das hält die Körperschaft zusammen und bildet das gemeinsame Motiv, das gemeinsame Interesse der Aktion. Ob sie nun christliche Hymnen singen beim Vorübermarsch oder irgendein chinesisches Tipperary – Raub, Plünderung und Erpressung ist es, was das Heer zusammenhält.

In Provinzen, in denen der Militarismus besonders stark wuchert, wachsen herrliche weite Felder rot und üppig, z. B. in den Provinzen Fukien, in Szetschuan; wo immer der chinesische Militarismus sich auf die Dauer eingenistet hat, blüht das Opiumgewerbe allen Prohibitionsmaßregeln und Aktionen zum Trotz. Opium und Militarismus sind sozusagen untrennbare Faktoren, das Militär bezieht aus dem Opiumhandel eine wesentliche Beisteuer zu seinem Unterhalt.

Natürlich sucht man sich auch jener Landesteile zu bemächtigen, in denen man am leichtesten die Hand auf die Zölle und Abgabeeinkünfte legen kann, Schanghai und Tientsin z. B. Die Rivalität der Generale bewegt sich eben um die Gewinnung der Revenuen, mehr um die Revenuen als um die zentrale Macht. Die zentrale Macht zu gewinnen, davor graut es dem siegreichen General einigermaßen.

Digitized by Google

Wiederholt war Tschangtsolin, der Beherrscher der Mandschurei, so weit, die Hand auf Peking zu legen. Warum stoppte er die Aktion vor den Toren Pekings ab? Die Gründe sind evident. Wer die Macht über die Hauptstadt hält, ist gezwungen, eine Regierung einzusetzen. Wer eine Regierung einsetzt, ist gezwungen, mit den Mächten, die im Gesandtschaftsviertel ihre Vertreter haben, freundschaftlich-friedliches Einvernehmen zu erlangen. Weitaus einträglicher aber ist es, aus der Umgebung Pekings kleine erpresserische Mahnungen an jene Vertreter in die Gesandtschaftsstraße zu schicken, die den Vormarsch dann durch Barzahlung verhüten.

Die Generale sind ja, wie allgemein bekannt, von den Mächten bezahlt und ausgehalten. Japan, Amerika, England, Frankreich (und wahrscheinlich auch Rußland) halten die wichtigsten Heerführer aus, bezwecken und bewirken mit beträchtlichen Geldunterstützungen eine allgemeine Zermürbung Chinas, um dann im psychologischen Augenblick mit einem gewichtigen Schlage ihre Interessenpolitik (oder im besonderen Falle Ideenpolitik) dem niedergebrochenen Land aufzwingen zu können. Das ist die Erklärung aller bisherigen militärischen Aktionen gewesen. Man kann indes sagen, daß sich seit kurzer Zeit, besser gesagt seit einem Jahre, nämlich jenem Maitage in Schanghai, der Chinas Zukunft und Wegrichtung gezeigt hat, die Verhältnisse geändert haben. Die chinesischen Generale sind (mit Ausnahme Feng Yu Siangs) größte Feinde des Bolschewismus, dessen Siegeszug ihnen allmählich die Macht aus der Hand winden, sie zu einer Unterwerfung unter eine zentrale Regierung zwingen wird, wie er das in dem konsolidierten Süden Chinas, in Canton, bereits getan hat. Es liegt den Generalen natürlich daran, den Status quo möglichst lange aufrecht zu erhalten, auch die fremden Geldgeber in dem Glauben zu erhalten, daß man mit aller Energie und Konsequenz den Boden für ihre Interessen bereitet, und daneben das eigene Volk bis aufs letzte Hemd zu berauben und auszusaugen.

Man kann dabei kaum von feststehenden Einzelorganisationen der im Bürgerkrieg feindlich gegeneinander stehenden Heere sprechen, viel eher von einer Hydra der Generale. Sowie nämlich einer von diesen Generalen, der an der Spitze einer formidablen Armee steht, gewisse Macht erlangt hat, gewisse Erfolge aufweisen und seinen ausländischen Hintermännern, Geldgebern vorführen kann, entsteht in seinem Stab der Trieb der unteren Generale, sich selbständig zu machen. Das geschieht auf folgende Weise. Hat Tschangtsolin sich durch Unterstützung Japans

Digitized by Google

in die Höhe geschwungen, so werden seine Untergenerale unter der Hand mit Amerika oder England zu verhandeln suchen, um die Armee in den Dienst der Interessensphäre dieser Länder hinüber zu eskamotieren. Es hat daher gar keine Bedeutung, eine Betrachtung über den chinesischen Militarismus mit Namen von Generalen zu spicken. Was hat es zu bedeuten, daß momentan neue Namen wie Tschungschangtschung, Litschinglin usw. in aller Munde sind. Schlägt man der Hydra einen Kopf ab, wachsen ihr dafür zehn neue. Die neuen Köpfe sind unbekannte Größen. Man weiß wohl, daß sie von irgendwoher Geld bekommen haben, daß sie bestechlich und korrupt sind, aber das große Rätselraten will kein Ende nehmen: Woher hat dieser neue Kondottiere sein Geld? Was wird die nächste Phase der chinesischen Politik sein?

Die chinesische Politik! Zwei Generale kämpfen um Übermacht und Vorrecht in einer einträglichen Provinz. Ein dritter vereitelt den Sieg. Einige Male war dieser Dritte schon der „christliche" General Feng, jener General, dessen sauber gekleidete Soldaten jetzt zur Zeit meines Aufenthaltes in Peking die christlichen Hymnen in den Straßen singen und wahrscheinlich vier Wochen später sich raubend und plündernd zurückziehen werden, um vielleicht Tschangtsolin das Feld und die Stadt zu räumen – falls es nicht Wupeifu sein sollte, der hier den Sieg erringen wird.

Das Lob Fengs habe ich in allen Gegenden Chinas und der Mandschurei singen hören, am schwärmerischsten von einem jungen chinesischen Beamten einer großen Bank in Mukden, einem christlichen Studenten, Mitglied der Y. M. C. A., der Christlichen Vereinigung junger Männer, die in China energisch die Interessen des amerikanischen Ölkapitalismus verficht. Dieser sympathische junge Chinese, der mir ein ausführliches System der Fordisierung Chinas, d. h. einer Industrialisierung des großen Reiches nach dem ökonomischen System Fords darstellte, pries Feng geradezu als den einzigen berufenen Diktator Chinas. Er hatte in Philadelphia studiert und sah etwas von Amerikas religiöser Gesinnung (so sagte er, nicht ich!) und zivilisatorischer Energie in Feng verkörpert. Feng Diktator – der starke Mann von puritanischer Einfachheit, der unter seinen Mannschaften jede Korruption mit eiserner Strenge ausrottet, dessen Offiziere sich christlicher Zucht befleißigen, der überall, wo er Fuß faßte, Straßen bauen ließ, Siedlungen schuf, Schulen errichtete – in denen der Tag, wie in seinen eigenen Kasernen, mit dem Absingen einer christlichen Hymne und Gebet anfing!

Digitized by Google

Von anderer Seite aber hörte ich, daß Feng gerade der schlaueste, undurchsichtigste von allen Generalen sei, der am klügsten seine Intentionen zu maskieren, seine Hintermänner auszunutzen und im geeigneten Augenblick zu hintergehen verstünde. „Feng der Fuchs!"

Die Wahrheit wird wohl schwer zu ermitteln sein.

Von den zweiundzwanzig Provinzen Chinas ist allein das nordwestliche Schansi vom Bürgerkrieg verschont geblieben; auch in anderer Beziehung ist Schansi eine Musterprovinz, blühend und kulturellen Einrichtungen und Neuerungen zugänglich. Manche Provinzen, im Zentrum Chinas gelegen, abseits von den großen Wasserwegen und daher fast außer der Welt liegend, in Geheimnis undurchdringlich gehüllt, sind, wie spärliche Kunde schauernd berichtet, durch Kämpfe, Massakers fortwährend bis zum Untergang erschüttert und vernichtet.

Ich erwähnte bereits, daß das Militär in China eine verachtete Menschenklasse darstellt. Groß war meine Überraschung daher, als ich in der kleinen, eine halbe Tagereise von Schanghai entfernten Provinzstadt Szutschau, die ich bereits erwähnte, eine Straßenszene beobachten konnte, die mir einen ganz neuen Begriff von dem Verhältnis des Volkes zu den militärischen Machthabern vermittelte. Auf dem Wege durch eine kleine Basarstraße wurde ich mit meinem Begleiter von einem Zug aufgehalten, der uns vom andern Ende der Straße entgegen kam. Das war wie ein wüster parodistischer Wildwestfilm. Abenteuerlich aufgetakeltes Reitervolk auf wohlgenährten Rössern, junge verwegene Burschen mit Rauhreiterhüten, Lederhosen und mexikanischen Steigbügeln ritten vor einer Sänfte, hinter der wieder allerlei wildes und buntes Reitervolk, aber auch einige regulär uniformierte chinesische Kavalleristen klirrend dahertrotteten. In der Sänfte, auf die hinten eine zusammengerollte Matratze gebunden war, saß ein militärischer Würdenträger. Wir hatten uns an die Mauer gedrückt, um nicht unter die Hufe zu geraten. Der Würdenträger schoß auf uns einen raschen scharfen Blick im Vorüberwanken ab. Es war ein blasser, vornehmer Chinese mit lang herunterhängendem Schnurrbart. Er hielt die Hände vor sich gefaltet, und seine Lippen waren eng zusammengepreßt. Wo er vorüber kam, die ganze Straße entlang, stürzten aus ihren Läden die Kaufleute hervor und knieten vor den Schwellen ihrer Läden auf dem schmutzigen, feuchten Pflaster nieder: Kotau vor einem Mächtigen der Erde!

Digitized by Google

Als ich dieses Erlebnis in Schanghai und Peking jungen Studenten und Professoren erzählte, wollten sie es mir nicht glauben, da es dem chinesischen Charakter so völlig entgegengesetzt wäre ... („Mögen sie mich hassen [verachten], solange sie mich fürchten!")

Während der Neujahrswoche stand eine Nachricht in den Zeitungen Pekings: die Zentralregierung hatte auf die Eisenbahnfahrkarten einen Aufschlag für kulturelle Zwecke und Bildungsorganisationen, d. h. Schulen und Hospitäler, verordnet; es waren in der Tat einige Millionen eingegangen — — die dann von einem General, dessen Namen ich vergessen habe, mit eleganter Handbewegung für Kriegszwecke in die eigene Tasche weggeschnappt worden seien. Mithin ist's ja in der Tat vollkommen gleichgültig, ob es englische, französische, japanische oder amerikanische Usurpatoren sind oder einheimische uniformierte Räuber, die die Chinesen ausplündern. Die Generale werden auch auf den Likin, den Inlandzoll, auch auf die Salzsteuern usw. die Hand legen, wenn keine ausländische Kontrolle sie daran verhindert. Vielleicht sind sogar die „Unterstützungen", die den chinesischen Generalen von den Mächten zuteil werden, nicht allein Zuwendungen, die die allmähliche Zermürbung des Landes bezwecken, sondern auch Besänftigungsgelder, damit kein Mißbrauch von dieser Seite mit den Zöllen und vertragsmäßigen Abgaben geschehe!

Auf alle Fälle kämpft das revolutionäre Intellektuellentum mit dem revolutionären Proletariat Chinas gleichzeitig an der Beseitigung der unerhörten Bedrängnis des Volkes durch die fremden Mächte und die dem eigenen Volke entstammenden Räuber.

In der Woche nach Neujahr – in dieser Zeit des großen Festes der Chinesen pausieren alle Streitigkeiten, alle Fronten – hat der Flugsand aus der Wüste Gobi die nördlichen und östlichen Schützengräben um die Stadt verweht und zugedeckt.

In der bitterkalten Woche, die den Februar beendet, fahre ich von Peking nach Tientsin, um mich nach Dairen einzuschiffen. In Peking herrscht Ruhe, ringsum im Land Ruhe. Friedlich geht jeder seinem Gewerbe nach. Aber schon zwei Stunden hinter Peking ist zu sehen, wie das Militär seinem Gewerbe nachgeht.

Wir können nur langsam fahren, denn es sind große Züge, Lastzüge unterwegs. Die Fengarmee wird in die Kampffront gebracht, denn

Digitized by Google

Tschangtsolin rückt vom Osten mächtig und mit großem Heeraufwand vor. Auch die Fengleute, die zweite Volksarmee, ist gut ausgerüstet. Sie haben zwar nur kleine Feldgeschütze, Mörser und Maschinengewehre, aber Mannschaften und Offiziere sehen frisch und kampflustig aus, sie führen in den offenen Frachtwagen Pferde, Kamele mit und Automobile, neu und von guter Konstruktion. Eine Stunde hinter Peking heben Soldaten Schützengräben aus. Wieder hat sich dieser furchtbare Sandsturm erhoben, der das Land in eine undurchdringbare Wolke von Gelbgrau hüllt. Allmählich verschwindet die Außenwelt um unseren Zug vollkommen.

Jetzt, nach Aufnahme der Geschäftsverbindungen, nach Neujahr, ist die Frequenz der Eisenbahn wieder sehr stark geworden. In unserem Zuge ist jeder Platz besetzt. (Gott sei Dank, ich werde das Räuspern und Spucken nur noch ein paar Stunden lang hören. Hoffentlich spucken sie in der Mandschurei und in Japan nicht so wild und ausgiebig wie hierzulande.) Aufmerksam und eindringlich werden die Fahrkarten kontrolliert, sogar zweimal hintereinander. Jedesmal gehen hinter dem Schaffner drei Soldaten den Zug entlang, ein Offizier und zwei geringere Chargen, mit dem Gewehr auf dem Rücken und schweren Revolvern in ihren breiten Ledertaschen. Jedes Billett wird von vier Augenpaaren beguckt, acht Händen umgedreht, wahrscheinlich gegen das Licht gehalten. In meinem Wagen stimmt alles.

Auf einmal – die Kontrolle ist eben vorüber, hält unser Zug mitten auf freiem Felde. Sollte der Krieg hier und in diesem Augenblick beginnen? Es wäre unangenehm, denn, wie verlautet, ist die Kriegführung der Chinesen seit dem letzten Zusammenstoß aus einem reinen Stellungs- und Davonlaufkrieg zu wirklichen Feueraktionen gediehen. Es handelt sich indes um keine Aktion außerhalb unseres rollenden Zuges, sondern im Zug selbst scheint etwas passiert zu sein. Man merkt das sofort, denn aus dem Nachbarwagen fliegt auf einmal ein großes Bündel die Böschung hinab. Wir stehen alle an den Fenstern und schauen zu, was nun erfolgen wird. Dem Bündel folgt ein Mensch in großem Bogen. Offenbar durch einen Fußtritt befördert, fliegt er die Böschung hinunter dem Bündel nach und bleibt liegen. Unsere drei Kontrollsoldaten steigen, von weiteren zweien assistiert, aus dem Zug, springen die Böschung hinunter und packen den Menschen, der soeben seinem Kleiderbündel nachgeflogen ist. Einer packt ihn beim Halse, drückt ihm den Kopf in den Sand, zwei packen seine

Digitized by Google

Beine, halten sie fest, und nun liegt der Mensch auf dem Bauch mit dem Gesicht nach unten im Sande da. Einer von den Soldaten hat einen derben Knüppel in der Hand, den er, wie wir an den Fenstern – die andern auf chinesisch, ich auf deutsch – zählen, 25mal auf den Hintern des liegenden Menschen niedersausen läßt, und zwar mit solcher Wucht, daß man das Knacken durch die geschlossenen Doppelscheiben hereinhört. Offenbar ist da einer schwarz gefahren und wird dafür braun und blau geprügelt. Armer Hund. Wird er diese Behandlung überleben? Regungslos liegt er da. Beim 24. Stockstreich wird man unruhig: werden es 50 sein, dann bleibt er liegen! Aber auch so, nach diesen 25, müßte es ein Wunder Gottes sein, wenn er ohne gebrochenes Rückgrat oder Steißbein davonkäme. Nach dem 25. Streich gibt der Offizier dem Lokomotivführer ein Zeichen. Die vier Soldaten lassen ihr Opfer los, steigen rasch in den Zug, der sich in den Gelenken knirschend in Bewegung setzt. Der Mensch, der eben seine Strafe bekommen hat, der Mensch, den wir für halbtot hielten, krabbelt in die Höhe, faßt sein Kleiderbündel unter den Arm, grinst noch einmal zum Zug zurück und läuft, landeinwärts, als ob nichts passiert wäre, mit raschen Schritten davon.

Harter Kerl. Hartes Land. Leb' wohl, China.

RATHENAU-BRIEFE

von

SAMUEL SAENGER

Die zwei Bände Rathenau-Briefe, die bei Carl Reißner in Dresden vor einigen Wochen herausgekommen sind, erleichtern sehr wesentlich den Zugang zu der Persönlichkeit des ermordeten Staatsmannes. Es fällt auf, daß nur die dünnere Hälfte des ersten Bandes Briefen aus der Zeit vor dem Kriege eingeräumt ist. In dieser Auswahl liegt wohl Absicht. Nicht wie er wurde was er war sollte veranschaulicht werden, offenbar wollte der Herausgeber nur das Bild des Mannes verlebendigen, der gleich zu Anfang der Katastrophe durch Erfassung der vorhandenen Rohstoffe Motor des öffentlichen Geschehens wurde, und dessen Wirken von nun an bis zu seinem tragischen Ende mit dem Schicksal des deutschen Volkes verknüpft blieb.

Digitized by Google

Es scheint gewiß, daß nicht gelungen ist, aus der Zeit des Wachstums wichtige Briefe den Adressaten zu entlocken, die, soweit meine Kenntnis reicht, intimen persönlichen Charakter tragen. Die Veröffentlichung ist trotzdem überaus reich, sie gibt dem Kenner von Rathenaus Schriften und seines öffentlichen Wirkens Erläuterungen, Erleuchtungen und Bestätigungen. Die freche Schnellschrift freilich, mit der ein bis an den Rand mit übelwollenden Vorurteilen gefüllte Tagesmeinung die Hieroglyphen dieses immerhin mit einigen Schlössern verriegelten Charakters enträtselt zu haben glaubte und die sogar bis weit in intelligente und kritische Kreise hinein in Umlauf gesetzt werden konnte, wird auch durch diese Briefe nicht so leicht ausgelöscht werden, denn der Haß hält zähe Wache. Umgekehrt befinden sich auch die Freunde, die aus wirklichem oder vermeintlichem Verwandtschaftsgefühl oder wegen sonstiger Affinitäten ihn aus der Ferne wie eine Himmelserscheinung anbeten oder, um in dem Kreise zu bleiben, als geschichtlichen Wertfaktor etwa Disraeli oder Lassalle gleichsetzen, in tiefem Mißverständnis – im Recht waren und sind sie, wenn sie ihn mit dem Gewimmel unserer militärischen und zivilen Heroen und dem Geschlecht der Revolutionäre in Vorzugsstellungen vergleichen. Sein Leben war, alles in allem genommen, eine Leistung, er durfte mit Pascal von sich sagen: humble quand je me considère, fier quand je me compare . . .

Auch seinen intimeren Freunden bot dieses Leben Dunkelheiten genug. Hat Walther Rathenau je, bei seiner reichen aber problematischen Anlage, das Maß seelischer Selbstgewißheit und Stabilität erreicht, das letzte Freiheit und Ehrlichkeit im Verkehr mit Menschen gibt? Die Transzendenz – die wahre und echte, die zeitlos macht im Gedränge der Minuten und den homo religiosus gebiert – war seine Sehnsucht und sein Bekenntnis, aber auch . . . sein Besitz? Die Antwort wird uns jetzt leichter. Man hat über den Prophetenton, den beschwörend gehobenen Finger und dann wieder über die unterirdisch murmelnde Demut in den Zweckbetrachtungen gewidmeten Schriften gespöttelt und, im Vergleich damit, den Weltschliff des großen Geschäftsmannes, der sich ein Midasthrönchen erarbeitet hatte, als Mißklang und Unverträglichkeit empfunden – dieser Vorwurf hat ihn, gerade wo er nicht im zynischen Faltenwurf blasierter Salonmenschen auftrat, tief verwundet. In der ‚Apologie' hat er ihn mit guten Gründen der Verachtung preisgegeben. Aber beschwichtigen die späteren Briefstellen, die das heikle Thema berühren (es geschieht oft), unsere Zweifel, wie die Motive des handelnden Menschen wohl ausgesehen haben mögen, der um der

Digitized by Google

Seele willen über materielle Dinge meditiert? Zum Teil gelingt da die objektive Rechtfertigung ... nicht nur dialektisch; und jedenfalls in prachtvollem Epigrammstil, der in seinen Briefen häufiger erfreut als in seinen Schriften, die Physiologie des Geschäfts etwa ausgenommen: sie strotzt von Epigrammen. Er formuliert: Wie stehen wir zur Wirklichkeit? Dürfen wir das Wirklich-Unwirkliche ernst nehmen? ‚Dürfen wir entfliegen oder entfliehen? Ist nicht jede Asketik eine halbe Lüge? Ist es nicht edler, das Spiel zu leisten, das nicht mit Unrecht verlangt wird, und es wahrhaftig, ernst, heiter und fromm zu leisten in majorem gloriam? Weigert denn ein einziges Glied der Kette seinen Dienst? Freilich nicht mehr mit zähnefletschender Gier, sondern mit der ernsten Anmut des schaffenden Menschen.' Dieses Zitat ist einem Briefe an Hermann Bahr entnommen. Der gleiche Gedanke, der sein Leben rechtfertigen soll, kehrt in den letzten Lebensstunden in noch reineren Klängen wieder. In den Briefen an Leopold Ziegler z. B. ist, auf dem Hintergrunde des sich grausig verdüsternden nationalen Schicksals, etwas wie Ewigkeitsstimmung; der Ton wird dunkel und todernst, manchmal scheint er wie vom Unbeteiligten des ... anderen Ufers herzurühren. Da spürst du ab und zu einen Ruck. Man darf aber den Willen zum Heiligwerden nicht falsch interpretieren – es bleibt ja beim Willen, bei der Anstrengung, die den Kontrast zum Typus natürlich noch unterstreicht. Rathenau ist sich dessen bewußt, darum nennt er den Asketen gelegentlich einen Zechpreller. An Norlind, den schwedischen Freund, schreibt er einmal: ‚Eremiten- und Asketentum erfordert andere Naturen, als wir es sind. Wer dazu fähig ist, der kann sich nicht entziehen; wer zweifelt, ist dazu nicht fähig. Der Heilige und der Künstler schließen sich aus: das hat Tolstoi nicht erkannt, und das hat sein Leben zerspalten. Savonarola und Michelangelo – auf engstem Raum und zu gleicher Zeit die äußersten Kontraste geistiger Menschheit.' Man versteht den Zusammenhang, obwohl an den beiden Männern, die zuletzt genannt werden, auffallenderweise eine gewisse ethische Nähe, ein transzendenter Gleichklang verkannt wird. An anderer Stelle lesen wir: ‚Es ist unser Schicksal, nicht bloß zu sterben (das ist heroisch und manchmal anmutvoll), sondern zu leben und alt zu werden; das ist schwieriger und von entsagender Schönheit.' Also keine Weltflucht und kein Puritanismus, den er je gelehrt zu haben in den Briefen bestreitet; diese Feststellung steht im Einklang mit dem wirklich gelebten Leben, aber gerade darum wird in den Schriften zur Neuen Wirtschaft, die so ideen- und zukunftsreich sind und

Digitized by Google

einem intuitiven Verhältnis zur Arbeitswelt entstammen, der Prophetenton, das Assisisch-Hymnische als störende Monotonie empfunden.

Bei aller scheinbaren Vertraulichkeit, ja mitten in den Heimlichkeiten eines intimen Gesprächs war Walther Rathenau immer wie von einem Schleier umhüllt und blieb meist Herr der natürlichen Affekte: er war der Gralshüter seines Innern. Sogar in jüngeren Jahren trat diese stilvolle Beherrschtheit seiner selbst in Erscheinung, doch wurde sie in den Jahren des letzten Reifens, aber noch vor seinem schriftstellerischen Ruhme und dem Erklimmen seiner großindustriellen Machtstellung, wesentlich betonter. Man hatte den Eindruck eines einsamen, mit sich, mit seinem Ehrgeiz und seinem Werk beschäftigten Menschen, der sich nie verlor und immer Distanz hielt. Darin lag viel Anspruch; und gleichzeitig die Unsicherheit, ob dieser Anspruch auf ganz besondere Geltung und die Originalität seiner Gedanken (die u. a. Hesse bestritt) auch anerkannt werden wird. Um ihn kreisen viele Briefe; er sei um sein Vermächtnis nicht besorgt, er verfolge seinen Weg und lasse die Leute reden, aber ... Diese Haltung drückte sich redend und schreibend in einem apodiktischen Tone aus; Rathenau diskutierte nicht gern, er blieb hartnäckig und selbstbewußt auf seinem Gleise und sprach am liebsten in Monologen. Seine Rede war ein seltenes und oft seltsames Gemisch aus Pathos und Anschauung, aus Bildhaftigkeit und Moralismus. Er wollte in der Tat nicht überreden, er hatte nichts von der Wortfülle des Advokaten, in der der Kautschuk einer beliebigen Sache hin und her schnellt; aber es schmerzte ihn, wenn er nicht überzeugte. Man halte sich vor Augen, daß diese natura naturans es war (mit dem geliebten Spinoza zu sprechen), die seinen Sprech- und Schreibstil bestimmte. Er ist auch für die Briefe charakteristisch. Kein Witz, kaum je der Ausbruch animalisch guter Laune; die Regel bildet eine sachliche Liebenswürdigkeit; zuweilen bricht Verärgerung durch das Gehäuse seiner fleckenlosen Höflichkeit, so wenn Literaten mit materiellen Ansprüchen oder psychologisch Primitive mit ihrem Wald- und Wiesenidealismus sich herandrängen, fordern und mäkeln. Diese Art Zwiesprache wirkt zuweilen komisch, aber der Wille zu süßsaurer Geduld, mit der der Geber sich rechtfertigt, weckt doch nur eine schiefe Lustigkeit. In der Behandlung der irdischen Mühsal von geistigen Menschen lag zweifellos Sprödigkeit ... Meist liegt tiefer Schatten um die Sache, der Ausdruck bleibt verhalten,

Digitized by Google

kein Ruck brühwarmer Leidenschaft wirft den Leser oder den Adressaten aus der Bahn. Dieser Stil wird beim Altern leuchtend vor Transzendenz, in den Briefen finden sich prachtvolle, zum Schluß sogar einige rührend erschütternde Beispiele davon, aber ganz ganz selten läßt die Vertraulichkeit warm und trunken werden – das ist der Fall in den mit dem Spinozisten Konstantin Brunner getauschten Briefen. Da klingt endlich einmal der befreiende Jubel, dem gleichgestimmten und gleichgerichteten Wanderer begegnet zu sein. Beide empfinden sich ja in der Tat als Christusbündler, jeder fühlt sich – welch seltenes Glück – im anderen bestätigt. Endlich einmal ... Gedanken- und gemütreich ist aber der Briefwechsel auch sonst, besonders mit Leopold Ziegler, Wilhelm Schäfer, Hermann Bahr, Wilhelm Schwaner, dem Herausgeber der Germanenbibel, Ernst Norlind und manchem anderen, aber die große Begegnung wird, vor dem Abschied, nur einmal gefeiert. Gesucht hat Walther Rathenau sein ganzes Leben. Daher sein starkes Mitteilungs- und Freundschaftsbedürfnis.

Die paar Jugendbriefe, die veröffentlicht werden, sind an sich ziemlich bedeutungslos. Sie verraten Nachdenklichkeit, wissenschaftliche und literarische Interessen, aber weder im Ausdruck noch in der Art, wie sich die jugendliche Sicherheit des Urteils kundgibt, regen sich die Schwingen eines besonderen Genius. Sie zeigen keine Spur von Naivität oder wildfanghafte Lustigkeit aus blühender Animalität. Charakteristisch ist die frühe Bewußtheit und Verhaltenheit des Gefühls, ferner die Abneigung gegen zapplige und aufdringliche sentimentalische Bekundungen und gleichzeitig auch jene auffallend starke Tendenz, den Reichtum der Jugend, die Zeit, nicht unnütz zu vertändeln (Briefe an den in jungen Jahren verstorbenen Bruder). Er ist gefühlskeusch, gefühlskühl und verschlossen. Der Vater, eine simple Natur von genialer Einseitigkeit und Zweckbewußtheit, steht dem reifenden Jüngling, der zu Künsten und Musen von früh auf sich hingezogen fühlt und später intimen Umgang nur mit Geistmenschen pflegte, seelisch fern; die zwischen ihnen erfolgte Annäherung, die sich in späteren Jahren bis zur Liebe steigerte, läßt keiner der mitgeteilten Briefe auch nur ahnen. Die Erklärung für dieses Verhältnis liegt in dem Gegensatz der Begabungen und der Naturen. Es ist anzunehmen, daß gerade der Reichtum der Interessen, die den Sohn auszeichnete und seine geschichtliche Bedeutung vorbereitete, Qualen der Berufswahl erzeugte, für die der

Digitized by Google

Vater kein Organ hatte. Aus einem an die Mutter gerichteten Neujahrsbrief (1893, W. R. ist fünfundzwanzigjährig) läßt sich eine zwischen Vater und Sohn entstehende Spannung verspüren, man glaubt auf eine unfrohe häusliche Atmosphäre schließen zu müssen; er ist in Neuhausen geschrieben, wo Walther Beamter einer Aluminiumfabrik war und seine ersten Erfahrungen für das industrielle Leben sammelte, in dem er allmählich zu den Gipfeln aufsteigen sollte. Aus diesem Brief erfährt man einmal, daß der ehrgeizige Sohn seinen Aufstieg in der Industriewelt nicht väterlichem Einfluß verdankte. Der junge Rathenau war kein Nepotenkind (er wollte es auch nicht sein); um mit 25 Jahren nach erledigtem Studium der Physik in einer kleinen Fabrik um 200 Franken den Monat Beamtendienste zu leisten, dazu bedurfte es keiner machtvollen Gönnerschaft. Aber mehr interessiert, daß der Fünfundzwanzigjährige des ihm vorbestimmten Weges noch unschlüssig war. Man fühlt nur, daß er jenen leidenschaftlichen Unabhängigkeitssinn hatte, der sich mit dem Beamtenwesen nicht verträgt, daß ihm die Kleinigkeitskrämerei und die Menschenanbeterei der Professorenkreise zuwider war und er für die wissenschaftliche Technik sich kein besonderes Talent beimaß. Kein Wunder, daß er mit der Energie seines Wollens bald selbständig wurde, daß er sich in den um die Elektrotechnik und Elektrochemie kristallisierten Industrien ansiedelte, in Deutschland und im Ausland vier eigene Werke errichtete und erst nach seiner Lehrzeit in den Vorstand der A. E. G. übertrat, auf diese Weise eine Vorschule des modernen Industriesystems und Großkapitalismus durchlaufend, wie sie wohl keinem zweiten deutschen Philosophen der Wirtschaft und Gesellschaft zu durchleben beschieden war. Diese Praxis rechnete er in einem Briefe, an den Gläser schleifenden Spinoza erinnernd, zu seinen Haupterkenntnismitteln. Daß ursprünglich zu ihren Triebfedern auch ein starker Erwerbssinn gehörte, soll man leugnen wollen: es ist keine Schande. Wird er von sozialem Verantwortungsgefühl im Zaume gehalten und gelenkt, so ist er legitim und nur ein anderer Ausdruck für den aus vielen Quellen gespeisten Drang nach Geltung. Nach den schnellen Anfangserfolgen hat er sich in Rathenau zu den höheren und höchsten Formen des Machttriebes sublimiert; insofern ist seine Lehre ein Bekenntnis. Aber da diesem Machttrieb in unsrem deutschen ancien régime das politische oder diplomatische Betätigungsfeld, auf das ihn viele seiner Anlagen verwiesen, brutal versperrt war, so suchte er Sättigung ... in der Literatur. Als später, nach dem Umsturz, der Ruf der in tödlicher Unsicherheit sich

Digitized by Google

wälzenden, in den Ruinen eines verspielten Erbes ratlos umherirrenden Volksmänner zu ihm drang, – der Ruf, auf den sein künstlich abgelenkter Ehrgeiz, sein Wille zur Wirkung ins Große ein Jahrzehnt gewartet zu haben schien: da erbebte er innerlich. Fühlte er, daß es zu spät, daß sein Energievorrat verbraucht war? Die Briefe dieser Zeit lassen darüber keinen Zweifel. Er wartete, daß man kam, gewiß; aber wie ein – Resignierter, der sich wohl eine große öffentliche, d. h. repräsentative Rolle im Glanz eines machtvollen Nationalstaates erträumt hatte, aber dann vor den Aufgaben eines Revolutionärs wider Willen, die unseren in die Bresche springenden Rettern überhaupt und Walther Rathenau insbesondere zufiel, erbleichte. Es war seine Tragik, daß er seelisch schließlich doch in Reih' und Glied der Bankrotteure stand, deren unheilvolles Tun seine Einsicht, seine Voraussicht, sein politischer Instinkt und sein Geschichtserlebnis längst als Anachronismus erkannt hatte. So kam es, daß auch die neuen Männer – immerhin Vertrauensmänner des betrogenen Volkes – spät und zaghaft den Weg zu ihm fanden. Rathenau hat sich scheinbar darüber gewundert: wir finden keinen Anlaß zur Verwunderung. Nicht einmal in die Sozialisierungskommission haben sie ihn gewählt, dessen Schriften über soziale Dinge in vielen Tausenden von Exemplaren über den Erdball verbreitet waren und der als Leiter großer Industriewerke doch eine besondere Kompetenz besaß; und in die Nationalversammlung ihn zu delegieren, dachte der Vereinsdemokrat erst recht nicht. Soldaten- und Arbeiterräte beschämten die Regierenden, die es vorzogen, sich auch die Weisheit ‚bewährter Lehrstuhlinhaber' zunutze zu machen (mit Ausnahme des Genies von Max Weber). Rathenau bat Fritz Ebert um Angabe von Gründen, und die Antwort, die leider nicht mit veröffentlicht wird, war verbindlich aber nicht befriedigend. Auf diesen charakteristischen Vorgang bezieht sich Rathenaus zweiter Brief an Ebert, der (heißt es zum Schluß) geschrieben werden mußte, ‚zum Verständnis der Zeit – für eine kommende'.

(Fortsetzung im nächsten Heft)

Digitized by Google

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU

Psychoanalyse und Literatur

In der *Revue Européenne* spricht Daniel Rops über die Anwendung der Freudschen Lehren auf die Literatur, mit besonderer Hinsicht auf den Dichter H. R. Lenormand. Aus den sehr interessanten Ausführungen seien folgende Abschnitte wiederholt.

„Die Psychoanalyse, soweit sie eine therapeutische Methode ist, kann der Literatur zwei Kategorien von Reichtümern zutragen. Es ist augenscheinlich — wir werden es noch weiter ausführen —, daß der durch Schriftstellergehirne interpretierte Freudianismus aufgehört hat, jenen einzig medizinischen Charakter zu bewahren; vielmehr bemerken wir an uns, wenn wir uns an das halten, was sich vom psychiatrischen Gebiet unterscheidet, daß es in dieser Lehre ein Substrat von Beobachtungen gibt und eine Forschungsmethode (die auch zur Heilung führt). Der Freudianismus wird also Stoff dem literarischen Studium liefern, aber andererseits wird er denen, die ihn zu benutzen verstehen, ein Mittel bieten, in die Seelen einzudringen. Später, viel später wird vielleicht die fortgesetzte Aktion des Psychoanalytikers damit enden, daß die Vorstellung des Menschen von sich selbst geändert und ein psychologisches, ja metaphysisches System wird. Wir sind noch weit davon entfernt, dieses letzte Stadium zu erreichen, wo der Freudianismus eine neue Weltvision gestatten wird: wir haben kaum das erste durchschritten.

Übrigens darf man sich nicht vorstellen, daß ein Autor, der von der dramatischen Seite gewisser Situationen, die Freud studiert hat, gepackt ist, gezwungenerweise Freudianer, noch viel weniger Psychoanalytiker ist.

Gewisse, von der Wiener Schule betrachtete Fälle sind auf ganz natürliche Weise Gegenstände für Dramen oder Romane. Um einen literarischen Gegenstand zu haben, genügt es, eine klinische Beobachtung auszuführen. — Es ist übrigens nicht nötig, daß diese Beobachtungen von einem Psychoanalytiker gemacht worden sind, und fast alle individuellen Berichte über Neurosen enthalten im Kern einen aufreizenden Vorwurf für eine Erzählung. Was danach das Interesse an dieser Erzählung ausmacht, ist allein das tragische Äußere. Der Vorwurf, den man gegen dieses Verfahren erheben kann, ist die Leichtigkeit und der Geschmack für das Oberflächliche, der sich bei dem Autor vermuten läßt. Und dieser Vorwurf gilt gegen jeden Schriftsteller, der dieses tragische Äußere benutzt, das der Stoff an sich durch unerwartete Ereignisse liefert oder durch eine Polizei-Intrige oder durch die Erregung, die im Geist des Lesers die Erzählung von einer spiritistischen oder hypnotischen Sitzung hervorruft. Man kann sogar weiter gehen und zugeben, daß ein Roman, dessen Intrige rein religiös ist und der seine Tragik ganz als religiöse Tragik, d. h. schließlich als metaphysische Angst verlangt, verdächtig ist ...

Ein Argument zugunsten des inkriminierten Verfahrens ist dieses: solcher augenscheinlich leichte Vorwurf, der von ganz äußerlicher Tragik ist, kann durch die literarische Transposition, d. h. durch das Genie des Schriftstellers verwandelt werden. Ein kostbares Beispiel ist übrigens das von Joseph Conrad. Es ist kaum möglich, Gegenstände zu finden, die leichter und an Interesse erstaunlich ärmer wären als die seiner Romane. Die Anziehungskraft indessen ist stark, weil Conrad es wundervoll versteht, die tragische Achse zu verschieben und auf psychologische Weise am banalsten Fall teilzuhaben ...

Digitized by Google

Der Romancier und der Dramatiker, die zu ihrer Verfügung nur eigentlich grobe Mittel psychologischer Forschung haben, würden sehr viel Gewinn daraus ziehen, wenn sie Freud um seine Methoden bitten würden. Da ihr Ziel ja ist, eine Persönlichkeit in dem, was sie Tieferes hat, zu offenbaren: durch Beschreibungen ihres Äußeren, ihrer Gaben, ihrer Worte (und das ist auf dem Theater noch viel wahrer, wo der Autor, da er nicht das Recht hat, ex cathedra zu intervenieren, sich auf Gesten und Worte beschränken muß), müssen sie unter den Gesten und Worten das auswählen, was am besten die Seele ihrer Helden enthüllt. Das ist genau das Ziel, das Freud sich vorgenommen hat. Ein Satz, welcher es auch sein mag, enthält im Augenblick, wo er durch einen Menschen gesprochen wird, einen Teil zwingender Wahrheit, und zwar oft von einer Wahrheit, die wahrer ist, als derjenige, der sie ausspricht, ahnt. Ebenso eine durchgeführte Geste. Die beiden großen Studienmittel der Psychoanalyse, d. h. die Interpretation der Träume und die Betrachtung von Lapsus und fehlenden Handlungen, sind also direkt anwendbar . . .

Die Psychoanalyse wird direkt in der Literatur nur nutzbar werden können, wenn, von Ausnahmefällen abgesehen, sie dem Schriftsteller erlaubt, eine neue Synthese des Menschen zu schaffen. Und das gilt für alle psychologischen Lehren, deren Ziel es ist, das Mysterium der Seele zu erhellen. Jede neue Offenbarung über die Zusammensetzung der menschlichen Seele strebt, indem sie das Ich vertieft, danach, es zu zerreißen: es ist deshalb leichter, zerrissene, zusammenhanglose Helden, Wahnsinnige zu malen. Es ist für die Analyse, die erlaubt, in die Tiefe zu gehen, von größter Notwendigkeit, die Synthese hinzuzufügen, ohne welche man kein Kunstwerk konzipieren kann.

Es scheint uns nicht unmöglich, diese Synthese im Schoße der Psychoanalyse selbst sich verwirklichen zu sehen. Was augenblicklich quälend ist, ist unsere Ungeschicklichkeit, in das Unbewußte einzudringen, und das Fragmentarische unserer Entdeckungen in diesem mysteriösen Gebiet. Zwischen dem Bewußten und dem Unbewußten gibt es einen Graben, den wir vermuten, den wir manchmal überschreiten, den wir aber noch nicht zugeschüttet haben. Man schütte diesen Graben zu, und die Synthese wird möglich sein."

Paul Bourget

Aus einer Würdigung durch Jean Jacques Brousson in den *Nouvelles Littéraires:*

„Die Meister gehen von dannen. Wir haben in einem Jahre Loti, France, Barrès verloren. Und nun schlägt der Tod meine Generation, ohne einem Marcel Proust, einem René Boylesve Zeit zu lassen, jenes Schlußbild zu komponieren, das ihrem Werk eine Art marmorne Majestät verleiht. Nun, die Meister halten in der literarischen Tradition den Sinn für Respekt aufrecht. Ihr der Kunst geweihtes Leben bekleidet sie mit einer fast priesterlichen Würde. Als Barrès eine Begegnung zwischen Victor Hugo und Leconte de Lisle darstellte, lieh er ihnen die Haltung von hohen Priestern. Wenn Bourget von Renan oder Taine sprach, behandelt er sie — als er selbst schon mit Ehren beladen war — wie ein Chorknabe, der ihnen die Ölgefäße reicht. Und heute nimmt er selbst in diesem ruhmreichen Gefolge Platz.

Vor drei oder vier Jahren hatte ich die Initiative ergriffen, sein literarisches Jubiläum zu feiern. Fünfzig Jahre zuvor veröffentlichte er seinen ersten Aufsatz über die Lieben des Spinoza. Als er diesen Plan, den die ganze literarische Welt begrüßte, erfuhr, war er weit davon entfernt, sich zu freuen; er wurde scheu und

Digitized by Google

bat mich, darauf zu verzichten. ‚Sie wissen,' schrieb er mir, ‚in welchem Maße mir alle Verherrlichung verhaßt ist und wie peinlich mir die Idee, öffentlich in dieser Triumphatorhaltung zu erscheinen, wäre . . . Lassen Sie mich dies Jubiläum in Arbeit verbringen, was für uns unser wahres Fest ist. Wenn Sie in meinem Alter sind, werden Sie sich darüber Rechenschaft geben, wie man die Zeit findet, die bemessen bleibt, und wie man geizig mit den abgezählten Stunden umgeht, die dem Tod vorangehen, wo man nicht mehr arbeiten kann . . .' Wir mußten auf unsere Idee eines Banketts verzichten und mit der Überreichung einer Medaille im Balzac-Hause zufrieden sein.

Nach mehr als einem halben Jahrhundert des Schaffens ist Paul Bourget noch immer an der Arbeit, ebenso rege, ebenso leidenschaftlich, ebenso erfinderisch wie am ersten Tage und im Besitz noch größerer Gelehrsamkeit und dieses Reichtums an Erfahrungen, die aus der Anhäufung von Beobachtungen, Lektüren und Gedanken kommen. War es nicht gestern, daß er uns in der ‚Illustration' und der ‚Revue des Deux-Mondes' diese Studien über Pascal, Pasteur, Renan, Balzac, Mérimée gab, die unter den Werken den Ursprung des Genies und den Sinn der menschlichen Orientierung entdeckten? Hat er nicht heute diesen neuen Roman ‚Le danseur mondain' veröffentlicht, in dem er in das Herz des gegenwärtigen Lebens dringt, indem er die Abneigung der Kriegsgeneration für das mittelmäßige Leben und die bürgerlichen Tugenden und ihre Untauglichkeit, sich den neuen Existenzbedingungen zu beugen, analysiert? Die Romanciers werden diese Kühnheit zu schätzen wissen. Das gegenwärtige Leben ist so beweglich, so unbestimmt, bietet einen so wenig sicheren Boden, daß selbst die Kühnsten zögern, sich daran heranzumachen. Ich erinnere mich an eine meiner letzten Unterhaltungen mit meinem lieben René Boylesve. Wir behandelten diesen Gegenstand genau. Alle beide arbeiteten wir an dem Plan eines Romans, der, ausgehend von der Gesellschaft vor 1914, den Krieg überqueren würde wie mit einem Brückenbogen und die neue Gesellschaft behandelt, die aus der Katastrophe hervorgegangen ist. Aber wir stimmten darin überein, daß der letzte Pfeiler der Brücke auf einen beweglichen Boden treffen würde, wo er sich nicht befestigen könnte. Man müßte einige Zeit warten, damit unsere unsichere gegenwärtige Lage sich stabilisiere. Und hier wagt sich unser Alter als Kundschafter vor.

Eine solche Gleichheit, eine solche Kraft in der Produktion haben Paul Bourget allmählich alle Sympathien eingebracht, haben ihm alle Zustimmung zugeführt. Er geht im Alter fort, begleitet von der Achtung und der Freundschaft aller, weil er niemals von dem Ziel abgewichen ist, das er ganz jung zu verfolgen unternahm: der leidenschaftlichen Suche nach der Wahrheit. Für mich, nach mehr als dreißigjähriger Freundschaft, einer Freundschaft, die sich dadurch ehrt, daß sie vom Schüler zum Meister zurückgeht, finde ich ihn in jeder unserer Begegnungen mit dieser gleichen starken Beweglichkeit wieder, die geistige Jugend ist . . .

Oft, wenn ich mit meinem lieben Meister und Freund Paul Bourget in den Pinienwäldern in der Nachbarschaft seiner Besitzung Cortebelle, an den Ufern der Hyères spazieren ging, hatte ich Gelegenheit, ihn von dieser Kunst des Romans sprechen zu hören, der er seine besten Freuden schuldet und die seine Vorliebe besitzt. Er pries eine objektive Kunst, wo der Autor sich nicht in Szene setzt, und er zog dem zu persönlichen, nur als Zeugnis benutzbaren Tagebuch — und sogar Briefen — die direkte Erzählung vor, die freier, va-

Digitized by Google

riierter, für sein Muster meisterlicher ist. Für ihn ist die Kunst des Romans ewig: für die Griechen war er ehemals das homerische Epos; im Mittelalter war es das Heldenlied, im siebenzehnten Jahrhundert die Tragödie. Heute ist er der Abglanz des Privatlebens, die Geschichte unserer hervorstechenden Wandlungen und unseres bleibenden menschlichen Grundes gegenüber den zeitgenössischen Unruhen. Er ist empfindlich gegenüber allen Neuerungen. Wenn man von der Dekadenz des Romans spricht, so handelt es sich um die der Romanciers. Ebenso lange wie es Menschen geben wird, wollen sie auch das wunderbare, je nach den Umständen und Temperamenten fröhliche oder traurige Abenteuer erzählen hören — dies wunderbare Abenteuer, das ihrige ...

So warten wir auf den nächsten Roman von Paul Bourget: ‚Nos actes nous suivent'. Er hat ihn mir auf einer seiner lieben Promenaden erzählt. Es wird einer der Gipfel sein, von denen ich sprach. Unsere Taten folgen uns, weil sie uns in Empfängnis und Schöpfung gehören, weil sie uns nicht fremd sind, wie eine neue Schule es lehren möchte, die die Verantwortlichkeit unterdrückt; weil sie wir sind, in einem Wort, wir bis in unsere Schwäche und Gebrechlichkeit hinein ... Die Schwächlichkeit unseres Herzens oder unserer Sinne soll nicht unser Gehirn erreichen. Nichts ist uns wichtiger als unsere Klarheit."

Der Islam in Frankreich

Auch in Frankreich — wie früher in Deutschland — erkennt man die große politische Bedeutung des Islam und zieht daraus praktische Konsequenzen. Sehr aufschlußreich ist dafür ein Aufsatz von Marcel Ray in *L'Europe Nouvelle*, der an die Einweihung der Moschee in Paris anknüpft.

„Seit einer Woche sendet ein Muezin nach allen vier Himmelsrichtungen fünfmal täglich seinen Lobgesang und seinen Ruf zum Gebet von der Höhe des Minarets, der den kleinen Platz der Puits-de-l'Ermite und das Viertel des Jardin des Plantes beherrscht. Eine kleine arabische Stadt erhebt sich dort, ganz weiß, im Herzen des alten Paris. Die mit Zinnen versehene Mauer umschließt nicht allein die Moschee und ihre Nebengebäude, sondern auch ein Wirtshaus, ein maurisches Café, einen Sonk, eine Apotheke, eine Bibliothek ... Das Auge wird nicht durch Papp-Atrappen getäuscht wie in den Kolonialausstellungen. Das Pariser muselmanische Institut ist für die Dauer gebaut, in soliden Materialien, solider als die Mehrzahl der Originale ...

Deutschlands Beispiel, man muß es wohl sagen, trug dazu bei, die Notwendigkeit, für die religiösen Bedürfnisse unserer Soldaten zu sorgen, fühlbarer zu machen. Die Deutschen hatten sehr bald den Vorteil erkannt, den sie für ihre Propaganda und militärischen Ziele gewinnen könnten aus einer methodischen Agitationspolitik in der Welt des Islams. Es ist wahr, daß ihr Bündnis mit der Türkei ihnen in dieser Hinsicht kaum anderes als Enttäuschungen einbrachte und daß der ‚heilige Krieg' weder in Indien noch in Nordafrika irgendeinen Erfolg hatte; aber die in Berlin und Stuttgart geschaffenen orientalischen Institute und die besonderen Lager für die mohammedanischen Gefangenen blieben nicht ohne Einfluß auf die Mentalität gewisser islamischer Gruppen. Ein übrigens eher entfernter als unmittelbarer Einfluß ...

Von dem wohltätigsten und sichersten Instinkt geführt, vermied es Frankreich, dem deutschen Beispiel zu folgen und Politik und Propaganda zu vermischen, die Politik in den Schatten der Minarets zu stellen. Aber das negative und zerstörende Beispiel der deutschen Propagandisten ließ mehrere unserer mili-

Digitized by Google

tärischen Führer und Staatsmänner die Notwendigkeit einer positiven Zusammenarbeit mit dem Islam begreifen. Den muselmanischen Gläubigen auf unserem Boden ein Gebets-, Studien- und Zufluchtshaus zu bieten, das für sie errichtet wurde, zu großem Teil aus ihren eigenen Mitteln und ihrer Tradition und ihrem Bekenntnis gemäß; sie so zu überzeugen, daß, wenn sie zu uns kommen, auch bei sich sind, und ihnen in vollem Vertrauen die Disposition und Verwaltung dieser islamischen Enklave zu überlassen — das war die Idee, die sich in den letzten Kriegsjahren präzisierte und soeben verwirklichte . . .

Indessen planen die Gründer des muselmanischen Instituts nicht, in der Welt Lärm zu schlagen. Ihr Ehrgeiz ist ganz bescheiden und praktisch. Sie wollen zunächst, daß die Moschee ein Gebetshaus für die hundertzehntausend Mohammedaner sei, die in Frankreich wohnen, und auf jeden Fall für die fünfzigtausend, die ihren Aufenthalt in Paris oder im Seine-Departement haben. Für alle diese Araber, Berber, Syrier, Ägypter wird das muselmanische Institut vor allem ein religiöses Zentrum sein und in zweiter Linie ein moralisches und für die Gesundung wirkendes . . .

Was man hoffen darf, ist, daß nach einigen Jahren das muselmanische Institut etwas ähnliches für Nordafrika darstellt, was innerhalb der Pariser Universität im dreizehnten Jahrhundert die Kollegien von Navarra, der Schotten, der Irländer waren: ein Zentrum der Anziehung und Vervollkommnung für Schüler und Meister, die aus fernen Nationen kamen, begierig, ihre Kultur mit einer völlig verschiedenen zu konfrontieren. So hatte damals der französische Gedanke bis zu den Grenzen der mittelländischen Welt gestrahlt, ohne irgendeine Mühe der Propaganda und durch einfache Anziehung. Mehr als andere Völker haben die Völker des Islams danach Bedürfnis, sich periodisch zusammenzuführen und für einige Zeit ihre ethnischen Unterschiede in der religiösen Atmosphäre, die ihnen gemeinsam ist, aufzulösen. Sie sind hierin auf dem Punkt ihrer Entwicklung, wo der Zusammenhang, der Kontakt, die Brüderlichkeit eine Lebensnotwendigkeit ist. Ecclesia, Kirche; El djemâa, der Gottesdienst am Freitag — das sind Worte, die den gleichen Sinn haben: das eine wie das andere bezeichnet Vereinigung, Versammlung. Warum sollten Moschee und Institut in Paris nicht im vollen Wortsinn einer der Herde werden, an denen die Mohammedaner sich zu versammeln lieben? Man wird dort keine Politik treiben, und das wird für den Islam wie für uns die beste Politik sein."

Das Land der Kontraste

Im Anschluß an Carl Brinkmanns Aufsatz in diesem Heft seien folgende Ausführungen aus *The Saturday Review* wiedergegeben:

„‚Das Land der Kontraste' hatte einst ein englischer Beschreiber Amerikas die Vereinigten Staaten genannt, und ein Land der Kontraste ist es bis heute geblieben, trotz seiner Einförmigkeit, die seine Kritiker so sehr beklagen. Ein Land, wo das Geschäft sich in der strebsamen Schönheit von Woolworth Tower ausdrückt und die Kunst ihren Ausweg sucht, indem sie Plakate für Kaugummi anfertigt, wo Radio und Flugzeug Gemeinplätze der Existenz sind und wo ein Mann, der Spielsachen aufbläst, an der Straßenecke die Menschen um sich versammelt; wo eine leidenschaftliche Verehrung für Kreuzworträtsel allein mit der Heiligung des Fußballs existieren kann, und eine höchst verwickelte soziale Organisation in keiner Weise eine kindliche Freude an Kleinigkeiten ausschließt. Kontrast, Verschiedenheit, Wechsel sind in der Tat so allgegenwärtig in Amerika, daß Erziehung, im

Digitized by Google

weitesten Sinne des Wortes, die Schule durch Erfahrung und nicht durch das Klassenzimmer bedeutet und ein fortwährendes Bombardement der Sinne ist. Für das Denken, für gewichtige Eindrücke, die Nachsicht einer philosophischen Geisteshaltung hat unsere Kultur wenig Neigung.

In der Tat, die amerikanische Gesellschaft als ein geschlossenes Ganzes entspricht genau der Erfahrung des kleinen Kindes. Eine riesige Menge von Eindrücken wirbeln einem ständig entgegen, zerrissen, glänzend, beginnend. Sie kommen so stark und fest, daß keine Zeit für eine Synthese ist, keine Zeit für die Antwort auf das erste Warum, bevor die zweite Frage schon in unseren Geist springt. Die Gewohnheit unseres täglichen Lebens läßt vor der Vielfältigkeit und Vergänglichkeit der möglichen Eindrücke fliehen. Wir lassen in den Straßen der City die Waren in einem Bild von Licht in der Nacht und von Farbe am Tage auf uns wirken, das Auge und Geist von einem zum anderen zwingt; die Landstraßen, die wir befahren, haben ihre Schilder strategisch verteilt, um die irrende Phantasie auf jeder Hügelspitze festzuhalten; die Untergrund- und Straßenbahnen bieten eine kleine Bildergalerie von Plakaten, deren Nähe den Glanz unvermeidlich von einem zum anderen zieht; die Zeitungen, bei denen Ausgabe auf Ausgabe folgt, bringen Wirrnisse von morgen, bevor die von heute ins Bewußtsein gedrungen sind. In unserer amerikanischen Kultur sind die Teile größer als das Ganze; das Ganze ist in der Tat für große Teile der Bevölkerung nicht existent, ausgenommen als eine unbestimmte, brütende Konfusion. Und hier ist ein anderer unserer amerikanischen Kontraste oder vielleicht besser Widersprüche: eine Kultur, die das Denken reizt, durch den Überfluß ihrer Manifestationen und durch den starken Bestand dieses Überflusses, der das Denken verwirrt und schwächt.

Es ist natürlich unvermeidlich, daß die Bedingungen unseres täglichen Denkens unsere Literatur gestalten und formen. Wie kann es anders sein? Wenn das Leben keinen Maßstab hat, wie kann die Literatur Perspektiven haben? Aber die Literatur, die diesen Namen verdient, die mehr als eintägig ist, muß wie der Maßstab des Lebens aussehen, muß etwas Lebensphilosophie bieten. Sonst ist sie ohne Wirkung und Bedeutung über den Moment hinaus, bloße Photographie. Sonst ist sie ein reiz- oder ein schmerzstillendes Mittel, aber nicht eine wirkliche Anregung.

Was können wir von einem solchen Publikum denken, das seinen literarischen Bogen zwischen der ‚Geschichte der Philosophie' auf der einen und ‚Gentlemen Prefer Blondes' auf der anderen Seite erstrecken läßt? Was es auch sei, so versucht es doch, vielleicht unbewußt, ein Gegengewicht gegenüber den Eindrücken zu verschaffen, deren bloßes Leben so häufig nachgeahmt wird: Hier ist ein anderer jener Kontraste, worin Amerika sich häufig äußert — eine Bereitschaft, durch die Humore und Torheiten der Existenz belustigt zu werden, und eine nachdenkliche Neigung zu den tieferen Lebensansichten. Aber vielleicht liegt hierin weniger Kontrast, als wir denken. Vielleicht spricht sich im Akzeptieren von zwei so verschiedenen Werken wie der ‚Geschichte der Philosophie' und ‚Gentlemen Prefer Blondes' der gleiche Instinkt aus — der Instinkt, den Schmuck von der Gesellschaft zu reißen, im Versuch, das Leben zu rationalisieren. Vielleicht strebt Amerika noch nach einer Zukunft, in der eine auf das höchste mechanisierte Gesellschaft das Schauspiel einer Gesellschaft bietet, die mehr und mehr Nachdruck auf die unwahrnehmbaren Lebenswerte legt." Rudolf Kayser

Digitized by Google

ANMERKUNGEN

Döblins Polenbuch

Was Döblins Büchern Gewalt und Größe gibt, ist das Aufgewühlte und Tiefe dieses neuen Menschen. Neben ihm erscheinen andere platt und glatt, in verfrühter Balance, bei engem Horizont zur Ruhe gekommen. Mögen sie auch bedeutende Künstler sein und sich in vollkommenen Formen seelisch ausdrücken, dies Seelische selbst wirkt neben dem neuen Gefühl und Gewühl allzu arm an Offenheit oder allzu gering an Umfang. Der Boden Döblins aber ist ganz durchpflügt, hier wird aufs neue geackert und gerackert, die große Beziehung der Erde zum Menschen erhält ein neues Bewußtsein, ein mächtiger Sämann steht hier wie auf früheren Bildern vor dem ewigen Horizont der Welt.

Ein Lied von der Erde sind die Werke dieses Menschen, am deutlichsten und großartigsten der Roman „Berge Meere und Giganten", der die Zukunft des menschlichen Geschlechts, ihren immerwährenden Kampf mit den Naturgewalten, ihren heroischen Sieg und ihre tiefste, nicht zu durchbrechende Abhängigkeit in glühenden Visionen träumt, der den phantastischen Zug des Fortschritts, der Zivilisation hin über die widerstrebenden Gebiete der außermenschlichen und menschlichen Natur sieht, seinen Triumph und sein letztes Versagen. Ein Lied von der Erde ist es, in dem manchmal mehr Erde ist als Lied; noch nie sind so offen und überschwemmend, so ungeheuer und aller Beschreibung spottend die Gewalten der Natur in ein individuelles Menschenwerk eingebrochen wie hier; noch nie ist die Gestaltlosigkeit, die Beziehungslosigkeit zur menschlichen Kraft des Formens und Bauens derart einbezogen worden. Es ist die offene Rätselhaftigkeit, die herrscht, wie im Buche Hiob.

Und dies ist allerdings das neue Gefühl, das neue Erleben, das auch die „Reise in Polen" (S. Fischer, Verlag, Berlin) färbt und bestimmt. Was kann sie bei diesem Dichter anderes sein, als eine Erzählung von der Erde und ihren Menschen. Auch hier wird das zivilisatorische Heut am naturhaften Ewig gemessen, und die Universalität des menschlichen Wesens vor dem wissenschaftlichen und technischen Spezialismus verteidigt. Ein „vollkommenes Labsal" ist es für den Dichter, wenn ein Rebbe in Lodz zu ihm sagt: „Die Thora ist die Quelle, die alles befruchtet. Die Wissenschaft ist nur ein einzelnes Wasser daraus. Sie ist nicht zu halten ohne die Quelle, sie vertrocknet ohne sie. Es kommen Naturerscheinungen vor, die über die höchste Macht, die feinste Berechnung sind. Es ist eine göttliche Aufsicht da, die alles zuschanden machen kann." Es ist das Religiöse und Ewige, was den Dichter am tiefsten bewegt, auch im modernen Polen: die betenden Juden, die Marienkirche in Krakau mit dem Kruzifix, der Magier Twardowski, ein polnischer Faust. „Davon, davon möchte ich mehr haben. Dies fehlt mir. Oder: dies habe ich, und davon brauche ich mehr." In diesem ewigen Mittelalter liegt das moderne Polen mit seinen

Digitized by Google

Straßen, Geschäften, mit seiner Politik, mit Maschinen, Zeitungen, Kaffeehäusern, Hotels, Eisenbahnen nur wie eine Enklave. Doch es ist nicht so, daß dieser moderne Mechanismus als solcher abgelehnt wird; abgelehnt wird nur die Mechanisierung des Fühlens und Denkens. Abgelehnt wird nur dieser Spezialismus mit seiner Respektlosigkeit vor den älteren und neueren Dingen. „Diese Maschinen hier aber sind auch echt, stark, stahllebendig. Sie haben mein Herz."

Döblin sieht die Erde, die alles geschaffen hat, und er sieht die ringenden und spielenden Menschen. Was er malt, sind immer Naturerscheinungen. In dem Rhythmus jeder Eisenbahnfahrt durch Polen klirrt und hämmert ein neues Lied von unserem Planeten; der Augenblick, das Heute, die Zivilisation unseres Zeitalters, eine Nation — es sind Oberflächen und Vordergründe für Ewig-Irdisches. Was ihm auf der Straße entgegenkommt, jeder Zufall, ein alltägliches, sonst übersehenes Nebenbei rollt mit in dieser unendlichen Strömung. Ein aufgewühlter, zerfurchter Stil, der sich nicht dabei begnügt „Stil" zu bleiben, und der aus dem Paradox entsteht, die Gestalt des Gestaltlosen zu sein. Ein neues Erleben gibt er wieder; der unbezwingliche Koloß der Welt, die undurchdringliche Problematik der Erde stehen mit rauheren Worten darin geschrieben, als sie die schnell fertigen Künste der Rede anzuwenden lieben. Mehr Erde als Lied; ein Anfangen, ein neues Lesen der Welt ist darin, eine neue Bescheidenheit und Frömmigkeit. Wenn irgendwo, so findet der heutige Mensch in den Büchern Döblins seine Stimmung, Stellung, seine Probleme und Perspektiven. Nach allem, was in den letzten Jahrzehnten gelitten und gelernt wurde, erwuchs hier ein nacktes und wahres, vielfältiges und einfaches Bekenntniswerk der Menschheit.

Ernst Blaß

Schnitzlers Traumnovelle

In Schnitzler dominiert jetzt, seit „Fräulein Else", wiederum der Erzähler. Der Novellist, der „Sterben" schrieb, „Der blinde Geronimo und sein Bruder", „Die Weissagung", „Das neue Lied" und vor einem Jahrzehnt „Dr. Gräsler, Badearzt". Er nimmt Motive auf, die unverarbeitet in ihm ruhten; und er ist dem Leben wie jemals nah. Sieht man nicht, wie beherrschend hinter allem, was er gestaltet, das Rätsel des Schicksals steht, verhüllt, in Melancholie erlitten, aufreizender Rausch und schmerzliche Frage? Dämmerland der Seele: er betrat seine Grenzen oft. Und die Grenze von Traum und Wirklichkeit nicht nur im „Tagebuch der Redegonda". „Traumnovelle" nennt er sein neues Buch (S. Fischer, Verlag, Berlin). Thematisch, unter Verzicht auf einen Obertitel.

Er allegorisiert nicht, er setzt das Geschehnis in Wiener Realität. Josefstadt, dann Schreyvogelgasse, Rathauspark, Buchfeldgasse, Wickenburgstraße, Alserstraße, Leopoldstadt, Ottakring, Hotel Bristol, Hotel Erzherzog Karl, Pathologisch-anatomisches Institut. Ein Arzt, noch in jüngeren Jahren, der zwar nur Fridolin heißt, jedoch einen Kollegen hat, den Dr. Adler. Ein Hofrat auf dem Sterbebett und seine Tochter Marianne. Eine kleine Gassendirne Mizzi (oh, wie echt). Ein verbummelter polnisch-jüdischer Student, der Pianist Nachtigall. Doch mitten in dieser Realität verwischen sich die Konturen. Was ist mit Fridolin, der spät noch weggerufen wird, einen Abend nach einem Ballfest und als kaum ein Gespräch mit Albertine, seiner Frau, ihn seiner und ihrer unsicher gemacht hat? Trifft er Nachtigall im Kaffeehaus, fährt er mit ihm zu dem Maskenverleiher Herrn Gibiser und zu der Villa mit dem Gartentor? Oder ist das schon traumhaft, der Wagen mit dem schwarzen

Digitized by Google

Kutscher, die Pierrette und die roten Femrichter, die grauverlarvten, livrierten Diener? In einem Saal, der mit schwarzer Seide verhängt ist, tanzen Mönche und Nonnen. Die Nonnen kommen wieder, in Gesichtsmasken und nackt. Bedrohung, Auslösung durch eine Unerkannte, ihre weißen Glieder — ein Abenteuer, jäh abbrechend, bang, schwül, spukhaft. Und, so scheint es, sich fortsetzend in einem mysteriösen Kriminalfall, dem Selbstmord einer Baronin, die dann vielleicht das tote Weib auf dem Tisch der Anatomie ist. „Dunkel, geheimnis- und sinnlos" ist der Schatten über ihren Schenkeln; dunkel, sinn- und geheimnislos wird für den Zurückblickenden der Traum. Hat er geträumt? Im ehelichen Schlafzimmer liegt auf seinem Polster die schwarze Maske.

Schnitzler, der Wiener Arzt, rührt an die Methoden der Psychoanalyse. Die Parole für die Eingeweihten des Nachtfestes lautet Dänemark; von einer versäumten Liebesepisode in einem dänischen Seebad hat Fridolin in jener gefahrvollen Unterredung Albertine berichtet. Marianne, die, hysterisch flüsternd, im Totengemach sich anbietet, die traurige, verstörte Pierrette, die namenlose Fremde, auch die Dirne etwa, ein Rückfall, sie werden Figur im Reigen „versäumter Möglichkeiten". Aber nicht wie in der „Frau mit dem Dolche" hebt sich von der Alltagssituation ihre lockende Wunschspiegelung mit der Deutlichkeit der dramatischen Technik ab (in jenem Einakter, in dem Pauline zu Paola wird, Leonhard zu Lionardo). Nicht wie bei Grillparzer wird der Traumapparat reguliert, kein mahnendes: „Horch, es schlägt! drei Uhr vor Tage!" bringt die Gewißheit des seelischen Bezirks. Langsam, ganz langsam ist der sprachliche Übergang von einem zarten Naturalismus zur schattenhaften Stilisierung der Ballszene. „Und kein Traum ist völlig Traum", sagt Schnitzler. Dichterisch verschleiernd, ohne eine letzte, abschließende Antwort. Paul Wiegler

Mitarbeiter dieses Heftes

Dr. Robert Wilbrandt, Professor der Nationalökonomie, Tübingen. Verfasser zahlreicher volkswirtschaftlicher Werke und Bücher über Marx und den Sozialismus.

Dr. Carl Brinkmann, Historiker und Soziologe, Professor in Heidelberg.

Jacob Paludan, einer der bedeutendsten neueren dänischen Dichter. Sein Roman „Vögel ums Feuer" wird in deutscher Übertragung im Verlage S. Fischer, Berlin, erscheinen.

Dr. Charles Baudouin, Professor in Genf. Seine wichtigsten psychologischen Bücher sind in deutscher Sprache im Sybillen-Verlag, Dresden, erschienen.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Rudolf Kayser
Verlag von S. Fischer A.-G., Berlin. Druck vom Bibliographischen Institut, Leipzig

Digitized by Google

DEUTSCHE POLITISIERUNG

von

WILLY HELLPACH

Schier unauflöslich ist das Gewirr von Umweltfaktoren, das die natürliche Wesensart und Erscheinung „des" Deutschen wie seiner Stämme mitbestimmt hat. Unauflöslicher denn je zuvor, weil die Grenze uns heute unterm forschenden Blick verschwimmt, von der ab auch Rasse und Konstitution nicht erbstarr, sondern umweltbedingt sind. Da ich selber ein dickes Buch über die Einflüsse von Wetter und Klima, von Boden und Landschaft auf die Menschenseele, über die „geopsychischen" Erscheinungen verfaßt habe, so darf ich, ein halbwegs Zuständiger, nach seiner dritten Auflage sagen: unendlich dürftig ist unser sicheres Wissen von dauerhaften Eigenschaften eines Nationalcharakters, die durch die Natur bestimmt werden, in der ein Volk, ein Stamm lebt! Was hat man nicht schon alles dem Gebirge, dem Meer, der Ebene, dem Hügel- und Stromland, dem Tannen- und dem Laubwald, der Heide und dem Ackerland, dem Obst, den viehnährenden Matten und Marschen, dem Wein, ja womöglich dem Basalt, dem Sandstein, dem Granit, dem Moor zuschieben wollen! Doch zwischen dem weintrinkenden Volke in Mittelbaden und am Mittelrhein ist kaum ein ähnlicher Wesenszug, zwischen Markgräflern und Pfälzern steht eine Welt. „In ernster Ergebenheit" schaut Kutzen, ein klassischer Abschilderer deutschen Landes, das Riesengebirge, doch sein Völkchen, auf böhmischer wie auf schlesischer Seite, ist frohsinnig und „bewuschpert" (geschwätzig), während im anmutvollsten, südlichsten aller deutschen Bergländer, dem Schwarzwald, ein tiefernster, schwerblütiger, seelengebundener Schlag haust (dessen Besonderheit dann natürlich, sowie man an sie mahnt, den „düsteren Tannen" zur Last gelegt wird). Die Willkür der ursächlichen Auslegungen ist schrankenlos: so wie man ja auch, je nach Bedarf, des Südländers Leidenschaft und Größe, oder Lässigkeit und Verkommenheit

Digitized by Google

seinem warmen Klima zu Lasten bucht. Mit Sombarts Juden als „Wüstenvolk" ist in Wahrheit so wenig anzufangen wie mit Spenglers faustischem Nordlandsmenschen, den Wald und Sumpf gemacht haben sollen. Dies ist Erklärungsspiel – und nur subtilste Kleinarbeit der völkerpsycho-physiologischen Forschung (unsäglich schwer und mühsam angesichts der Verwicklung aller Umstände) vermag uns in diesen Dingen zu fördern.

Sie sind, zum Glück, für unser Thema nicht eben lebenswichtig. Geopolitik zwar ist Mode; und ist im Recht, ward viel zu lange vernachlässigt, wenn es darum geht, die Bedingungen und Schranken aufzudecken, welche Raum, Landschaft, Boden, Klima einem politischen Wollen und Können gegenüberstellen. Aber das Wesentliche aller großen Staatskunst (ob sie von Genies oder von Völkern getragen war) und damit aller wirklichen Geschichte blieb doch gerade immer: daß jene Voraussetzungen und Schranken als Schwierigkeiten gewertet wurden, die gewiß nicht dazu da sind, leichtfertig ignoriert, aber die dazu da sind, überwunden zu werden. So wird es wohl immer bleiben. Ein großes Volk lebt naturgemäß unter sehr verschiedenen klimatischen und landschaftlichen Bedingungen – und muß unter ihnen leben können. Keine noch so vollkommene Einsicht in Umweltbedingtheiten wird praktisch dahin führen, daß die Politik eine Auslese und Aufgabenverteilung vornimmt und etwa den Bergbewohnern in einer Nation dies, den Ebenenstämmen jenes historische Pensum zuschiebt – oder den weintrinkenden Gegenden diese, den kartoffelessenden jene Mission auflädt. Der Mensch ist ein geschichtemachendes Lebewesen geworden, indem er sich die Natur unterwarf – ob sie ihm als Eis oder Sand, als Meer oder Wildnis entgegentrat: mit der Kraft seines sittlichen Willens unterwarf. Es ist nicht unnütz, sondern höchst notwendig, daß ein Volk seine natürlichen Eigenschaften und ihre natürlichen Bedingungen, ja Ursachen kenne – nicht um an dieser Kenntnis zu verzagen, sondern im Gegenteil: um den Willen doppelt zu spannen und dreifach zu stählen, wo diese Eigenschaften oder ihre Ursachen der nationalen Zielsetzung Hemmungen bereiten. Es gibt keine Natur auf Erden, im Menschen und um ihn, die es ihm versagte, mit ihr und in ihr dennoch Geschichte zu machen, politisch zu handeln, zu wirken, zu gestalten. Die eine macht es ihm leichter, die andere schwerer. Den Deutschen macht es am schwersten die Natur in ihnen; die Natur um sie ist harmlos und bedeutet kein Hindernis.

Digitized by Google

Von der Natur des Deutschen zu wissen, ist darum auch eine Voraussetzung dafür, ihm eine politische Prognose zu stellen. In der Heilkunde hat es eine Epoche gegeben, die man den therapeutischen Nihilismus nannte. Damals stellte man Diagnose und Prognose, um zu resignieren und „es am Ende geh'n zu lassen, wie's Gott gefällt". Sie ist überwunden. Auch am Krankenbett entwickeln wir (gerade heute!) eine möglichst rationale Prognose aus möglichst eindringlicher Kenntnis von der Natur des Kranken – damit diese Prognose des Arztes und des Kranken Verhalten leite. Es wäre wider die Ethik, zu sprechen: so ist seine Konstitution, drum muß man ihn seinem Schicksal überlassen. Auch die Kenntnis der Konstitution ist uns nur ein Element rettenden und gesundenden, zu neuer Kräftigung und Blüte führenden Handelns. Wir untersuchen den Niedergebrochenen, nicht bloß die zeitlichen Umstände, die ihn warfen, auch die natürlichen Eigenschaften, die er durchs Leben trägt, die gefährdenden, um sie zu bändigen, die heilsamen, um sie zu benützen. Wir stellen Prognosen, um zu helfen.

Und so sollte man es auch am Leidenslager eines niedergebrochenen Volkes halten: seine Wesensart erkennen, um seine Wirkenskraft neu zu erwecken, umsichtig zu sichern und zum Höchsten zu entwickeln.

Wahrlich, den Deutschen macht es am schwersten die Natur in ihnen! Jedes Blatt der deutschen Geschichte redet Zeugnis von der Widerborstigkeit unseres Nationalcharakters gegen die Notwendigkeiten der Staatsordnung. Ziehen wir endlich einen resoluten Strich unter die tertianerhaften Versuche, uns bei jedem Unglück auf die Ungunst unserer Lage, das Verhängnis unserer „Mitte" herauszureden! In diesem Fatum (wenn wir es überhaupt zugeben: diese angebliche Mitte von heute ist ja erst eine von gestern, ist die Mitte des „konzertierenden" Europas seit Peter dem Großen; und besteht sie im Angesicht des neuen russosibirischen Sowjetreiches noch vergleichbar mit ihrer Tatsächlichkeit zu Zeiten der heiligen Allianz und des Berliner Kongresses?) – in diesem Fatum, es sei einmal kritiklos eingeräumt, ist ebensoviel Gefahr wie Gunst eingeschlossen; es enthält Bedrohung wie Verheißung in gleicher Fülle; unsere Mitte ist nichts anderes als die Insularität Britanniens oder die Isolation der Vereinigten Staaten. Vielleicht lehrt gerade die Epoche von morgen uns die Vorteile solcher Lagerung: sind wir nicht von allen farbigen Gefahren abgezäunt, mit denen andere jeden Tag heißer zu ringen haben werden,

Digitized by Google

weißes Volk inmitten weißer Völker, ohne das gelbe Problem Rußlands und der Union, ohne das schwarze Frankreichs, das rote Südamerikas und das braune Englands? Ist eine starke Nation (ich meine jetzt: an Volkszahl stark) in einer Mittenlage wirklich bloß Amboß, nicht auch Magnet? Und war es nicht am meisten der unruhige, überstürzte, ewige Stromwechsel unseres Nationalcharakters, der es verschuldete, daß kaum wirksam gewordener Anziehung immer wieder so rasch Abstoßung folgte, daß Deutschland zwischen der Rolle eines positiven und eines negativen weltpolitischen Kraftfeldes so unbegreiflich hin- und herwechselt? Preußen war es, das den Deutschen das hohe Vorbild gab, wie eine Ungunst der Umwelt dem Starken nur dazu dienen darf, sich selber an solcher Ungunst zu stählen – leider vergaß es in entscheidender Schicksalsstunde, daß Stahl ebenso hart wie geschmeidig ist und daß diese Verbindung es sein mag, die einem Staat der Mitte seine Chancen sichert; jenes gußeiserne Preußentum, das sich seit 1890 in Deutschland breitmachte, mußte wohl unter den Hammerschlägen der Schicksalsprüfung in Stücke springen (um welche einzig die deutsche Demokratie eine rettende Klammer legte). Mitte ist Schicksal, Schicksal ist in dieser Welt immer zu gleichen Teilen Gelingen oder Versagen – und seine Sterne sind einer Nation so gut wie dem einzelnen nicht neben sie, sondern in sie, in ihre Brust gelegt.

Ist es der Unstern der Unstaatlichkeit, des unpolitischen Wesens, der über dem deutschen Schicksal als sein Verhängnis waltet? Auch damit reden wir uns gern heraus, wenn wieder einmal ein Unglück uns heimsuchte, reden wir (was schlimmer ist) uns um die Pflicht herum, zu eigener Verantwortung uns aufzuraffen, die Verantwortung für unser nationales Schicksal auf die eigenen Schultern, auf die Schultern eines jeden im vollen zu laden. Wie oft haben wir es in diesen letzten Jahren wieder hören müssen: daß die Deutschen ja doch nie politisch reif zur Selbstbestimmung würden, daß sie immer eine „starke Hand", einen Kaiser, ein Symbol der Verehrung brauchten, daß Demokratie nichts für sie sei und was derlei Fuchspredigten der betrübt Entamteten mehr sind. Wir reden nicht von der nationalen Würdelosigkeit, die darin liegt, uns selber abzusprechen, was Lateiner und Slawen, Angelsachsen und Skandinavier, Magyaren und Türken, ja Ägypter und Inder sich zutrauen; wir reden von dem sachlichen Irrtum, der in dieser Doktrin vom unpolitischen Deutschen steckt. Er muß endlich und endgültig ausgeräumt werden, wenn wir als Nation den Weg ins Freie finden wollen.

Digitized by Google

„Politischsein" ist keine Eigenschaft in einer Reihe mit jenen, als deren Verbindung wir den deutschen Nationalcharakter abgeschildert haben. Sie ist das übrigens auch im individuellen Sinne nirgends. Der politische Mensch kommt nicht zur Welt; ihn macht die Zeit. In jeder Zeit leben Menschen mit sehr verschiedenen Eigenschaftskombinationen, sie werden dies und das; aber die Zeit, in die sie geboren wurden, spricht nur ganz bestimmte von diesen Kombinationen oder von ihren Elementen an. Unsere Seele ähnelt jenem Helmholtzschen Resonator, der aus einem vielfältigen Klanggemisch bestimmte Grund- und Obertöne isoliert und zur Sinnfälligkeit bringt. Das musikalische Talent ist gewiß eines der ursprünglichsten, es läßt sich am wenigsten anlernen, wo es nicht angeboren ist, und man darf voraussetzen, daß ziemlich in allen Zeiten gleich viel musikalische Menschen geboren werden, wenn auch in der einen Rasse und Rassenmischung mehr als in der anderen, wobei die Deutschen kaum an der Spitze marschieren: südliche und östliche Völkerschaften sind ohne Zweifel von breiterer Musikalität als wir. Dennoch häuften sich die großen Tondichter, die großen Virtuosen der Vokalität und Instrumentalität, die großen Dirigenten erst in einer Epoche, da für die Musik „die Zeit erfüllet war": vom Ausgange des Mittelalters an in immer wachsender Verdichtung bis zum 18. und 19. Jahrhundert, die eine nie erhörte Fülle musikalischer Leistung konzentrieren, mit einem wahren Olymp von Genies und einer wimmelnden Masse von Talenten, und die Deutschen stehen in diesen Tagen an der Spitze, weil bestimmte Umstände ihres nationalen Geschicks bei ihnen die Innerlichkeit des Erlebens stärker als bei anderen Nationen bis zur Einseitigkeit entwickelt und dadurch auch der musikalischen Epoche einen besonders günstigen Boden bereitet haben. Niemand weiß, ob diese Epoche noch fortdauert oder schon wieder im Abklingen begriffen ist. Endet sie, so werden künftig nicht weniger musikalische Begabungen zur Welt kommen, aber die „Zeit" wird keine Verwendung für sie haben; sie werden, wie vordem, in der Stille dahinmusizieren, ohne an der Empfänglichkeit der Mitwelt ins Große und Allgemeine zu wachsen.

Erst recht steht es so um Fähigkeiten, die viel mehr der Erfahrung, Schulung, Bildung bedürfen, um sich auswirken zu können. Es ist gewiß, daß zu allen Zeiten gleich viele Menschen mit den Eigenschaften geboren werden, mit denen man Politik zu machen hat, und es ist schon möglich (wenn auch weniger augenfällig), daß dabei die eine oder andere Völkergruppe begünstigter ist, genau wie bei der Musikalität. Aber zugleich

Digitized by Google

wird hier deutlich, daß politische Begabung etwas viel weniger Einheitliches vorstellt als musikalische, mathematische, rhetorische. Man kann mit sehr verschiedenen Eigenschaften Politik machen – die „Typen" der Staatsmänner unterscheiden sich gewißlich stärker voneinander als die (auch vorhandenen) Typen der Tondichter, der Rechner und Redner, und wenn man die französische und die britische Nation etwa als Beispiele politisch beanlagter Völker anzieht, so ist zu bemerken, daß gerade diese beiden eine (bis heute sehr erfolgreiche) Politik mit ganz verschiedenen, mit teilweise geradezu entgegengesetzten Wesenszügen getrieben haben. Die politische Methodik Frankreichs und Englands in den letzten 250 Jahren: das wäre einer völkerpsychologischen Dissertation wert, die uns vielleicht doch noch Wesentlicheres lehren könnte als die Spekulationen über die geistige Kapazität des paläolithischen Menschen oder die Hypothetik über die magische Logik der Negritos auf den Inseln Australasiens... Die politische Methodik Frankreichs und Englands zeigt, mit wie verschiedener „Mentalität" an Talent, Temperament und Gesinnung man Politik treiben, eine politische Nation sein kann.

Wir haben selber Eigentümlichkeiten seiner Wesensart beschrieben, die es dem Deutschen gewiß nicht erleichtern, ein politisches Wesen zu sein. Jedoch ist es gewiß, daß bei Engländern und Franzosen andere Eigentümlichkeiten eine ähnliche Erschwerung bedeuten. Die Neigung des durchschnittlichen französischen Menschen, auf der Lebenshöhe seine berufliche Aktivität zu beschließen, von einer bescheidenen Rente in einem bescheidenen Winkel mit bescheidener Annehmlichkeit das Dasein des Lebensnachmittages und -abends zu genießen, von der Welt ungeschoren zu bleiben und in der Berührung mit ihr durch konventionelle Liebenswürdigkeit sich an der Oberfläche der Auseinandersetzung zu halten – ist ganz sicher keine großartige politische Mitgift, sondern steht einer Politisierung denkbar breit im Wege. Warum ist dennoch dieses kapuanische Frankreich, das sich mit fünfzig Jahren zur Ruhe setzt, diesem katonischen Deutschland, das in den Sielen stirbt, politisch überlegen? Weil der Franzose als Glied seines Staates ein anderer ist denn als einzelner: weil er eine politisch günstigere individual-soziale Spannweite seines Wesens hat, die wir auch als menschlich-völkische Spannweite (in unserer besonderen, eben der politischen Auswertung) bezeichnen könnten – und dies Phänomen, ein fundamentales in der Sozialpsychologie, müssen wir freilich erst begriffen haben, um die Politisierung des Deutschen betrachten zu können.

Digitized by Google

Das heißt also: zwischen dem reinen und dem sozialen Individuum, zwischen dem für sich seienden und dem in einem Gemeinschaftsverband stehenden Menschen besteht ein Unterschied des Sich-Gehabens und Sich-Verhaltens – den wir alle kennen, der uns allen geläufig ist. Viele Formeln versuchen ihn mundgerecht zu machen: daß ein Kollegium allemal dümmer sei als jedes seiner Mitglieder; daß der Mensch als Masse Dinge mittue, die er als einzelner nie täte, kaum begreift; und derlei mehr. „Einzelner" – das ist natürlich relativ gemeint, denn Robinsonaden, in denen ein Mensch wirklich nur er selber ist, kommen fast nie vor; und „Gemeinschaft" – das ist ein sehr fließendes Etwas, worunter man sich einen Familientisch so gut wie ein Hundertmillionenvolk denken kann. Trotzdem stimmt die Hauptsache: schon der Familientisch wirft manchmal über den Haufen, was eines seiner Glieder bedacht und beschlossen hatte, stimmt dieses Glied um; wie oft sieht man (z. B. als Politiker) eine Sache, die einem beim Alleinsein ganz klar schien, von deren innerer Logik man durchdrungen war, an Überzeugungskraft verlieren, sowie man am Tische eines Kollegiums sitzt oder gar in der Atmosphäre eines Plenarsitzungssaales. Und im großen ganzen trifft es auch zu, daß die Veränderung unseres Denkens, Fühlens, Wertens, Handelns um so stärker wird, je massenhafter die Gemeinschaft, in die wir einbezogen sind. Man verstehe dies nur recht: ich kann von einem Familienkreis niedergestimmt oder beschworen werden, von einem Plan Abstand zu nehmen, ich gebe nach, aber meine Überzeugung, die ich mir als einzelner gebildet habe, ist dadurch nicht erschüttert – hierum handelt es sich für uns nicht; sondern um die unbewußte Alteration, die das Umgebensein von Gemeinschaft in uns vollzieht, so daß wir selber anders zu denken, zu fühlen, zu handeln anfangen, in der Masse „aufgehend" oder gar „untergehend".

Die Umwandlung, die sich da (manchmal im Nu, manchmal langsam) vollzieht, richtet sich in ihrem Ausmaße nach vielen Zufälligkeiten, aber sie hat auch ihr Gesetz, und eben dies Gesetz heißen wir die individualsoziale Spannung. Sie richtet sich nach Geschlecht, Lebensalter, Bildungsstand, aber auch nach Rasse und Volkstum. Frauen und Kinder verändern sich in der Gemeinschaft radikaler als Männer und Erwachsene, primitive Naturen mehr als kritische, der Südländer mehr als der Nordländer, der Franzose mehr als der Deutsche. Die Franzosen haben (und teilen dies mit den Mittelmeervölkern überhaupt) eine außerordentliche individualsoziale Spannung, sie ist bei ihnen so groß, daß man geradezu von einem

Digitized by Google

Gegensatz zwischen dem Einzelfranzosen und der Nation sprechen kann, der vieles unbegreiflich macht, was die Nation als solche billigt, wünscht, tut: der einzelne Franzose ist ein heiterer, bescheidener und bedürfnisloser, freundlicher und gerechter Mensch, wenig geneigt, aus seinem engen Kreise herauszutreten, immer danach aus, in diesem Kreise sich rechtzeitig ein anspruchslos behagliches Ruhedasein zu sichern; die Nation, nun, wer kennt sie nicht, zählt zu den unruhigsten, anspruchsvollsten, herrischsten, expansivsten des Erdballs, ist von maßlosem Selbstgefühl und unersättlicher Betriebsamkeit, die mit Vorliebe über die faktischen und auch über die möglichen Grenzen ihres Landes und ihrer (sehr hohen) Leistungsfähigkeit hinausgreift. Ähnlich steht es mit den Juden. Man weiß, daß jeder Antisemit mindestens einen Juden kennt, den er von seiner Abneigung ausnimmt, als sympathischen Menschen, als „weißen Raben" anerkennt; auch da, wo die Abneigung keine feindseligen Formen annimmt, sondern nur als Fernhalten, als Reserve auftritt, sind immer einige vorhanden, denen sie als einzelnen nicht gilt. Die Juden müßten die beliebteste Menschensorte sein, wenn es nach dieser vieltausendfältigen Wertschätzung ihrer einzelnen ginge. In der Tat zeigt ihr Auftreten in Gruppen auch dem, der keine Voreingenommenheit gegen sie kennt und viele Freunde unter ihnen hat, das Fremde in ihrem Wesen viel stärker an, als es beim einzelnen je hervortritt: in der Masse von seinesgleichen potenzieren sich Züge, die der Nichtjude als „anders" im Vergleich zu sich und seinesgleichen, aber im Zusammensein mit dem Einzeljuden als wenig belangreich empfindet. „Im Kreise der Seinen erkenne ich meinen Mann oft kaum wieder", sagte mir vor Jahren eine nordische Dame, die mit einem jüdischen Gatten in völlig harmonischer Ehe lebt. Und es handelt sich keineswegs bloß um den „Kreis der Seinen", mag hier auch die Potenzierung fremdartiger Wesenszüge am stärksten sein; auch in bunt gemischter Gesellschaft erscheint uns der Jude oft ganz anders (und vielfach „weniger sympathisch"), als wir ihn von Begegnungen zu zweien kennen. Bei den slawischen Nationen läßt sich dasselbe von den Tschechen aussagen. In meiner Heidelberger Antrittsvorlesung durfte ich sie so charakterisieren: „Die deutsche Kolonisation ist hier (in Böhmen) auf ein slawisches Volk gestoßen, das liebenswürdig in seinem Phantasieleben, anpassungsbereit in allem Beruflichen, umgänglich und gutartig in seinem Charakter, in den Angelegenheiten seiner Muttersprache von leidenschaftlicher und rücksichtsloser Unduldsamkeit war, geblieben, ja erst

Digitized by Google

recht wieder geworden ist." Ich möchte mit einem Urteil über Polen und gar Russen zurückhalten, weil ich ihre Länder noch nie betreten habe. Doch es will mir scheinen, als ob auch die polnische Artung jene uns Deutschen schwer begreifliche Spannung zwischen dem gutartigen und liebenswürdigen, hilfsbereiten und umgänglichen einzelnen und der schwierig zu nehmenden, argwöhnischen, extremistischen und fanatischen Nation zeige, und als ob in Rußland die Güte und Weichheit des persönlichen Sichgebens mit der Härte, ja Grausamkeit des öffentlichen Lebens in ähnlicher Weise kontrastiere. Vor langen Jahren hat mir ein Kenner der beiden Nationen gesagt: der Russe übergibt den Feind verbindlich lächelnd dem Tode, der Deutsche läßt ihn polternd und fluchend laufen – wer nachdenklich dies Aperçu erwägt, wird auch in ihm etwas von der Feststellung entdecken, daß wir auch im öffentlich verantwortlichen Handeln bis zum äußersten „wir" bleiben, so wie wir im privaten Leben zu sein pflegen, während jene aus dem einen Bezirk in den andern höchstens die Maske hinübernehmen, das Wesen aber auf diesem Wege bis zur Unkenntlichkeit wechseln.

Denn wir Deutschen stehen freilich im Lager der Enggespannten vornan! Unsere individual-soziale Distanz ist minimal (und da die französische maximal ist, so erklärt sich gutenteils schon hieraus die Gesamtspannung zwischen den beiden Völkern, die seit so undenklicher Zeit verurteilt scheinen, einander nie zu begreifen). Darin spielt gewiß ein nordischer Rassezug mit. Denn Holländer, Dänen, Schweden, Norweger zeigen dasselbe Bild, auch tritt es im Norden Deutschlands evidenter zutage als in der Mitte und im Süden, wo die Trennung von öffentlichem und privatem Verhalten reinlicher, das Hinübertragen von Neigungen und Abneigungen, Stimmungen und Verstimmungen aus der einen Sphäre in die andere seltener ist. Aber auch die Briten haben, und zumal in ihrer Oberschicht, von der sie ja bis an die Schwelle des 20. Jahrhunderts so gut wie ausschließlich politisch geführt worden sind, einen starken Fond nordischer Rassigkeit, viele Männer und Frauen ihres Adels stellen den hochwüchsigen, schmalgesichtigen, langgliedrigen, langköpfigen, weißhäutigen, blauäugigen und blondhaarigen Menschen geradezu exemplarisch dar; soll man es nun etwa nur aus dem mittelmeerischen Einschuß herleiten, daß das politische Verhängnis einer zu geringen individual-sozialen Spannweite der Sinnesart bei ihnen nicht in Erscheinung tritt? Englisches Wesen ist sprachlich gewiß mehr latinisiert worden als deutsches, aber

Digitized by Google

die mediterrane Rassigkeit dürfte seinen nordischen Kern nicht stärker durchlöchern, als sie es bei den Deutschen auch tut, bei denen überdies der alpine Faktor sich viel wesentlicher als in Britannien zum mittelmeerischen addiert; man kommt, bei intaktem Erklärungsgewissen, auch hier mit der anthropologischen Ableitung nicht weit. Dagegen offenbart uns gerade das britische Exempel, wie ein Volkstum sich politisieren, und auf diesem Wege als eine Voraussetzung seines Erfolges auch seine geringe individual-soziale Spannweite entgiften kann.

Als Tatbestand an sich ist sie nämlich nicht sehr zu ändern, ist sie wahrscheinlich ein wirklich anthropologischer Faktor, mag er an Lebensalter, Geschlecht, Rasse gebunden sein. Aber wie sie ist, läßt sie sich dienstbar machen: Britannia docet! Die Engländer nämlich haben diese fragwürdige Mitgift einfach in derselben Ebene verlagert: anstatt in alle Dinge der Gemeinschaft, schließlich auch des Staates, den einzelnen hineinzutragen und darin zu bewahren, sind sie den umgekehrten Weg gegangen und haben den öffentlichen Menschen bis ins engste Privatleben hinein installiert. Es ist der ausgeprägteste Sozialindividualismus, den die Welt kennt. Für unseren Geschmack wird damit viel Flügelstaub des Höchstpersönlichen weggeblasen, der Angelsachse bedünkt uns unbegreiflich konventionell, auch sein persönlichstes Dasein scheint uns durch ein paar Schematismen geregelt zu sein, seine Plauderei und seine Diskussion deckt eine Simplizität auf, als stände er dauernd in einer Volksversammlung oder in einem Presbyterium, wo man die Zusammenhänge auch sehr primitiven Köpfen hlarmachen, seine Wünsche auch sehr primitiven Gemütern suggerieren muß. Er selber scheint Denken und Fühlen, Verstand und Temperament an sich entsprechend nivelliert zu haben – auch die Innerlichkeit jedes einzelnen ist nur noch Common Sense. Es bedarf bei ihm nicht der Umkehrung des seelischen Vorzeichens, wenn er aus der individualen Sphäre in die soziale tritt (wie beim Franzosen), sondern er ist jeden Augenblick ein öffentliches Wesen, das der Gemeinschaft gehört und sich auf sie hin reguliert. Was ihm, notabene, das Recht gibt, ganz kleine, ganz harmlose Züge der Individualität, wie eine breit lachende Jungenhaftigkeit, unangefochten ins öffentliche Dasein hinüberzunehmen (während der Deutsche, unsicher in allen Angelegenheiten der Benehmensform, gerade diese unschädlichsten Persönlichkeitsingredienzien ängstlich daheim läßt, um die gefährlichsten und erschwerendsten um so sicherer ins öffentliche Wirken mitnehmen zu können). Aber selbst dies ist der Konventionali-

Digitized by Google

sierung nicht entgangen; ein gewisses Lächeln und Lachen der Angelsachsen erscheint uns stereotyp, in der Tat ist es bei öffentlichen Photographien nahezu Klischee geworden, und es bringt uns in Befremden und Verzweiflung, wenn wir gewahren, daß dies Klischee auch das privateste Lächeln und Lachen des einzelnen dort unerbittlich mitprägt.

Wir wollen gewiß und werden niemals uns in Angelsachsen verwandeln; man kann ja nicht „machen", was bei anderen geschichtliches Schicksal infinitesimal geformt hat, und äußerliche Anglisierung, wie sie genugsam betrieben wird, müßte nur Karikaturen erzeugen. Aber im Grundsatz freilich sehe ich auch für die Deutschen keinen anderen Weg: wir müssen viel einförmiger werden, wenn wir politisch werden wollen. Auch bei uns muß der persönliche Mensch sich viel mehr im öffentlichen auflösen, um den politischen Menschen zu erziehen. Ich weiß, daß ich damit das Schmerzlichste rate, was den Deutschen zugemutet werden kann.

Hier eben liegt die geschichtliche Entscheidung, vor welche die Deutschen heute gestellt sind. Sie können ihr ausweichen – oder nein, das können sie nicht; aber sie können sich „konservativ" entscheiden, so zu bleiben, wie sie in den letzten Jahrhunderten waren, und auf das Politischwerden verzichten. Dies ist durchaus möglich, und es liegt sehr nahe. Es ist vor allem das Bequemste. Es wäre aber auch zahllosen Deutschen das Sympathische, nicht bloß der Bequemlichkeit halber, sondern weil sie spüren, wenn auch ganz dunkel, daß sie damit große Werte der deutschen Art bewahren, die sie bei einer Entscheidung für die Politisierung opfern müßten. Wir wollen sehr vorsichtig sein und sagen: vielleicht bewahren können. Denn ganz so sicher ist diese Bewahrung nicht. Möglich, daß die urtümlich deutschen Züge einer regionalen und individuellen, einer partikularen und singulären Fülle geistigen Schaffens und Wirkens, Gestaltens und Genießens nicht erst durch die Politisierung, sondern bereits durch die Ökonomisierung der Welt und Deutschlands schwer und unheilbar beschädigt und verringert worden sind! Daß diese Eigenart mit dem Siegeszuge der Maschinenzivilisation schlechterdings unverträglich ist! Die Jeremiade der deutschen Entgeistigung, der Verflachung und Vernützlichung unseres Volkswesens, hob ja schon kurz nach der Gründung des Kaiserreiches an, das zwar kaum eine wirkliche Politisierung, desto frappanter aber die unaufhaltsame Ökonomisierung und Technisierung auch der deutschen Welt augenfällig werden ließ. Dann freilich stünde es so, daß wir doch verlören, unabwendbar, und nichts gewännen, wenn

Digitized by Google

wir uns der Politisierung versagen. Diese Gefahr ist nicht gering – wie groß, wie akut sie sei, wird kaum jemand zu schätzen vermögen.

Aber lassen wir sie beiseite; verschreiben wir uns der optimistischen Meinung, die Ökonomisierung und Technisierung der Welt werde in absehbarer Weile eine Art Ruhelage erreichen (ähnlich wie nach dem Zeitalter der Erfindungen und Entdeckungen vor vierhundert Jahren) und dann sei neue Gelegenheit zur Entfaltung von Kulturschöpfungen, zur Aufrichtung geistiger Wertordnungen: gut, wir wollen nicht bezweifeln, daß dabei die Deutschen eine bedeutende Rolle spielen können – jedoch, ihren Staat werden sie dann preisgeben müssen. Daran ist kaum ein Zweifel erlaubt. Das Deutsche Reich als festgefügte staatliche Einheit kann im Zuge der künftigen, riesenhaften Auseinandersetzungen zwischen den politischen Weltgebilden nur von einer durch und durch politisch gewordenen Nation gehalten werden, will heißen, von einer solchen, die in ihrer Gesamtheit Tag und Nacht über den politischen Schicksalen ihres Staates wacht. Sonst wird es sich, halb durch die Ansprüche von Nachbarn und halb durch die eigenen uralten Zentrifugalkräfte (die sich heute gerne „gesunder Föderalismus" nennen), auflösen. Man braucht sich nur die Entstehung eines Rheinstaates und eines Niedersachsen vorzustellen, die beide nach der Selbständigkeit des heutigen Bayern trachteten und dies Bayern etwa durch Stücke Alpenösterreichs verstärkt denken –, und das Reich ist am Ende. In Mitteleuropa würde dann ein Haufen von Kleinstaaten (an den Weltmächten gemessen: Zwergstaaten) deutschen Volkstums entstehen, geistig vielleicht von hohem Rang – vielleicht – aber politisch nur noch Objekte der Welthändel. Wer dies Elsässerideal aufnimmt, dem kann man es nicht fortdisputieren. Dies ist Sache des völkischen Wollens. Wer der politischen Subjektrolle gerne entsagt, um sich ganz im Innerlichen zu sammeln, der ist mit Gründen nicht zu widerlegen. Man muß ihn nur auf eines aufmerksam machen: daß dann die Innerlichkeit schöpferisch werde, ist nicht unbedingt sicher; denn es ist eine Irrlehre, die Deutschen seien gerade in der Zeit völliger politischer Ohnmacht die geistigen Führer der Menschheit gewesen; mindestens zwischen 1750 und 1850 (an welche Epoche man dabei gerne denkt) stimmt es nicht, denn es ist nicht werdende Ohnmacht, sondern im Gegenteil sich aufraffende, ihrer selbst sich beschämt bewußt werdende und nach neuem Empor ringende, die hier mit unerhörter geistiger Leistung zusammengeht, und was die Reformationszeit anbetrifft, so beginnt da ja gerade die ungeheure Tragödie: es ist die

Digitized by Google

antipolitische Gestalt des exklusiv innerlichen Luther, die zwar das Evangelium reinigt (auch für die katholisch bleibende Welt), aber jede Erneuerung der staatlichen Gesundheit Deutschlands aus diesem Quell verhindert; bei Gerhard Ritter, dem jüngsten Zeichner von „Gestalt und Symbol" des deutschen Reformators, tritt diese Tragödie wahrhaft erschütternd, ja wahrhaft niederwerfend zutage. Damals haben die Deutschen wirklich ihr äußeres Reich verschleudert, um ihr inneres zu erringen. Gelüstet es sie, den Weg nach Münster und Osnabrück noch einmal zurückzulegen?

Eines aber geht gewiß nicht: den deutschen Staat und die ganze Fülle der örtlichen und persönlichen deutschen Innerlichkeit auf einmal wollen! Denn ein großer Staat fordert Einförmigkeit, weil er über weite Räume und alle seine Glieder hin unbedingte Ordnung bedeutet: das heißt also, Ein- und Unterordnung jedes Bezirks und jeder Gruppe und jedes einzelnen unter die harten politischen „Belange". Weder Rom noch Preußen noch Britannien konnten in der Farbenfülle der Innerlichkeit schwelgen, wenn sie das werden wollten, was sie wurden, und Frankreich hat seine hohe Geistigkeit nur gerettet, indem es sie unerbittlich an dem einen Schauplatze seiner politischen Macht, zu Paris, konzentrierte und seiner Provinz jeden Luxus geistig wirkender Differenziertheit abschnitt. Wir aber müßten politisch zugrunde gehen wie Hellas, wenn wir wähnten, solchen Luxus uns gestatten und dabei ein starkes Staatswesen werden zu können.

Nein: wählen, so oder so, heißt verzichten.

Und dies bildet ein Hauptstück aller politischen Prognose für Deutschland: wollen wir unsere starke Staatlichkeit, politische Geltung in der Welt, ein wirkliches Reich, Ebenbürtigkeit mit Frankreich (der einzigen, uns räumlich und völkisch halbwegs vergleichbaren Nation) – dann heißt das, uns politisch machen, viel politischer, als wir sind; dann heißt das, resolut aufhören, unsere persönlichste Originalität, jede örtliche Nuance unseres Deutschseins in die politische Atmosphäre hinüberzutragen, und da wir vermutlich nicht dazu geschaffen sind, in uns die große individualsoziale Distanz der Franzosen auszubilden, als Nation etwas ganz anderes zu sein denn als Person, so bleibt uns wohl eher der angelsächsische, unserer ursprünglichen Art gemäßere Weg: auf vieles, vieles Persönliche und Besondere jeglicher Art zu verzichten, es abzustreifen, den alten deutschen Adam gründlich auszuziehen und in der großartigen Einförmigkeit des Staatsvolkstums uns zu erneuern.

Digitized by Google

Weil ihr dies am leichtesten wird, darum ist die deutsche Arbeiterschaft Deutschlands Vorhut auf diesem anstrengenden und wehmütigen Marsche. Denn in dieser größten und jüngsten Masse deutscher Art ist schon ein wesentliches Stück der staatzugewandten Einförmigkeit, die Deutschland braucht, um als Staat zu leben und zu gelten. Nur der „Massentritt von Bataillonen" (es brauchen dies gar keine militärischen Formationen zu sein) macht eine Nation, das ist ein staatliches Volk. Es gibt keinen liberalen Staat, so fundamental auch für unseren künftigen Massenstaat, wir werden es darzutun haben, die liberal genannten Kräfte bleiben; ein liberaler Staat ist ein brennender Eisblock oder ein wogendes Quadrat. Die Deutschen müssen, um Staatsbürger zu werden, die das Schicksal ihres Reiches in den Händen halten und bestimmen, viel „Menschliches" preisgeben. Niemand wird sich darüber täuschen, wie namenlos schwer es sein muß, die Deutschen auf diesen Weg zu bringen, der sie nach ihrer Meisten Empfinden von dem Besten, das sie besaßen, wegführt, einem Ungewissen zuliebe, das immer ihr Schwächstes gewesen zu sein scheint. Und doch steht es so, daß der andere Weg sie mit Gewißheit ihre politische Existenz kostet, ohne doch ihre geistige Bedeutung sicherzustellen, während sie auf diesem freilich ihre Geistigkeit aufs Spiel setzen, um eine gewisse politische Zukunft zu gewinnen, aber vielleicht, ja wahrscheinlich doch auch wieder in ihrem Rahmen ein ansehnliches Maß von Geistigkeit zu bewahren und zu entfalten. Sofern einem Volke fremdes Beispiel in solchen Lagen überhaupt etwas bedeuten kann, möchten wir sagen: Deutschland müsse sich Englands Verfahren wählen, um zu Frankreichs Ergebnis zu gelangen. Aber es ist in Wahrheit dies nur eine höchst grobe Veranschaulichung, und Verfahren wie Ergebnis unserer Politisierung werden im letzten Grunde deutsch sein.

Digitized by Google

BISMARCK ANNO SIEBZIG

von

EMIL LUDWIG

Napoleon III. wollte keinen Krieg, aber er brauchte ihn. Ob Frankreich aus Ehrgeiz die immer näher rückende deutsche Einheit wirklich nicht ertragen hätte, scheint zweifelhaft; die Entrüstung, zu der es in den Julitagen kam, war auf Paris, und nur auf einen Teil der Pariser Straßen beschränkt, auch dort von ein paar Zeitungen gemacht, die der Regierung dienten, hat also so wenig Beweiskraft nach rückwärts, wie dieselben Erscheinungen in denselben Tagen in Deutschland. Das einzige Lot, mit dem man die Tiefe der französischen Volksgefühle messen könnte, ist die Volksabstimmung vom Mai 1870, in der sich, trotz Druck und Korruption, nur sieben Millionen für Napoleon, anderthalb laut, und mindestens drei durch Stimmenthaltung gegen ihn erklärt haben. Da aber Napoleons Regime mit der populären Phrase nichts als Ruhm und Größe Frankreichs erstrebte, so stimmten jene andern Millionen redend oder schweigend für eine stetige Politik der Arbeit und des Friedens. Diese Nation, von Natur ruhig und genießend, nur durch glänzende Führer oder durch Not leidenschaftlich aufzustacheln, hatte offenbar keine Lust, Händel anzufangen. Gerade diese Stimmung seines Volkes war für einen Eroberer gefährlich, der glänzen mußte, um sich zu halten; die Friedensliebe der Nation wollte die Republik, deshalb suchte der Kaiser Siege, vor deren Ungewißheit dem leidenden Manne graute.

Der Luxemburger Handel vom Jahre 67, als Anlaß zu einem großen Kriege zweier Nachbarn so lächerlich wie später der spanische, hatte Napoleon wie Bismarck die Heißsporne auf den Hals gehetzt: das beste Zeichen, wie vernünftig man ihn beigelegt. Seitdem sah Napoleon den Krieg als unvermeidlich an, Bismarck hatte es leichter, aber nicht leicht, ihn schon im Luxemburger Lärm zu verhindern. Mit Italien und Österreich hatte Napoleon angeknüpft, schließlich im Frühjahr 70 mit einem Erzherzog den gemeinsamen Feldzugsplan gegen Preußen entworfen, zugleich den Herzog von Grammont zum Minister des Äußeren gemacht, den er nicht leiden konnte, den aber die preußenfeindlichen Strömungen des Hofes, besonders der Kaiserin, forderten. Als dieser im Jahre 66 den Aufmarsch gegen Preußen gewünscht hatte, soll er Bismarcks Wort: „Grammont ist ein Dummkopf"

Digitized by Google

erfahren und Rache geschworen haben. So war für einen Kabinettskrieg alles vorbereitet, fehlte nur noch der Vorwand.

Die Spanier hatten ihre Königin verjagt, suchten vergebens Ersatz und wandten sich an deutsche Fürstenhäuser, die halb Europa mit Königen versorgten. Eine Seitenlinie der Hohenzollern, die eben erst den Rumänen einen Fürsten geliefert, wurde angefragt, wandte sich an König Wilhelm, erfuhr dessen grundsätzliche Abneigung, fand aber in Bismarck zugleich einen Verfechter der Politik, soviele Filialen wie möglich für seine Firma zu eröffnen. Daß er es damit zum Kriege mit Frankreich treiben wollte, wäre unsinnig anzunehmen; will man eine Klimax aufstellen, wie er es Anno 64 getan, so dürfte man höchstens sagen: er hielt einen Hohenzollern in Madrid für besser als die Beruhigung der Pariser Stimmung, einen diplomatischen Sieg für besser als den Hohenzoller und eine Verständigung für besser als den diplomatischen Sieg. Da er kein Motiv und nicht die geringste Lust zu einem Krieg, etwa des Elsaß wegen, hatte, ihn aber der Einigung wegen von drüben her kommen sah und einzig um dieses Motives willen entschlossen war, ihn anzunehmen, so suchte er keine Vorwände, rechnete aber zweifellos, daß Frankreich in der spanischen Sache den dort gesuchten Vorwand finden konnte. Vor allem war er auch hier entschlossen, zu warten.

Als daher Benedetti, noch vor dem offiziellen Antrag aus Madrid, im Mai 69 einen Konflikt erster Ordnung ankündigte, wenn man die spanische Krone annähme, vermeidet zwar Bismarck, den König auf ein Verbot festzulegen, behandelt das Ganze als Familiensache, in der die Nebenlinie frei entscheiden könne, indessen würde der König dem Prinzen eher abraten, wenn überhaupt jemals ein solcher Antrag käme: keine Bindung, aber den Gegner in Furcht gehalten. Die Gefährlichkeit der Frage erkannte er sofort: trat Napoleon verbietend auf, so war das eine Beleidigung Preußens; trotzte man es dennoch durch, so war es Frankreichs Niederlage. Wie aber den König geneigt machen, der schon die Annahme in Rumänien nicht wollte? Vor allem behutsam, alles inoffiziell, stets in Fiktion einer privaten Familiensache, für alle Fälle! Unter solchen formellen Kautelen erklärt er Anfang Februar in einer Denkschrift dem Könige seine Gründe für Annahme:

„In den Spaniern könnte sich das Gefühl der Dankbarkeit gegen Deutschland regen, wenn man sie aus den anarchischen Zuständen reißt, denen sie entgegenzugehen fürchten. Für die Beziehungen zu Frankreich würde es von Nutzen sein, jenseits Frankreichs ein Land zu haben, auf dessen Sym-

Digitized by Google

pathien wir rechnen könnten und mit dessen Empfindungen Frankreich zu rechnen genötigt wäre. Wenn in einem Kriege zwischen Deutschland und Frankreich in Spanien Verhältnisse beständen wie unter Isabella, und wenn auf der andern Seite dort ein mit Deutschland sympathisierendes Regiment existiert, so wird sich der Unterschied zwischen beiden Situationen für uns auf ein bis zwei Armeekorps beziffern. Die Friedensliebe Frankreichs wird immer im Verhältnis zu den Gefahren des Krieges wachsen und abnehmen"; woran er Appell an des Königs Gefühle für die Größe seiner Familie schließt. Durchschlagend wirkten beim König die zwei Armeekorps.

Im Grunde ist wohl auch in Bismarck, der jetzt an den Krieg als Mittel zur Einigung glaubt, dieser Gedanke entscheidend: im Kampfe die Stärke des Gegners durch Bindung an der spanischen Grenze zu schwächen. Daß er mit diesem Schritte den Krieg selber und zugleich früher herbeiführen könnte, weiß und riskiert er. Da er ausschließlich für Preußens Macht, für diese aber nur nach politischen Zielen arbeitet, da ihm heute das Elsaß so gleichgültig ist wie Anno 66 das österreichische Schlesien, da er weder jetzt noch damals deutsche oder fremde Länder für Preußen erobern, sondern jetzt wie damals nur die politische Führung in Deutschland will, so bereitet er heute den Krieg gegen Napoleon vor, wie damals gegen Franz Joseph: beide haben den Norddeutschen, dann den Deutschen Bund sich erst abringen lassen. Der vernünftige Wunsch eines deutschen Staatsmannes, seine Landsleute auch gegen ihren Willen zusammenzuschließen, ist der Grund für beide Kriege gewesen; weder gab es in Deutschland eine elsässische, noch gab es in Frankreich eine linksrheinische Frage, die nur von ein paar Maulhelden auf beiden Seiten zur gegenseitigen Verhetzung friedlicher Völker erfunden wurden. Die Politiker in Wien und Paris hatten dasselbe Recht, eine geeinigte Macht an ihrer Grenze zu verhindern, wie die deutschen Stämme und Fürsten, sie, wenn auch lückenhaft und nach sehr verschiedenen Rezepten, zu erstreben. Bismarcks Worte in Nikolsburg, dieser Kampf Österreichs gegen uns sei nicht unmoralischer als der unsrige gegen Österreich, gilt in seiner ganzen klaren Kälte auch für den französischen Krieg. Solange das kleine Europa unter der Verblendung von Führung und Hegemonie, Großmächten und Bündnissen leidet, wird keinem Volke Einheit und damit erhöhte Macht ohne Krieg von den andern erlaubt.

Bismarck aber, der immer nur das Mögliche erstrebte und nie das Wünschenswerte, wurde durch Zerrissenheit und gegenseitige Feindschaft der

Digitized by Google

Deutschen in einen Konflikt seiner Motive gerissen. Als Bayer hätte er jede Einigung unter Preußen durch seinen mächtigen Willen verhindert, als Preuße wollte er sie, aus dem Grundgefühl seines Stolzes; doch zugleich erkannte er als Staatsmann die Vernünftigkeit seines Gedankens auch im deutschen Sinne. Diese platonische Erkenntnis gesellte sich zu seinem natürlichen Wunsche, machte diesen moralisch präsentabel und erleichterte dem Manne selbst in seinem geschichtlichen Empfinden den uneingestandenen Zwang auf die Südstaaten. Nur in einem allgemeinen Zorn sei die Nation zusammenzuschließen, hatte er geäußert, und dieser Zorn war nicht besser zu mobilisieren, als durch die Einmischung eines Fremden. Auf solchen psychologischen Umwegen ist Bismarck, dem Analytiker, die französische Drohung sympathisch, und der Krieg, den er nicht suchte, ist dem Staatsmann erwünscht geworden.

In der spanischen Sache witterte er die Elemente der Entscheidung. Im März hielt König Wilhelm Familienrat im Schlosse ab, mit Kronprinzen, Vater und Sohn der Nebenlinie, daneben Bismarck, Moltke, Roon. Der Kandidat, zwischen Furcht und Ehrgeiz, erklärte sich mit der üblichen Phrase zum „patriotischen Opfer" der Annahme bereit, während Bismarck beweist, daß Napoleon sich nicht getroffen fühlen könne: der Prinz verschleiert dem Minister seine Lust, der Minister dem Prinzen die Gefahr. An den Widerständen entfacht sich aufs neue sein diplomatisches Feuer, jetzt schickt er zwei Agenten nach Spanien, Bucher und einen Offizier, um die dort schon halb aufgegebene Sache wieder zu beleben: alles geheim, um Napoleon mit dem fait accompli zu überraschen und, wenn er Einspruch erhöbe, sogleich ins Unrecht zu setzen. Warum soll das souveräne Spanien nicht seinen König suchen, wo es mag? Folgt Antrag und Annahme in Sigmaringen, und zwar hinter dem Rücken von König Wilhelm, der schließlich unwillig seine Zustimmung gibt, alles „nach schweren inneren Kämpfen".

Da, kurz vor der amtlichen Publikation, wird die Sache in Paris bekannt, der Krach ist da, mit einem einzigen offiziösen Artikel entfacht Grammont das Geheul der Pariser Presse, man affektiert Wut über „Frankreichs Überrumpelung durch eine deutsche Königswahl". Bismarck ist diese Debatte statt eines Faktums unerwünscht; er fürchtet, im Kriegsfalle könne Europa die Sache für eine nur dynastische erklären, aus dem erstrebten diplomatischen Sieg wird ein diplomatisches Duell zwischen Grammont und ihm. Hätte Grammont Anfang Juli seinem Kaiser zu einem Brief an Wilhelm geraten, privatim, da er ja hier nur Familienhaupt war, so war alles zu er-

Digitized by Google

reichen, der König verabscheute diesen Krieg in diesen Jahren durchaus, so wie der Kaiser. Aber Grammont will den berühmten Bismarck anders, öffentlich schlagen, weil ihn dieser verachtet.

Bismarck sitzt ruhig in Varzin. Es hat gefroren, mitten im Sommer, das schildert er greifbar seiner Frau: „Ich aß Hecht und Hammel, heut Hecht und Kalb, auch Spargel, der besser ist als der Berliner. Der Frost hat junge Buchen an Waldecken gebräunt, manche Eichbüsche geschwärzt ... Schlimmer ist es Deinen Rosen gegangen ... von den hochstämmigen sind 6 oder 8 bisher ohne Lebenszeichen. Im Felde zeigt der Roggen stellenweise geringe Frostschattierungen, die Kartoffeln, Pommerns Trost, scheinen gesund ... Dann aß ich in betrüblicher Vereinzelung. In der Hitze Berge steigend war all mein Denken auf Grätzer Bier gerichtet; es ist aber ausgegangen, auch Klette; Schöps mein einziger Trost, er hat aber doch etwas Bock in sich, der sich dem Massenverbrauch widersetzt. Nach dem Essen ging ich durch Park und Gehege, habe vier Rehe gesehen, darunter drei Böcke ... Deine Erlplantage im Weißen Moor war angewachsen, aber erfroren. Der schwarze Boden unter den blühenden Kiefern ganz weiß von beifolgenden Blüten (ich schrieb das Wort noch nie, hat es ein h?), drei Fuß hoch wie blühende Myrte; sedum palustre, auf pommersch Schwiene-Pors, auch wilder Rosmarin. Ich gehe um 10 zu Bette. Dein Treuster."

Kurz darauf – denn indes ist die Bombe wider seinen Willen geplatzt – geht er in seinem Zimmer auf und ab, diktierend, inspirierend, was er als Antwort auf den Pariser Lärm gedruckt sehen will: „Wahre Haufen von Notizen, Artikel, ganze ausführliche Aufsätze", offiziell alles ruhig darzustellen, offiziös Frankreichs Anmaßung geißelnd: „Es scheint, als ob die Kaiserin, die das angeregt habe, einen neuen Spanischen Erbfolgekrieg entbrennen zu sehen wünscht ... Die Franzosen gleichen dem Malayen, der sich geärgert hat und nun, Schaum vor dem Munde, mit gezücktem Dolch auf die Straße rennt und jeden niedersticht, der ihm quer über den Weg kommt. Eine verfaulte Dynastie, die der inneren Schwierigkeiten nur noch durch einen Krieg Herr werden kann ... Vormundschaft, blaue Flecke, blutige Köpfe ..." Am siebenten Juli liest er Grammonts gestrige Rede vor der Kammer: „Wir glauben nicht, daß die Achtung vor den Rechten eines Nachbarvolkes uns zu dulden verpflichtet, daß eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setzt, so zu unserem Schaden das gegenwärtige Gleichgewicht in Europa zerstört und Interessen und Ehre Frankreichs in Gefahr bringt. Sollte dem so sein, so würden wir, stark

Digitized by Google

durch Ihren Beistand, meine Herren, unsere Pflicht ohne Zögern und ohne Schwäche zu erfüllen wissen!" Tosender Beifall, nur einige Führer erschrecken, Thiers nennt die Rede eine Torheit. Als Bismarck sie gelesen, ruft er vor Keudells Ohr: „Das sieht ja aus wie der Krieg! Diese Sprache könnte Grammont nicht führen, wenn er nicht entschlossen wäre. Jetzt über Frankreich herfallen: das wäre der Sieg! Leider geht das aber nicht – aus verschiedenen Gründen."

Am selben Tage heißt Grammont seinen Botschafter den König Wilhelm aufsuchen, mit Recht, denn Bismarck hatte jede amtliche Verhandlung in der Familienfrage abgelehnt, sein Stellvertreter in Berlin noch gestern völlige Unkenntnis beteuert, der König mußte also privatim gefragt werden. Aber nun ist er milde gestimmt, mag sich weder die Badekur, noch den Ruhm, noch das Alter stören lassen, verhandelt mit Benedetti, statt, wie Bismarck will, ihn sogleich abzuweisen. Wen aber soll dann der Botschafter fragen, wenn ihn das Amt und auch der König abweist? Am 9. sagt der König, dem die Sache von Anfang unheimlich war, dem Franzosen recht gern, als Familienhaupt wolle er seinen Vetter zum Rücktritt veranlassen, und schickt einen Obersten nach Sigmaringen. „Gebe Gott," schreibt er seiner Frau, „daß die Hohenzollern ein Einsehen haben!" Als Bismarck diese Nachricht in Varzin liest, fährt er wütend auf und ruft: „Der König fängt an zu kneifen!" Jetzt fühlt er sich dupiert, empfindet des Königs Schritt als Rückzug Preußens und sieht voraus, was übermorgen ein Pariser Minister ausrufen wird: „Das ist der schönste Sieg, den ich je erlebt habe!" Und Thiers' Echo: „Sadowa ist beinahe ausgewetzt!"

Also soll Bismarck einem Dummkopf unterliegen, nur weil der König Angst hat? Niemals! Sofort bietet er drahtlich an, zum Könige zu stoßen, erhält aber erst am 11. Befehl: schrecklicher Wartetag! Am 12. sitzt er mit Keudell im Reisewagen nach Berlin, das er passieren will. Vor dem Pfarrhaus des Nachbardorfes steht sein Pfarrer, grüßt freundlich, sieht darauf Bismarck mit dem Stock zwei Lufthiebe in Quart und Terz ausführen, begreift und grüßt noch einmal. Als er noch zehnstündiger Fahrt in den Hof seines Amtes einfährt, wird Bismarck eine Depesche gereicht, und er ist so gespannt, daß er sie noch im Wagen erbricht: sie spricht von erneutem Besuch Benedettis in Ems, von erneut höflicher Antwort des Königs. Moltke und Roon, zu Tische geladen, treten bald nach dem Minister ins Haus. Da kommt während des Essens drahtliche Meldung, der Prätendent sei zurückgetreten.

Digitized by Google

„Mein erster Gedanke", schreibt Bismarck im Rückblick, „war, aus dem Dienst zu scheiden, weil ich in diesem Nachgeben eine Demütigung Deutschlands sah, die ich nicht amtlich verantworten wollte. Dieser Eindruck der Verletzung des nationalen Ehrgefühls durch den erzwungenen Rückzug war in mir so vorherrschend, daß ich schon entschlossen war, meinen Rücktritt nach Ems zu melden. Ich war sehr niedergeschlagen, denn ich sah keine Mittel, den fressenden Schaden, den ich von einer schüchternen Politik für unsere nationale Stellung befürchtete, wieder gutzumachen, ohne Händel vom Zaune zu brechen ... So gab ich die Reise nach Ems auf und bat Graf Eulenburg, dorthin zu reisen und S. M. meine Auffassung vorzutragen ... Durch die Neigung, die Staatsgeschäfte persönlich und allein auf sich zu nehmen, war der König in eine Lage gedrängt worden, die er nicht vertreten konnte ... Bei dem hohen Herrn ... war die Neigung, wichtige Fragen persönlich zwar nicht zu entscheiden, aber doch zu verhandeln, zu stark, um ihm eine richtige Ausnützung der Deckung zu ermöglichen." Daß er so handelte, „dafür lag die Schuld zum großen Teil in dem Einfluß, den die Königin von dem benachbarten Koblenz her auf ihn ausübte. Er war 73 Jahre alt, friedliebend und abgeneigt, die Lorbeeren von 66 in dem neuen Kampfe auf das Spiel zu setzen; aber wenn er vom weiblichen Einflusse frei war, so blieb das Ehrgefühl in ihm leitend. Durch die Konkurrenz, welche seine Gemahlin mit ihrer weiblich berechtigten Furchtsamkeit und ihrem Mangel an Nationalgefühl machte, wurde die Widerstandsfähigkeit des Königs abgeschwächt durch sein ritterliches Gefühl der Frau gegenüber."

Noch zwanzig Jahre nach den Ereignissen hat Bismarck diese furchtbaren Anklagen gegen sein Herrscherpaar geschleudert, und zwar nicht nach politisch verlorener Schlacht, wie etwa Grammont seine Schilderung derselben Tage mit Vorwürfen gegen Kaiser und Hof anfüllte, vielmehr, nachdem er den Mangel an Ehrgefühl seines Königs, den Mangel an Nationalgefühl seiner Königin durch Taten und Siege im Urteil der Welt getilgt hat. So groß ist seine Wut, daß sich der König erlaubt, in dieser Familiensache selbständig zu verhandeln. Auch war er zur gleichen Stunde durchaus nicht verzagt, sondern gereizt, nicht zum Rücktritt, sondern zum Kampf entschlossen: er streikt nur, will dadurch den König schrecken, zwingen und mag seinen Kollegen gehörig instruiert haben. Auf alle Fälle läßt er nach Hause sagen, er käme bald wieder, ob als Minister, wisse er nicht.

Digitized by Google

Schlaflose Nacht: eine Nacht der Kombinationen und Entwürfe, des Stolzes und Hasses! Am Morgen des 13. erhält er zwar nicht aus Ems, aber von der russischen Botschaft die Nachricht: in Paris sei man immer noch nicht befriedigt. Erlösung! Nun darf er am selben Morgen vor dem englischen Botschafter den Grollenden spielen: „Wenn Paris weitere Forderungen erhebt, so wird die Welt sehen, daß die wahre Absicht die Entfachung des Revanchekrieges ist. Wir sind entschlossen, keinen Schimpf zu dulden, sondern die dargereichte Herausforderung anzunehmen ... Wir können nicht zusehen, wie Frankreich uns mit seinen Rüstungen zuvorkommt ... Wir brauchen Sicherungen, Garantien gegen Gefahr eines plötzlichen Überfalls! Widerruft man nicht Grammonts drohende Rede, so muß Preußen Genugtuung fordern. Mit Benedetti kann ich keinen Verkehr pflegen, nach der Sprache, die Grammont vor Europa geführt hat!"

Schon hat er die verfahrene und verlorene Sache zurechtgerückt und kann sie wieder gewinnen! In der Tat spielt ihm indessen sein blinder und völlig unterlegener Gegner alle Trümpfe zu: gestern, während Bismarck im Reisewagen gesessen und der Prinz auf die Krone verzichtet hat, hat Grammont auf eigene Faust Benedetti drahtlich angewiesen, er solle den König zu einer amtlichen Erklärung bringen, daß er den Verzicht gewollt und veranlaßt hat; das sei für Frankreich von äußerster Wichtigkeit. Zugleich hat er den preußischen Gesandten ersucht, auf den König dahin zu wirken, er möge doch dem Kaiser schreiben, daß er Frankreichs Interessen und Würde nicht habe zu nahe treten wollen. Mit beiden Dokumenten in der Mappe, hofft Grammont morgen vor der Kammer glänzend zu siegen. Abends, in St. Cloud, gebärdet er sich wütend. Vier Tage zuvor hat der schwerkranke Kaiser die dringend geratene Operation aus Furcht vor tödlichem Ausgang abgelehnt; drei Jahre später wird er wirklich an ihr zugrunde gehen. Hätte er jetzt eingewilligt, so wäre er drei Jahre vorher durch das Messer, dafür aber jetzt niemand durch die Kugel umgekommen.

Als Bismarck von dem Antrag an seinen Gesandten erfährt, wird er wütend, daß dieser nur höflich abgeraten, entsetzt ihn auf der Stelle seines Amtes, worauf er drohend dem König nach Ems drahtet: wenn er Benedetti noch einmal empfange, nähme er seine Entlassung.

Nachmittags erscheinen als Tischgäste wieder Moltke und Roon. Vor den Uniformen, die ihm noch gestern den Krieg bedeuteten, grollt er aufs neue auf und erklärt, er ginge. Roon sagt, das hieße kneifen, während die

Digitized by Google

Militärs aushalten müßten. Bismarck richtete sich auf: „Sie beide in der Unfreiheit Ihrer Entschlüsse als Soldaten brauchen die Gesichtspunkte des verantwortlichen Ministers nicht zu teilen. Ich kann mein Ehrgefühl nicht der Politik zum Opfer bringen." Da wird ein neues Chiffretelegramm von etwa 200 Gruppen aus Ems gemeldet, und als man es zu Tische bringt, liest Bismarck Abekens Depesche vor:

„S. M. schreibt mir: ‚Graf Benedetti fing mich auf der Promenade ab, um, auf zuletzt sehr zudringliche Art, von mir zu verlangen, ich solle ihn autorisieren, sofort zu telegraphieren, daß ich mich für alle Zukunft verpflichten würde, niemals wieder meine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf die Kandidatur zurückkämen. Ich wies ihn, zuletzt etwas ernst, zurück, da man à tout jamais dergleichen Engagements nicht nehmen dürfe noch könne. Natürlich sagte ich, daß ich noch nichts erhalten hätte und daß er über Paris und Madrid früher benachrichtigt sei als ich, er wohl einsähe, daß mein Gouvernement wiederum außer Spiele sei.' S. M. hat seitdem ein Schreiben des Fürsten Karl Anton bekommen. Da S. M. dem Grafen Benedetti gesagt hat, daß er Nachricht vom Fürsten erwarte, hat Allerhöchst Derselbe mit Rücksicht auf obige Zumutung, auf des Grafen Eulenburg und meinen Vortrag beschlossen, den Grafen Benedetti nicht mehr zu empfangen, sondern ihm nur durch seinen Adjutanten sagen zu lassen, daß S. M. jetzt vom Fürsten die Bestätigung der Nachricht erhalten, die Benedetti aus Paris schon gehabt, und dem Botschafter nichts weiter zu sagen habe. S. M. stellt E. E. anheim, ob nicht die neue Forderung Benedettis und ihre Zurückweisung sogleich sowohl unseren Gesandtschaften als der Presse mitgeteilt werden sollte."

Dies war, aus dem Kurialstil zurückübersetzt, ein Zeichen maximalen Zorns; das war „Eulenburgs Vortrag", d. h. es war Tells Geschoß! Die ganze Wut des Bundeskanzlers hatte der Minister nach Ems dem Könige mitgebracht, von Moltkes und Roons Stimmung berichtet, Bismarcks persönliche Gekränktheit durch des Königs Vorgehen alleruntertänigst nicht verschwiegen – und dazu kam Bismarcks Weigerung, selber zu kommen, und seine drohende Depesche! Zum Franzosen ist der König höflich, nur „etwas ernst" geblieben, in camera müssen sie alle gewütet haben, denn wenn der feine, zierliche Abeken, der keine Fliege, viel weniger einen Herzog schlagen kann, amtlich von Zumutung und Zurückweisung spricht, so müssen in der Konferenz schreckliche Worte gefallen sein. Ja, selbst der Adjutant darf und soll dem Botschafter einer Großmacht sagen, der

Digitized by Google

König wolle ihn nicht mehr empfangen, er habe ihm nichts weiter zu sagen! Schließlich kommt der alte Herr, vielleicht auch Eulenburg oder ein Flügeladjutant auf die Idee, man müsse die Zurückweisung sofort verbreiten und dies in der denkbar schärfsten Form, durch Gesandtschaften und Presse! Wieder wie Anno 62 im Kupee zwischen Jüterbog und Berlin, hat Bismarck, diesmal durch einen Vertreter, den König am Portepee fassen und auf höfische Manier andeuten lassen, daß er sich nicht schneidig benommen habe.

An Bismarcks Tische wirkt die Depesche zunächst niederschmetternd. Den beiden Generalen ist der Appetit vergangen, sie „verschmähten Speise und Trank. Bei wiederholter Prüfung des Aktenstückes verweilte ich bei der einen Auftrag involvierenden Ermächtigung S. M.... Ich stellte an Moltke einige Fragen in bezug auf das Maß des Vertrauens auf den Stand unserer Rüstungen, respektive auf die Zeit, deren dieselben bei der aufgetauchten Kriegsgefahr noch bedürfen würden." Moltke erklärt schnellen Ausbruch für vorteilhafter als Verschleppung. Darauf nimmt Bismarck seinen Riesenbleistift und kürzt in Gegenwart seiner Gäste die entsetzlich stilisierte Depesche für die Öffentlichkeit auf folgende Fassung:

„Nachdem die Nachricht von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der Kaiserlich Französischen Regierung von der Königlich Spanischen amtlich mitgeteilt worden ist, hat der französische Botschafter in Ems an S. M. noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisieren, daß er nach Paris telegraphiere, daß S. M. der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur zurückkommen sollten. S. M. der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß S. M. dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen habe."

In dieser Fassung der Depesche ist nicht ein Wort erfunden, einiges weggelassen, nichts hinzugesetzt, es wird sogar die scharfe Wendung „nichts weiter zu sagen habe" abgeschwächt in die höflichere Form „nichts weiter mitzuteilen habe". Die Publikation an Gesandtschaft und Presse aber, an der die ungeheure Wirkung hing, ist vom König erfunden, zumindest empfohlen, und, wie der Stil zwischen Herrn und Diener sich entwickelt hatte, im Grunde befohlen worden. Schon spürt der Redakteur der Depesche ihre Übersetzung heraus, er hört, sein „Réfusé" in Extrablättern auf den Boulevards ausrufen. Hier ist nichts gefälscht, aber alles komprimiert, aus

Digitized by Google

einem langen, formlosen Ballon, der zu wenig Gas und der sich deshalb am Boden hielt, ist durch Abschnürung eines Teiles ein kleiner runder geworden, der schnell in die Luft steigt, tausend Blicken sichtbar zu werden. In dieser Fassung ist nur die Antwort nachgeholt worden, die Bismarck dem Franzosen gegeben und mit der er ihn zu Krieg oder Unterwerfung gezwungen hätte. Nannte Liebknecht diese Depesche später „ein Verbrechen, wie er ein zweites kaum gesehen", so lag das Verbrechen in einer Gesellschafts- und Staatsform, die zwei oder drei Männern ermöglichte, Kriege zu entzünden, ohne ihre Nationen zu fragen.

Auch seinen König wollte Bismarck überrumpeln, an ihn denkt er in der Schnelligkeit dieses Entschlusses, der wieder, wie in seinem ganzen Leben, eine jahrelange Gedankenkette beschließt: den heute kriegerischen König will er festlegen, den morgen seine Frau und übermorgen sein Sohn zum Frieden beraten wird. Faktisch macht Bismarck mit dieser Depesche den Krieg unvermeidlich, ohne seinen Herrn auch nur gefragt zu haben. Wie sehr aber der König momentan in Wut gewesen, zeigt eine zweite Emser Depesche, abgegangen, als die erste schon redigiert und in die Welt gesandt war: darin wurde noch eine dritte Ablehnung des Besuches von Benedetti vom selben Tage gemeldet, wobei es hieß: „Was S. M. heute morgen gesagt, wäre allerhöchst sein letztes Wort in jener Sache, und er könne sich lediglich darauf berufen": bis in die Worte hinein Bismarcks Fassung nachträglich bestätigend!

Dieser handelt logisch, nachdem ihm der Feldherr die Gunst der Stunde bekräftigt und nachdem die Entwicklung der letzten Jahre den Krieg als unvermeidlich erwiesen hat, wofern man überhaupt Deutschland will. Da er als Psycholog die Hälfte des Erfolges von der Stimmung Europas abhängig weiß, erkennt und ergreift er diese Konstellation als die beste, die denkbar ist, um nicht nur im Grund, um auch im Anlaß der Geforderte zu scheinen. Und wenn dem Nachgebornen die vernünftige Einigung einer Nation überhaupt einen Krieg lohnt, so konnte der Nachbar moralisch in keiner schlechten Stellung zu einem Kampf genötigt werden, mit dem er in jedem Falle diese Einigung verhindern wollte. Vor allem aber fand Bismarck an diesem Nachmittage ein Motiv und eine Situation, die auch den letzten frankophilen Bayern und borussophoben Württemberger zu jenem gemeinsamen Zorn entflammen konnte, den Bismarck brauchte. Drei Tage später hat der Volksmund die Brunnenpromenade des friedlichen alten Königs und den bösen Welschen nachgeschaffen, der ihm im Boskett auflauerte wie ein Attentäter. Dies alles hat Bismarcks staats-

Digitized by Google

männischer Blick in einem Augenblick erkannt, als er vor 6 Uhr die Depesche redigierte, um vor Mitternacht in allen Hauptstädten Deutschlands und Europas das furchtbare Geschoß gleichzeitig platzen zu lassen.

Eine Woche später betonten die Thronreden in Berlin und Paris synonym, man habe der Nation das Schwert in die Hand gezwungen, und Gott, der mit unsern Vätern war, würde auch mit uns sein; beide Parlamente schlugen an die Waffen, bewilligten alles geforderte Geld, schnaubten Wut, ohne den Gegner zu kennen oder gar zu hassen. Aber zum erstenmal in der neuen Geschichte erhoben sich in diesen Julitagen in beiden Ländern Menschen, vorläufig mehr Gruppen als Massen, gegen den Krieg. An die Arbeiter aller Nationen wandte sich ein Pariser Aufruf: „Krieg wegen einer Frage des Übergewichtes oder wegen einer Dynastie kann in den Augen aller Arbeiter nichts sein als eine verbrecherische Torheit"; eine Menge Adressen riefen ein Gleiches. Aus sächsischen und bayerischen Versammlungen kam das Echo übern Rhein zurück, aber in Preußen wagte sich niemand vor, und in Berlin durfte der sozialistische Redner nur die Franzosen gegen Napoleon in Schutz nehmen und den Verteidigungskrieg gegen den Kaiser empfehlen. Dann erklärte der Generalrat der Internationale, der deutsche Verteidigungskrieg müsse vom Arbeiter mitgekämpft werden, dürfe aber nicht bis zur Offensive führen.

Dies Gefühl des französischen Angriffs bestimmte auch die Radikalen in den Kammern: in Paris stimmten nach Thiers und Gambettas feurigen Reden 10 Mann gegen die Kriegskredite, in Berlin enthielten sich Liebknecht und Bebel der Abstimmung, um weder Bismarcks noch Napoleons Politik zu verteidigen. Diese Haltung wurde in der jungen Partei selbst umstritten; zuerst schrieb man: „Napoleons Sieg bedeutet die Niederlage der Arbeiter in Europa und völlige Zerstückelung Deutschlands ... Unser Interesse erheischt Napoleons Vernichtung, denn es steht in Harmonie mit den Interessen des französischen Volkes." Drei Tage später hieß es im selben Volksblatt: „Mag sich deutscher und französischer Cäsarismus in Begleitung des Geldprotzentums allein schlagen: wir Proletarier haben mit dem Krieg nichts gemein!" Am nächsten Tage erklärte ein Manifest das Gegenteil. Bald sprach man in den Parteien von der Monarchie Liebknecht und spaltete sich nicht nur international.

Europa fühlte mit Frankreich und fürchtete Preußen. Um England umzustimmen, läßt Bismarck in den „Times" jenen Vertragsentwurf faksimilie-

Digitized by Google

ren, den er sich während des Luxemburger Handels von Benedetti ausgebeten, in dem Napoleon die deutsche Einheit zulassen, dafür aber ungestört Belgien einstecken wollte. Benedetti repliziert öffentlich, die Idee stamme von Bismarck, die Niederschrift sei sein Diktat. Bismarck antwortet, er habe mit Napoleon öfters davon gesprochen, und hätte er es jetzt nicht publiziert, so hätte ihm der Kaiser nach Vollendung der Rüstungen, an der Spitze einer Million gewappneter Streiter, dem bisher unbewaffneten Europa gegenüber sicher wieder vorgeschlagen, sich auf Kosten Belgiens gleich wieder zu vertragen.

Der Hauptpunkt ist in Benedettis Darstellung richtig, und wenn Europa sie glaubt, so zeigt das nur, daß man Bismarck die Verschlagenheit zutraute, mit der er hier zu Werke ging. Was aber niemand in Deutschland wußte und erst im Jahre 1926 in der Korrespondenz der Königin Viktoria ans Licht kam, ist Undank und Tücke, mit denen nicht nur bei Kriegsbeginn Viktoria von Preußen, die immerhin englisch geboren war, sondern auch ihr Mann das eigene Vaterland aus blindem Haß gegen seinen Führer zu schädigen wußte. Der Kronprinz war gleich nach dem Frieden nach England gefahren, die Königin schreibt in ihr Journal:

„Osborne, 31. Juli 71: Den guten Fritz gesehen und mit ihm über den Krieg gesprochen. Er ist so gerecht, freundlich und gut und hat den intensivsten Abscheu vor Bismarck, sagt, er sei ohne Zweifel energisch und schlau, aber schlecht, habe keine Grundsätze und sei allmächtig, er sei der wirkliche Kaiser, was Fritz' Vater gar nicht liebte, wogegen er aber nichts tun kann. Und was den Vertrag betrifft, den Bismarck veröffentlicht hat und von dem er behauptet, Benedetti habe ihn ihm vorgeschlagen, so meint Fritz, daß er mindestens ebensosehr Bismarcks wie des Kaisers Napoleon Werk gewesen sei. Er habe das Gefühl, sagt er, daß sie auf einem Vulkan lebten und daß es ihn nicht überraschen würde, wenn Bismarck versuchte, England eines Tages mit Krieg zu überziehen."

Das war der Dank von Erben Hohenzollerns an den Mann, der ihm die heißersehnte Kaiserkrone sechs Monate zuvor errungen hatte!

Jetzt, im Beginn des Krieges, geht weder, wie Anno 66, alles zu Bismarcks Politik über, als die Kanonen, die er nicht gerichtet, ihm recht zu geben schienen; wieder, wie am Abend von Königgrätz, hätte nach der ersten Schlacht jener Offizier ihn anreden können: Da die Attacke gelungen ist, sind Sie ein Genie; wäre der Feind über den Rhein gedrungen, so wären Sie der größte Verbrecher!

Digitized by Google

Auch diesmal konnte der Staatsmann nach wenigen Wochen eingreifen. Als in der Nacht nach der Schlacht von Sedan der unglückliche Wimpffen von Moltke Schonung der Armee erbittet und rät, die Nation durch Großherzigkeit zu verpflichten, nimmt Bismarck das Wort: „Man kann auf die Erkenntlichkeit eines Fürsten bauen, nicht auf die eines Volkes, am wenigsten auf die Franzosen. Ihnen fehlen alle dauerhaften Verhältnisse, unaufhörlich wechseln Regierungen und Dynastien, von denen die eine nicht zu halten braucht, was die andere versprochen hat. Die Franzosen sind ein eifersüchtiges Volk, sie haben uns Königgrätz übelgenommen, obwohl es ihnen doch nichts geschadet hat: wie sollte irgendeine Großmut sie bewegen, Sedan uns zu verzeihen." Man fordert die Übergabe der ganzen Armee ohne Waffen und Fahnen.

Mit dieser nächtlichen Hartnäckigkeit beginnt Bismarck seine Politik gegen die Republik Frankreich, deren morgige Ausrufung er heut leicht voraussehen kann, und wird sie in den Verhandlungen der nächsten sechs Monate kaum ändern. Es ist eine mißtrauische, unerbittliche, es ist reine Siegerpolitik, in allem verschieden von der von Nikolsburg. Von den Gründen hat er einen, die Unbeständigkeit der Pariser Regierung, heut nacht schon genannt, andere werden folgen. Diese Politik führt ihn zur Annexion von Lothringen und hat unermeßliche Folgen.

Als er am 2. sehr früh zu Napoleon gerufen wird und ihn auf der Landstraße trifft, umgeben von Offizieren zu Pferde und im Wagen, „hatte ich meinen Revolver umgeschnallt, und wie ich mich ihm und den 6 Offizieren allein gegenübersah, mag ich unwillkürlich einen Blick nach ihm hin getan haben, vielleicht, daß ich auch instinktiv darnach gegriffen habe: das wurde vermutlich vom Kaiser bemerkt, denn er wurde aschfahl." In dieser Sekunde sind beide Charaktere, zugleich ist die Begegnung selbst wie in einem Epigramm erleuchtet. Der Sieger sieht sich plötzlich dem Feinde leibhaftig gegenüber, einer gegen sechs, und greift, er weiß es selber kaum, in natürlicher Regung nach dem Revolver, den er auf alle Fälle mit hat. Der Besiegte, in seinem Wagen, sieht es und wird bleich. Beide wissen, daß hier keiner schießen wird, und doch reagieren beide, als könnte es in jedem Moment knallen.

Nach diesem Augenblick ist das Gespräch, das beide in einem armen Weberstübchen an der Straße führten, von geringem Belang. Bismarck, ritterlich und vorsichtig, hat es später ein Kotillongespräch genannt und sich auf alle Fälle mit dem Kaiser zu spät dahin geeinigt, daß beide den

Digitized by Google

Krieg nicht wünschten. Der große Hasser empfindet in dieser Stunde nichts von der Wollust der Rache, die er in andern Lagen genossen; es war ja nicht Grammont, der da vor ihm saß und leidend seine Ohnmacht beklagte, es war Napoleon, den er schon vor anderthalb Jahrzehnten als ungenialer und gutmütiger als seinen Ruf bezeichnet, den er nie gehaßt, zuweilen gefürchtet, immer aber zu gewinnen getrachtet: jetzt mochte er ihn wie eine lange umworbene, spät eroberte Frau anschauen, der man nur noch Mitgefühl entgegenbringt.

Im Grunde war ihm dieser gefangene Kaiser unbequem, und er soll schon am Abend der Schlacht nach Napoleons Übergabe mit seinem pfeilschnellen Denken gesagt haben: „Dadurch wird der Friede in weite Ferne gerückt." Ja, er erschrickt so sehr über die Wendung, daß er, ganz wie nach Königgrätz, jeden weiteren Vormarsch widerrät, nur das schon besetzte Frankreich als Faustpfand zu behalten wünscht, denn das Heer des Feindes sei vernichtet, gefangen oder hoffnungslos zerniert, die führerlose Nation würde sich in Parteien zersetzen und aus Schwäche nachgeben. Hätte Bismarck diesen Gedanken durchgesetzt, heut wie vor vier Jahren, er hätte die Staatskunst von Nikolsburg gekrönt! Aber wenn es schwer war, König und Generale von Wien fernzuhalten, so wurde das jetzt, im Angesichte von Paris, unmöglich. Diesmal war der Generalstab auf solche Laien-Tollheiten vorbereitet, der Zivilist wußte, daß er inzwischen vergebens General geworden. Als Bismarck in den Zug gestiegen war, um nach der Front zu fahren, war das erste, was er bei Abfahrt von Berlin aus dem offenen Halbkupee von nebenan hörte, die entschlossene Erklärung Podbielskys an Roon: „Diesmal ist dafür gesorgt, daß uns Graf Bismarck nicht wieder dreinredet!"

Vor allem drängte ihn jetzt der Ruf des gesamten Deutschlands, das damals die Einnahme von Wien mehr fürchtete als wünschte: plötzlich forderte alle Welt das Elsaß „zur Sicherung vor künftigen Überfällen des Erbfeindes"; nur die sozialdemokratische Partei erklärte mit dem Sturze Napoleons den Krieg für beendet. Am 4. September war in Paris die Republik, am 5. in vielen deutschen Massenversammlungen die Sympathie mit dieser Republik ausgerufen worden, und von nun an schrieb die Arbeiterpresse über jede Nummer: Gerechter Friede mit Frankreich! Keine Annexion! Bestrafung Bonapartes und der Mitschuldigen! Zugleich wurde ein Manifest von Karl Marx durch ganz Deutschland verbreitet, in dem er aus einer Annexion des Elsaß die „tödliche Verfeindung

Digitized by Google

beider Länder, einen Waffenstillstand statt eines Krieges" prophezeite, und schon Mitte August hatte er an Engels geschrieben, „das wäre das größte Unglück, das Europa und spezifisch Deutschland treffen könnte ... Die Preußen könnten doch aus ihrer eignen Geschichte lernen, daß man ‚ewige' Sicherheit gegen den geschlagenen Gegner nicht durch dismembrement erreicht." Damals ließ irgendein General im Hinterlande den Ausschuß der Partei verhaften und in Ketten auf eine Festung schleppen; als Johann Jacobi verhaftet wurde, der in Königsberg eine Rede gegen Annexionen gehalten, rührten sich auch die alten Demokraten.

Denn was hatte die Regierung ein paar Wochen vorher feierlich bekräftigt? „Das deutsche und das französische Volk," hatte es in Bismarcks Thronrede bei Ausbruch des Krieges gelautet, „beide die Segnungen christlicher Gesittung und steigenden Wohlstandes gleichmäßig genießend und begehrend, ist zu einem heilsameren Wettkampf berufen als zu dem blutigen der Waffen ... Doch die Machthaber Frankreichs haben es verstanden, das wohlberechtigte, aber reizbare Ehrgefühl unseres großen Nachbarvolkes durch berechnete Mißleitung für persönliche Interessen und Leidenschaften auszubeuten." Klarer und vornehmer konnte kein Weltbürger am ersten Tage eines Krieges vom Feinde vor Europa reden, und deutlicher hat nie ein Staatsmann die Nation von ihrer Regierung abgetrennt. Das einzige, woran Bismarck im Drange dieser Stunde nicht gedacht haben mag, war wohl ein so rascher Zusammenbruch von Napoleons Heer, Herrschaft und Person, und wenn er ihn für möglich hielt, so vergaß oder mißachtete er doch den Eindruck solchen Wechsels auf einen Teil seiner eigenen Mitbürger.

Noch mehr! Mitte August, als König Wilhelm Frankreichs Boden betrat, begann Bismarck seine Proklamation: „Nachdem der Kaiser Napoleon die Deutsche Nation, welche wünschte und noch wünscht, mit dem französischen Volke in Frieden zu leben, zu Wasser und zu Lande angegriffen hat ..."; zugleich erließ Friedrich Karl einen Armeebefehl: „Das französische Volk ist nicht gefragt worden, ob es mit seinem Nachbarn einen blutigen Krieg führen wollte, ein Grund zur Feindschaft ist nicht vorhanden." Konnte man deutlicher reden?

Doch nun! Als 5 Wochen nach diesem Manifeste der erste republikanische Minister des Äußeren ins Hauptquartier des Siegers trat, um Waffenstillstand zur Wahl einer Nationalversammlung zu erbitten – darf da Jules Favre nicht hoffen, daß diese resolute Unterscheidung zwischen Napoleon und seinem Volke mehr war als eine Phrase? Dürfen die Gegner dieses Krieges

Digitized by Google

in beiden Ländern nicht mit der Anerkennung einer friedlichen Gesinnung rechnen, die jenes Volk durch Sturz der alten, kriegslustigen Regierung und Erhebung ihrer Gegner zur Macht, durch plötzlich radikalen Umsturz vom Kaiserreich zur Republik bewies? Waren es nicht Thiers und Favre, die am entscheidenden Tage mit ihren Freunden damals den Krieg verurteilt, das Geld verweigert – und die nun die Führung der Republik übernommen hatten?

Aber die Realität darf sich nicht ohne weiteres erlauben, eine Theorie zu verwirklichen, und man hat nicht ungestraft ein halbes Dutzend großer Schlachten gewonnen. Derselbe Bismarck, der in jener Thronrede das große Nachbarvolk wegen seiner Mißleitung für persönliche Interessen bedauert und in dem Manifest erklärt hat, wir wünschten noch heute mit ihm in Frieden zu leben, sagt jetzt in zwei Rundschreiben an alle Gesandten: die ganze Nation sei für den Eroberungskrieg verantwortlich! Und als Favre ihm erklärt, wir haben den Kriegskaiser weggejagt, wollen Frieden und bieten Entschädigung an, da erwidert Bismarck, zu dem sich ein abenteuerlicher Unterhändler der Kaiserin Eugénie durchgeschlagen: „An der Form Ihrer Regierung liegt uns gar nichts. Finden wir Napoleon unseren Interessen günstig, so werden wir ihn nach Paris zurückführen. Wir können unsern Siegeslauf nicht aufhalten, wir brauchen Straßburg, Toul und ein Fort von Paris als Pfänder während des Waffenstillstandes. Wären Sie sicher, daß Ihre Politik die Frankreichs ist, so würde ich den König bewegen, sich zurückzuziehen, ohne ein Stück Land oder einen Heller zu fordern. Aber Sie stellen nur eine verschwindende Minderheit dar, wir haben keine Gewähr, weder bei Ihnen noch bei einer Regierung, die nach Ihnen kommt. Wir müssen an unsere Sicherheit in der Zukunft denken und werden das ganze Elsaß fordern und ein Stück Lothringen mit Metz!"

Da steht Jules Favre, bisher Pariser Advokat, das feine Gesicht mit der dicken Lippe blaß, der große Bart in Unordnung, nimmt seinen „staubigen Überzieher und einen zerknitterten Hut" und erklärt: „Kein Stein aus unseren Festungen!" Und doch gefällt ihm der böse Bismarck, er nennt ihn „imposant und hart, was aber durch eine natürliche, fast gutmütige Einfachheit gemildert wurde. Er empfing mich höflich und ernst, frei von jeder Affektion und Steifheit, nahm sogleich eine wohlwollende und aufgeschlossene Miene an und behielt sie bis zum Schlusse."

Entscheidende Dinge, für ein halbes Jahrhundert gefährlich, gehen von dieser verwandelten Stimmung Bismarcks aus, denn daß er bei seiner souveränen Macht mit dem zögernden König trotz aller Generale allein

Digitized by Google

regieren konnte, wird die Geschichte der nächsten Monate bekräftigen. Daß er Pfänder fordert, während man drüben sich neu konstituiert, ist natürlich; daß er Napoleon wieder einsetzen würde, ist ein Trick; daß er ohne einen Heller abziehen würde, wenn Favre allmächtig wäre, ist eine höfliche Lüge; daß Favre eine verschwindende Minderheit darstellt, wird die nächste Epoche widerlegen. Daß er aber zur Sicherung des Reiches und des Friedens Elsaß und Lothringen fordert, zeigt eine Verdunkelung seiner eigenen, tieferen Erkenntnisse. Es ist erst ein Jahr, da sagte er im vertraulichsten Gespräch in Varzin seinem Jugendfreunde Keyserling:

„Und schließlich, wenn Preußen siegte, wozu würde es führen? Wenn man auch das Elsaß gewänne, müßte man es behaupten, Straßburg immer besetzt halten. Das ist aber unmöglich, und schließlich würden die Franzosen doch wieder Bundesgenossen finden – und dann könnte es schlimm werden!"

Genau der Gedanke von Marx: Waffenstillstand statt Frieden! Den Krieg hatte Bismarck kommen sehen, und dies nicht ungern, weil sein einziges Kriegsziel jetzt und damals die Vollendung des Reiches war. Niemals haben sich Bismarcks Gedanken und Wünsche auf einen Nachbar gerichtet, weil er gefährlich, unruhig oder erobernd aufträte. Seit 55 Jahren hat dieser Nachbar den letzten Einzug der Deutschen halb vergessen, erst seit 4 Jahren hat ihn das Wachstum Preußens nervös gemacht. In keiner seiner Denkschriften und Reden, in keinen Privatbriefen oder Gesprächen seit 20 Jahren ist dies Motiv bei Bismarck zu finden, nirgends taucht die Phrase vom Erbfeind auf! Er liebt die Franzosen nicht, aber wen liebt er überhaupt? Plötzlich, jetzt erst, ganz unverhofft nach seinen letzten Proklamationen, entwickelt er vor sich selber das Kriegsziel einer Sicherheit des Reiches, das erst durch diesen Krieg entstehen soll. Ein völliger Umschlag seiner weltpolitischen Grundstimmung: mit einem Male wird Bismarck, der Architekt, zum Eroberer.

Warum aber, fragt alle Welt, werden diese Länder nicht neutral, da sie das selber wünschen? „Es wäre dann", erwidert Bismarck später im Reichstag, „eine Kette von neutralen Staaten hergestellt gewesen, von der Nordsee bis an die Schweizer Alpen, die es uns allerdings unmöglich gemacht haben würde, Frankreich zu Lande anzugreifen, weil wir gewohnt sind, Verträge und Neutralitäten zu achten (Zwischenruf: Sehr gut!) ... Frankreich hätte einen schützenden Gürtel gegen uns bekommen, wir aber wären, solange unsere Flotte der französischen nicht gewachsen ist, zur See nicht vor ihm gedeckt gewesen. Es ware dies ein Grund, aber nur in zweiter

Digitized by Google

Linie." Der Hauptgrund: „Belgien und die Schweiz wollen unabhängige, neutrale Staaten bleiben. Diese Voraussetzung wäre bei den neu zu bildenden Neutralen in der nächsten Zeit nicht eingetroffen, sondern es ist zu erwarten, daß die starken französischen Elemente, welche im Lande noch lange zurückbleiben werden, die mit ihren Interessen, Sympathien und Erinnerungen an Frankreich hängen, diesen neutralen Staat, welcher immer sein Souverän sein möchte, in einem neuen deutsch-französischen Kriege bestimmt haben würden, sich Frankreich wieder anzuschließen ... Es blieb daher nichts anderes übrig, als diese Landstriche mit ihren Festungen vollständig in deutsche Gewalt zu bringen, um sie selbst als ein starkes Glacis Deutschlands gegen Frankreich zu verteidigen und um den Ausgangspunkt etwaiger französischer Angriffe um eine Anzahl von Tagemärschen zurückzuverlegen.

„Der Verwirklichung dieses Gedankens ... stand in erster Linie die Neigung der Einwohner selbst entgegen. Es waren anderthalb Millionen Deutsche, die alle Vorzüge des Deutschen in einem Volke, das andere Vorzüge hat, aber gerade nicht diese, zu verwerten imstande waren; sie hatten durch ihre Eigenschaften eine bevorzugte Stellung ... Es liegt dabei im deutschen Charakter, daß jeder Stamm sich irgendeiner Art von Überlegenheit, namentlich über seinen nächsten Nachbarn, vindiziert; hinter einem Elsässer und Lothringer, solange er Franzose war, stand Paris mit seinem Glanze und Frankreich mit seiner einheitlichen Größe. Er trat dem deutschen Landsmann gegenüber mit dem Gefühle: Paris ist mein! Tatsache ist, daß diese Abneigung vorhanden war und daß es unsere Pflicht ist, sie mit Geduld zu überwinden. Wir haben viele Mittel: wir haben im ganzen die Gewohnheit, mitunter etwas ungeschickter, aber auf die Dauer doch wohlwollender und menschlicher zu regieren als die französischen Staatsmänner ... (Heiterkeit) Aber wir dürfen uns nicht schmeicheln, sehr rasch an dem Ziele zu sein, daß in Elsaß Verhältnisse sein würden wie in Thüringen, in bezug auf deutsche Empfindung."

Durch all diese maßvollen und gerechten Erwägungen hört man die Sorge des Staatsmannes, und wenn er es wagt, nach siegreichem Frieden vor seiner Nation vom Siegespreise zu sagen, mir blieb nichts übrig als ihn zu nehmen, so zeigt dies noch einmal alle Bedenken, die er zu überwinden hatte, wenn er ihn nahm. Warum aber nahm er ihn?

Die Gründe liegen zunächst in der Stimmung des Heeres und in der militärischen Stimmung: große Schlachten, schwere Verluste, ein schlecht

Digitized by Google

gerüsteter Gegner, Festungen, die sich meist nicht lange halten, ringsum nichts als siegestrunkene Generale und Fürsten; dazu trat eine entschiedene Aversion gegen den Hochmut eines Volkes, das keinen gleich mächtigen Nachbar dulden wollte. Schließlich eine deutschnationale Erwägung: die Ungedecktheit gegen Frankreich, hatte der König von Württemberg einmal gegen Bismarck erklärt, würde für Süddeutschland immer ein Hindernis vor der Einigung bilden. „Der Keil," so formuliert er selber bald im Reichstage, „den die Ecke des Elsaß bei Weißenburg in Deutschland hineinschob, trennte Süddeutschland wirksamer vom Norden als die politische Mainlinie." Doch diese einzige realistische Erwägung bezog sich nur auf das Elsaß und nur auf einen Teil davon.

Dabei lachte er über die alldeutschen Phrasen, mit denen sich das Hinterland moralisch echauffierte: „Was wir brauchen, sind die Festungen. Das (deutsch gewesene) Elsaß ist Professorenidee." Er wußte, daß das Elsaß wesentlich durch die Haltung des Großen Kurfürsten gegenüber Ludwig XIV. verloren gegangen war, daß also gerade die Hohenzollern die geringsten moralischen Ansprüche hatten. Auch erkannte er sofort die Gefahr der Annexion von Lothringen, denn er sagte schon am 6. September: „Mir ist die Erwerbung von Lothringen zwar unerwünscht, aber die Generale halten Metz für unerläßlich, da es den Wert von 120000 Mann repräsentiert", und gleich darauf amtlich zu einem englischen Diplomaten: „Wir tragen kein Verlangen nach Elsaß oder Lothringen, Frankreich mag diese Provinzen unter Bedingungen behalten, die sie zu Stützpunkten in der Kriegsführung gegen uns unbrauchbar machen; was wir aber haben müssen, das ist Straßburg und Metz."

Aber der tiefste Grund, mit dem sich Bismarck diese ihm gefährlich scheinende Annexion abrang, war der Gedanke an das Reich, das eben entstehen sollte. Nur „in der Glut gemeinsamen Zornes" schienen ihm die starren Herzen flüssig und biegsam zu werden; nun war da auch ein Pfand, der junge gemeinsame Besitz der Verbündeten, und Bismarck schloß, daß dieser gemeinsam zu erziehende Sprosse die gefälligste Nötigung zur Ehe abgeben könnte. Am Tage von Sedan, in Unkenntnis der Schlacht, sagte in Dresden Delbrück, Bismarcks Vertrauter:

„Aus dem Reichslande erwächst das Reich."

Digitized by Google

JUGEND

Novelle von

JOSEPH CONRAD

Diese Geschichte hätte sich nirgends sonst als in England abspielen können, wo die Männer und die See einander gegenseitig durchdringen, sozusagen – indem die See in das Leben der meisten Männer hineinspielt, und jeder Mann ein wenig oder alles von der See weiß, vom Vergnügen, vom Reisen oder vom Broterwerb her.

Wir saßen rund um einen Mahagonitisch, der die Flasche, die Spitzgläser und unsere Gesichter widerspiegelte, die wir auf die Ellenbogen gestützt hielten. Wir waren zu fünft: der Direktor einer Handelsgesellschaft, ein Buchhalter, ein Rechtsanwalt, Marlow und ich. Der Direktor war an der Küste aufgewachsen, der Buchhalter hatte vier Jahre zur See gedient, der Rechtsanwalt – ein Tory vom reinsten Wasser, ein Anhänger der Hochkirche, der feinste alte Knabe, der sich denken läßt, dazu ein Ehrenmann durch und durch – der Rechtsanwalt also war Erster Offizier bei der P. & O.-Linie gewesen, in den guten alten Tagen, als noch die Postdampfer auf mindestens zwei Masten mit Rahen getakelt waren und das Chinesische Meer vor einem kräftigen Monsun unter vollen Leesegeln herunterzulaufen pflegten. Wir alle hatten unsere Laufbahn in der Handelsmarine begonnen. Die See hielt uns zusammen wie ein starkes Band, und hinzu kam noch ein seemännisches Gemeinschaftsgefühl, wie es keine noch so hohe Begeisterung für Wettsegeln, Kreuzen oder ähnlichen Sport erzeugen kann; denn diese umfaßt immer nur ein Beiwerk des Lebens, jenes aber das Leben selbst.

Marlow (ich denke wenigstens, daß er sich so schrieb) erzählte uns die Geschichte einer Reise:

„Ja, ich habe ein wenig von den östlichen Meeren gesehen; am besten aber erinnere ich mich doch an meine erste Reise dahin. Ihr alle wißt ja, daß es Reisen gibt, die wie erläuternde Beispiele zu diesem Leben wirken, ja, wie das Sinnbild des Lebens überhaupt. Da kämpft man, arbeitet, schwitzt, bringt sich beinahe, manchmal auch ganz um, immer in dem Bestreben, irgendwas durchzuführen – das man dann doch nicht fertigbringt. Nicht aus eigenem Verschulden. Man kann nur einfach nichts vollenden, nichts Großes und nichts Kleines – kein Ding auf dieser Welt; nicht einmal eine

Digitized by Google

alte Jungfer heiraten, oder eine Ladung von lumpigen sechshundert Tonnen Kohle in ihren Bestimmungshafen bringen.

Die Sache war in jeder Hinsicht bemerkenswert. Es war meine erste Reise nach dem Osten, und meine erste Reise als Zweiter Offizier; es war auch das erste Kommando meines Kapitäns. Ihr werdet zugeben, daß es an der Zeit war, wenn ich euch sage, daß er geschlagene sechzig Jahre alt war; ein kleiner Mann mit breitem, nicht sonderlich geradem Rücken, mit gebeugten Schultern und gewaltigen Säbelbeinen; er sah förmlich krummgezogen aus, wie man es häufig bei Leuten findet, die Feldarbeit tun. Sein Nußknackergesicht – Kinn und Nase suchten einander über dem eingesunkenen Mund zu begegnen – war von eisengrauem, flaumigem Haar umrahmt, das wie ein baumwollenes Sturmband aussah, von Kohlenstaub überfleckt. Und ein Paar blaue Augen standen in seinem alten Gesicht, die ganz erstaunlich jungenhaft blickten, mit dem unschuldigen Ausdruck, den manchmal ganz gewöhnliche Leute bis an das Ende ihrer Tage bewahren, einfach zufolge der seltenen Gabe ihrer Herzenseinfalt und Geradheit. Was ihn bewogen haben mag, mich anzunehmen, war mir ein Rätsel. Ich kam von einem prächtigen australischen Schnellsegler her, wo ich Dritter Offizier gewesen war, und er schien gegen Schnellsegler – als aristokratisch und übervornehm – ein Vorurteil zu haben. Er sagte mir: ‚Verstehen Sie mich recht – auf diesem Schiff hier werden Sie arbeiten müssen!' Ich antwortete ihm, daß ich noch auf jedem Schiff, auf dem ich je gewesen, hätte arbeiten müssen. – ‚Ah, aber dies hier ist grundverschieden, und ihr feinen Herren von den großen Schiffen ... Aber, na, ich hoffe, Sie werden sich machen! Treten Sie morgen an!'

Ich trat also am nächsten Tage an. Das ist nun zweiundzwanzig Jahre her; und ich war eben zwanzig. Wie die Zeit vergeht! Es war einer der frohesten Tage meines Lebens. Denkt euch doch – frischgebackener Zweiter – richtig verantwortlicher Offizier! Ich hätte mein neues Patent nicht um ein Vermögen hergegeben. Der Erste musterte mich genau. Er war auch ein alter Knabe, doch von anderer Prägung. Er hatte eine römische Nase, einen schneeweißen langen Bart und hieß Mahon, bestand aber darauf, daß man den Namen ‚Mann' aussprechen sollte. Er hatte gute Beziehungen, doch fehlte es ihm wohl an Glück und so war er nie weitergekommen.

Was nun den Kapitän angeht, so hatte der jahrelang auf Küstenfahrern, dann im Mittelmeer und schließlich auf der westindischen Route gedient. Um das Kap war er nie herumgekommen, konnte zur Not eine kratzige

Digitized by Google

Klaue schreiben und legte keinen Wert darauf, überhaupt zu schreiben. Beide waren sehr tüchtige Seeleute, wie nicht anders zu erwarten, und ich kam mir zwischen den beiden Alten vor wie ein kleiner Junge zwischen zwei Großvätern.

Auch das Schiff war alt. Es hieß ‚Judea' – komischer Name, nicht? – und gehörte einem Manne namens Wilmer, Wilcox . . . irgendwas der Art; aber er hat Bankrott gemacht und ist gestorben, vor zwanzig oder mehr Jahren, und so tut sein Name nichts zur Sache. Die Bark war endlos lange im Shadwell Dock aufgelegt gewesen, und ihr könnt euch ihren Zustand vorstellen. Sie war über und über voll Rost, Staub und Schmutz; die Takelung verrußt, das Deck förmlich überkrustet. Für mich war es ungefähr so, als wäre ich aus einem Palast in ein verfallenes Bauernhaus gekommen. Sie hatte etwa vierhundert Tonnen, ein altmodisches Ankerspill, Holzklinken an den Türen, kein kleinstes Stück Messing auf sich, und ein mächtiges, plattes Heck. Darauf stand in großen Lettern ihr Name; darunter war eine Menge Schnitzwerk angebracht, von dem die Vergoldung abgegangen war und das eine Art Wappen mit dem Wahlspruch umgab ‚Halt aus oder stirb!' Ich erinnere mich noch, wie stark es meine Einbildungskraft gefangennahm. Ein Schimmer von Romantik lag darüber, etwas, das mich das alte Ding lieben ließ – das meiner Jugend ans Herz griff!

Wir verließen London in Ballast – Sandballast – um in einem nördlichen Hafen eine Ladung Kohlen für Bangkok einzunehmen. Bangkok! Ich fieberte förmlich! Ich war sechs Jahre zur See gewesen, hatte aber nur Melbourne und Sydney gesehen, sehr nette Orte, entzückende Orte in ihrer Art – aber Bangkok! . . .

Es war im Januar, und das Wetter wunderschön – das herrliche, sonnige Winterwetter, das mehr Reiz hat als der Sommer, weil es unerwartet ist und herb, und man weiß, daß es unmöglich lange anhalten kann. Es ist wie ein Fallwind, wie Strandgut, wie ein unverhofftes Glück.

Es hielt die ganze Nordsee und den Kanal durch an und weiter noch, bis wir etwa dreihundert Meilen westlich von Kap Lizard waren. Dann sprang der Wind nach Südwest um und begann richtig zu pfeifen. Nach zwei Tagen hatten wir Sturm. Die ‚Judea', beigedreht, rollte im Atlantischen wie eine Nußschale. Es blies Tag um Tag: schneidend, ohne Unterlaß, unbarmherzig. Die Welt war nichts als eine Unendlichkeit schäumender Wogen, die gegen uns anstürmten, unter einem Himmel, niedrig genug, daß man ihn mit der Hand greifen konnte, und schmutzig, wie eine ver-

Digitized by Google

rauchte Stubendecke. In dem sturmzerrissenen Raum rings um uns war ebensoviel Gischt wie Luft. Tag um Tag und Nacht um Nacht umtobte das Schiff das Heulen des Windes und der Wogen und das Donnern der Sturzseen auf Deck. Es gab keine Rast, weder für das Schiff noch für uns. Die Bark stampfte, schlingerte, stellte sich auf den Kopf, setzte sich auf den Steert, rollte, ächzte, und wir mußten uns festklammern, wenn wir auf Deck, und uns gegen die Kojen spreizen, wenn wir unter Deck waren, in ewiger Anspannung von Seele und Leib.

Eines Nachts sprach Mahon durch das kleine Fenster in meiner Koje. Es ging gerade in mein Bett, wo ich schlaflos lag, in Stiefeln und mit dem Gefühl, als hätte ich jahrelang nicht geschlafen und könnte es nicht mehr, wenn ich auch wollte. Er sagte aufgeregt:

‚Haben Sie den Peilstock da, Marlow? Ich kann die Pumpen nicht zum Ansaugen bringen. Bei Gott, es ist kein Kinderspiel!'

Ich gab ihm den Peilstock, legte mich wieder hin und versuchte allerlei zu denken – aber ich dachte nur an die Pumpen. Als ich auf Deck kam, waren sie immer noch dabei, und meine Wache löste an den Pumpen ab. Im Licht einer Laterne, die auf Deck gebracht worden war, um den Peilstock abzulesen, konnte ich ihre müden, ernsten Gesichter sehen. Wir pumpten die vollen vier Stunden durch. Wir pumpten die ganze Nacht, den ganzen Tag, die ganze Woche – Wache um Wache! Die Bark arbeitete sich lose und leckte schlimm – nicht schlimm genug, um uns augenblicklich zu ersäufen, doch genug, um uns mit der Schinderei an den Pumpen umzubringen. Und während wir pumpten, ging das Schiff stückweise dahin: das Schanzkleid erst, dann die Stützen; die Ventilatoren wurden zerschlagen, die Kajütentür eingedrückt. Es gab kein trockenes Fleckchen mehr im ganzen Schiff. Alles wurde nach und nach überschwemmt. Das Langboot wurde wie durch Zauberei zu Brennholz, während es fest in den Bootskrabbern stand. Ich hatte es selbst festgelascht und war richtig stolz auf meine Handarbeit, die so lange den Tücken der See widerstanden hatte. Und wir pumpten. Und das Wetter änderte sich nicht. Die See war einfarbig weiß von Schaum, wie ein Kessel voll kochender Milch; kein Riß zeigte sich in den Wolken – kein handtellergroßer Riß – nicht zehn Sekunden lang. Keinen Himmel gab es für uns, keine Sterne, keine Sonne, keine Welt – nichts als böse Wolken und eine wütende See. Wir pumpten Wache um Wache ums liebe Leben; und es schien Monate, Jahre, eine ganze Ewigkeit zu währen, als wären wir alle gestorben und in eine Hölle für

Digitized by Google

Seeleute verdammt worden. Wir vergaßen den Wochentag, den Namen des Monats, das Jahr und daß wir je an Land gewesen waren. Die Segel wurden davongeweht, die Bark lag dwars an unter einer Persennig, der Ozean strömte über sie weg, und wir achteten es nicht. Wir drehten an den Kurbeln und sahen wie die Idioten drein. Sobald wir auf Deck gekrochen waren, pflegte ich eine Tauschlinge um die Leute, die Pumpen und den Hauptmast zu legen, und wir drehten, drehten unaufhörlich, im Wasser bis zu den Hüften, bis zum Hals, über den Kopf. Es war alles eins. Wir hatten vergessen, wie es war, sich trocken zu fühlen.

Und irgendwo in mir lebte der Gedanke: Bei Gott, das ist ein verteufeltes Abenteuer – etwas, wie man es in Büchern liest; und es ist meine erste Reise als Zweiter Offizier – und ich bin erst zwanzig – und beiße es durch wie nur einer und halte meine Kerls an der Stange. Es gefiel mir. Ich hätte das Erlebnis nicht um die Welt missen mögen. Augenblicke lang jubelte ich sogar. Sooft die alte, abgetakelte Bark, mit der Gillung hoch in der Luft, aufstampfte, schien sie mir wie eine Klage, eine Herausforderung, wie einen Schrei zu den gnadenlosen Wolken die Worte emporzuschleudern, die auf ihrem Heck geschrieben standen: ‚Judea, London. Halt aus oder stirb!'

Oh, die Jugend! Die Kraft darin, die Gläubigkeit, die schönen Träume! Für mich war das Schiff kein alter Klapperkasten, der eine Ladung Kohle durch die Welt schleppte. Für mich verkörperte sich darin alles, was im Leben des höchsten Einsatzes wert sein konnte. Ich denke gerne an die Bark zurück, mit Liebe und Schmerz, wie an einen lieben Toten. Ich werde sie nie vergessen ... Gebt die Flasche her! ...

Wir setzten Kurs nach Hause ... Es war schauerlich. Seelisch war es schlimmer, als ums liebe Leben pumpen zu müssen. Es schien, als wären wir von der Welt vergessen worden, als sollten wir, verhext, für ewig und immer in dem Innenhafen leben müssen, Zielscheibe des Spottes für Geschlechter von Hafenbummlern und unehrlichen Bootsleuten. Ich erwirkte drei Monate Gehalt und fünf Tage Urlaub und machte einen Abstecher nach London. Ich brauchte einen vollen Tag hin und ebenso lange zurück – aber drei Monate Gehalt gingen doch dabei drauf. Ich weiß nicht, was ich damit anfing. Ich ging in ein Tingeltangel, glaube ich, aß zu Mittag, zu Abend und zu Nacht, in einem pikfeinen Lokal in Regent Street, und war pünktlich zurück, ohne als Gegenwert für drei Monate Arbeit mehr aufweisen zu können als eine Gesamtausgabe von Byrons Werken und eine

Digitized by Google

neue Reisedecke. Der Jollenführer, der mich zum Schiff hinüberruderte, sagte: ‚Halloh! Ich dachte, Sie hätten die alte Kiste sein lassen. Die kommt nie nach Bangkok!' – ‚Was Sie schon davon wissen!' gab ich geringschätzig zurück – aber mir gefiel die Weissagung ganz wenig.

Plötzlich tauchte irgendein Agent mit Vollmacht auf. Er hatte ein rotes Trinkergesicht, eine unbändige Tatkraft und ein frohes Gemüt. Wir erwachten zu neuem Leben. Ein Hulk kam längsseit, nahm unsere Ladung ein, und dann gingen wir ins Trockendock, um den Kupferbelag abnehmen zu lassen. Kein Wunder, daß die Bark leckte! Das arme Ding hatte, in dem Sturm über alle Gebühr beansprucht, wie vor Ekel das ganze Werg aus den unteren Nähten ausgekaut. Sie wurde frisch kalfatert, neu mit Kupfer beschlagen und so dicht gemacht wie eine Flasche. Wir gingen zu dem Hulk zurück und nahmen unsere Ladung wieder ein.

Dann verließen in einer schönen Mondnacht alle Ratten das Schiff.

Wir hatten eine Unzahl davon an Bord gehabt. Sie hatten unsere Segel zerfressen, mehr Vorräte verschlungen als die Besatzung, hatten liebevoll unsere Betten und unsere Gefahren mit uns geteilt, um nun, als das Schiff endlich seetüchtig gemacht war, doch auszuwandern. Ich rief Mahon, damit auch er das Schauspiel ansehe. Eine Ratte nach der anderen erschien auf unserer Reling, warf einen letzten Blick über die Schulter zurück und sprang mit einem dumpfen Aufklatschen in den leeren Hulk hinunter. Wir versuchten sie zu zählen, kamen aber bald nicht mehr nach. Mahon meinte: ‚Nun, nun, sagen Sie mir nichts von dem Verstande der Ratten! Die hätten früher auswandern sollen, als wir knapp am Untergehen waren. Da haben Sie den Beweis dafür, wie töricht der Aberglaube wegen der Ratten ist. Sie verlassen ein gutes Schiff einem alten, verfaulten Hulk zuliebe, auf dem es überdies nicht einmal etwas zu essen gibt; die dummen Viecher! Ich finde, sie wissen nicht besser als Sie oder ich, was gut für sie ist.'

Und nach einigem Hin und Her einigten wir uns darauf, daß die Weisheit der Ratten gröblich überschätzt worden und tatsächlich nicht größer als die der Menschen sei.

Die Geschichte des Schiffes war inzwischen den ganzen Kanal entlang von Land's End bis zu den Forelands bekanntgeworden, und wir konnten an der Südküste keine Bemannung mehr zusammenbringen. Sie schickten uns eine – ganz vollzählig – von Liverpool herunter, und noch einmal gingen wir in See – nach Bangkok.

Digitized by Google

Wir hatten gute Brisen und glatte See bis über den Wendekreis hinaus, und die alte ‚Judea' bummelte im Sonnenschein dahin. Wenn sie acht Knoten lief, dann krachte oben alles, und wir banden uns die Mützen fest; meist aber krabbelte sie ihre drei Meilen in der Stunde. Was hätte man auch erwarten dürfen? Sie war müde – das alte Schiff. Ihre Jugend war, wo meine ist, wo eure ist, ihr Burschen, die ihr dieser Geschichte zuhört; und welcher Freund wollte euch wohl eure Jahre und eure Müdigkeit vorwerfen? Wir schalten sie nicht. Uns kam es so vor, als wären wir in ihr geboren und aufgezogen, hätten jahrzehntelang in ihr gelebt und nie ein anderes Schiff gekannt. Ebensowohl hätte ich unserer alten Dorfkirche daheim vorwerfen können, sie sei keine Kathedrale.

Und in meinem besonderen Fall half auch noch meine Jugend zur Geduld. Der ganze Osten lag vor mir, und das ganze Leben; dazu der Gedanke, daß ich auf diesem Schiffe auf die Probe gestellt worden war und die Probe gut bestanden hatte. Und ich gedachte der Männer alter Zeit, die vor Jahrhunderten, in Schiffen, die kaum besser segelten, den gleichen Weg gezogen waren, ins Land der Palmen, der Gewürze und des gelben Sandes, der braunen Völkerschaften unter der Herrschaft von Königen, grausamer als Roms Nero und prachtliebender als Salomo. Die alte Bark bummelte weiter und trug hart an ihrem Alter und ihrer Ladung, während ich jugendlich unwissend und hoffnungsfroh dahinlebte. Sie stolperte eine endlose Reihe von Tagen lang dahin; und die frische Vergoldung strahlte den Abendsonnenschein wider, schien über die dunkelnde See die Worte hinauszurufen, die auf dem Heck geschrieben standen: ‚Judea, London. Halt aus oder stirb!'

Dann kamen wir in den Indischen Ozean und hielten nördlich, auf die Spitze von Java zu. Die Winde blieben leicht. Die Wochen glitten dahin. Die Bark krabbelte ihren Weg, halt aus oder stirb, und die Leute daheim begannen daran zu denken, uns als überfällig anzumelden.

Eines Samstagabends, als ich eben dienstfrei war, baten mich die Leute, ihnen eine Extraration Wasser auszufolgen, damit sie ihre Sachen waschen könnten. Da ich so spät nicht mehr die Frischwasserpumpe anschrauben wollte, ging ich pfeifend nach vorne, einen Schlüssel in der Hand, um die Vorderstevenluke aufzusperren und das Wasser aus einem Reservetank auszugeben, den wir dort aufbewahrten.

Der Geruch da unten war so unerwartet wie beängstigend. Man hätte glauben können, daß Hunderte von Petroleumlampen in dem Loche tage-

Digitized by Google

lang gerußt und geraucht hätten. Ich war froh, als ich wieder heraußen war. Der Mann neben mir hustete und sagte: ‚Komischer Geruch, Herr.' Ich gab nachlässig zurück: ‚Das soll recht gesund sein, sagt man', und ging nach achtern.

Als nächstes steckte ich meinen Kopf in die Öffnung des Ventilators mittschiffs. Als ich den Deckel lüftete, stieg etwas wie ein sichtbarer Hauch, wie ein dünner Nebel, eine kleine Hitzewelle aus der Öffnung auf. Der Luftzug war heiß und brachte schweren, rußigen, öligen Geruch mit. Ich zog ihn einmal ein und machte dann den Deckel leise wieder zu. Es hatte wenig Sinn, mich dem Ersticken auszusetzen. Die Ladung hatte Feuer gefangen.

Am nächsten Tag begann die Bark ernstlich zu rauchen. Es war ja allerdings zu erwarten gewesen; denn wenn auch die Kohle ursprünglich von guter Art gewesen war, so war doch mit der Ladung so herumgewirtschaftet worden, daß das Zeug nun weit eher wie Schmiedekohle aussah. Dann war auch öfter als einmal Wasser darauf gekommen. Die ganze Zeit über, während wir aus dem Hulk wieder luden, hatte es geregnet, jetzt während der langen Überfahrt hatte sich die Kohle erhitzt, und so war also die Selbstentzündung zustande gekommen.

Der Kapitän rief uns in die Kabine. Er hatte eine Karte vor sich auf dem Tische ausgebreitet und sah unglücklich aus. Er sagte: ‚Die Küste von Westaustralien ist nahe, ich gedenke aber doch weiter auf unseren Bestimmungsort zuzuhalten. Allerdings haben wir überdies noch den Orkanmonat; aber wir wollen doch einfach auf Bangkok zu und das Feuer bekämpfen. Kein Zurück mehr, um keinen Preis, und sollten wir alle geröstet werden! Zuerst einmal wollen wir versuchen, den verteufelten Brand zu ersticken, indem wir ihm die Luftzufuhr abschneiden . . .'

Wir bekämpften das Feuer und segelten das Schiff dabei so sorgfältig, als wäre gar nichts los gewesen. Der Steward kochte und wartete uns auf. Von den anderen zwölf Mann arbeiteten acht, während vier ruhten. Jeder kam an die Reihe, auch der Kapitän. Es herrschte Gleichheit, und wenn nicht gerade Brüderlichkeit, so doch ein gutes Gefühl. Manchmal schrie ein Mann, während er einen Kübel Wasser in die Großluke hinunterschüttete: ‚Hurra, für Bangkok!' und die anderen lachten. Meist aber waren wir schweigsam und ernst – und durstig. – Oh, wie durstig! – Wir mußten mit dem Wasser vorsichtig sein. Streng bemessene Rationen. Das Schiff rauchte, die Sonne brannte . . . Gebt die Flasche her!

Digitized by Google

Am nächsten Tage hatte ich von acht bis zwölf Deckwache. Beim Frühstück bemerkte der Kapitän: ‚Es ist verwunderlich, wie der Geruch sich in der Kajüte hält.' Etwa um zehn Uhr, als gerade der Erste auf der Hütte war, ging ich einen Augenblick auf das Hauptdeck hinunter. Die Werkbank des Zimmermanns stand hinter dem Hauptmast. Ich lehnte mich daran, sog an meiner Pfeife, und der Zimmermann, ein junger Kerl, kam herzu, um sich mit mir zu unterhalten. Er sagte: ‚Ich denke, wir haben es recht neft gemacht, nicht?', und dann bemerkte ich zu meinem Mißvergnügen, daß der Narr sich anschickte, die Werkbank umzukippen. Ich sagte kurz: ‚Nicht, Chips*!' und hatte unmittelbar darauf das merkwürdige Gefühl, die dumme Sinnestäuschung, einfach in der Luft zu sein. Ich hörte rings um mich etwas wie ein befreites Aufatmen, als hätten tausend Riesen zu gleicher Zeit ‚uff' gesagt – und dazu eine dumpfe Erschütterung, daß mich plötzlich die Rippen schmerzten. Kein Zweifel – ich war in der Luft, und mein Körper beschrieb eine kurze Parabel. Aber so kurz sie auch war, so hatte ich doch Zeit, verschiedene Gedanken, und zwar, soviel ich mich erinnern kann, in dieser Reihenfolge zu denken: ‚Das kann nicht der Zimmermann sein! – Was ist es? – Ein Unfall? – Unterseeischer Vulkan? – Kohlen, Gas! – Bei Gott! Wir fliegen in die Luft. – Alle sind tot. – Ich falle in die Achterluke. – Ich sehe Feuer darin!'

Der Kohlenstaub, mit dem die Luft des Laderaums gesättigt war, hatte sich im Augenblick der Explosion bis zur Weißglut erhitzt. In einem Umsehen, im Bruchteil einer Sekunde seit dem ersten Schwanken der Werkbank, lag ich der Länge nach auf der Ladung. Ich raffte mich zusammen und kroch hinaus. Das alles ging schneller, als es zu erzählen ist. Das Deck starrte von zertrümmerten Balken, die kreuzweise übereinanderlagen, wie Waldbäume nach einem Orkan; ein ungeheurer Vorhang aus schmierigen Lumpen wallte knapp vor mir – es war das Großsegel, das in Fetzen gerissen war. Ich dachte: ‚Nun müssen die Masten über Bord!' Und um mich aus dem Staube zu machen, kroch ich auf allen vieren auf die Heckleiter zu. Der erste Mensch, den ich sah, war Mahon, die Augen riesengroß, den Mund weit offen und das lange weiße Haar rings um seinen Kopf zu Berge stehend, wie ein silberner Heiligenschein. Er war eben im Begriffe gewesen, hinunter zu gehen, als der Anblick des Hauptdecks, das sich rührte, hob und vor seinen Augen in Trümmer verwandelte, ihn auf der ersten Stufe festgebannt hatte. Ich starrte ihn ungläubig an, und er starrte

* ‚Chips' = Zimmermann. A. d. Ü.

Digitized by Google

mich an, mit einer Art entrüsteter Neugier. Ich wußte nicht, daß ich kein Haar hatte, keine Augenbrauen, keine Wimpern, daß mein junger Schnurrbart abgesengt, daß mein Gesicht schwarz war, eine Wange aufgerissen, die Nase beschunden, und daß mein Kinn blutete. Ich hatte meine Mütze verloren und einen Pantoffel; mein Hemd war in Fetzen gerissen. Das alles hatte ich aber noch nicht gemerkt. Ich war verblüfft zu sehen, daß das Schiff immer noch schwamm, daß das Hüttendeck ganz und, vor allem, irgend jemand noch am Leben war. Auch der Friede des Himmels und die heitere Ruhe der See waren ausgesprochen überraschend. Vielleicht hätte ich erwartet, sie von Grauen aufgerührt zu finden . . . Gebt die Flasche her!

Eine Stimme rief das Schiff von irgendwoher an. – Aus der Luft, aus dem Himmel. – Ich konnte es nicht sagen. Dann stieß ich auf den Kapitän – und der war verrückt. Er fragte mich hastig: „Wo ist der Kajütentisch?" und es erschreckte mich furchtbar, diese Frage zu hören. Ich war eben in die Luft geflogen, müßt ihr bedenken, und zitterte noch von dem Erlebnis – war nicht einmal ganz sicher, ob ich noch lebte. Mahon stampfte mit beiden Füßen auf und brüllte ihn an: ‚Guter Gott! sehen Sie nicht, daß das Deck in die Luft gegangen ist?' Ich fand meine Stimme wieder und stammelte, als wäre ich mir der schwersten Pflichtversäumnis bewußt: ‚Ich weiß nicht, wo der Kajütentisch ist.' Es war wie ein dummer Traum.

Wißt ihr, was er als Nächstes verlangte? Nun, er wollte die Rahen richtig gebraßt haben. Sehr sanftmütig und wie in Gedanken verloren bestand er darauf, die Fockrahe vierkant gebraßt zu haben. ‚Ich weiß nicht, ob irgend jemand am Leben ist', sagte Mahon fast weinend. ‚Sicherlich', meinte der Kapitän, ‚sind Leute genug übrig, um die Fockrahe vierkant zu brassen!'

Der alte Knabe war, wie es scheint, in seiner eigenen Kajüte gewesen und hatte die Chronometer aufgezogen, als ihn der Stoß rundum gewirbelt hatte. Es war ihm sofort zum Bewußtsein gekommen, daß das Schiff auf irgend etwas aufgerannt sein müsse, und er war in die Kajüte herausgestürzt. Dort hatte er gesehen, daß der Kajütentisch irgendwohin verschwunden war. Da das Deck in die Luft geflogen war, so war der Tisch natürlich ins Lazarett hinuntergestürzt. Wo wir an jenem Morgen noch gefrühstückt hatten, dort sah er jetzt nur ein großes Loch im Fußboden. Dies erschien ihm so schauerlich geheimnisvoll – machte ihm einen so ungeheuren Eindruck, daß im Vergleich dazu alles, was er nachher noch auf Deck sah und hörte, als nebensächliche Kleinigkeit wirkte. Und bedenkt, er merkte sofort, daß das Steuerrad unbemannt und seine Bark von ihrem Kurs ab-

Digitized by Google

gefallen war – und seine einzigen Gedanken waren, den elenden, zerfetzten, abgedeckten, rauchenden Rest eines Schiffes wieder mit dem Kopf nach dem Bestimmungshafen zu stellen. Bangkok! Darauf war er aus. Ich sage euch, der ruhige, gebeugte, säbelbeinige, fast verkrüppelte kleine Mann wirkte ungeheuer, durch seine fixe Idee und durch das ruhige Übersehen unserer Erregung. Er wies uns gebieterisch nach vorne und ging selbst ans Rad.

Ja, das war das erste, was wir taten – wir braßten die Rahen des armseligen Wracks. Niemand war getötet oder verstümmelt worden, aber doch jeder einzelne mehr oder weniger schwer verletzt. Ihr hättet sie sehen sollen! Manche kamen in Lumpen, mit schwarzen Gesichtern wie Kohlenträger und mit runden Köpfen, die scheinbar glattgeschoren, in Wahrheit aber bis auf die Haut abgesengt waren. Andere von der Freiwache, die unten dadurch geweckt worden waren, daß die Explosion sie aus den einstürzenden Kojen herausgeschleudert hatte, zitterten nun unaufhörlich und stöhnten noch weiter, als wir schon an die Arbeit gingen. Doch alle arbeiteten. Diese Mannschaft aus Liverpooler Hartguß hatte es richtig in sich. Meiner Erfahrung nach ist das immer so. Sie haben es von der See, von der Arbeit und Einsamkeit, die ihre dunklen standhaften Seelen umgibt. O ja! Wir torkelten herum, krochen, stürzten, zerstießen uns an den Trümmern und zogen. Die Masten standen, wir wußten aber nicht, wie weit sie unten schon durchgebrannt sein konnten. Es war nahezu Windstille, doch von Westen her lief eine Dünung und machte die Bark rollen. Die Masten konnten jeden Augenblick über Bord gehen. Wir sahen ängstlich hinauf. Niemand konnte vorhersehen, nach welcher Richtung sie fallen würden...

Plötzlich sichtete Mahon, weit achtern, einen Dampfer. Kapitän Beard sagte: ‚Vielleicht können wir doch noch was mit ihr erreichen!' Wir hißten zwei Flaggen, die in der internationalen Seesprache sagten: ‚In Brand, erbitten sofortige Hilfe!' Der Dampfer wurde rasch größer und zeigte bald auch am Fockmast zwei Flaggen, die sagten: ‚Kommen euch zu Hilfe!'

In einer halben Stunde war der Dampfer querab in Luv in Rufweite und rollte leicht mit abgestoppten Maschinen. Wir verloren alle Fassung und brüllten vor Aufregung im Chor hinüber: ‚Wir sind in die Luft geflogen!' Ein Mann auf der Brücke, im weißen Tropenhelm, rief zurück: ‚Ja, schon recht! schon recht!', nickte mit dem Kopf, lächelte und winkte uns beruhigend zu, wie einer Schar aufgeregter Kinder. Ein Boot ging zu Wasser und kam

Digitized by Google

unter langen Riemen auf uns zu. Vier Kalaschen ruderten in langen, taktfesten Schlägen. Es war das erstemal, daß ich malaiische Seeleute sah. Seither habe ich sie kennengelernt; was mich aber damals überraschte, war ihre Gleichgültigkeit: Sie kamen längsseit, und sogar der Gast, der aufrecht stand und sich mit dem Bootshaken an unserer Kette festhielt, schien es unter seiner Würde zu finden, den Kopf zu heben und einen Blick zu uns herüberzuwerfen. Mir schien es damals, als würden Leute, die in die Luft geflogen waren, mehr Beachtung verdienen.

Ein kleiner Mann, klapperdürr und behend wie ein Affe, kletterte herauf. Es war der Erste Offizier des Dampfers. Er warf einen Blick in die Runde und rief: ‚He, Jungs, ihr solltet es lieber aufgeben!'

Wir schwiegen. Er sprach eine Zeitlang abseits mit dem Kapitän, schien ihn überzeugen zu wollen. Dann fuhren sie miteinander zu dem Dampfer hinüber.

Als unser Schiffer zurückkam, erfuhren wir, daß der Dampfer ‚Sommerville' war, Kapitän Nash, mit Post von Westaustralien via Batavia nach Singapore unterwegs, und daß die Abmachungen dahin gingen, die ‚Sommerville' sollte uns, wenn möglich, nach Anjer oder Batavia schleppen, wo wir das Feuer durch Anbohrung löschen könnten, um dann die Weiterreise wieder aufzunehmen – nach Bangkok! – Der alte Mann schien erregt: ‚Wir schaffen es schon noch', sagte er wild entschlossen zu Mahon. Dabei hob er die Faust gegen Himmel. Niemand sonst sagte ein Wort.

Gegen Mittag begann der Dampfer zu schleppen, ging schlank und hoch voran, und was von der ‚Judea' noch übrig war, folgte am Ende von siebenzig Faden Schlepptau – folgte eilig, wie eine Rauchwolke, aus der oben die Mastspitzen hervorsahen. Wir gingen in die Takelung, um die Segel zu beschlagen. Wir husteten auf den Rahen, waren aber sehr gewissenhaft bei der Arbeit. Könnt ihr euch vorstellen, wie wir dort oben mit größter Sorgfalt die Segel dieses Schiffes festmachten, dem es vom Schicksal bestimmt war, nirgends mehr hinzukommen? Nicht einer war unter uns, der nicht jeden Augenblick erwartete, die Masten über Bord gehen zu sehen. Von oben konnten wir vor lauter Rauch das Schiff nicht sehen und arbeiteten doch peinlich genau und handhabten das Beschlagzeising gleichmäßig. ‚Saubere Arbeit, ihr dort oben', rief Mahon von unten herauf.

Versteht ihr das? Ich glaube nicht, daß einer von uns dort oben erwartete, auf die übliche Weise hinunterzukommen. Als das schließlich doch geschah, hörte ich die Leute untereinander sagen: ‚Nun, ich dachte, wir

Digitized by Google

würden in einem Haufen über Bord gehen, Masten und alles durcheinander – Gott strafe mich, wenn ich das nicht dachte!' – ‚Gerade das habe ich mir auch gedacht', gab dann eine andere zerlumpte und verbundene Vogelscheuche müde zurück. Und bedenkt auch, daß das Leute waren, denen der blinde Gehorsam nicht eingedrillt war. Einem unbeteiligten Zuschauer mußten sie als eine Horde gewöhnlicher Lumpen erscheinen. Was brachte sie zu diesen Leistungen – was brachte sie dazu, mir zu gehorchen, wenn ich, im klaren Bewußtsein, wie nett das alles war, sie die Bucht des Focksegels zweimal lösen und es immer wieder besser versuchen ließ? Was? Sie hatten keine Berufsehre – keine Vorbilder – keinen Ruhm. Es war auch nicht Pflichtgefühl; sie alle wußten gut genug zu faulenzen, sich um die Arbeit zu drücken und herumzulungern, wenn es ihnen so paßte – und das war meistens der Fall. Waren es die zweieinhalb Pfund im Monat, die sie dazu brachten? Sie alle hielten ihren Lohn bei weitem nicht für hoch genug. Nein, es war wohl etwas in ihnen, etwas das ihnen angeboren und nicht umzubringen war; die Anlage zum Guten oder zum Bösen, die den Rassenunterschied ausmacht und das Schicksal der Völker bestimmt.

In jener Nacht um zehn Uhr war es, daß wir zum erstenmal, seit wir es bekämpften, Feuer sahen. Die rasche Fahrt im Schlepptau hatte den glimmenden Brand hellauf angefacht. Vorne leuchtete ein blauer Schein auf, durch die Trümmer des Decks hindurch. Er blakte da und dort auf, schien zu wandern wie das Licht eines Glühwürmchens. Ich bemerkte es zuerst und teilte es Mahon mit. ‚Dann ist das Spiel aus', sagte der. ‚Wir sollten lieber das Schleppen sein lassen, sonst werden plötzlich vorne und achtern die Flammen hochschlagen, bevor wir Zeit haben, uns davonzumachen!' Wir erhoben ein Gebrüll; läuteten Glocken, um die Aufmerksamkeit der anderen zu erregen; die schleppten weiter. Schließlich mußten Mahon und ich nach vorne kriechen und das Schlepptau mit einer Axt kappen. Es war keine Zeit mehr, die Taue loszuwerfen. Als wir uns kriechend unseren Weg zum Hüttendeck suchten, konnten wir sehen, wie rote Zungen an den Holztrümmern unter unseren Füßen leckten.

Natürlich kamen die im Dampfer sehr bald darauf, daß das Tau los war. Die Dampfpfeife schrillte, man sah die Seitenlichter einen weiten Kreis beschreiben, dann kam der Dampfer längsseit und stoppte. Wir alle standen in einer dichten Gruppe auf der Hütte und sahen ihm zu. Jeder Mann hatte ein kleines Bündel oder einen Reisesack gerettet. Plötzlich schoß eine kegelförmige Flamme mit doppelter Spitze vorne hoch und warf ein breites

Digitized by Google

Licht über die schwarze See und die zwei Schiffe, die eng nebeneinander leise rollten. Kapitän Beard war lange Stunden still und stumm auf dem Lattenrost vor dem Steuerrad gesessen; jetzt aber erhob er sich langsam und trat vor uns hin an die Besahnwanten. Kapitän Nash rief: ‚Kommt herüber, seht da zu! Ich habe Postbeutel an Bord. Ich will euch und eure Boote nach Singapore mitnehmen.'

‚Danke, nein', sagte unser Schiffer; ‚wir müssen das Ende des Schiffes mit ansehen.'

‚Ich kann nicht länger hier bleiben', rief der andere. ‚Post, Sie wissen ja!'

‚Ja, ja! Uns geht es ganz ordentlich.'

‚Na, dann schön! Ich will euch in Singapore melden ... Lebt wohl!'

Er schwenkte die Hand. Unsere Leute setzten die Bündel langsam nieder. Der Dampfer fuhr an, verließ den Lichtkreis und verschwand uns sofort aus den Augen, die durch das hellbrennende Feuer geblendet waren. Und dann wußte ich, daß ich den Osten zum ersten Male als Befehlshaber eines kleinen Bootes sehen würde. Das kam mir herrlich vor; auch die Treue gegen das alte Schiff war herrlich. Wir sollten sein Ende mit ansehen. O Jugend mit deinem Feuer, das, blendender noch als die Flammen des brennenden Schiffs, ein Zauberlicht über die weite Erde wirft, kühn himmelan loht, um endlich doch durch die Zeit gelöscht zu werden, die grausamer, erbarmungsloser, bitterer ist als die See.

Der alte Mann machte uns in seiner liebenswürdigen und unbeugsamen Art darauf aufmerksam, daß es einen Teil unserer Dienstpflichten bildete, für die Versicherer möglichst viel von der Ausrüstung des Schiffes zu retten. Demgemäß gingen wir also achtern an die Arbeit, während das Schiff vorne hell genug brannte, um uns dazu zu leuchten. Wir schleppten eine Menge Gerümpel heraus. Was retteten wir nicht alles! Ein altes Barometer, das mit einer unsinnigen Menge von alten Schrauben festgemacht war, kostete mir fast das Leben: plötzlich stieß mir eine Rauchwolke entgegen, und ich konnte mich gerade noch davonmachen. Es gab verschiedene Vorräte. Segeltuchballen und Tauwerksrollen; auf der Hütte sah es aus wie in einem Marinebasar, und die Boote waren bis zum Dollbord vollgestaut. Man hätte meinen können, daß der alte Mann so viel wie möglich von diesem seinem ersten Kommando mit sich nehmen wollte. Er war sehr, sehr ruhig, aber doch offenbar aus dem Gleichgewicht. Möchtet ihr es glauben? Er wollte ein Stück Stromankerkette und einen Warpanker, beides ganz alt,

Digitized by Google

in das Langboot mitnehmen. Wir sagten ehrfürchtig ‚zu Befehl, Herr' und ließen dann das Zeug heimlich über Bord fallen. Der schwere Arzneikasten nahm den gleichen Weg, zwei Ballen grüner Kaffee, Blechbüchsen mit Farbe – bedenkt, auch Farbe! – und noch eine Menge anderes. Dann wurde ich mit zwei Leuten in die Boote hinuntergeschickt, um alles zu verstauen und die Boote für den Augenblick klar zu machen, wo es für uns an der Zeit sein würde, das Schiff zu verlassen.

Wir brachten alles in Ordnung, fierten für unseren Schiffer, der den Befehl über das Langboot übernehmen sollte, den Mast des Langbootes ins Spur, und dann war ich ganz einverstanden, als ich mich einen Augenblick hinsetzen konnte. Mein Gesicht fühlte sich rauh an, jedes Glied schmerzte mich, als wäre es gebrochen, ich spürte alle meine Rippen und hätte schwören mögen, daß ich einen Knoten im Rückgrat hätte. Die Boote lagen ganz achtern im tiefsten Schatten, und ringsum konnte ich die See in weitem Umkreis vom Feuer erleuchtet sehen. Vorne stieg eine ungeheure Flamme gerade und klar in die Luft. Sie lohte mächtig, mit einem Geräusch bald wie von schlagenden Schwingen, bald wie von fernem Donner. Dazwischen gab es ein Krachen und Knallen, und aus dem Flammenkegel flogen die Funken himmelan; denn zur Mühsal ist der Mensch geboren, zur Arbeit auf lecken Schiffen und auf Schiffen, die brennen.

Was mich ärgerte, war, daß das Schiff mit der Breitseite zu der Dünung und dem bißchen Wind lag – kaum einem Lufthauch – und daß die Boote nicht achtern bleiben wollten, wo sie sicher waren, sondern in einer hartköpfigen Art, wie sie Boote oft haben, darauf bestanden, unter der Gillung durchzugehen und längsseit zu treiben. Sie stießen einander gefährlich herum und kamen der Flamme immer wieder nahe, während über ihnen das Schiff rollte und, natürlich, unaufhörlich zu befürchten war, daß die Masten über Bord gehen würden. Ich hielt sie mit meinen beiden Leuten klar, so gut es ging, mit Riemen und Bootshaken; aber es war geradezu aufreizend, unaufhörlich dahinter bleiben zu müssen, da es ja keinen ersichtlichen Grund gab, warum wir nicht augenblicklich hätten abfahren sollen. Wir konnten die an Bord nicht sehen, noch auch konnten wir uns vorstellen, was nur die Ursache der Verzögerung sein mochte. Meine Leute fluchten leise, und ich hatte zu meinem Teil der Arbeit noch die Aufgabe, zwei Leute dazu anzuhalten, die ständig Neigung zeigten, sich hinzulegen und den Dingen ihren Lauf zu lassen.

Digitized by Google

Schließlich rief ich hinauf: ‚Ihr dort, an Bord!', und jemand sah über die Reling. ‚Wir sind fertig hier', sagte ich. Der Kopf verschwand, tauchte aber sofort wieder auf: ‚Der Kapitän sagt, schon recht, Herr, und Sie möchten die Boote gut klar vom Schiff halten!'

Eine halbe Stunde verging. Plötzlich gab es ein schauerliches Getöse, Klirren und Kettengerassel, ein Aufzischen des Wassers, während Millionen von Funken durch die wabernde Rauchsäule hinaufflogen, die schräg über dem Schiff stand. Die Kranbalken waren durchgebrannt und die beiden rotglühenden Anker zu Wasser gegangen und hatten zweihundert Faden rotglühender Kette hinter sich dreingerissen. Das Schiff erzitterte, die Flamme zuckte, als wollte sie in sich zusammensinken, und die Bramstenge fiel. Sie flitzte herunter wie ein feuriger Pfeil, schoß unter Wasser, sprang unmittelbar darauf, keine Riemenlänge weit von den Booten weg, wieder auf und schwamm dann ruhig dahin, ganz schwarz auf der erleuchteten See. Ich rief die an Bord nochmals an. Nach einiger Zeit teilte mir ein Mann in einem unerwartet freundlichen, aber auch dumpfen Ton mit (als hätte er versucht, mit geschlossenem Munde zu sprechen): ‚Wir kommen im Augenblick, Herr', und verschwand. Während einer langen Zeit hörte ich nichts als das Schwirren und Dröhnen des Feuers. Die Boote tanzten, zerrten an den Fangleinen, rannten einander wie im Spiel an oder schwangen, wir konnten tun, was wir wollten, in einem Klumpen gegen die Breitseite des Schiffes. Ich konnte es nicht länger aushalten, kletterte ein Tau hoch und schwang mich über die Heckreling.

Das Achterdeck war taghell erleuchtet. Als ich so plötzlich hinaufkam und den Flammenherd gerade vor mir hatte, war der Anblick wirklich erschreckend, und die Hitze schien im ersten Augenblick kaum zu ertragen. Auf einem Sofapolster, das man aus der Kajüte geholt hatte, lag Kapitän Beard, die Beine hochgezogen und einen Arm unter dem Kopf, und schlief, während die Feuerlichter ihn umspielten. Und wißt ihr, womit sich der Rest der Leute beschäftigte? Sie saßen achtern um eine offene Kiste herum und aßen Brot und Käse und tranken Flaschenbier.

Vor dem Hintergrund von lodernden Flammen, die über ihren Köpfen züngelten, schienen sie sich kreuzwohl zu fühlen wie Salamander und sahen dabei aus wie eine Horde verzweifelter Piraten. Das Feuer spiegelte sich im Weißen ihrer Augen oder in Flecken weißer Haut, die durch zerrissene Hemden zu sehen waren. Jeder hatte Merkzeichen an sich wie von einer Schlacht – es gab verbundene Köpfe, Arme in der Schlinge, einen schmie-

Digitized by Google

rigen Fetzen um ein Knie – und jeder Mann hatte eine Flasche zwischen den Beinen und einen Keil Käse in der Hand. Mahon stand auf. Mit seinem gutgeschnittenen und wilden Gesicht, dem hakigen Profil, dem langen weißen Bart und mit einer entkorkten Flasche in der Hand, sah er wie einer der tollen Seeräuber alter Zeiten aus, die es sich mitten unter Gewalt und Verwüstung gut gehen ließen. ‚Die letzte Mahlzeit an Bord', erklärte er feierlich. ‚Wir hatten den ganzen Tag nichts zu essen, und es schien sinnlos, dies alles zurückzulassen.' Er deutete mit der Flasche auf den schlafenden Kapitän und fuhr fort: ‚Meinte, er könnte nichts herunterbringen, und so brachte ich ihn dazu, sich hinzulegen.' Und als ich ihn anstarrte, fügte er hinzu: ‚Ich weiß nicht, ob Sie sich im klaren darüber sind, junger Herr, daß der Mann seit Tagen kaum nennenswert geschlafen hat – und in den Booten wird von Schlaf verteufelt wenig die Rede sein.' – ‚Es wird auch keine Boote mehr geben, wenn ihr euch noch recht lange herumzieht', sagte ich entrüstet. Ich ging zu dem Schiffer hin und rüttelte ihn an der Schulter. Endlich schlug er die Augen auf, rührte sich aber nicht. ‚Zeit, abzufahren, Herr', sagte ich halblaut.

Er richtete sich mühsam auf, sah nach den Flammen, nach der See, die rings um das Schiff leuchtend klar und weiter weg tief schwarz dalag, nach den Sternen, die trüb durch einen dünnen Rauchschleier schienen, aus einem Himmel, schwarz wie der Erebus.

‚Die Jüngsten zuerst', sagte er.

Der Leichtmatrose wischte sich mit dem Handrücken über den Mund, stand auf, kletterte über die Heckreling und verschwand. Andere folgten. Einer hielt mitten im Hinübersteigen inne, trank seine Flasche aus, schleuderte sie mit aller Gewalt ins Feuer und schrie dazu: ‚Da, nimm das!'

Der Schiffer drückte sich trostlos herum, und wir ließen ihm eine Weile Zeit, um von seinem ersten Kommando Abschied zu nehmen. Dann ging ich nochmals hinauf und brachte ihn schließlich dazu, aufzubrechen. Es war höchste Zeit. Das Eisenzeug auf der Hütte fühlte sich schon heiß an.

Dann wurde die Fangleine des Langbootes gekappt und die drei Boote trieben aneinandergehängt vom Schiff klar. Es war gerade sechzehn Stunden nach der Explosion, als wir abfuhren. Mahon hatte den Befehl über das zweite Boot, und ich hatte das kleinste, das Vierzehn-Fuß-Ding. Das Langboot hätte für uns alle reichlich Raum gehabt; aber der Schiffer sagte, wir müßten soviel wie möglich – für die Versicherer – retten, und so kam ich zu meinem ersten Kommando. Ich hatte zwei Leute bei mir, ein Paket

Digitized by Google

Zwieback, ein paar Büchsen mit Fleisch und ein kleines Faß mit Wasser. Ich erhielt den Befehl, mich hart beim Langboot zu halten, damit wir von diesem bei schlechtem Wetter aufgenommen werden könnten.

Und wißt ihr, was ich dachte? Ich dachte daran, daß ich mich möglichst rasch aus dem Staube machen würde. Ich wollte mein erstes Kommando ganz für mich alleine haben, ich wollte nicht im Geschwader fahren, solange es eine Möglichkeit zu selbständigem Kreuzen gab. Ich wollte ganz für mich alleine landen. Ich wollte die anderen Boote schlagen. Jugend, alles Jugend, die dumme, entzückende, herrliche Jugend.

Wir fuhren aber doch nicht gleich los. Wir mußten das Ende des Schiffes sehen. Und so trieben die Boote die Nacht über herum, hoben und senkten sich mit der Dünung. Die Leute dösten, wachten auf, seufzten und stöhnten. Ich sah nach dem brennenden Schiff.

Zwischen der tiefen Schwärze des Himmels und der See brannte die Bark mitten in einem purpurnen Feuerkreis auf dem unheimlich glitzernden Wasser. Eine hohe, klare Flamme, eine ungeheure, einsame Flamme, stieg vom Ozean empor, und von ihrem Gipfel kräuselte sich unaufhörlich der Rauch in den Himmel. Die Bark stand in hellen Flammen und brannte ehrfurchtgebietend wie ein Scheiterhaufen in der Nacht, umgeben von der See, von den Sternen gehütet. Ein herrlicher Tod war, wie eine Gnade, wie ein Geschenk, wie ein Lohn, dem alten Schiff am Ende arbeitsreicher Tage beschieden worden. Es war ergreifend anzusehen, wie die Bark triumphierend ihre müde Seele der Obhut der Sterne und der See übergab. Die Masten stürzten gerade bei Tagesanbruch, und einen Augenblick lang gab es einen wilden Funkenregen, der die geduldige und wachsame Nacht, die weite Nacht, die schweigend über der See lag, mit fliegendem Feuer zu erfüllen schien. Bei Tageslicht war die Bark nur noch ein verkohltes Wrack, das still unter einer Rauchwolke hintrieb und einen Haufen glühender Kohle in sich trug.

Dann legten wir die Riemen ein, die Boote reihten sich in Linie und fuhren rings um die verkohlten Überreste wie in einer Prozession herum, das Langboot voran. Als wir hinter ihrem Heck vorbeiruderten, schoß eine schmale Feuerzunge giftig zu uns her. Und plötzlich ging die Bark unter, Kopf voran, unter wütendem Aufzischen der See. Das unversehrte Heck sank zuletzt; aber die Malerei war vergangen, geschmolzen und abgeblättert; und so gab es keine Buchstaben, kein Wort, keinen Wahlspruch mehr, schlicht wie die Seele des Schiffes, um der aufgehenden Sonne Art und Namen entgegenzuhalten.

Digitized by Google

Wir nahmen Kurs nach Norden. Eine Brise sprang auf, und um Mittag herum kamen alle Boote zum letzten Male zusammen. Ich hatte in dem meinen weder Mast noch Segel, aber ich machte mir einen Mast aus dem Reserveruder und hißte ein Sonnensegel mit einem Bootshaken als Rahe. Das Boot war sicherlich übermastet, doch hatte ich die tröstliche Gewißheit, daß ich mit dem Wind aus achtern die anderen beiden Boote schlagen würde. Ich mußte auf sie warten. Dann sahen wir uns alle des Kapitäns Karte an und empfingen nach einem gemeinsamen Mahl aus hartem Brot und Wasser unsere letzten Befehle. Sie waren einfach genug: Nach Norden halten und soviel wie möglich zusammenbleiben. ‚Seien Sie vorsichtig mit Ihrer Nottakelung, Marlow', sagte der Kapitän; und Mahon rümpfte, als ich stolz an ihm vorbeisegelte, seine Adlernase und rief herüber: ‚Sie werden Ihr Schiff da unter Wasser segeln, wenn Sie nicht aufpassen, junger Herr!' Er war ein boshafter alter Mann – und mag die Tiefsee, wo er nun schläft, ihn sanft und zärtlich wiegen bis ans Ende der Zeit.

Vor Sonnenuntergang ging ein starker Regenschauer über die beiden Boote weg, die weit zurücklagen; und das war für lange Zeit das letzte, was ich von ihnen sah. Den nächsten Tag über saß ich am Steuer meiner Nußschale – mein erstes Kommando – mit nichts als Wasser und Himmel rings um mich. Am Nachmittag sichtete ich die Topsegel eines Schiffes weit ab, sagte aber nichts, und meine Leute bemerkten sie nicht. Ich hatte Angst, das Schiff könnte nach der Heimat bestimmt sein, müßt ihr wissen, und hatte keine Lust, vor der Türe zum Osten umzukehren. Ich hielt auf Java zu. Noch ein gesegneter Name, wie Bangkok. Ich steuerte viele Tage.

Ich brauche es euch nicht zu sagen, was es heißt, sich in einem offenen Boot herumzutreiben. Ich erinnere mich an Nächte und Tage völliger Windstille, wo wir ruderten und ruderten, und das Boot wie behext still zu liegen schien, mitten im Kreis des weiten Seehorizontes. Ich erinnere mich an die Hitze, an die Sintflut der Regenschauer, die uns zu verzweifeltem Schöpfen zwang (aber unser Wasserfaß füllte), und ich erinnere mich an die letzten sechzehn Stunden mit völlig ausgetrocknetem Munde, ein Ruder über Heck ausgelegt, um gegen anlaufende See Kurs halten zu können. Bis dahin hatte ich nicht gewußt, was für ein tüchtiger Kerl ich war. Ich erinnere mich noch an die müden, niedergeschlagenen Gesichter meiner beiden Leute, und ich erinnere mich noch an meine Jugend und das Gefühl, das niemals wiederkehren wird – das Gefühl, daß ich endlos aushalten würde, alles überdauern, die See, die Erde und alle Menschen;

Digitized by Google

das trügerische Gefühl, das uns zu Freuden, zu Gefahren, zur Liebe lockt, zu sinnloser Anstrengung – zum Tod; das frohlockende Bewußtsein der Kraft, des blühenden Lebens in dieser Handvoll Staub, der Flamme im Herzen, die mit jedem Jahr trüber brennt, kleiner wird, an Hitze verliert, und auslöscht – auslöscht, zu bald, zu bald – früher noch als das Leben selbst.

Und so sehe ich den Osten. Ich bin in sein Geheimnis eingedrungen, habe einen Blick in die Tiefe seiner Seele getan; aber bis heute sehe ich ihn immer noch von einem kleinen Boot aus, eine Kette hoher Berge, blau, weit weg im Morgenlicht; wie dünner Nebel um Mittag; ein zackiger, purpurner Wall bei Sonnenuntergang. Ich fühle noch das Ruder in meiner Hand, das blendende Flimmern der See in meinen Augen. Und ich sehe eine weite Bai, glatt wie Glas, glitzernd wie Eis durch das Dunkel glänzen. Ein rotes Licht brennt weit weg im Finstern des Landes, und die Nacht ist lind und warm. Wir ziehen mit zerschlagenen Armen an den Rudern, und plötzlich springt ein Windhauch aus der stillen Nacht auf, leise und warm und mit fremden Düften beladen, von Blüten und wohlriechenden Hölzern – der erste Hauch des Ostens in mein Gesicht. Das kann ich nie vergessen. Es war unfaßbar und bezaubernd wie eine Feengabe, wie eine geflüsterte Verheißung geheimen Entzückens . . .

Das Klatschen von Ruderschlägen, die taktfest auf der Wasserfläche widerhallten und gegen das Schweigen des Ufers doppelt laut wirkten, ließ mich auffahren. Ein Boot, ein europäisches Boot kam herein. Ich rief die Namen der Toten auf, rief ‚Judea, ahoi!' Ein schwacher Laut antwortete.

Es war der Kapitän. Ich hatte das Flaggschiff um drei Stunden geschlagen und war froh, die Stimme des alten Mannes wieder zu hören, zitternd und müde. ‚Sind Sie das, Marlow?' – ‚Passen Sie auf das Ende des Kais da auf', schrie ich.

Er näherte sich vorsichtig und machte mit der Tiefseelotleine fest, die wir (für die Versicherer) gerettet hatten. Ich ließ meine Fangleine etwas nach und legte mich neben ihn. Er saß ganz gebrochen im Heck, durch und durch naß vom Tau, die Hände im Schoß gefaltet. Seine Leute schliefen schon. ‚Ich habe eine böse Zeit mitgemacht', murmelte er. ‚Mahon ist hinter uns, nicht sehr weit weg.' Wir unterhielten uns im leisesten Flüsterton, als hätten wir uns gefürchtet, das Land aufzuwecken. Kanonenschüsse, Donner und Erdbeben hätten es damals nicht vermocht, die Leute aufzuwecken.

Digitized by Google

Als wir sprachen, sah ich mich um und erblickte weit weg ein helles Licht, das durch die Nacht wanderte. ‚Da fährt ein Dampfer an der Bai vorbei', sagte ich. Er fuhr aber nicht vorbei, sondern fuhr herein, kam sogar ganz nahe und ging vor Anker. ‚Ich möchte,' sagte der alte Mann, ‚daß Sie herausbringen, ob es ein Engländer ist. Vielleicht könnte er uns irgendwohin mitnehmen.' Er schien es übertrieben eilig zu haben, und so zwickte und stieß ich an einem meiner Leute herum, bis ich ihn in eine Art Wachtraum gebracht hatte, gab ihm ein Ruder in die Hand, nahm selbst das andere und hielt auf die Lichter des Dampfers zu.

Stimmen, Gemurmel klang daraus, das Dröhnen von Metall aus dem Maschinenraum, Schritte auf Deck. Die Stückpforten leuchteten wie weit offene Augen. Schatten glitten umher, und hoch auf der Brücke sah man schattenhaft einen Mann stehen. Er hörte meine Ruderschläge.

Und dann sprach, bevor ich noch den Mund auftun konnte, der Osten zu mir, doch es geschah in einer westlichen Stimme. Ein Wildbach von Worten strömte in das rätselhafte, schicksalschwere Schweigen hinaus; fremdländische, ärgerliche Worte, mit Worten und ganzen Sätzen in gutem Englisch untermischt, welch letztere weniger fremdartig, doch noch überraschender klangen. Die Stimme fluchte und wetterte heftig. Der feierliche Friede der Bai verflog unter dem Schnellfeuer von Schimpfworten. Es begann damit, daß ich ein Schwein genannt wurde, und steigerte sich von da an bis zu unaussprechlichen Beiworten. – Auf Englisch. Der Mann dort oben tobte laut in zwei Sprachen und mit einer Unbefangenheit in seiner Wut, die mich fast davon überzeugte, daß ich auf irgendeine Weise gegen die Harmonie des Alls mich vergangen hatte. Ich konnte den Menschen kaum sehen, begann aber zu fürchten, er würde sich in Krämpfe hineinsteigern. Plötzlich brach er ab, und ich konnte hören, wie er wie ein Meerschwein schnarchte und pustete. Ich sagte:

‚Was für ein Dampfer ist das, bitte?'

‚Wie, was ist das? Und wer sind Sie?'

‚Schiffbrüchige Besatzung einer englischen Bark, die auf offener See verbrannt ist. Wir sind heute nacht hier angekommen. Ich bin der Zweite Offizier. Der Kapitän ist im Langboot und wünscht zu wissen, ob Sie uns irgendwohin mitnehmen könnten!'

‚Oh, du meine Güte! Ich sag's ja! . . . Dies ist die ‚Celestial' aus Singapore, auf der Heimreise. Ich will morgen früh mit Ihrem Kapitän alles ausmachen . . . und . . . na ja . . . haben Sie mich eben vorhin gehört?'

Digitized by Google

‚Ich sollte glauben, daß die ganze Bai Sie gehört hat.'

‚Ich hielt Sie für ein Boot vom Lande. Nun sehen Sie sich doch an — der verteufelte, faule Schuft von einem Wärter ist wieder schlafen gegangen. Fluch über ihn! Das Licht ist aus, und ich wäre um ein Haar gegen das Ende dieses verdammten Kais hier gerannt. Das ist das drittemal, daß er mir den Trick aufführt. Nun frage ich Sie, kann irgend jemand so etwas ertragen? Das ist doch wohl genug, um jeden Mann um den Verstand zu bringen? Ich will den Burschen anzeigen. Ich will den Regierungsvertreter dazu bringen, daß er ihn zum Teufel jagt. Beim . . .! Sehen Sie doch — es ist kein Licht da! Ausgegangen, oder? Ich nehme Sie zum Zeugen, daß das Licht ausgegangen ist. Es sollte ein Licht da sein, müssen Sie wissen, ein rotes Licht auf —'

‚Es war auch ein Licht da', bemerkte ich mild.

‚Aber es ist ausgegangen, Mensch! Was soll es für einen Wert haben, so herumzureden. Sie können ja selbst sehen, daß es ausgegangen ist, oder nicht? Wenn Sie einen wertvollen Dampfer an dieser gottverlassenen Küste entlangzuführen hätten, dann würden auch Sie ein Licht verlangen! Ich will den Burschen vom einen Ende seines elenden Kais bis zum anderen prügeln. Sie sollen sehen, ob ich das nicht tue. Ich will . . .'

‚Ich darf also meinem Kapitän melden, daß Sie uns aufnehmen wollen', unterbrach ich ihn.

‚Jawohl, ich will Sie aufnehmen. Gute Nacht!' sagte er unvermittelt.

Ich ruderte zurück, machte wieder am Kai fest und konnte dann endlich schlafen. Ich war dem Schweigen des Ostens gegenübergestanden. Ich hatte einiges von seiner Sprache gehört. Doch als ich meine Augen wieder aufschlug, war das Schweigen so vollkommen, als wäre es nie gebrochen worden. Ich lag in einem Meer von Licht, und nie zuvor war mir der Himmel so ferne, so hoch erschienen. Ich öffnete die Augen und lag reglos.

Und dann sah ich die Männer des Ostens — sie sahen mich an. Die ganze Länge des Kais war voll von Menschen. Ich sah braune, bronzefarbene, gelbe Gesichter, die schwarzen Augen, die glitzernde Buntheit einer östlichen Menge. — Und alle diese Wesen starrten ohne Murmeln, ohne einen Seufzer — ohne eine Bewegung nach mir. Sie starrten in die Boote hinunter, auf die schlafenden Männer, die während der Nacht von der See her zu ihnen gekommen waren. Nichts rührte sich. Die Palmenwedel standen still gegen den Himmel. Kein Zweig regte sich längs des Ufers, und die braunen Dächer verborgener Häuser lugten durch das grüne Laubwerk,

Digitized by Google

durch die großen Blätter, die glänzend und still dahingen, als wären sie aus schwerem Metall geschmiedet. Das war der Osten, wie er den Seefahrern alter Zeiten erschienen sein mochte, so alt und geheimnisvoll, prächtig und düster, unverändert lebendig, voll von Gefahr und Lockung. Und das waren die Menschen. Ich setzte mich mit einem Ruck auf. Eine Welle von Bewegung lief durch die Menge, über die Köpfe weg, schüttelte die Körper, lief den Kai entlang, in einem Wasserkräuseln, wie ein Windhauch über ein Feld – und alles war wieder reglos. Ich sehe es noch vor mir – den weiten Bogen der Bai, den leuchtenden Sand, die zahllosen Abstufungen von Grün, die See blau wie ein Märchenmeer, die Menge aufmerksamer Gesichter, die vielen grellen Farben – das Wasser, das all das widerspiegelte, die Krümmung des Ufers, den Kai, das ausländische Fahrzeug mit dem hohen Heck und die drei Boote mit den müden westlichen Männern, die reglos schliefen, unbekümmert um das Land, die Leute und den heftigen Sonnenschein. Sie schliefen quer über die Ruderbänke geworfen, oder auf dem Bootsboden zusammengekrümmt, wie Tote. Dem alten Schiffer, der im Heck des Langboots lehnte, war der Kopf auf die Brust gesunken und er sah aus, als wollte er nie wieder erwachen. Etwas weiter weg hielt der alte Mahon sein Gesicht dem Himmel zugekehrt, den langen weißen Bart über die Brust gebreitet, als wäre er dort am Steuerruder erschossen worden; und ein Mann schlief im Bug des Bootes zusammengekauert, hielt mit beiden Armen den Stevenlauf umfaßt und lehnte die Wange gegen das Dollbord. Der Osten blickte lautlos auf sie herunter.

Ich habe seither seinen ganzen Zauber kennengelernt. Ich habe die geheimnisvollen Ufer gesehen, die stillen Wasser, die Länder der braunen Völker, wo eine tückische Nemesis auf der Lauer liegt und so viele der Eroberer verfolgt und zur Strecke bringt, so viele, die stolz sind auf ihre Weisheit, auf ihr Wissen und auf ihre Kraft. Und doch liegt für mich der ganze Osten beschlossen in jenem ersten Anblick meiner Jugend. Für mich liegt er ganz im Augenblick, wo ich meine jungen Augen zu ihm aufschlug. Ich kam zu ihm aus dem Strauß mit der See – und ich war jung – und sah, wie er mir ins Gesicht schaute. Und das ist alles, was mir davon geblieben ist; ein Augenblick, ein Augenblick der Kraft, der romantischen Verklärung – der Jugend! . . . Ein kurzer Sonnenstrahl auf einem fremden Ufer, die Zeit für eine Erinnerung, für einen Seufzer und – Lebewohl! – Nacht – Lebewohl . . .!"

Er trank.

Digitized by Google

„Oh, die gute alte Zeit, die gute alte Zeit – Jugend und die See. Aller Zauber und die See! Die gute, starke See, die salzige, bittere See, die einem zuflüstern konnte, einem ins Gesicht brüllen und den Atem rauben!"

Er trank wieder.

„Es gibt nichts Herrlicheres als die See, finde ich, die See allein – oder macht es nur die Jugend? Wer kann es sagen? Doch ihr hier – ihr alle habt etwas vom Leben gehabt, Geld, Liebe – was immer man an Land erreicht – und, sagt mir, war es nicht die schönste Zeit, damals, als wir jung auf See waren? Jung waren und nichts besaßen, auf der See, die nichts gibt, außer harten Schlägen und mitunter einer Gelegenheit, sich der eigenen Kraft bewußt zu werden; ist es nicht das, das allein, was ihr bedauert?"

Und wir alle nickten ihm zu. Der Finanzmann, der Buchhalter, der Rechtsanwalt, wir alle nickten ihm zu, über den polierten Tisch weg, der wie eine stille braune Wasserfläche unsere runzeligen, faltigen Gesichter widerspiegelte; unsere Gesichter, die durch Arbeit, Enttäuschungen, Erfolg und Liebe gezeichnet waren, während unsere müden Augen immer noch, immer noch ängstlich nach etwas jenseits des Lebens ausschauten, das, während es noch ersehnt wird, auch schon verflogen ist – ungesehen, in einem Seufzer, einem Aufblitzen verflogen ist – zugleich mit der Jugend, zugleich mit der Kraft und dem Zauber des Selbstbetruges.

Berechtigte Übertragung aus dem Englischen
von Ernst W. Freißler

BRIEFE

von

GIUSEPPE VERDI

An Jacovacci — Busseto, 5. 6. 59

Lieber Jacovacci, es war unrecht von Ihnen, den „Maskenball" gegen die Angriffe der Zeitungen zu verteidigen. Sie hätten es damit halten müssen, wie ich es immer tue: nicht lesen oder sie ihr Sprüchlein sagen lassen, wie es ihnen gefällt. Ich habe das immer so gemacht. Übrigens steht die Sache so: die Oper ist entweder schlecht oder sie ist gut. Ist sie schlecht und haben die Zeitungsleute davon ungünstig gesprochen, so haben sie

Digitized by Google

recht gehabt; ist sie gut und sie haben sie nicht anerkennen wollen, allerhand eigenen oder fremden Privatpassionen zuliebe oder zu welchem Ende sonst, dann hätte man sie reden lassen und sich nicht darum kümmern sollen. Geben Sie übrigens zu: war es nötig, sich für jemand oder für irgend etwas in dieser Karnevalsspielzeit ins Zeug zu legen, so hätte man ein Wort über die Nichtswürdigkeit der Truppe sagen müssen, die Ihr mir zugemutet habt. Hand aufs Herz! Geben Sie zu, daß ich ein seltenes Muster von Selbstverleugnung war, wenn ich nicht die Partitur nahm und auf und davon ging; vielleicht hätte ich Hunde gefunden, die weniger gebellt hätten als die Sänger, die man mir da gegeben hat. Aber post factum – und nach allem, was daraus entstanden ist . . .

Verzeihen Sie, aber ich kann nicht an Ricordi wegen Herabsetzung der Leihgebühr schreiben – ich bin es nicht gewohnt, mich in solcherart Geschäfte einzulassen. Überdies scheinen mir die Preise, die Ihr für „Aroldo", „Boccanegra" und „Maskenball" bietet (so wenig auch diese Opern wert sein mögen), zu bescheiden. Ich weiß nicht, ob das Ricordi einsehen wird wie ich; in diesem Falle sagt er Euch dann, was ich sage und was auch Sie sagen werden: behelft Euch anderweitig. Solltet Ihr nichts anderes finden und sollten die Bedingungen Eurer Meinung nach zu hoch sein, so haltet Euch an einem altklassischen Repertoire schadlos, das ja frei ist und der Allgemeinheit gehört – und Ihr könnt Euch mit ein paar Groschen aus der Affäre ziehen . . . Ihr braucht drei Opern? Hier nenne ich sie Euch: „Nina Pazza" von Paisiello, „Armida" von Gluck und „Alceste" von Lulli. Da könnt Ihr erstens Geld sparen und zweitens sicher sein, daß Ihr Euch nicht mit den Zeitungen und andern Leuten werdet herumraufen müssen. Die Musik ist schön, die Komponisten sind tot, seit Jahrhunderten spricht jedermann nur Gutes von ihnen, und man wird auch weiterhin nur Gutes von ihnen sprechen, wäre es auch bloß darum, daß man von denen schlecht sprechen könne, die einem noch nicht den Gefallen getan haben, zu sterben.

Leben Sie wohl, mein lieber Jacovacci, und lassen Sie uns nicht an neue Werke denken!

An Clarina Gräfin Maffei Busseto, 14. 7. 59

Liebe Clarina, statt eine Lobeshymne zu singen, scheint es mir richtiger, heute Klage zu erheben über den ewigen Unstern unseres Vaterlandes.

Digitized by Google

Zugleich mit Ihrem Brief bekam ich ein Bulletin vom 12., das besagt: Der Kaiser an die Kaiserin ... der Friede ist geschlossen ... Venedig bleibt bei Österreich!

Und wo ist nun die so sehr herbeigewünschte, so oft versprochene Unabhängigkeit Italiens? Was bedeutet die Proklamation von Mailand? Ist Venedig vielleicht nicht Italien? Nach einem solchen Sieg dieses Ergebnis! Soviel Blut vergeudet! Arme, enttäuschte Jugend! Und Garibaldi – nun hat er seine alten gefestigten Überzeugungen einem König aufgeopfert und sein Ziel nicht erreicht. Man könnte verrückt werden! Ich schreibe unter dem Eindruck des ärgsten Schimpfes und weiß nicht, was Sie dazu sagen werden. Ist es also wirklich wahr, daß wir von einem Fremden nichts zu erhoffen haben, welchem Volk er immer angehöre? Was meinen Sie? Vielleicht bekomme ich wieder einmal unrecht? Ich wünschte es ... Leben Sie wohl!

An Cavour — Busseto, 21. 9. 59

Eure Exzellenz, verzeihen Sie meine Kühnheit und die Behelligung, die diese paar Zeilen für Sie vielleicht sind. Ich hatte seit langem den Wunsch, den Prometheus unseres Volkes persönlich kennenzulernen; und es schien mir nicht zweifelhaft, daß sich eine Gelegenheit finden würde, diesen meinen lebhaften Wunsch erfüllt zu sehen.

Was ich aber nicht zu hoffen gewagt hatte, das war der offene, gütige Empfang, mit dem mich Euer Exzellenz zu beehren geruhten.

Ich schied tief gerührt. Nie werde ich dieses Leri vergessen, wo ich die Ehre hatte, dem großen Staatsmann die Hand zu drücken, unserm ersten Mitbürger, dem Mann, den jeder Italiener Vater des Vaterlandes nennen wird. Nehmen Exzellenz gütigst diese aufrichtigen Worte von einem einfachen Künstler an, der kein anderes Verdienst hat, als daß er sein Vaterland liebt und immer geliebt hat.

An den Bürgermeister von Busseto — S. Agata, 5. 11. 59

Verehrter Herr Bürgermeister, die Ehre, die mir meine Mitbürger erwiesen, indem sie mich zu ihrem Vertreter für die Versammlung der parmensischen Provinzen ernannten, macht mich stolz und dankbar. Wenn mich mein bißchen Talent, meine Arbeit, die Kunst, die ich ausübe, auch für Geschäfte solcher Art nicht sehr geeignet machen, so möge mich doch die große Liebe dazu befähigen, die ich für unser edles, unglückliches Italien stets hegte und hege.

Digitized by Google

Überflüssig zu sagen, daß ich im Namen meiner Mitbürger und in meinem eigenen beantragen werde:

Die Absetzung der Dynastie Bourbon;

die Vereinigung mit Piemont;

eine Diktatur des großen Italieners Luigi Carlo Farini.

Auf der Vereinigung mit Piemont beruht die stolze Größe und der Wiederaufbau eines gemeinsamen Vaterlandes. Wer italienisches Blut in seinen Adern fühlt, muß sie mit starkem, festem Willen erstreben. Dann wird auch für uns der Tag kommen, an dem wir sagen können, daß wir einer großen edlen Nation angehören.

An die Gemeinde Busseto ?

Ich erfülle hiermit eine Pflicht als Abgeordneter – und füge eine Bitte als Ihr Mitbürger hinzu.

Italien schwebt in großen Gefahren, nicht weil es von einem Feind bedroht würde, nicht durch innern Unfrieden, nicht durch Parteistreitigkeiten, die jetzt auch unschädlich wären, aber wegen seiner Geldverlegenheit. Verhüte der Himmel, daß die Geschichte eines Tages verzeichnen müßte, Italien sei durch Geldmangel ruiniert worden, ein so reiches Land, noch dazu in einer Zeit, in der die Städte verschönert, überall Denkmäler und Theater errichtet werden. Busseto baut ein Theater: man möge nicht glauben, daß ich diesen Plan verurteile, und sei er auch so eitel und unnütz wie ich meine. Aber jetzt ist die Zeit vorbei, darüber Erörterungen anzustellen. Wir wollen Höheres, Wichtigeres bedenken. Und da wende ich mich an die Gemeindeverwaltung und bitte sie, diese Arbeit aufzuschieben und das Geld (Brescia und andere Städte haben ein edles Beispiel gegeben!) zur Besserung der vaterländischen Finanzen zu verwenden.

Ich habe meine Pflicht als Abgeordneter getan. Als Mitbürger wiederhole ich meine Bitte aus heißem Herzen, obwohl das vielleicht unnötig ist, denn ich weiß: das Gefühl, das mich beseelt, ist allen gemeinsam.

An Tilo Ricordi 4. 2. 59

Der Durchfall des „Boccanegra" in Mailand mußte kommen und so ist er gekommen. Ein Boccanegra ohne Boccanegra!! Schneidet einem Menschen den Kopf ab und sucht ihn dann zu erkennen, wenn das möglich ist! Du wunderst Dich über das schlechte Benehmen des Publikums? Mich überrascht es wahrhaftig nicht. Die Leute sind immer glücklich,

Digitized by Google

wenn sie zu einem Skandal kommen können! Als ich 25 Jahre alt war, hatte auch ich noch Illusionen und glaubte an ihre Liebenswürdigkeit; ein Jahr später fiel die Binde von meinen Augen und ich sah, mit wem ich es zu tun hatte. Gewisse Menschen bringen mich zum Lachen, wenn sie mir sozusagen vorwurfsvoll ins Gedächtnis rufen wollen, wie sehr ich dem oder jenem Publikum zu Dank verpflichtet sei! Wohl wahr – an der Scala hat man einmal für den „Nabucco", für die „Lombarden" Beifall gehabt; aber ob da nun die Musik ihren Teil hatte, die Sänger, das Orchester, der Chor, die Inszenierung, sicherlich war all das zusammen derart, daß sich niemand seines Beifalls schämen mußte. Etwas mehr als ein Jahr zuvor mißhandelte aber dasselbe Publikum das Werk eines kranken jungen Menschen, der damals in schwerer Bedrängnis war, dessen Herz fast brach vor entsetzlichem Unglück! Und das alles wußte man; aber es hielt die Leute nicht ab, sich schlecht zu benehmen. Ich habe seither diese Oper „Giorno di Regno" nicht mehr gesehen, sie wird sicherlich schlecht sein – aber jedermann weiß, wieviel andere man hingenommen hat, die nicht besser waren und sogar noch Applaus bekamen. Oh, wenn damals das Publikum meine Oper nicht etwa mit Beifall bedacht, aber wenigstens schweigend aufgenommen hätte, ich hätte nicht Worte genug gefunden, ihm zu danken! Macht es erst gute Miene zu Opern, die ihren Weg rund um die Welt genommen haben, so ist die Rechnung ausgeglichen ... Ich will die Leute nicht verurteilen: sie mögen streng sein, mögen pfeifen, aber ihr Beifall soll mich zu nichts verpflichten müssen. Wir armen Zigeuner, Scharlatans und dergleichen sind nun einmal gezwungen, unsere Arbeit, unsere Einfälle, unsern Wahn und Rausch um Gold zu verkaufen – das Publikum erwirbt für drei Lire das Recht, uns auszupfeifen oder mit Beifall zu überschütten! Resignation ist unser Schicksal: damit ist alles gesagt! Übrigens – mögen Freunde und Feinde erzählen, was sie wollen: der „Boccanegra" ist um nichts schlechter als allerhand andere Opern von mir, die mehr Glück hatten, vielleicht weil gerade eben „Boccanegra" eine noch sorgfältigere Aufführung verlangt hätte und ein Publikum, das sich herbeiließe, zuzuhören ... Was ist es doch mit dem Theater für eine traurige Sache!! Ganz gegen meine Gewohnheit, ja fast ohne es zu merken, habe ich da einen langen Schwatz an Dich losgelassen, der wahrhaftig völlig unnütz ist. Aber ich schicke ihn doch weg, sonst muß ich den Brief ein zweites Mal schreiben.

Digitized by Google

An F. M. Piave 6. 2. 65

Du willst Nachrichten und Zeugnisse von meinem Leben als Politiker. Dieses Politikerleben existiert nicht. Ich bin allerdings Abgeordneter, aber dazu ist es durch ein Mißverständnis gekommen. Ich werde Dir trotz allem die Geschichte meines Mandats erzählen. Im September 1860 war ich in Turin. Ich hatte den Grafen Cavour nie gesehen und war sehr begierig, ihn kennenzulernen; bat also den damaligen englischen Gesandten, mich vorzustellen. Der Graf lebte nach dem Vertrag von Villafranca fern von allen Staatsgeschäften auf einem seiner Güter, ich glaube in der Umgebung von Vercelli, und wir begaben uns eines schönen Morgens zu ihm. Danach hatte ich Gelegenheit, ihm zu schreiben und von ihm einige Briefe zu bekommen, und in einem davon redete er mir zu, die Kammerkandidatur anzunehmen, die mir meine Mitbürger anboten und die ich zurückwies. Der Brief war überaus liebenswürdig gehalten, und ich hätte darauf unmöglich mit einem „Nein" antworten können. Ich entschloß mich, nach Turin zu gehen; eines Dezembermorgens um 6 Uhr früh, es hatte 12 bis 14 Grad Kälte, sprach ich bei ihm vor. Ich hatte meinen Spruch vorbereitet, er schien mir ein Meisterwerk, und ich redete sehr ausführlich und frei heraus. Er hörte sehr aufmerksam zu, und als ich ihm meine Unbegabung zum Abgeordneten auseinandersetzte, meine Anfälle von Ungeduld beschrieb, wenn ich hin und wieder gezwungen wäre, endlose Reden in Sitzungen hinunterzuschlucken, tat ich das mit einem derart bizarren Ausdruck, daß er in gewaltiges Gelächter ausbrach. Gut, sagte ich mir, das ist mir gelungen. Da begann er meine Gründe einen nach dem andern zu widerlegen und kam selbst mit Gegengründen, die mir einen gewissen Eindruck machten. Ich sagte schließlich: Nun wohl, Herr Graf, ich nehme an, aber unter der Bedingung, daß ich mich nach einigen Monaten zurückziehen darf. Es sei, antwortete er, aber geben Sie mir früher Nachricht! Ich wurde Abgeordneter und ging auch in der ersten Zeit zu den Sitzungen der Kammer. Da kam jene feierliche Sitzung, in der Rom zur Hauptstadt Italiens ausgerufen wurde. Ich gab meine Stimme ab, näherte mich dann dem Grafen und sagte: Jetzt scheint es mir an der Zeit, diesen Bänken Lebewohl zu sagen. Nein, sagte er, warten Sie, bis wir nach Rom gehen. – Gehen wir hin? – Ja. – Wann? – Oh, wann, wann! Einstweilen reise ich aufs Land – leben Sie wohl, lassen Sie sich's gut gehen! – Das waren seine letzten Worte zu mir. Wenige Wochen später war er tot. Ein paar Monate danach reiste ich nach Ruß-

Digitized by Google

land, dann nach London, von da nach Paris, wieder nach Rußland, nach Madrid, machte eine Rundfahrt durch Andalusien und kehrte nach Paris zurück, wo ich mich einige Monate beruflich aufhielt. Zwei Jahre und mehr war ich der Kammer fern geblieben, und dann ging ich sehr, sehr selten hin. Mehrere Male wollte ich meine Demission geben, aber bald war es nicht gut möglich, an eine neue Wahl zu schreiten, bald war ein anderer Grund – kurz, ich bin noch Abgeordneter, völlig gegen meinen Wunsch und Willen, ohne jede Eignung dazu, ohne jede Begabung und ganz und gar ohne die Geduld, die man da so sehr nötig hat. Das ist alles. Ich wiederhole: wenn jemand meine Biographie als Parlamentarier schreiben müßte oder schreiben wollte – er hätte nichts anderes zu tun, als mitten auf ein schönes Blatt Papier hinzuschreiben: „Wir haben nicht 450 Abgeordnete, sondern eigentlich nur 449; der Abgeordnete Verdi existiert nicht.“

Berechtigte Übertragung von Paul Stefan

PHANTASIE ÜBER SCHUBERTS „WINTERREISE“

von

OSKAR BIE

Leid liegt auf dem Leben Schuberts, äußeres und inneres. Er ist ein Künstler. Das Leid vertieft ihn. Es geschieht eine Wandlung, die bei anderen Jahrzehnte braucht, bei ihm nur Jahre. Die Musik war Beruf gewesen, Tätigkeit, natürliche Beschäftigung und selbstverständlicher Ausdruck, bei allen Schatten, die darüber huschten, doch ein besseres Spiel aus der Fülle der Eingebung, eine unbedingte Schöpfung aus der Intuition des Genies. Seele war ein zu verantwortliches Wort dafür. Jetzt ist die Seele reif, sich nicht mehr zu schämen. Sie ist geladen mit den Erfahrungen eines irdischen Wandels und weh vom Schicksal. Sie läßt sich in der Schule und Gewohnheit der Arbeit nicht mehr umschalten oder ausschalten. Sie tränkt den Boden der Schöpfung mit Säften, aus denen die Welt der Töne in einer neuen, weniger materiellen, in einer vergeistigten und transzendenten Schönheit aufwächst. Sie hat einen Unterklang, eine Bedeutung, eine Sensibilität, die man früher an ihr nicht kannte. Die Form der Musik,

Digitized by Google

früher das Gesetz ihrer Anschauung, wird das Instrument ihrer Sprache, die aus den entzündeten Regionen tiefster Menschlichkeit sich löst. Wie konnte das Leid unmittelbarer sich umsetzen als im Lied, dem momentanen Kontakt einer Lebensbeziehung in aller Intimität der persönlichen Äußerung? Es war immer der eigentümlichste Ausdruck Schubertschen Wesens, es steigt auch jetzt wieder zu neuer Bedeutung auf.

Wenige Werke hat Schubert mit solcher seelischen Betonung geschaffen und geliebt wie die „Winterreise“. Vier Jahre sind verstrichen seit der „Schönen Müllerin“. Dieser neue Zyklus Müllerscher Lieder, auch in den Gedichten reifer und tiefer, ist eine Sammlung innerer Bilder, wie der alte eine Sammlung äußerer Form gewesen war. Er ist eine solche Konzentration Schubertscher Erfindung, daß die anderen Lieder dieses Jahres 1827 dagegen gar nicht in Betracht kommen, etwa die Leitnerschen Texte vom Wallensteiner Landsknecht oder von des Fischers Liebesglück. Die übliche analytische Betrachtung erschöpft nicht die Besonderheit dieser Stücke. Man ist versucht, an einem seelischen Faden ihnen nachzugehen, die Vibration der Schöpfung mit angelegtem Ohr zu vernehmen. Kaum hat das Jahrhundert ihnen etwas genommen. Noch umschließen sie so viel alte Kultur unter dem Frühling der Romantik, der in ihnen schmerzlich schön aufblüht, daß sie zu jenen zeitlosen Gebilden zusammenwachsen, die auf der Grenze der Stile die Liebe zur Vergangenheit mit einer zarten Hoffnung der Zukunft in einer immer gültigen und ewig ausstrahlenden Schönheit verbinden. Mit ihrer Wurzel tief versenkt in Musik strecken sie ihre Zweige in einen Himmel der Lyrik, der sich über alle wunden Menschenseelen spannt. Es gibt keine künstlerische Seele, die nicht zu ihnen Heimatsgefühl hätte. Haben sie nicht der Gattung des Lieds eine biblische Geltung errungen?

Es sind so schwache Worte und ist doch ein so starkes Gefühl, auf die Melodie von „Gute Nacht“ all unser Leid zu beruhigen. Auch hier beginnt ein Wanderlied, aber ein trauriges, ein winterliches. Es wird noch von der Strophe getragen, wie ein Bekenntnis, das Lebensmelodie, Schicksalslitanei wurde, aber es wandelt sich süßer als je bei Schubert in ein schimmerndes Dur derselben Mollstrophe, lächelnder Traum der Liebe, um zum Schluß wieder in das Moll des Abschieds niederzusinken. Wie atmet die Stille über den gleichen Achteln des Klaviers, die sich nur selten motivisch kräuseln. Sie denken nicht an Wanderschritte, sie betten nur bescheiden die Melodie dieses Fremden, die aus Tiefen des Volksempfindens singt, ohne Volkslied werden zu wollen.

Digitized by Google

Jetzt dreht sich die „Wetterfahne" auf dem Haus der untreuen Liebsten. Man hört sie auf den Tasten sich wenden und im Triller knarren. Es ist keine konventionelle Figur, sie geht den Sänger persönlich an. Er ist spöttisch und gereizt, er eignet sich die Drehungen auf seine Art an, hohl wie seine Stimmung geht das Klavier unisono mit. Wird er freier im Ausdruck, zieht und wirft er das Rezitativ in höhnischer Linie. Das Klavier stimmt ihm in Stößen und Pfiffen bei. Er kehrt sich nicht sehr an die Form, die Bewegung seiner Wut zerbiegt sie, überwindet auch textliche Ritardandi, die nachträglich mit dynamischen Vortragsanweisungen retuschiert werden. Er hält auf sparsame Zeichnung, damit die Wahrheit seines Gleichnisses scharf heraustrete.

Aber es gibt „Gefrorene Tränen". Winterlandschaft der Musik, die die Malerei damals kaum übte. Ein Fallen der Akzente auf schlechte Taktteile, ein Fließen von Herzlichkeiten in starre Akkorde, harte Sekunden, trockne Pausen, erfrorne Modulationen. Die Reprise des zweiten Abschnittes ist nicht mehr Träne, ist Frost. Nun sucht er im Schnee vergebens nach ihrer Tritte Spur, sucht in dieser „Erstarrung" über einen Mittelsatz der Blumenerinnerung hinweg zweimal denselben Weg und findet, so klagend, so herzbrechend, so schmerzlich geschwungen er seine Stimme hebt, doch nur da unten die unabänderliche Unruhe der Triolenfigur, von Bässen durchjagt, von Oktaven durchweht. Er erkennt kaum noch die alte Schubertsche Bewegungsform, er fühlt sich schon von Schumannscher Gewalt. Man muß immer daran denken, daß Schubert in diesem Zyklus eine Art negative Einstellung fruchtbar zu machen hat, die in seinem Sinne nicht a priori musikalisch ist. Er, der so oft die Blumen, den Wind, die Bäume, das Wasser von ihrer Lebensseite besang, steht nun vor ihnen von der Todesseite her. Es ist ein Triumph seiner Bewegungsphantasie, daß er die Musik auch dieser Natur fand. Und wird das Leid erst Lied, wird der Winter erst Musik, so ist die Kunst doppelt schwer von der Erinnerung und von der Selbstbehauptung.

Der „Lindenbaum" fächelt seine Sextentriolen in die Luft. Es scheint Sommer und Ruhe des Herzens. Am Brunnen, vor dem Tore – es klingt wie Volkslied, unveränderlich in den Jahreszeiten. Aber da schlägt Moll hinein, schon fällt ein Schatten auf die Lindenfigur. Der Sänger singt seine Erinnerung, in der das alte Lied noch einmal zu Dur erwacht. Da wird es ganz Winter. Unter der erstarrten Stimme wirbeln die Blättertriolen, verlassen, kraftlos, ziellos durcheinander. Es singt sich das Lied zum

Digitized by Google

drittenmal, es ist ganz süßer Traum geworden, ganz Dur, ohne Beziehung, ganz Ruhe, wie der Baum, der wieder so friedvoll fächelt wie am Anfang. Modulationen, Formen, Melodie, alles ist seelischer Vorgang geworden. Durch den Winter ist der Sommer hindurchgesehen, erst in der Wirklichkeit, dann in der Sehnsucht, Ausgleich und Versöhnung, die alle Musik in sich trägt. Niemals vergißt das Lied seine ausgleichende Bestimmung, die in dem Zirkel dieser Landschaften sich erst recht bewährt.

Wie wird es gern sogar wieder einmal strophisches Lied in der „Wasserflut“, die in Gedanken die Tränen zu einem Bach auftaut und in seinem Sommerlauf sich in die Stadt zurücksehnt, schönes, heißes Lied, voll Fluß in der stimmlichen Linie, mit einem merkwürdigen naturalistischen Seufzer am Mittelschluß, mit einem ergreifenden Bekenntnis zum Moll am Endschluß. Ein andrer Sommertraum, tief geschaut, entsteht in dem Lied „Auf dem Flusse“. Trockne Kälte in Stakkato-Achteln. Die Stimme erhebt ihr Motiv und versinkt plötzlich in ein leisestes, überraschendes Moll, wie auf hartem Boden. Schon zittert die Hand auf den Tasten in gestoßenen Akkorden. Die Hand gräbt den Namen der Liebsten in das Eis, ihre Figur erregt sich. Das Motiv des Sängers geht auf die Begleitung, auf das Eis über. Sie schimmert wie eine Antwort im Baß hindurch, wie ein Spiegel von ihr im Wandel derselben Harmonien, die die Stimme koloriert. Die Erregung wächst, der Fluß unterm Eise scheint zu erwachen, ihr Bild will aufsteigen – da bricht der Traum zusammen, trockne Kälte steht am Schluß wie am Anfang. Zwingend sind die Visionen, die in des Sängers Seele musizieren, sie bedienen sich der Worte willkürlich und wissen ihnen kaum Dank für Verse oder Reime, als Leitungsschnur ziehen sie sie hindurch und verlängern sie nach den Massen des musikalischen Raums.

Doppelseitig ist das Wesen des Lieds, Wort gegen Gesang, Gesang gegen Klavier, Form gegen Inhalt, und doppelseitig wird es in all seinen Möglichkeiten ausgenutzt, wenn Winter gegen Sommer gelebt und Sommer gegen Winter geträumt wird. Sommer wird Mittelsatz, wird Dur in dem „Rückblick“, der auf dem breitesten aller Schubertschen Rhythmen die Stimme aus der Wirklichkeit durch die Erinnerung in die Sehnsucht jagt, immer so geschrieben von ihm bei ähnlichen Gelegenheiten, aber niemals so aus Kontrast Formerlebnis geworden.

Schubert stellt die Originalgedichte um. Man wird sein System erkennen. „Das Irrlicht“ wird ihm ein kleines dramatisches Zwischenspiel mit aparter Malerei, absonderlichen Zäsuren, naturalistischen Gebärden.

Digitized by Google

Er ist auf den Wechsel der Szene bedacht. Das ist seine wahre Oper, diese Liedoper, in der nicht eine gleiche Form oder Stimmung wiederkehrt. So mag auch die „Rast" mit hingehen, die ohne besondere Bedeutung Stimme und Klavier ausruht, mit dem Behelf einer häufigeren Tonzerlegung und Figuration des Gesanges, die ihm in dieser Zeit aus einer gewissen schweifenden Freiheit gern in die Feder fließt.

Klinget auf, ihr alten seligen Frühlingsweisen, lichte Melodien der Jugend, die ihr den „Frühlingstraum" zweimal aufrollt, als seien wir in der holdesten Jahreszeit – ihr werdet bald erwachen zu schaurigen Harmonien, zu schluchzendem Moll, und werdet erstarren als Eisblumen, Grausamkeit der Natur, die nur Musik, wieder diese Musik in ihrem ganzen Kontrast von Traum und Wirklichkeit nachfühlen kann. Auf den Wegen der Gedichte findet Schubert immer neue, immer kompliziertere Kontrastbildungen, die die innere Dramatik seines Lieds reizen.

Jetzt in der „Einsamkeit" sehnt sich der Sänger schon zurück nach Sturm und Wetter und setzt nun umgekehrt ihre vibrierende Finsternis in den Rahmen der verhaßten Ruhe, die mit trägen Schritten daherschleicht. Das helle, frohe Leben, das ihn leider umgibt, wird nicht direktes Milieu, es bleibt unter dem Schatten der Trauer.

Aber ein Milieu gibt es, dessen direkten Rhythmen kein Musiker widerstehen konnte, war seine Perspektive sonst auch noch so subjektiv. Das ist die „Post". Nein, diese trabenden Sechsachtel, diese fröhlichen Hornklänge, dieser Aufschwung der Melodie – ahnt man die Feindschaft des Sängers, die indirekte Freude, auch nur das Zitat? Die paar Mollakkorde zum Beginn des zweiten Abschnitts, die einzige Konzession an die Wahrheit, verdunkeln kaum die Atmosphäre, und schnell sind sie verflüchtigt. Mein Herz – es bleibt Illusion der guten, nicht der bösen Post, einige veränderte Worte, und sie hätte dem Sänger rein musikalisch doch den Brief gebracht, und seine Winterreise wäre schmählich zuschanden geworden. Also ein Sieg der Musik oder eine Niederlage, wie man es nimmt, jedenfalls ein prächtiges Stück von dem stürmischen Zuschnitt der Schubertschen Liebesgeständnisse, deren Typ auch hier vertreten sein sollte, Kontrast an sich, nicht in sich.

Wie eine Buße für diese schöne Sünde begegnen uns nun einige Lieder mit Parallelstimmung. Wie lang wird dieses Kapitel und lange nicht lang genug für diese Unendlichkeit Schubertscher Musikgebilde. Denn je weiter wir auf dieser Reise vorschreiten, desto veränderter scheint uns die

Digitized by Google

Landschaft. Es ist, als fühlte sie sich schon ganz wohl im Winter, brauchte keine Kontrastträume mehr, betonte absichtlich ihre Abgestorbenheit. Der „Greise Kopf“, diese seltsame Impression rezitativisch schwebender Stimme, bald bedürftig, sich auf begleitende Akkorde zu stützen, bald heftig gegen den Baß dissonierend, in einem wirren Schrecken sich suchender und sich fliehender Linien, gewinnt nicht mehr aus der Andeutung der Jugend gegen diesen Schneekopf dankbare Mittelsätze, sie bindet die flackernde Vision der weißen Haare in ein einziges musikalisches Gesicht. Die „Krähe“, der treue Freund seines Weges, begleitet den Sänger mit einer traumlosen Grausamkeit jagender Triolen, auf denen die Stimme ihre Verzweiflung zusammenreißt – kein Strahl von Dur durchbricht diese schwarze Szene. Die Blätter fallen in der „Letzten Hoffnung“. Zerrissen und matt schweben sie sichtbar zu Boden, wirbeln herum, liegen tot. Hoffnung, die ihnen nachblickt, wird nicht mehr Gegenspiel, sie sinkt unaufgeschlossen in ihren Tod mit hinein. Aber die Stimme bleibt über dieser Erfahrung stehen und weint sich noch einmal in schmerzlich schöner Wendung der Melodie aus.

Welche Innerlichkeit der musikalischen Anschauung, der Liedanschauung in der Natur. Milieu des Klaviers, Ausdruck der Stimme sind stark genug geworden, aus Schmerz und Tod ihre Not zu bestreiten. Der Sänger schläft unruhig. „Im Dorfe“ bellen die Hunde. „Ich bin zu Ende mit allen Träumen.“ Er denkt an die ungetrübte Ruhe der Schlafenden. Aber auf den fernen, pochenden Wirbeln des Klaviers malt er sich diesen Gegensatz kaum motivisch aus, nur ein kleines Lächeln und Achselzucken, die dumpfe Grübelei zieht sich wieder zusammen, starre Akkorde lassen jedes Gefühl erfrieren. Die da unten schlafen nach einem Wiegenlied, das man nicht mehr hört, man hört nur den Schlag dieses unruhigen Herzens gegen den Schlummer. Der Punkt der Identität ist erreicht, die sich der Winter gegen alle friedlichen Erinnerungen gewann.

Die Reise blickt nicht mehr rückwärts, sie stellt sich fest mit der Gegenwart. „Der stürmische Morgen“ bricht an, die Stimme verachtet jede harmonische Füllung, sie rast sich unisono mit den Tasten aus, nur eine einzige Kraft des Schreis, dann packt das Klavier einige drohende Akkorde darunter, aber die Stimme zwingt es wieder zum Unisono, Wetter und Seele sind eins.

Ja, es ist nun so weit, daß der Traum, einst der Kontrast der Sehnsucht, als „Täuschung“ erkannt und geliebt wird. Er findet den Charakter einer

Digitized by Google

leichten Ironie. Er tut so, als ob wirklich da ein Licht wäre, ein helles, warmes Haus, und spielt sein ganzes Lied in friedlichster Sechsachtelmelodie ab – aber, was dem Laien nur Abwechslung im Ton erscheint, der Kenner hört den inneren Verrat heraus, der diese Täuschung macht. Das Klavier echot die Stimme. Echo ist nicht mehr liebliches Spiel der Themen, es ist leerer Schall aus dem Nichts, Antwort der Luft auf Rufe der Seele und eine höhnische Widerlegung ihrer Wünsche.

Der Winter unseres Herzens treibt nicht mehr Kontraste, zieht nicht mehr Parallelen, gewinnt schon aus seiner eignen Paradoxie Leben der Form, das einst, es ist lange her, naiv und beziehungslos gelebt wurde. Jetzt öffnet sich jede Möglichkeit, jede Phantasie in dem unwägbaren Fluidum des Lieds, das aus den Worten in Gesangslinien, Bewegungsrhythmen aufsteigt. Ganz zart, ganz innerlich wird die Berührung mit dem Stoff, schon nicht mehr direkt, nicht mehr indirekt, wird ein musikalisches Lebensbild aus undifferenzierten Tiefen. Das ist das Übersinnliche. Der „Wegweiser" wäre ein schönes Lied wie viele andere. Aber auf einmal gegen Schluß kommt diese geheimnisvolle Regung in die schreibende Hand Schuberts, sie scheint still zu halten, eine höhere Weisung zu fühlen, und sie erfindet aus dem irdischen Zeigermotiv des Wegweisers eine mystische Verklärung des Rhythmus, als Wegweiser zum Tod, die aus anderen Sphären in seine ahnende Seele klingt. Die Stimme fast monoton, die Akkorde immer tiefer versunken, was war Gesang und Begleitung? Die Empfindung des Wintertods ist eine positive geworden.

Das „Wirtshaus" ist ein Totenacker. War es Männerchorton, der dem Sänger im Ohr klang, als er diese Schenke fand? Aus biederen, geselligen Zeiten? Das Klavier spielt ihm diese Ironie vor und er setzt die Stimme einverständlich darauf, denn er ist nun zu Hause in der toten Heimlichkeit, und über ein Kleines, wenn auch dieses Wirtshaus voll ist, wird er ein anderes finden und die gute deutsche Melodie des Meisters noch ein Stück über den Weg tragen. Ist es denn noch Ironie? Ist es nicht der Zusammenklang aller himmlischen und irdischen Dinge, ein Singen im Tode, von Menschen der alten Erziehung in Form und Stil gegeneinander ausgespielt? Ist es noch Ironie, wenn der Sänger auf seinem letzten Weg das feurig rhythmische, Dur und Moll durcheinanderwerfende, mit Stoß und Gegenstoß vergnügte Lied „Mut" herausschmettert? Die Laien sagen: Abwechslung, der Kenner sagt: Euphorie. Der Schnee fegt ihm ins Gesicht, sein Herz wird heller und munterer. Was kann ihn noch anfallen, da er

Digitized by Google

in das dritte Reich gewandert ist, wo Druck und Kraft, Last und Wille sich nicht mehr scheiden? Er war ein Lyriker der Lieder, er wird es uns vergönnen, Lyriker wiederum dieser Lyrik zu werden, die mit der Sprache eines höheren, eines schon bald entrückten Menschen uns rührt. Er verabschiedet die „Nebensonnen", die Augen der Geliebten, und nun auch die letzte wirkliche Sonne seines Lebens, mit jener romantischen Vorhaltschlußkadenz, die ihm ganz leise aus der glücklicheren Zukunft seiner Ideale herübertönt. Eine weissagende Hand hat diese Seiten geschrieben.

Nun steht er am Ende. Ein „Leiermann" dreht drüben auf dem Eise seine klammen, zersprungenen Weisen über der Brummquinte dieser Welt. Kalt bleibt die Zeichnung des einsamen Spielers, kalt die Stimme des einsamen Sängers, kalt ist der Raum zwischen ihnen. Reichen sie sich zuletzt ihre Musik und Worte? Ihre Freundschaft ist ein Symbol der Kunst mit leerem Teller. Der Winter hat die asketische Kontur ihrer Seelen stehen lassen. Und das schweigende Leid der eisigen Erde glüht zauberhaft unter den paar Strichen dieser kalten Nadel.

VIER GEDICHTE

von

OSKAR LOERKE

DIE VOGELSTRASSEN

Vor vielen tausend Jahren auferbaut,
Ziehn hoch durch Luft die großen Vogelstraßen.
Den Erdball, wie ihn Ferndampf drunten blaut,
Ermaßen Flügel nur mit Himmelmaßen.

Sie sind verboten aller Menschenlast,
Verwehrt dem zwiegespaltnen Huf, der Klaue.
Kein Stäubchen lagert dort, kein Blatt vom Ast,
Und, gibt es Gott, kein Haar von seiner Braue.

Von einer solchen Straße überbrückt,
Sahst du ums Haupt dir ihren Schatten stürzen.

Digitized by Google

Das Licht, das jemals unter ihr gerückt,
Sahst du erscheinen und zum Blitz sich kürzen.

Du hast die magische Figur befragt:
Als Donner schlug sie sich in träge Stücke!
Dein Magisches, dein Vogelleichtes jagt
Entlang die unsichtbare lange Brücke.

Des einen Endes Pfeiler steht in Frost,
Wo Moorpech quillt und Sumpfohreulen kreisen
Und Federschwänze klatschen, rot von Rost,
Entrafft der Flut voll aufgelöstem Eisen.

Des andern Endes Pfeiler hüllt Geschmeiß,
Zum Fraß gesellt, im Neide sich Gehilfe –
Doch dort ertönt ein Strom in seinem Fleiß,
Dort senkt die Vogelstraße sich zum Schilfe.

Nicht fern besteigt den klaren Bergvulkan
Ein Elefant, schaut einsam in den Krater,
Darüber sinnt der Himmel, aufgetan,
Sein Alter aus, und er weiß keinen Vater.

Und Bild um Bild erbangt nach einem Sinn,
Ob Worten, die wir sonst im Sinne hatten.
Auch dies scheint Donnerrufen her und hin,
Dem Blitz vorweggenommen als sein Schatten.

Zu reisen ist der Vögel Winterschlaf,
Der schwere Frösche, Schlangen oder Bären
Im Schwebetraume nur mitschwebend traf.
O daß wir alle Vogelseelen wären!

DIE UNSICHTBARE BÜRDE

Im Schatten des großen chinesischen Meisters Pe-lo-thien

Eine Bürde trug ich auf dem Rücken,
Für meine Finger niemals zu erfühlen;

Digitized by Google

Sie war nicht in den Spiegel zu drehen
Und auch für Brüder, Schwestern nicht zu sehen,
Ihr Brand ins Hirn hinauf war nie zu kühlen.

Ich trug sie schluchzend über viele Brücken.
Schwerer wurde sie nach jeder Rast.
Ich möchte wissen, wer du bist, du harte,
Noch eh' ein Bein dem andern zuruft: warte!
Und eh' das Herz zum Auge spricht: Du bist mir eine Last!

Ich kam das Lebenswasser überqueren.
In seiner Klarheit spiegelten sich alle
Die Eingeweide: die Lunge, der Magen,
Rot die Leber, grün die Galle,
Und auch die Bürde, die ich großgetragen:

Ich sah mein Ebenbild am Blut mir zehren,
Ein Riese ritt auf mir, dem armen Zwerg.
Mit einer Stimme, die wohl meine war,
Sprach er: Du bist ein Mensch, ich bin ein Berg,
Ich wünsche dir ein tränenloses Jahr.

WOLKENGLEICH

Gewölbt erschwebt das Licht, verschwebt im Lichte,
Will kommen, kommt und irrt vorbei,
Wie wenn es der Menschengeschlechter Geschichte,
Die schwebend beschienene Schwermut sei.

Zu schwer zum Flug ist meine Stunde,
Nicht aber all meiner Stunden Heer,
Zu schwer dieser Kummer, doch Kummer im Bunde
Mit vielem Kummer ist nicht zu schwer.

Mein Albatros Leben und jeder ihm gleiche
Sind noch nicht flügge zum traumleichten Flug,
Aber die Städte, aber die Reiche,
Aber die Völker sind leicht genug.

Digitized by Google

WOLKENSTADT

Im fließenden Scharlach des Abends sammeln
Sich die ergreifenden Wolken, aus magischem Plane gesandt,
Bis ihre Kuppeln den Westen verrammeln:
Uralte Stadt, grenzend an Morgenland.

Vom Turm, den die Kugelgewölbe verstellen,
Singt der Rufer, die Schrift in der Faust zugerollt,
Und nimmt vom Haar und läßt im Grund zerschellen
Seinen Lobkranz aus Nadelgrün und braunem Tannäpfelgold.

„Es war nicht immer so,
Daß unser Fuß, wohin er ging,
In Asche trat, und Ach und O
An unserm Ohr und Auge hing.

Täglich schüttet sich der Himmel aus,
Gleich einer umgestülpten Bettelnuß;
Darin ist, was uns heute wird zum Schmaus,
Das Bittre, das der Gaumen schmecken muß.

Die Götter mögen unsre Mauern schleifen!
So denn zerreiß ich ihre Bundesschrift!
Steigt tiefer nun, als die Stufen reichen, meine Füße, ihr steifen,
Die Stufen, die ihr auf und nieder schartig schlifft!

Ihr steigt –
Ach, wie sich Turm und Straße vor euch neigt!
Wie sich vor euch das Erhabene duckt!
Ein Augenblick hat ein Jahrhundert verschluckt.

Schon grüßt ihr auf versunkner Stadt einander,
Bei Götzen, die in Gras und Sumpfe stecken.
Den starren Mund verläßt ein Salamander;
Dumpfe Seele, feucht, voll gelben Flecken.

Nun, Füße, friert ihr, wie wenn mich die Gruft schon umwande,
Ich danke euch für meinen Lebenslauf.
Ich lege ein Gebet hier nieder am wüsten Rande,
Vielleicht kommt der Rechte vorbei und nimmt's auf."

Digitized by Google

DAS LEBEN IN DER PRÄRIE

Erinnerungen von

FRANK HARRIS

Am zehnten Juni nahmen wir den Zug nach Kansas City, zu jener Zeit dem Tor des Wilden Westen. In Kansas City traf ich noch auf drei andere Männer, die zu der Expedition gehörten, Bent, Charlie und Bob, den Mexikaner. Charlie, um mit dem am wenigsten Bedeutenden zu beginnen, war ein hübscher amerikanischer Jüngling, blauäugig und blond, mehr als sechs Fuß groß, sehr stark, unbekümmert und leichtsinnig. Ich stellte ihn mir immer als einen großen, gütigen Neufundländer vor, ein wenig ungefügig, aber immer gutmütig. Bent war zehn Jahre älter, ein Kriegsveteran, dunkel, mürrisch, zielbewußt, fünf Fuß neun oder zehn hoch mit Muskeln wie Stricke und einer Mentalität, die sich seltsam schwer erforschen ließ. Bob, der merkwürdigste und originellste Mensch, den ich bis dahin getroffen hatte, war ein kleiner, eingetrockneter Mexikaner, kaum fünf Fuß drei groß, halb Spanier, halb Indianer, der ebensogut dreißig wie fünfzig Jahre alt sein konnte und der den Mund nur öffnete, um alle Amerikaner auf spanisch zu verfluchen. Selbst Reece sprach mit respektvoller Anerkennung über seine Reitkunst und meinte, daß er mehr über das Rindvieh wußte als irgendein anderer auf der ganzen Welt. Reeces Bewunderung lenkte meine Neugier auf den kleinen Mann, und ich nahm jede Gelegenheit war, mit ihm zu sprechen und ihm Zigarren zu geben – eine Höflichkeit, die ihm so ungewöhnlich vorkam, daß er zuerst Miene machte, sie abzulehnen.

Diese drei Männer waren in Kansas City zurückgelassen worden, um eine andere Viehherde abzustoßen und Vorräte für die Fahrten einzukaufen. Sie waren schon reisefertig, und so ritten wir am nächsten Tage um vier Uhr morgens aus Kansas City weg, mit einem Kurs in der Richtung Südwest. Alles war mir neu und wunderbar. In drei Tagen hatten wir alle Wege und Wohnstätten hinter uns gelassen und waren auf der offenen Prärie. Nach weiteren zwei oder drei Tagen wurde die Prärie zu der großen Ebene, die sich vier- bis fünftausend Meilen von Norden nach Süden mit einer Breite von ungefähr siebenhundert Meilen erstreckt. Auf der Ebene wuchs Elfengras und amerikanischer Beifuß, und nur im Flußbett kamen Baumwollsträucher zum Vorschein; es wimmelte von Kaninchen, Präriehühnern, Rehen und Büffelochsen.

Digitized by Google

Wir ritten ungefähr dreißig Meilen täglich. Bob saß im Wagen und trieb die vier Maultiere an, während Bent und Charlie uns am Morgen Kaffee und zum Mittag- und Abendessen Salzfleisch oder irgendein erlegtes Wild brieten. Wir hatten auch einen kleinen Krug Roggenwhisky mit, aber wir sparten ihn für Schlangenbisse oder irgendeinen Notfall auf.

Ich wurde dazu auserlesen, durch Jagdbeute unsere Expedition zu versorgen, denn man entdeckte bald, daß ich wie durch irgendeinen sechsten Sinn immer den kürzesten Weg zum Wagen zurückfinden konnte. Sonst besaß nur Bob denselben Instinkt. Bob erklärte es, indem er zwischen den Zähnen hervorstieß: „No Americano!" Dieser Instinkt selbst, der mir öfter nützte, als ich es aufzählen kann, ist seinem Wesen nach unerforschlich. Ich fühle die Richtung, aber diese vage Gefühl wird noch durch die Beobachtung des Sonnenpfades und der Art, wie sich die Grashalme beugen und die Büsche wachsen, verstärkt. Dieser Instinkt machte mich zu einem wertvollen Mitgliede unserer Expedition, ich wäre sonst ein bloßer Parasit zwischen den Herren und dem Gesinde gewesen. Es war auch der erste Schritt zu Bobs Zuneigung, die mir mehr nützte als alle andern Glückszufälle meines frühen Lebens. Ich hatte eine Flinte, eine Winchesterbüchse und einen Revolver in Kansas City gekauft, Reece hatte für mich die passenden Waffen ausgesucht, und diese Tatsache half auch, mich zu einem sicheren Schützen zu machen. Zu meinem Leidwesen entdeckte ich jedoch bald, daß ich nie ein hervorragender Schütze werden konnte, denn Bob, Charlie und sogar Dell konnten viel weiter sehen. Ich war kurzsichtig und astigmatisch, und selbst Augengläser, die ich später trug, konnten die Verschwommenheit, mit der sich mir die Dinge darstellten, nicht beheben.

Es war die zweite oder dritte Enttäuschung meines Lebens neben der Überzeugung meiner eigenen Häßlichkeit und der Tatsache, daß ich zu klein war, um ein großer Athlet zu sein. Im weitern Verlauf meines Lebens entdeckte ich noch andere ernsthaftere Mängel, die jedoch nur meinen tiefeingewurzelten Entschluß, alle meine Eigenschaften aufs höchste zu entwickeln, stärkten. Inzwischen war das Leben göttlich, neu, seltsam und abwechslungsreich.

Nach dem Frühstück, gegen fünf Uhr morgens, ritt ich vom Wagen weg, bis ich außer Sehweite war, und gab mich vollkommen dem Glück des Alleinseins, ohne Grenzen zwischen Ebene und Himmel, hin. Die Luft war klar und trocken, berauschend wie Sekt, und selbst wenn die Sonne den Zenit erreichte und glühend sengte, blieb die Luft leicht und stärkend.

Digitized by Google

Mittelkansas liegt ungefähr zweitausend Fuß über dem Meeresspiegel; und die Luft ist so trocken, daß, wenn ein Tier getötet wird, es nicht verwest, sondern eintrocknet, und nach ein paar Monaten liegt das Fell, mit bloßem Staub gefüllt, da. Wild war in Mengen vorhanden, kaum eine Stunde verging, und ich hatte schon ein halbes Dutzend Rebhühner oder ein Reh erlegt, führte mein Pony langsam zu unserem Lager zurück und pflückte eine neue Blume unterwegs, deren Namen ich erfahren wollte.

Nach dem Mittagessen kletterte ich zu Bob in den Wagen und lernte von ihm Spanisch oder fragte ihn über seine Viehkenntnisse aus. In der ersten Woche waren wir schon miteinander befreundet. Ich stellte mit Freude fest, daß Bob auf spanisch ebenso mitteilsam war wie auf englisch einsilbig. Sein Vorrat an spanischen Flüchen, Schimpfworten und Zoten war verblüffend. Bob haßte alles Amerikanische mit einer unverkennbaren Wut, was mich durch die auffällige Unvernunft zu interessieren anfing.

Ein- oder zweimal veranstalteten wir auf unserem Wege ein Wettrennen. Aber Reece, auf einem großen Kentuckyvollblut, Shiloh, trug leicht den Sieg davon. Er sagte mir jedoch, daß sich auf der Farm eine junge Stute, der „Blaue Teufel" genannt, befinde, die fast ebenso schnell wie Shiloh und von seltener Schönheit und Ausdauer sei. „Sie können sie haben, wenn Sie auf ihr reiten können", warf er hin. Und ich beschloß, mir alle Mühe zu geben, um den „Teufel" zu gewinnen.

Nach ungefähr zehn Tagen erreichten wir die Farm in der Nähe von Eureka. Sie war von fünftausend Acker Prärie umgeben. Es war ein großes Blockhaus, das ungefähr zwanzig Menschen beherbergen konnte. Aber es war bei weitem nicht so schön gebaut wie der große, gemauerte Stall, Reeces Augapfel, der Platz für vierzig Pferde bot und ungefähr ein Dutzend großer, abgeteilter Stände im besten englischen Stil besaß.

Das Haus und der Stall waren auf einem langen, sich wellenden Abhang gelegen, vielleicht dreihundert Yards von einem großen Bach entfernt, den ich bald den Schlangenbach nannte, denn Schlangen jeder Art und Größe wimmelten in dem Gebüsch und Unterholz an den Ufern herum. Das große Wohnzimmer der Farm war mit Revolvern, Flinten und ausgeschnittenen Bildern aus illustrierten Zeitungen dekoriert, der Boden war mit Büffel- und Bärenhäuten bedeckt, und seltenere Biber- und Nerzfelle hingen hier und da an den Holzwänden. Wir kamen spät nachts auf der Farm an, ich schlief in einem Zimmer mit Dell. Er nahm das Bett für sich, und ich rollte mich in einer Decke auf dem Sofa ein. Ich schlief jedoch wie ein

Digitized by Google

Murmeltier, und am nächsten Morgen war ich vor Sonnenaufgang auf den Beinen, um das ganze Inventar, sozusagen, in Augenschein zu nehmen. Ein indianischer Diener zeigte mir den Stall, und wie das Glück es so haben wollte, traf ich den „Blauen Teufel" allein in einem Stand, verstört und unruhig.

„Was ist denn mit ihr los?" fragte ich. Und der Indianer sagte mir, sie hätte sich das Ohr am Kopfe wund gerieben, die Fliegen seien hereingekommen und quälten sie jetzt. Ich ging ins Haus zurück, ließ mir von Peggy, dem Mulattenkoch, einen Eimer mit warmem Wasser füllen, und mit diesem Eimer und einem Schwamm trat ich in den abgeteilten Stand ein. Der „Blaue Teufel" kam mir entgegen und schnappte nach meiner Schulter, aber sobald ich den Schwamm mit dem warmen Wasser an dem Ohr der Stute ausgedrückt hatte, hörte sie auf zu beißen, und wir freundeten uns schnell an. Noch am selben Nachmittag führte ich sie gesattelt und gezäumt vor das Haus, schwang mich auf sie, und sie ging ruhig wie ein Lamm. „Sie gehört Ihnen," meinte Reece, „aber wenn sie je Ihren Fuß zwischen die Zähne bekommt, werden Sie wissen, wie weh das tut."

Es schien, daß sie den Trick hatte, solange an den Zügeln zu ziehen, bis der Reiter sie lockerte, dann drehte sie plötzlich den Kopf um, nahm die Zehen des Reiters zwischen die Zähne und biß wie ein Teufel los. Einer, den sie nicht mochte, konnte sie nicht besteigen, denn sie focht wie ein Mann mit der Vorderhand. Ich hatte jedoch nie Schwierigkeiten mit ihr, und sie hat mir mehr als einmal das Leben gerettet. Wie die meisten weiblichen Wesen antwortete sie unmittelbar auf Güte und blieb der Zuneigung treu.

Ich merke hier, daß, wenn ich die andern Vorfälle in diesem ereignisreichen Jahre so ausführlich schildern wollte wie die Erlebnisse dieser vierzehn Tage, die mich von Chikago auf die Farm bei Eureka brachten, ich ihnen mindestens einen Band widmen müßte, und so will ich lieber meinen Lesern versichern, daß ich eines Tages, wenn ich es erlebe, meinen Roman der Prärie veröffentlichen werde, der die ganze Geschichte in aller Ausführlichkeit behandelt. Jetzt begnüge ich mich mit der Feststellung, daß zwei Tage später, nachdem wir die Farm erreicht hatten, wir uns wieder auf den Weg machten, zehn Mann hoch und zwei Wagen mit Kleidern und Proviant gefüllt, jeder von Maultieren gezogen, um die zwölfhundert Meilen nach Südtexas oder Neumexiko zu durchmessen, wo wir fünf- bis sechstausend Stück Rindvieh zu einem Dollar pro Kopf zu kaufen hofften, um sie nach Kansas City, der nächsten Zugstation, zu treiben.

Digitized by Google

Als wir auf die große Prärie, hundert Meilen vom Fort Dodge, kamen, vergingen die Tage in vollkommener Monotonie. Nach Sonnenuntergang sprang ein leichter Wind auf, die Nacht war angenehm kühl, wir saßen um das Lagerfeuer herum und sprachen einige Stunden. Das Gespräch schwankte seltsamerweise zwischen schmierigen Weibergeschichten und Diskussionen über Religion oder die Beziehungen von Arbeit und Kapital. Es war seltsam, wie eifrig diese rohen Viehtreiber die Mysterien dieser unverständlichen Welt diskutierten. Als aggressiver Skeptiker sicherte ich mir bald einen Ruf unter ihnen. Dell unterstützte mich gewöhnlich, und seine Kenntnis der Bücher und Denker schien uns außerordentlich.

Diese dauernden Abendgespräche, dieses ewige Argumentieren übte auf mich eine unvorstellbare Wirkung aus. Ich hatte keine Bücher mit mir und mußte oft zwei oder drei verschiedene Theorien an einem Abend behandeln. Ich mußte mir die Probleme selbst durchdenken, und meistens tat ich es, während ich bei Tage jagte. In dieser Zeit als Cowboy habe ich gelernt zu denken, eine seltene Kunst, die wenig Menschen heute üben. Wenn ich irgendeine Originalität besitze, so verdanke ich sie der Tatsache, daß ich in meiner Jugend, während mein Geist sich noch in der Entwicklung befand, den wichtigen, modernen Problemen gegenübergestellt wurde und gezwungen war, sie zu durchdenken, um eine vernünftige Antwort auf die Fragen der verschiedenen Menschen zu finden.

So fragte mich z. B. Bent eines Abends, wie hoch der richtige Lohn für einen gewöhnlichen Arbeiter sein sollte. Ich konnte ihm nur antworten, daß der Lohn eines Arbeiters mindestens in demselben Maße wie die Produktivität der Arbeit zunehmen sollte. Aber ich sah nicht, auf welchem Wege man diese ideale Lösung erreichen könnte. Als ich zehn Jahre später in Deutschland Herbert Spencer las, stellte ich zu meiner Freude fest, daß ich den besten Teil seiner Soziologie erraten hatte und sie um ein beträchtliches ergänzt. Seine Idee, daß der Grad der individuellen Freiheit in einem Lande von dem „Druck von außerhalb" abhängt, kam mir nur zur Hälfte richtig vor. Der Druck von außerhalb ist nur ein Faktor und nicht einmal der bedeutendste. Die zentripetale Kraft der Gesellschaft selbst ist oft viel wuchtiger. Wie ließe sich sonst die Tatsache erklären, daß während des Weltkrieges die Freiheit in den Vereinigten Staaten fast vollkommen verschwunden war trotz der Worte der Verfassung? Zu allen Zeiten nahm man eigentlich hier auf die Freiheit weniger Rücksicht als in England oder sogar in Deutschland oder in Frankreich. Man braucht nur an das

Digitized by Google

Alkoholverbot zu denken, und man wird mir beipflichten. Die zentripetale Tendenz in jedem Lande steht im direkten Verhältnis zu der Masse, und infolgedessen ist das Herdengefühl in Amerika so unvernünftig stark.

Wenn wir nicht disputierten oder uns schlüpfrige Geschichten erzählten, zog Bent die Karten heraus, und der Spielerinstinkt hielt die Männer wach, bis die Sterne im Osten verblaßten.

Ich muß hier noch einen Vorfall erwähnen, der die Monotonie unseres Alltags in seltsamer Weise unterbrach.

Wir zündeten unser Feuer bei Nacht mit den getrockneten Exkrementen der Tiere an, und Peggy hatte mich, der ich zuerst aufwachte, gebeten, immer das Feuer aufzufüllen, bevor ich wegritt. Eines Morgens hob ich so ein getrocknetes Exkrement mit der linken Hand auf und störte eine kleine Klapperschlange auf, die wahrscheinlich von der Hitze unseres Lagerfeuers angelockt worden war. Die Schlange biß mich in den Daumen, dann drehte sie sich im Nu zusammen und begann zu klappern. Wütend zerdrückte ich sie mit meinem Fuß, und im selben Augenblicke saugte ich die Stelle an meinem Daume aus, wo ich gebissen worden war und rieb noch außerdem den Daumen um die Wunde herum an der roten Glut. Ich schenkte der Sache nur eine geringe Aufmerksamkeit. Die Schlange schien mir zu klein, um sehr giftig zu sein. Aber als ich an den Wagen zurückkam, um Peggy zu wecken, schrie er auf, rief den Chef, Reece und Dell zusammen und war offensichtlich höchst verstört und ängstlich. Reece war mit ihm einig, daß der Biß der kleinen Prärieklapperschlange ebenso giftig ist wie der ihrer großen Schwester im Walde.

Der Chef goß ein Glas Whisky ein und ließ mich trinken. Ich wollte es nicht, aber er drang darauf, und so schüttete ich es hinunter. „Brennt es?" fragte er. „Nein, es war wie Wasser", erwiderte ich und merkte, daß der Chef mit Reece einen bedeutungsvollen Blick tauschte.

Der Chef erklärte sofort, ich müßte herumgehen. Jeder von ihnen ergriff meinen Arm und sie führten mich feierlich eine halbe Stunde lang spazieren. Gegen Ende dieser halben Stunde schlief ich fast. Der Chef blieb stehen und gab mir wieder einen großen Becher Whisky. Im Augenblick wachte ich auf, dann wurde ich wieder steif und taub. Man gab mir wieder Whisky, ich wurde lebendig, aber nach fünf Minuten fiel ich zusammen und flehte sie an, mich schlafen zu lassen.

„Zum Teufel mit dem Schlaf!" rief der Chef, „du wachst nicht mehr auf, nimm dich zusammen." Und ich bekam wieder Whisky. Ich wurde

Digitized by Google

mir vage dessen bewußt, daß ich meine ganze Willenskraft anwenden müßte, und ich begann, herumzuhüpfen, um diese überwältigende Schläfrigkeit abzuschütteln. Ich goß noch einige Gläser Whisky herunter, und nachdem ich im Laufe der nächsten zwei Stunden wild herumgehüpft war, wurde ich mir plötzlich eines scharfen, intensiven Schmerzes in meinem linken Daumen bewußt.

„Jetzt kannst du schlafen, wenn du willst", meinte der Chef. „Ich nehme an, daß der Whisky das Schlangengift ausgespült hat."

Mein verbrannter Daumen schmerzte furchtbar. Zum ersten Male in meinem Leben litt ich auch unter Kopfschmerzen. Aber Peggy gab mir heißes Wasser zu trinken, und der Kopfschmerz verflüchtigte sich bald. In einem oder zwei Tagen war ich dank der Gewaltkur des Chefs vollkommen auf den Beinen. In einem Jahre hatten wir zwei junge Menschen durch den Biß der kleinen Prärieschlange verloren, die so unbedeutend schien.

Die Tage gingen schnell vorbei, bis wir in die Nähe der ersten Städte in Südtexas kamen. Da verlangte jedermann vom Chef sein rückständiges Gehalt und stürzte fort, um sich zu rasieren und sich in wildester Aufregung eine Geliebte zu suchen. Charlie war wie verrückt. Eine halbe Stunde, nachdem sie die Stadtschenke erreicht hatten, waren alle mit Ausnahme von Bent bis zum Wahnsinn besoffen und schrien nach Frauen, um mit ihnen die Nacht zu verbringen. Ich ging nicht einmal in die Kneipe hinein und bat Charlie vergeblich, sich nicht so zum Narren zu machen. „Dazu lebe ich eben!" rief er aus und stürzte davon.

Ich gewöhnte mich daran, meine ganze freie Zeit mit Reece, Dell, Bob oder dem Chef zu verbringen und lernte von allen eine ganze Menge. In Kürze hatte ich den Chef und Reece erschöpft, aber Dell und Bob hatten jeder auf seine eigene Weise gründliche Kenntnisse. Und während Dell mich in Literatur und Nationalökonomie einführte, weihte mich Bob in die Mysterien des Cowboylebens und die besonderen Sitten der Viehherden in Texas ein. Jede kleine Herde dieser halbwilden Tiere hat ihren eigenen Führer, dem sie fanatisch folgt. Wenn wir verschiedene Rinderherden in unserer Hürde zusammenbrachten, entstand eine fürchterliche Verwirrung, bis nach einem wilden Kampfe ein neuer Führer gewählt wurde, dem alle gehorchten. Aber manchmal verloren wir in diesem Aufruhr fünf bis sechs Tiere. Bob konnte mit seinem Pony zwischen die halbwilden Bestien hineinreiten, um den künftigen Führer für sie auszuwählen. Bei dem großen Sportfest in der Nähe von Taos ging er zu Fuß in eine Hürde

Digitized by Google

zwischen eine Menge Herden und brachte den Führer heraus, unter dem Triumphgeschrei seiner Landsleute, die los Americanos herausforderten, dieser Tat nachzueifern. Bob hatte eine unheimliche Kenntnis der Tiere, und alles, was ich weiß, verdanke ich ihm.

In der ersten Woche kauften Reece und der Chef den ganzen Tag Vieh ein. Reece nahm gewöhnlich Charlie und Jack Freeman mit, einen jungen Amerikaner, um die Einkäufe in die große Hürde einzutreiben; während der Chef einen nach dem andern herausholte, um ihm zu helfen. Charlie fiel jedoch als erster aus. Er hatte sich gleich in der ersten Nacht venerisch angesteckt und war länger als einen Monat bettlägerig. Einer nach dem andern fielen die jungen Männer der Krankheit zum Opfer. Ich ging in die nächste Stadt hinein, konsultierte einen Arzt und tat alles für sie, was möglich war. Aber die Kur ging nur sehr langsam vor sich, denn sie betranken sich von Zeit zu Zeit, um ihren Kummer im Alkohol zu ersäufen, und die Krankheit wurde chronisch. Ich konnte diese Versuchung nie verstehen. Es war schon schlimm, wie sie sich betranken, aber in diesem Zustande zu einer Mischblutprostituierten zu gehen, schien mir unbegreiflich.

Selbstverständlich erkundigte ich mich nach den Vidals. Aber keiner schien etwas von ihnen gehört zu haben, und obwohl ich mir alle Mühe gab, gingen die Wochen vorbei, ohne daß ich nur eine Spur von ihnen fand. Ich schrieb jedoch an die Adresse, die mir Gloria gab, bevor sie Chikago verließ, aber ich war schon aus Texas weg, als ich von ihr hörte. Ihr Brief erreichte mich in Fremont Haus, als ich wieder in Chikago war. Sie schrieb mir nur, daß sie den Rio Grande gekreuzt hätten und auf ihrer Hazienda auf der andern Seite sich niedergelassen hatten, wo ich vielleicht, wie sie schlau hinzufügte, sie eines Tages besuchen würde. Ich schrieb ihr dankend zurück und versicherte ihr, daß die Erinnerung an sie mir die ganze Welt umgestaltet hätte, was die reine Wahrheit war. Ich gab mir unendliche Mühe, diesen Brief in gutem Spanisch zu schreiben, aber ich fürchte, daß er trotz Bobs Hilfe von Fehlern wimmelte. Ich greife hier jedoch meiner Geschichte voraus.

Wir bekamen bald die Herde zusammen. Anfang Januar wandten wir uns nordwärts und trieben ungefähr sechstausend Stück vor uns, die uns kaum fünftausend Dollar gekostet hatten. In diesem ersten Jahre ging alles gut ab. Wir sahen nur eine kleine Bande Prärieindianer, die wir an Stärke übertrafen. Der Chef erlaubte mir, fünfhundert Stück Vieh auf meine eigene Rechnung hinüberzubringen; er wollte mich, wie er sagte, für

Digitized by Google

meine dauernde, schwere Arbeit belohnen. Aber ich bin sicher, daß es Reece und Dell waren, die ihm diese Idee gesteckt hatten.

Die Tatsache, daß mir ein Teil des Viehs gehörte, machte aus mir einen höchst aufmerksamen und unermüdlichen Hirten. Mehr als einmal konnte meine Aufmerksamkeit, durch Bobs Instinkt geschärft, rettend eingreifen. Als wir an das indianische Territorium gelangten, warnte mich Bob davor, daß eine kleine Bande oder sogar ein einzelner Indianer eines Nachts versuchen könnte, eine wilde Panik in unsere Herde heinzutragen. Eine Woche später bemerkte ich, daß das Vieh unruhig wurde. „Indianer," sagte Bob, als ich ihm von den Anzeichen erzählte, „schlaue Biester!" In dieser Nacht war ich frei, aber ich ritt trotzdem streifend umher, als ich plötzlich um Mitternacht eine weiße Gestalt mit einem unirdischen Gekreisch vom Boden aufspringen sah. Das Vieh begann sich zusammenzurotten, ich nahm die Flinte in die Hand und zielte. Obwohl ich den Indianer nicht traf, hielt er es für geraten, unter Zurücklassung seiner Hülle das Weite zu suchen. In fünf Minuten hatten wir das Vieh beruhigt, und es ereignete sich nichts mehr, bis wir Wichita, den damaligen Vorposten der Zivilisation, erreichten. Zehn Tage später verluden wir in Kansas City unser Vieh, von dem wir ein Viertel zu ungefähr fünfzehn Dollar pro Kopf schon an Ort und Stelle verkauft hatten. Wir erreichten Chikago gegen den ersten Oktober und stellten das Vieh im Viehhof des Michigandepots unter. Am nächsten Tage verkauften wir mehr als die Hälfte unserer Herde, und ich hatte das Glück, dreihundert meiner Tiere zu fünfzehn Dollar pro Kopf zu verkaufen. Hätte der Chef das Pfund nicht für drei Cents ausgeboten, dann hätte ich alles verkauft, was ich besaß. Auch so besaß ich nun fünftausend Dollar auf der Bank und fühlte mich wie ein Krösus. Meine Freude sollte jedoch höchst kurzlebig sein.

Selbstverständlich wohnte ich im Fremont-Haus und wurde ausgezeichnet empfangen. Die Verwaltung ließ viel zu wünschen übrig, aber ich war froh, daß ich nicht mehr dafür verantwortlich war und bequem in den Restaurants essen konnte. Die sechs Monate in der Prärie hatten meinem ganzen Wesen ein neues Gepräge gegeben. Ich bin da erst zum wirklichen Arbeiter geworden, und ich hatte in erster Linie gelernt, daß eine gespannte Entschlossenheit und Willenskraft der wichtigste Faktor des Erfolges im Leben ist. Ich beschloß, meinen Willen durch Übung zu trainieren, wie man einen Muskel trainiert, und an jedem Tage unterwarf ich mich einer neuen Probe. Da ich Kartoffeln gern aß, beschloß ich, sie eine Woche

Digitized by Google

lang nicht anzurühren, oder schwor für einen Monat dem Kaffee ab, den ich liebte, und hielt meinen Entschluß durch. Ein französisches Sprichwort fiel mir ein, das mich in meinem Entschluß bestärkte: „Celui qui veut celui-là peut." Ich beschloß, mich von meiner Vernunft und nicht von meinen Begierden leiten zu lassen.

Berechtigte Übertragung aus dem Englischen
von Antonina Vallentin

THEATER IN CHINA UND JAPAN

von

ARTHUR HOLITSCHER

In dem himmlischen japanischen Theater, das für den Europäer ein Erlebnis bedeutet, wie der Orient deren nur ganz wenige zu verschenken hat, ist Sinn und Essenz all des Schönen, Erhabenen, Eigenen eingeschlossen, das Japan dem Fremden und seinem eingeborenen Volke aufbewahrt. Ein Ausruhen der Sinne, des Herzens und des Verstandes von dem wirren Getümmel des öffentlichen Lebens ist in den weiten, feierlichen, von einer Atmosphäre der Andacht erfüllten Theatern Japans wohl zu erreichen. – Ehe ich aber von diesem Erlebnis der japanischen Schaubühne spreche, muß ich ein paar Sätze dem chinesischen Theater widmen, das ich in Canton, Schanghai und besonders in Peking besucht habe.

Chinas Theater erinnert bezwingend an das Gebilde der Shakespearebühne. Das Tun und Treiben der nicht auf die Szene Gehörenden, zwischen den agierenden Darstellern; die Gestaltung des Schauplatzes; die Männer, die Frauenrollen spielen, usw. Das chinesische Theater ist eine Kuriosität, für uns Europäer als Kunststätte völlig unverständlich; seine Darbietungen fast ungenießbar. Weitaus unverständlicher noch als die befremdliche, verwirrend undurchsichtige Rasse der Chinesen, die sich in ihrem Theater einen Ort der Freude, der Erholung, der Pflege ihres Schönheitskults, ihrer Kunsttradition geschaffen zu haben scheint!

Das chinesische Theater beruht und lebt zum großen Teil von Akrobatik; nicht allein des Körpers, auch der Stimme. Die weit ausschreiten-

Digitized by Google

den, ausholenden Gebärden des chinesischen Männerspielers, die zarten, zimperlichen Falsettöne, Flageolettöne, die der Männer- und der Frauendarsteller von sich gibt!!

In einem Park Pekings sah ich an einem glashellen Februartage vier Männer bei einer sonderbaren Verrichtung. Sie hatten ihre Pelze abgelegt, standen vor einem kleinen Teich, im schneidenden Frost, und turnten. Breitbeinig dastehend, wiegten sie ihre Körper in rhythmischen Bewegungen. Dies sah so aus: die Arme bogen sich wie langsame Schlangen leise und zart erst nach links, hoben sich bis zur Gesichtshöhe, schlängelten sich nieder bis zu den Knien, ganz leise und zart, plötzlich aber schossen sie nach rechts, mit einer solch rapiden, blitzgleichen Boxerbewegung, als wollten sie einen unsichtbaren Gegner, der sich durch die zarte Langsamkeit ihrer schlangenhaft geschmeidigen Bewegung in Sicherheit lullen ließ, heimtückisch niederschlagen! Diese abwechselnd langsamen und gewalttätig schnellen Bewegungen wiederholten sich innerhalb einer Viertelstunde – solange konnte ich im kalten Sonnenlicht den Männern frierend zusehen – in etwa zwanzig Varianten. Aber immer dieses Nacheinander von graziöser Langsamkeit und rapidem Stoß. Ich hörte von meinem Dolmetscher, daß die Vier Schauspieler eines der größten Theater Pekings wären. Am Abend sah ich sie dann agieren. Es waren Akteure des Tiwutai-Theaters unten im chinesischen Stadtteil Pekings.

Und eines Morgens, außerhalb des Tores Tien-Men, begegnete ich einer Prozession von niedlichen Knaben, die mit rotgefrorenen Nasen, aber mit Fächern in den Händen, hinter einem alten Mann im Gänsemarsch rasch der Stadt zutrippelten. Es waren Theaterkinder, junge Schauspieleleven, und sie kamen von dem weit außerhalb der Stadt liegenden Himmelsaltar daher, und zwar von ihrer allmorgendlichen Stimmübung. In der Nähe des Himmelstempels nämlich befindet sich eine hohe Ziegelmauer. Vor dieser Mauer üben junge und alte Schauspieler täglich in den frühen Morgenstunden ihre Stimme: hier zwitschern, miauen, minaudieren sie in den Fisteltönen, die der Schönheitsbegriff des Chinesen, seine Auffassung von Theaterkunst von ihnen verlangt.

Warum gerade vor dieser Mauer in der Nähe des Himmelsaltars? Die einen meinen, es sei dort eine außerordentliche, ja mysteriöse Akustik wahrzunehmen, die der Stimmbildung zur Hilfe komme. Andere aber meinen, diese Übung vor der Himmelsmauer habe einen geheimen Grund in religiösen Vorstellungen.

Digitized by Google

Das chinesische Theater verfügt über eine Anzahl feststehender Typen. Sofort, wenn ein chinesischer Schauspieler die Szene betritt, verrät sein Gang, sein Kostüm, sein Kopfschmuck und die Bemalung seines Gesichtes Stand und Charakter. Die Generäle und großen Feldherren tragen hinter ihren wunderbaren bunten Brokatkostümen viele kleine bunte Fahnen auf den Rücken gesteckt, fast wie ein Pfauenrad. Haben sie auf ihrem kostbaren, schillernden Kopfschmuck noch eine riesige dünne Paradiesvogelfeder befestigt, die in breitem Bogen hinter ihnen daherwippt, so will das besagen, daß sie über ferne, barbarische, mandschurische, nördliche Heere gebieten. Wenn sie einen langen Stab mit vielen kleinen Roßhaarbüscheln in der Hand schwingen, so bedeutet dies, daß man sie sich hoch zu Roß vorzustellen hat. Pantomimisch steigen sie, diesen Stab schwingend, mit realistischen Gebärden vom Pferde ab und besteigen es dann, ebenfalls mit wunderbar realistischen Gebärden, vor den Augen der Zuschauer, denen der Stab mit den Roßschweifen als Phantasievehikel genügt. Männer mit rotbemaltem Gesicht und langen Bärten sind menschliche Wesen, die Tscheng und Tsching. Die letzteren aber können auch ein buntes, weiß, rot und schwarzes Muster über ihre Gesichter gemalt tragen – dann muß man sie als Dämonen ansprechen. Kreideweiß Geschminkte sind Intriganten. Mit einem weißen Schmetterling quer über die Nase und die Backen Bemalte sind komische Personen, Rüpel. Die Schauspieler, die Frauenrollen darstellen, haben ein herrliches Spiel mit ihren weiten Ärmeln; zierlich strecken sie ihre zarten Fingerchen, zierlich biegen sie ihren zarten Hals, schlagen die Lider sinnig über ihren Äuglein auf und nieder, quiekend kommen zimperliche Laute aus ihnen heraus, synkopierte Laute in hoher Fistel. Sitzen sie um einen Tisch herum, auf dem Tee serviert ist, so kann man sich kaum sattsehen an der Lieblichkeit ihrer Bewegungen: wie sie eine Tasse zum Munde führen, einander die Süßigkeiten reichen usw.

Für uns Europäer geradezu unertragbar: die Begleitmusik. – Die Bühne ist voll von Theaterarbeitern, Besuchern, Schauspielschülern, kommenden und gehenden Personen – jeder tut, was ihm gerade beliebt, unbekümmert um das Spiel – in einer Ecke aber hocken die Musikanten, die einen ohrenbetäubenden Spektakel, ohne jede Rücksicht auf die Schauspieler, die gesprochenen oder besser gezirpten Quieklaute, auf kurzen Geigen mit drei Schafsdärmen, auf Trommeln, Gongs und Trillerflöten vollführen. Selbst wenn man Chinesisch verstände, würde man kein Wort hören, so laut gebärdet sich die Begleitmusik. Zuweilen hat man vollends den Ein-

Digitized by Google

druck, daß die hohe schrille Fistelstimme der Schauspieler nur den Zweck hat, das höllische Gefiedel, Getrommel, Gedudel und Gonggetöse der Musikanten für Augenblicke durchzubohren. (Diese Musik ist mongolischen Ursprungs; die chinesische Tonleiter, die man ja bei uns auch aus Mahlers herrlichem „Lied der Erde" kennt, geht unseren Ohren lieblicher ein.)

Nur ein einziger, bevorzugter Schauspieler der Chinesen hat mit der Barbarei dieser „Musik", wenigstens für die Zeit, während er auf der Bühne steht und zu sprechen hat, aufgeräumt. Es ist der weit über China hinaus berühmte Frauendarsteller Mei Lan Fang. Ein Mann, von dem es heißt, daß er der größte Schauspieler der chinesischen Bühne sei. Ich sah ihn nur in kurzen Stücken, die einen insipiden Inhalt hatten und kaum etwas anderes vorstellten, als eine halbe Stunde Gelegenheit für den kostbar gewandeten mit unendlich zierlichen Bewegungen sich vorwärts und seitlich windenden Komödianten, zart daherzuschweben, zarte synkopierte Fistelschreie auszustoßen, verschämt errötend sein hold geschminktes Gesicht hinter dem Ärmel zu verbergen, vor einem Götteraltar, betend und auf seinen Faltenwurf bedacht, niederzusinken und sich zum Opfer zu erheben, ein Brautkleid von übertriebenem Prunk zu produzieren und ähnliches. Er hat den Höhepunkt seiner Kunst bereits überschritten, ist reif zum Export. Man wird ihn wahrscheinlich bald in Europa sehen, und er wird sicherlich eine Sensation der Päderastenmilieus der Weltstädte werden. Ich traf ihn mit seinem deutschsprechenden Sekretär: er ist ein eleganter Mann von etwa 40 Jahren; Gesicht und Gestalt klein, zierlich und knabenhaft geblieben. –

Die chinesischen Theater unterscheiden sich schon durch ihren Zuschauerraum wesentlich von den japanischen. Als ich zum erstenmal in einem chinesischen Theater saß, es war in Canton, und zwar in einem Theater, in dem merkwürdigerweise nur Frauen spielten (das chinesische traditionelle Theater kennt sonst nur Männerschauspieler, auch für die Frauenrollen, hier aber, in Canton, spielten Frauen auch die Männerrollen) – da konnte ich mir in den ersten Minuten gar nicht das sonderbare Herumfliegen von weißen Möwen im Zuschauerraum erklären! Im chinesischen Theater wird gegessen, getrunken, geschwätzt; Kinder schreien, machen über die Brüstung der Logen Pipi, man besucht sich von Rang zu Rang, ruft sich durch das Theater an – und da der Chinese gewohnt ist, nach seiner Mahlzeit Gesicht, Kopf, Hände und wohl auch Brust und Bauch mit

Digitized by Google

einem dampfend heißen Handtuch zu wischen, so bedeuteten die weißen Möwen, die durch den Zuschauerraum flogen: Handtücher, die man geschickt dem herumgehenden Kellner an den Kopf nachwarf, nachdem man sie benutzt hatte. Traf solch ein Handtuch den Kellner, so wurde die Geschicklichkeit mit „Hallo" belohnt.

Gleich am ersten Abend, den ich in Tokyo verbrachte, war ich in einem Vorstadttheater am Asakusa-Park. Es war ein Theater fünften Ranges; man zahlte ganz geringes Eintrittsgeld; das Publikum bestand in der Hauptsache aus Kulis. Aber welch ein Unterschied gegen das chinesische Theater! Ich war nach diesem ersten Abend dann, so oft ich nur konnte, in den Theatern der Städte Japans, in denen ich mich gerade befand, in kleinen, mittleren, in den ganz großen und berühmten. Überall herrschte Sauberkeit, Ruhe; absolute Konzentration der Menschen, unbedingtes Miterleben der Stücke; gedämpfte Heiterkeit, wo es sich um Possen, laute Rührung, wo es sich um traurige Vorgänge handelte. Kein Schwatzen, eher ein ausgiebiges Schneuzen – nachher lag der Boden ringsum voll von kleinen Papierfetzchen, denn das Taschentuch ist ja in Japan unbekannt, man schneuzt sich in ein kleines viereckiges Papier, das nach dem Gebrauch weggeworfen wird.

Da die Theateraufführungen, die aus sechs, sieben kurzen Einaktern (Szenen aus Tage währenden Stücken) bestehen, von nachmittags zwei bis nachts zwölf Uhr dauern, und man ungern auch nur eine halbe Stunde versäumt, sind im japanischen Theater die Zwischenakte recht lang, und man verbringt sie in den weitläufigen, an die Theater anschließenden Eßhäusern und Bazaren. Im Theater selbst wird nicht gegessen, wird nicht diskuriert, herrscht Stille und Andacht. Für den Teil des Publikums, der auf europäische Weise zu sitzen gewöhnt ist, sind Bänke aufgestellt; der weitaus größere Teil des Publikums aber hockt auf einheimische Art, in den Logen und Rängen und auch im Parkett, auf dem mattenbedeckten Fußboden. Hier und da mag es indes geschehen, daß der Nachbar oder die Nachbarin in der Sesselreihe, in der man sitzt, die Holzpantoffel ablegt und, ohne den Blick von der Bühne zu wenden, sich auf dem Sperrsitz hockend niederläßt.

Auch des japanischen Schauspielers Kunst besteht zum großen Teil aus Akrobatik. Der erste Einakter, früh am Nachmittag, ist in der Regel ein „Dammari", eine Pantomime, die Menschen, Dämonen und Tiere in

Digitized by Google

einem finsteren Wald im Kampf gegeneinander darstellt. Der Kampf im Finstern, der eine tiefere Bedeutung besitzt als es den Anschein haben will, gibt Anlaß zu wunderbar gelenkigen und äußerst geschickten, Kühnheit und Schulung verratenden Bewegungen. Im Dammari treten sämtliche Schauspieler auf, die dann an dem langen Nachmittag und Abend in den verschiedensten Stücken beschäftigt sind. In diesen Stücken kommen zuweilen ebenfalls Tanz- und Ballettszenen vor, die sich von unseren europäischen eben durch jene Beimengung von wilder Akrobatik unterscheiden und vielleicht nur in dem russischen Ballett eine Parallelerscheinung besitzen.

Eine wunderbare Szene in jenem Asakusatheater, von dem ich eben sprach, eine Szene, die mir ewig unvergeßlich bleiben wird, zeigte an, auf welche Weise sich in dem japanischen Theater Körperübung mit Sinn verbindet. Die verführte Tochter eines hohen Kriegers will, von ihrem Liebhaber verlassen, sterbend die Glocke im Tempel noch einmal rühren. Mit einem Holzstock schlägt sie nach der Glocke, die aber hängt zu hoch, und nun sammelt der Körper all seine rasch versiegenden Kräfte, um mit dem Holz, höher als die tödliche Verwundung es zuläßt, hinaufzulangen. Es ist ein unerhörtes Schaustück, bei dem einem der Atem vergeht. Ein offenbar mittelmäßiger Schauspieler gab diese Samuraitochter, aber doch war es ein Höhepunkt der Schauspielkunst überhaupt, der hier einem erschütterten, laut und hingerissen schluchzenden Publikum vorgeführt wurde. In einem anderen Theater, einem der größten Tokyos, das bezeichnenderweise den Namen „Schimbashi Embujo", d. h. „Tanzplatz im Stadtteil Schimbashi" führte, sah ich eine groteske Pantomime im Stil des Nô, in dem drei Krüppel, ein Blinder, ein Taubstummer und ein Rumpfmensch, agierten. (Nur noch im Moskauer „Habima-Theater" sah ich ähnlich Großartiges, Groteskes, im Bettlertanz des „Dybuk".)

Die Bühne des japanischen Theaters schafft dem Schauspieler Gelegenheit genug, sich auszutoben. Sie ist eine ungeheuer breite, niedere Vertiefung, vor der in den Zwischenakten abwechselnd herrliche Vorhänge hängen. Eine breite, niedrige Bühne, die wohl unbeschränkten Raum für horizontale Bewegungen gewährt, aber nicht für die Höhe. Gruppenbildungen, vertikal und nach oben gerichtet, sind unmöglich. Sollen Engel schweben (im „Federkleid") wirkt es unwahrscheinlich und widersinnig.

Die Drehbühne, die bekanntlich von den Japanern erfunden ist, funktioniert auf diesen breiten Bühnen hemmungslos. Der Raum der Bühne ist unerhört reich und mannigfaltig eingeteilt, wie ja überhaupt die Japaner

Digitized by Google

aus dem Raum ein Bedeutungsvolles, ja man könnte sagen Heiliges, ein Idol zu gestalten verstehen! Spielt eine Szene im Innern eines Hauses in einem bestimmten Zimmer, so stellt die Bühne nicht (wie auch durch die Raumverhältnisse bestimmt in Europa) dieses Zimmer allein vor, sondern das Zimmer steht inmitten anderer Zimmer in einem Haus, dessen Vorderwand fehlt, das Haus steht in einem Garten, den ein Zaun umgibt, der Garten steht an einer Dorfstraße mit anderen Häusern, weiter hinten sieht man einen See oder einen Tempel, auf dem Dach einer Scheune wachsen Gras und Blumen, im Hintergrund geht das Volk des Dorfes seiner Beschäftigung nach, im Hause selber aber, in dem das Drama passiert, bewegt sich das Hausgesinde, von den Vorgängen in dem Zimmer bestimmt, aber doch frei und ungezwungen. Die Szenerie ist nicht einheitlich; Gewänder, Geräte, das Haus, alle Requisiten, die Bäume, der Rasen, das Strohdach sind zumeist realistisch, der Hintergrund aber stilisiert: See, Wolken, die Ferne wie einer Tafel, einem Blatt Hiroschiges nachgezeichnet. Und nun vollends der Blumenweg. Als schaffe die ungeheuere Wahrhaftigkeit, Mannigfaltigkeit des Bühnenraumes noch nicht das volle Abbild des wirklichen Lebens, verlängert die japanische Bühne des Schauspielers Wirkungsgebiet noch bis tief in den Zuschauerraum hinein. Quer durch diesen Zuschauerraum, im rechten Winkel zur Bühne, zieht sich der erhöhte Laufpfad bis ins Vestibül hinaus. Er ist in den neuen Theatern mit Glühlichtern von unten beleuchtet. Stellt die Bühne eine Winterlandschaft dar, so liegt auf dem „Blumenweg" ein weißer Filzteppich. Über ihn kommen aus dem Vestibül, pathetisch oder im Alltagstrott, die Schauspieler langsam auf die Bühne zugeschritten. Über ihn fliehen, laufen, stürzen oft, in entgegengesetzter Richtung, die Menschen, die auf der Bühne ihr Schicksal erlebt haben, quer durch die erregten Zuschauer – wohin? Hinaus in die Welt, dem Unbekannten zu! Denn das ist der tiefe Sinne des „Blumenweges". Auf ihm, über ihn kommt und geht das unbekannte Schicksal, naht das Verderben, das den Schauspielern auf der Bühne noch bevorsteht. Die neue Bestrebung des russischen Theaters, einen Zusammenhang zwischen der Bühne und dem Zuschauer zu konstruieren, mit dem Sinn: Tua res agitur – dort oben, das bist du! es geht um uns alle! – hier ist es naiv und sinnfällig realisiert.

Hat man das Glück, in der Nähe der Bühne und auf einem Platz in der Nähe auch des „Blumenweges" zu sitzen, so kann man das herrliche, unerhört ausdrucksvolle Mienenspiel des japanischen Schauspielers be-

Digitized by Google

wundern. Die Verzerrungen des japanischen Schauspielerantlitzes, die Schmerz, Wut, Tod, Kampf, von der leisen Andeutung des Ahnens bis zum gräßlichen Schielen der unterliegenden zerschmetterten Menschenseele zu versinnbildlichen verstehen, sie beginnen schon im Vestibül, eine Mitwisserschaft des Zuschauers bereitet die Steigerung der Vorgänge, die nachher auf der Bühne sich abrollen werden, auf dem „Blumenweg" vor.

Und was dann auf der Bühne in der Tat geschieht, wird erhöht durch die die Handlung begleitende Musik. Denn ohne Musik kommt auch die japanische Bühne mit ihrem unbeschreiblich tiefen Realismus nicht aus.

Links ist die Dekoration der Szene von einem Gitterwerk unterbrochen, hinter dem Trommler, Flöten- und Geigenspieler sitzen. Rechts aber, ganz auf der Seite der Bühne, sitzen auf einem erhöhten Podium, das eine kleine Bühne für sich vorstellt, zwei Sänger und zwei Samisenspieler in dunklen Gewändern. Die Sänger mit Pulten vor sich, auf denen der Text des Stückes sowie ihr eigener Gesangstext liegt. Und während auf der Bühne die Dialoge der Schauspieler sich in natürlichen Tönen abwickeln, begleiten die Samisenspieler mit leichtem, leisen, zarten Spiel, die Sänger aber mit modulierten Tönen, oft schluchzend, wenn die Handlung es erfordert, oft seufzend, wenn die Handlung es erfordert, laut oder flüsternd, pathetisch oder sentimental girrend die Vorgänge. Die Sänger, hochbegabte Mitwirkende des Schauspiels, erzählen, was auf dem Grunde der Dinge, die auf der Bühne vorgehen, eigentlich liegt. Oft sind sie erregter als die Schauspieler – sie wissen ja schon, was dort auf der Bühne vorgehen wird. Sie sind, wie der „Blumenweg" ins Räumliche, gewissermaßen Fortsetzungen der Bühne und der Schicksale in die Ewigkeit, ins Göttliche. Die Musik des japanischen Theaters ist unserem europäischen Gefühl viel näher verwandt als die barbarischen Geräusche, der ohrenbetäubende Spektakel des chinesischen Theaters. An dieser Verwandtheit läßt sich überhaupt die engere seelische Verknüpfung Japans mit unserem Westen ermessen, (die ihren Ausfluß auch im Haikara hat), während der Chinese samt seinem Schönheitsgefühl uns eine unheimlich Terra incognita bleibt. Für den Europäer, der die japanische Sprache nicht versteht, ist diese japanische Bühnenmusik, zugleich mit der wunderbaren Ausdrucksfähigkeit des japanischen Schauspielergesichtes, ein Dolmetsch zum Verständnis der szenischen Vorgänge.

Im Tokyoer Theater Itschimura, einem Vorstadttheater, das aber durch die Pracht der Ausstattung und den Geschmack des Bühnenbildes wie

Digitized by Google

durch das herrliche Spiel seiner erlesenen Schauspielerschar den Rang des japanischen Theaters überhaupt bewies, habe ich es erlebt, daß das Schluchzen auf der Bühne sich mit dem Schluchzen der Sänger, der Samisenspieler auf der kleinen Seitenbühne, mit dem Schluchzen des verdeckten Orchesters hinter dem Gitterwerk und mit dem schmerzerschütterten Weinen des Publikums im riesigen Raume vermählte, ineinanderfloß. Es handelte sich um einen jungen Ritter, den eine alternde Frau, eine berühmte Dichterin der japanischen Vorzeit, rettete, und der dann vor den Augen der Frau, die ihn doch liebte, mit ihrer Tochter innig umschlungen über den „Blumenweg" hinaus ins Weite ging – derweil im Hause die Frau zurückblieb, stumm, in sekundenlangem Mienenspiel das Aufgeben ihres eigenen Lebens, den Sieg des Alters über ihren noch der Liebe fähigen, die Liebe begehrenden Körper kundgab. Schon erschienen auf der Bühne vermummte schwarze Diener mit Masken über dem Gesicht, die sie „unsichtbar" machen sollten, räumten Geräte und Gegenstände weg, verschoben Kulissen, um für die nächste Szene Raum zu schaffen. Der junge Ritter mit seiner Geliebten war längst im Vestibül verschwunden, noch stand aber die Dichterin im Hause, und während ihre Augen sich langsam über den gefalteten Händen schlossen, versank das Publikum in lautes Schluchzen, erstarb der Gesang und das Samisenspiel auf der kleinen Bühne zur Seite des Bühnenvorraumes.

Ebenfalls in Tokyo, im Kabukizatheater, sah ich den besten Schauspieler des gegenwärtigen Japans: Gentaro Nakamura, in einem der Roninlegende entnommenen Stoff. Die Stoffe der Stücke auf der traditionellen Bühne Japans, auch wenn es sich um Stücke neuer Dichter handelt, sind fast ausnahmslos aus den alten Legenden der feudalen Vorzeit geschöpft. Diese Themen scheinen ihre unbeschränkte Macht über den Geschmack, den Sinn fürs dramatische Leben des Japaners zu bewahren. Das Roninschicksal! Was geht es uns Europäer an! Und doch: Gentaro über den „Blumenweg" zur Rache schreiten, mit seinem Sohn und Getreuen in den Tod gehen sehen, während auf der Bühne Frau und Mutter in Schmerz vergehend zurückbleiben, ist eine der großen Erschütterungen, die das heutige Theater auch dem Europäer vermitteln kann.

Gentaro als Ronin und nächsten Abend die „Heilige Johanna" von Shaw im Kleinen Theater der japanischen Moderne! Hier war in Wirk-

Digitized by Google

lichkeit das Groteske, die Exotik des Erlebnisses! Shaw in Japan!! – Man könnte sagen, das „Haikara" hier seine Orgie feierte. Denn was an Assimilationsmöglichkeit in dem Japaner steckt, kam hier zum Vorschein. Kaum ein Volk hat eine so bodenständige, eigenwüchsige und eigenwillige Theaterkultur wie die Japaner; kaum ein Volk besinnt sich in seiner Kunst so sehr auf die Tradition, die Urkraft seines Volkstums wie das japanische. Daher muß es in der Darstellung westlicher Themen und Probleme sich natürlich am gewaltigsten verleugnen und maskieren.

Schon die Übersetzung des Shawschen Textes ins Japanische scheint auf besondere Schwierigkeiten gestoßen zu sein. Die japanische Sprache kennt eine Frauen- und Männersprache. Die Frauensprache ist gewissermaßen zarter und hat ganz andere Vokabeln für Gegenstände und Verhältnisse als die Männersprache. Der Mannweibcharakter aber der heiligen Johanna, jedenfalls der ekstatisch energische Ausdruck ihres Wesens schien den Japanern in ihrer zartzimperlichen Frauensprache ein Widerspruch, ein Nonsens. Philologen versicherten mich, daß die Notwendigkeit einer Vereinheitlichung der japanischen Literatursprache, besonders angesichts des Dialogs zwischen Johanna und den anderen Charaktern des Stückes, als evident und dringend erscheinen mußte. (Haikara!!)

Für den der japanischen Sprache nicht mächtigen Zuschauer boten natürlich jene Stellen des Dramas das größte Interesse, in denen das Schauspielertemperament und die Schauspielertradition der japanischen Bühne den Stil des westlichen Gedankendramas gewaltsam durchbrach, so z. B. die heftigen leidenschaftlichen Bewegungen, das weinende Hervorspringen. Herbeistürzen des Priesters, der den Anblick der auf dem Scheiterhaufen brennenden Johanna nicht mehr erträgt und von Gewissensbissen jählings gefoltert und überfallen wird. Wertvoller als das Experiment, westliche Dramatik in diese östliche Gegend der Schauspielkunst zu verpflanzen, erschien mir diese merkwürdige Szene, aus der ich blitzgleich aufschimmern sah, wie sehr der Charakter der japanischen Schauspielkunst befähigt wäre, das westliche Drama zu beleben und zu befruchten. In der Tat hat ja Moskau bereits seine Fühlhörner nach Japan ausgestreckt, um diesen Prozeß für seine eigene Bühne vorzubereiten. Und vielleicht dringt zu uns noch einmal, über Moskau her, die Botschaft und Kunde des großartigen japanischen Schauspielertums – da ja Moskau für unser Theaterwesen überhaupt den Anfang einer neuen Art, die Bühne zu gestalten, das Drama zu beflügeln und den Zuschauerraum in die Aktion zu reißen, bedeutet!

Digitized by Google

Sayónara ...

In diesen Tagen, in denen ich mich auschicke, Japan zu verlassen – es sind die ersten Tage des April –, fangen die Kirschbäume an, einen zarten Schimmer, eine leise duftige Wolke um ihre Kronen zu weben. Jetzt, zur Zeit der jungen Kirschblüte, muß ich fort! Aber schon habe ich die weißen und rötlichen Blüten der Pflaumenbäume fallen, den noch winterlichen Rasen mit zarten süßen Tönen sprenkeln sehen.

Von allen Sprachen, die ich kenne, hat die japanische die schönsten Worte, die lieblichsten, für den Begriff des Dankes und den Begriff des Abschiedes. Sie beide liegen mir auf den Lippen, während ich die letzten Stunden in diesem nur so flüchtig, ach nur so flüchtig genossenen Lande verlebe. Langsam gehe ich durch die Straßen Kyotos, sehe die auf hölzernen Getas dahintrippelnden bunten, zarten Frauen mit ihren purpurroten Babys auf dem Rücken, bleibe vor den vielen Läden stehen und blicke nochmal auf die naive spielerische Lieblichkeit der tausend Sächelchen, die japanisches Gewerbe, wirklicher Kunst am nächsten verwandt, darbietet. Ein paar kleine Masken kaufe ich mir, aus Elfenbein, Holz, Lack, ein paar schimmernde Brokatfetzen, um sie zu Hause auf mein Sofa zu legen. Der Zauber Japans, die Lieblichkeit, die Buntheit, die Atmosphäre dieses merkwürdigen, widerspruchsvollen Landes, aufgefangen in ein paar kleinen geschnitzten Gegenständen, ein paar im Winde wehenden losen Stoffetzen ...

Arigato: dank dir! du holdes Land. Schwer wird es mir, dich zu verlassen. Die zierlichen Frauen, den verschwimmenden, wie ein Hauch sich auflösenden See Biwa, der sich hier in der Nähe, mit Tempeln, Toriis, Brükken, Büschen weithin erstreckt. Von allen widerspruchsvollen Dingen, die diese Wochen in Japan bargen, bleibt mir die Schönheit, die Anmut, die Kunst des Landes in der Seele zurück. Gern vergesse ich, was sich darunter verbirgt, das Menschliche, das Zumenschliche, das Unzulängliche, die Not der Welt.

Bunt wehen die Fahnen der engen Theaterstraße Kyotos. Hier sind die großen Holzbaracken, in denen die leidenschaftlichen Spiele aus japanischer Vergangenheit agiert, gesungen, getanzt, mit zarten, heiligen Bewegungen zelebriert werden. Buden, in denen Märchen erzählt werden. Buden, in denen komische Kerle allerhand abenteuerliche Kunststückchen

Digitized by Google

dem naiven Publikum vorführen. Die großen, soliden, prunkvollen Kinos, die eine besondere Anziehungskraft ausüben.

Aber in den kleinen Seitengassen dieser selben engen Theaterstraße stehen Tempel, in denen, mit der bei religiösen Verrichtungen üblichen Höflichkeit der Gesten, vorübergehende Männer und Frauen ihre Andacht der Gottheit bezeugen. Kerzen brennen vor Buddhastatuen. Von mächtigen Glocken hängen dicke Hanfseile herunter, die man vor dem Gebet rührt, damit die Gottheit auf die Anwesenheit des Beters aufmerksam werde. Priester beschreiben und verkaufen Zettel, die an die Zäune und Säulen des Tempels geheftet werden. Auch kleine süße Kuchen als Opfergaben.

Neben einem solchen Tempel, der von vielen Passanten der Theaterstraße aufgesucht wird, sehe ich eine kleine offene Halle stehen. Dort befindet sich, auf einem beträchtlich über das Straßenniveau erhöhten Podium eine Anzahl von Steingutvasen, in denen Blütenzweige und Blumen sich befinden. Die Gläubigen, die Beter drängen sich vor dieser Schaustellung, mit andachtsvollen Mienen, stumm und ehrerbietig. Ihre Blicke schweifen von einer Vase zur anderen, von einem Blütenzweig zum anderen. Fast mit derselben Andacht schauen sie auf diese zarten Wunder des japanischen Frühlings, wie auf die Götter in den Tempeln nebenan. Die Schönheit, Anmut, mit der diese Blumen, diese blühenden Zweige sich über den Rand der Vase biegen, die Kunstfertigkeit, der hohe Geschmack, der die Zweige in dieser Form und nicht anders gezüchtet, gebogen, hergerichtet, zur Schau gestellt hat, erweckt in dem andächtig Dastehenden ein Gefühl, das kaum mehr mit ästhetischem Genuß bezeichnet werden kann. Schon in Kamakura, angesichts des wunderbaren grünbronzenen Riesendaibutsu habe ich es empfunden, als ich auf die wunderbar gruppierten und gekappten Bäume rings um das Heiligtum blickte: wie sich die Verehrung und Liebe des Japaners zu den Pflanzen mit seinem religiösen Empfinden berührt – daß in dem Charakter dieses Volkes sich eine wunderbare Einheit des Ästhetischen mit dem Religiösen vollzogen hat. Lange werde ich noch an das Nebeneinander des kleinen Tempels und der kleinen offenen Halle mit den Vasen und Blütenzweigen bei der Kyotoer Theaterstraße denken müssen.

Vielen Ländern sagte ich schon Lebewohl in meinem Wanderleben. Vor Monaten noch, als ich von Kalkutta, nach kaum zehn Wochen Indienreise, abfuhr, war es mir weh ums Herz, daß ich das Wunderland so bald ver-

Digitized by Google

lassen mußte. Was soll ich aber nun sagen, da ich mich nach kaum fünf Wochen anschicke, dieses Land, das sich bald mit dem Duft und zarten Schimmer seiner Kirschblüte bedecken wird, zu verlassen?

Lebewohl heißt auf japanisch „Sayónara". Welch ein wunderlich wunderbarer Klang, wehend, verwehend wie ein schmales, weißes, von lieblicher Frauenhand leise geschwungenes Seidentuch.

Sayónara, du schönes Land....

Sayónara!

Arthur Holitschers Aufzeichnungen über seine Asien-Reise, von denen die Neue Rundschau einige Kapitel veröffentlichte, erscheinen demnächst als Buch im Verlage S. Fischer, Berlin.

RATHENAU-BRIEFE

von

SAMUEL SAENGER

Noch bespült der Schlamm der Schuldlüge alle Küsten, er erstickt auch das spärliche Licht der Erkenntnis, das in ein paar synthetischen Köpfen zu leuchten beginnt. Rathenau war von allem Anfang auf richtiger Fährte, leider ließ er sich später, offiziell geworden, von seiner amtlichen Umgebung wieder ablenken, – er, der den törichten Glauben ablehnte, das ‚Unrecht der Welt' könne durch einen zufälligen Kräfteüberschuß (etwa von Tanks oder Giftgas) auf der einen oder anderen Seite gutgemacht werden (II, 59), und wußte, daß keine militärischen Erfolge dem Planeten ein Gesetz aufzuzwingen vermöchten, das er nicht will. Es stand, dieses Gesetz, jenseits von Gut und Böse, aber es hatte die subalterne Kasernenform ausgespien. Es gibt Historiker, die das noch immer nicht begreifen wollen, weil sie im Netz selbst erzeugter Moralitäten weiter zappeln. Nun ein paar Feststellungen aus den Briefen.

Im Dezember 14 schreibt er:

„... Über diesem offenen Schmerz aber liegt noch ein dumpfer, verborgener, der alles in mir betäubt. Wir müssen siegen, wir müssen und haben keinen reinen, ewigen Anspruch. Dies köstliche wahrhafte Volk hat keinen entscheidenden Freiheitssinn. Es liebt die Autorität, es gibt sich hin und will gehorchen. Diese halbe Tugend ist aber im Sinne der ewigen Geschichte

Digitized by Google

ein Vergehen. Eine Kaste, tüchtig, selbstbewußt, aber der Initiative unfähig, regiert uns. Das ging, solange sie sich der Rückständigkeit nicht schämte. Nun wollte sie modern sein, zerrüttete das Alte, gewann das Neue nicht, verfeindete uns der Welt, schwächte uns nach außen und schlug los, in dem Moment, den nicht wir gewählt haben. Das Volk trägt seine Verantwortlichkeit nicht, und ist doch dazu verpflichtet. Nun muß es die Fehler seiner Herren mit seinem Blute abwaschen und glaubt treuherzig, das sei von Gott gefügt. Ich weiß, daß dieses Volk von seinem Gotte nicht verlassen wird, auch in seinem Irren; aber mild wird es nicht auf den rechten Weg gewiesen. Wie anders war der Anspruch auf Einheit, der 1870 bekräftigt wurde! Wie anders war die Forderung der Existenz von 1813! – Ein serbisches Ultimatum und ein Stoß wirrer, haltloser Depeschen! Hätte ich nie hinter die Kulissen dieser Bühne gesehen! Dann könnte ich den Unsinn der Zeitungen ertragen und schlafen ... Dennoch müssen wir siegen. Aber es wird hart, so hart, daß die Menschheit erwacht und ihre Nacktheit erkennt!' Hier wird der Schuldbegriff, wie man sieht, auf die Stockungen und Verhärtungen unserer inneren Entwicklung bezogen, die tiefe Verschuldung der Gegenseite, die auf anderen Voraussetzungen beruht, wird zunächst ebenso beiseite geschoben wie das Amtieren mit dem diplomatischen Depeschenplunder. So wird, folgerichtig, der Krieg ein ‚Strafgericht für dreißig Jahre falscher Politik' genannt (an Major S.) und das ideelle Kriegs- und Vorkriegsgehabe als vom ‚rabiatesten Willen zum Falschen' eingegeben bezeichnet. In einem Brief an Schmoller (12. Mai 17) werden ein paar wesentliche Überzeugungen scharf zusammengefaßt: ‚Wir stehen noch heute im naiven, brutalen und dialektischen Interessenkampf und sind eigentlich für den Parlamentarismus noch nicht reif. Wir können aber nicht anders für ihn reif werden als durch ihn; und es sind mir lieber Fehler und Ausschreitungen auf dem Wege zum männlich Neuen, als die raffinierten Kindheitslaster einer überjährten Gouvernantenerziehung. Unentbehrlich ist uns der Parlamentarismus als Schule der Persönlichkeit, und zwar nicht der kommissionsberatenden, gesetzmacherischen, verwaltenden und treppenwitzigen, sondern der schöpferischen, disponierenden und unternehmenden. Hierin stehen wir im Bankerott; und wenn sie aus dem Kriege heil davonkommen, so ist es mehr, als wir verdient haben. Das Volk büßt für seine Führer. Das ist, wie ich glaube, der Sinn des Krieges. Und diese Buße ist gerecht, denn es hat seine Führung hingenommen wie sie kam. Der Krieg erscheint mir als die Weltrevolution gegen die Reste

Digitized by Google

der Autokratie und des Feudalismus in Mittel- und Osteuropa einerseits, gegen den merkantilen Nationalismus englischen Ursprungs andererseits...' Man möchte annehmen, daß ein Fichte redivivus gegen diese Auffassungen nichts einzuwenden gehabt hätte.

In diesem Gedankenkreis bewegen sich viele Briefe, wobei die diplomatische Abtönung des Wortes je nach dem Adressaten – ob bürgerlich oder adlig – bewundernswert bleibt. Aus einem Briefe an Herrn von M.: ‚Ich glaube, daß politische und verantwortliche Aufgaben immer schwerer und verwickelter werden und immer höhere Begabungen erfordern, denen Erblichkeit in immer geringerem Maße Genüge zu leisten vermögen. Begabung gehört nicht zu den Vorzügen der Erblichkeit. Sie muß dauernd aus einem gesunden Volke regenerieren. Mangel an verfügbarer Begabung und überwiegend Stützung auf erbliche Eigenschaften hat zur Politik der letzten dreißig Jahre und zur Notwendigkeit der Konflikte geführt. In immer höherem Maße werden wir qualitativ und quantitativ der Begabung bedürfen, und wir können sie nur dann erlangen, wenn wir das ganze Volk zum tragenden Acker unseres Geistes machen.' Der erhabene prophetische Begriff der Volksverantwortung, im Alten Testament geprägt und durch Männer wie Fichte und Carlyle in die nordische Gefühlssphäre übertragen, mischt sich oft in diese Überlegungen, doch ohne das Problem des Parlamentarismus technisch oder psychologisch zu verfälschen. An seiner Minderwertigkeit bei uns hat Rathenau so wenig gezweifelt wie irgendwer. Die parlamentarische Aktion des Reichstags während des Brandes hat er als täppisch feige stigmatisiert, und das Resolutionsspiel im Juli 17 hat er als Scheinmanöver ihrer Ohnmacht bewußter und zu muthaftem Vorstoß unfähiger Marionetten empfunden. Wir sagten uns damals, es könne nicht anders sein, weil es ja eine unter dem Hammer Bismarcks kastrierte Einrichtung geworden war. Rathenau gibt als Grund des Versagens an, unsere Parlamente seien geschäftlich statt politisch aufgezogen gewesen. Stellt ihnen Aufgaben, folgert er, und es werden sich bei dem Reichtum an geistigen und seelischen Kräften im deutschen Volke Männer finden, wenn (glauben wir in seinem Sinne hinzufügen zu müssen) erst einmal die Nachwirkungen einer Erziehung zum kommandierten Idealismus aus unserem Blute ausgeschieden sein werden. Die Politik, schreibt er dem verehrungswürdigen General von Wandel in einer Aussprache über die Kommenden Dinge, muß beweglich bleiben und kann das nur, wenn ihr neue und unverbrauchte Kräfte zur Verfügung stehen. In seinen Schriften hat er diese

Digitized by Google

kautschukartigen Wendungen zu präzisieren gesucht, in diesem Briefe wird der Begriff der Persönlichkeit unter die Lupe genommen. Deutsche Götzenanbetung denkt dabei gerne, in falscher Übertragung aus dem Gebiet rein schöpferischer Tätigkeit, an die politische Erleuchtung einzelner, am liebsten die erblich garantierte. Gewiß, Persönlichkeiten schaffen Geschichte und machen Epoche, aber, fügt unser Briefschreiber hinzu, – vernichten sie oft auch. ‚Die losgelösten großen Figuren der Geschichte haben fast immer, wenn sie sich auslebten, auch die Grundlagen der Katastrophen geschaffen, die ihnen folgten oder die sie noch erlebten. Deshalb scheint es mir notwendig, daß auch ihr Wirken kein losgelöstes sei, wie das eines Kometen. Das Volk als solches kann nie herrschen, aber es kann dauernd die Persönlichkeiten erzeugen, die hervortreten, wirken und im Kampf der Generationen sich ablösen. Gerade unser System ist das der Persönlichkeit feindlichste: denn es überläßt ihr Auftreten dem Zufall . . .!'

Man folgere aus solchen Bemerkungen nicht, daß Rathenau die Gegenseite moralisch überschätzt habe, weil er ihr den stärkeren Willen zu muthaftem Bürger- und Freiheitssinn neidete. Er hat viele ihrer Führer gering geschätzt. Als Austen Chamberlain sich in Haßorgien kleinen Kalibers erging, notiert unser Autor resigniert: er gehöre zu den Menschen, deren Liebe auf dem Haß des Gegensatzes beruhe; ein Gott kenne nur Stufen der Liebe. Ein tiefes Wort. Gegen die uferlose und mit Gehässigkeit gegen deutsche Art geladene Besserdünkelei eines Poul Bjerre, des schwedischen Schriftstellers, der die offiziellen Kreuzzugsideale der Westler wörtlich nimmt und daraus das Recht des Strafvollzugs an dem deutschen Volke ableitet, vermag Rathenau leicht die Überlegenheit seiner höheren Einsicht zur Geltung zu bringen, aber als selbst der gute Frederik van Eeden kurz nach Ausbruch der Katastrophe eine ähnliche, seine menschliche Neutralität befleckende Haltung einnimmt, schreibt ihm der Freund diesen schönen Brief, der vielleicht erst heute das ihm gebührende Echo finden mag. Darin heißt es: ‚Wenn die Menschen sich so schwer verstehen, wie sollen die Völker sich begreifen? Sie treten zum Kranken wie ein Arzt; Sie sagen: Du hast Diätfehler begangen. Du bist ausschweifend gewesen. Das und das ist deine Diagnose. Ich werde dich heilen, aber du mußt das und das tun. Christus trat zum Kranken, fragte nicht nach der Diagnose, gab keine Erklärungen und keine Vorschriften, sondern legte

Digitized by Google

ihm die Hand aufs Haupt und tröstete ihn... Was ist mir all Ihr Utilitarismus und Ihre Politik. Es handelt sich nicht um künftige Vorteile und Nachteile, nicht um Untersuchung von Schuld und Unschuld. Wie können Sie, ein Mensch von Ihrer Freiheit, van Eeden, sich einlassen auf Streitigkeiten über den Wert von Nationen, über Presse und Politik, militärische und diplomatische Handlungen. Krankheit ist ein bürgerlicher Begriff. Sonneneruptionen und Kometen, herbstlicher Laubfall und Menschentod sind keine Krankheiten. Die großen Geschehnisse der Natur sind physisch betrachtet Urphänomene, sittlich betrachtet Schicksal... Dieses Wort hassen Sie. Sie sind hier zu sehr Arzt. In Ihren Werken sind Sie Dichter, seien Sie es getrost im Leben: der echteste Realismus ist die Phantasie. Wenn Napoleon stirbt: was kümmern mich die Bakterien in seinem Bauch? Ich will ihn nicht heilen, sondern begreifen ... Schicksal ist es, wenn dieser von den Mechanismen überladene Planet in Flammen und Blut raucht, wenn jedes dieser rechnenden Herzen bebt und die erstarrten Tränen tauen. Wollen Sie die Welt psychoanalytisch heilen? Wir wollen eine neue Welt. Wir sehen mit tiefem Schmerz, wie die alte versinkt. Wollen wir uns um die Trümmer zanken und streiten?' Noch wesenhafter ist das, was an anderer Stelle über die Geschichte als schicksalhafte Form der Natur gesagt wird: ‚Die Natur ist wahrhaft und tut kein Unrecht. Was wir erleben, ist ja nicht Irrtum und Vergehen eines einzelnen; es ist Geschehnis und Erlebnis des Menschengeschlechts, also Natur. Wenn dieser Stern leidet und wir mit ihm, so ist es nicht Mißgeschick, sondern Prüfung, schmerzhafte Evolution. Romantik will zurück, Schwäche verzagt: wir müssen aus Schmerzen Verklärung lösen.' Die transzendenten Arabesken sind bei Rathenau unvermeidlich, Geschichte ist die Leideform der Natur und ist von Glauben überwölbt, daß Wiedergeburt höher sei als Geburt. Dieser Standpunkt entzieht sich, wo er echt ist und die Praxis des Bekenners bestimmt, der Nachprüfung. In den Briefen kommt er plastischer zum Ausdruck als in den Schriften.

Je mehr sich unsere Entwicklung den Unvermeidlichkeiten der Demokratie näherte, desto mehr beschäftigte sich Rathenau mit den Rätseln des kollektiven Geistes. Spricht er aus dem Unsinn, den dieser oder jener redet oder schafft? Vergebens suchen wir in ihm die Blüte, die sich aus dem Holze des Stammes entfaltet, wohl aber gehören zu ihr Tempel

Digitized by Google

und Kathedralen, Sprachen, Sagen, Lieder, Religionen; sie sind es, die den Charakter des Volkes prägen und aus der Summe der einzelnen, er stehe so hoch wie er wolle, nicht erklärbar sind. Denn dieser einzelne ist nicht bloß Blüte seines Stammes, er ist auch, wie Rathenau sich ausdrückt, Organ, durch das das Volk zu sich selber spricht. Das Volk begreift nicht eine Wahrheit, wie der einzelne sie begreift und ergreift – aber es begreift durch seine empfindlichen Organe, eben die Wenigen. Dadurch geht das Begreifen über und unter in Kollektivgeist. ‚Nur die Wenigen konnten die Dome bauen, die Lieder dichten – doch die Vielen, die Allen haben sie gewollt empfangen, besessen und sich darin verkörpert. Der gotische Mensch wollte Gotik, war Gotik, auch wenn er es nicht wußte. Und wenn jeder das Evangelium auf seine Weise mißversteht, so ist es doch verstanden, eben weil ein jeder es nur auf seine Weise, nicht für alle mißverstehen kann.'

Das Gedankengut seiner letzten Schriften (Von kommenden Dingen; Probleme der Friedenswirtschaft; Die Neue Wirtschaft) spukt natürlich in vielen Briefen, oft in epigrammatisch wertvoller Zuspitzung. Er wird nicht müde, dem Andrang von Fragestellern aus allen Schichten der Gesellschaft immer wieder zuzurufen, was er fordert: für die Wirtschaft die Solidarität; für die Politik den Volksstaat; für das menschliche Leben Verinnerlichung. Die wirtschaftliche Forderung sei nicht die wichtigste, wohl aber die dringlichste. Bleibe es bei der unorganischen und ungezügelten Wirtschaft des Eigennutzes und der Absonderung, so drohe uns Proletarisierung der Intelligenz, Hinschwinden des mittleren Wohlstandes, Absinken der Produktionskraft. Entschlössen wir uns, die Gesamtwirtschaft wissenschaftlich zu durchdringen und nach den Grundsätzen sozialer Gerechtigkeit und der Ersparnis an Kraft und Stoff als eine große geschlossene Einheit neu aufzubauen, so würden sich Produktion und Volkseinkommen in kurzer Zeit verdoppeln und die Lebenshaltung der weniger Begüterten weit über das Maß der Anpassung an die verteuerten Lebensbedingungen emporheben. Rückkehr zur alten Wirtschaftsform und zu den bösen Überlieferungen des alten Wirtschaftskampfes unter dem Motto ‚es macht sich alles von selbst' war ihm gleichbedeutend mit dem Weg zur Hölle. Aber er warnt vor radikalen Plötzlichkeiten. So werde, meint er, erst in einer späteren Epoche der städtische Grund und Boden mitsamt den Gebäuden allmählich auf die Gemeinden übergehen. Die Vorstellung von einem

Digitized by Google

kapitalsammelnden Staate, dem ein radikalisiertes Erbrecht immer mehr Anteile an Aktien von Wirtschaftsunternehmungen zuführt, betrachtet unser Briefschreiber selber ein bißchen als Zukunftsmusik, auch nachdem dieser Staat aus seiner gegenwärtigen Überverschuldung emporgetaucht sein werde. Der Verstaatlichung der Industrie würden zwei Gründe entgegenwirken: einmal der dauernde Kapitalbedarf, der ohne immer weitere Anlagen von Privatmitteln nicht gedeckt werden kann; alsdann das Reifwerden jenes Gebildes, das er in seinen Schriften als autonome Unternehmung bezeichnet und beschrieben hat. Mit besonders starkem Nachdruck tritt Rathenau gelegentlich für die unbedingte Erhaltung der kleinen landwirtschaftlichen Betriebe ein: die Gesetzgebung müßte ihre Überschuldung bekämpfen und ihre Besteuerung im Erbgang beschränken. Das alles klingt zahm, die großen Bekenntnisarbeiten haben schon einen revolutionäreren Anstrich, – ohne daß sie revolutionär wären. In den Briefen wird der Sozialismus bejaht: ihm gehöre die Zukunft, die Sozialdemokratie aber wird abgelehnt: im Gefängnis ihrer Klassenkämpferei sitzend und mit Agitation beschäftigt, habe sie seit Jahren keine positive Arbeit geleistet. Er habe sie, lesen wir in einem Briefe aus dem Sommeridyll bei Freienwalde (I, 312), scharf anfassen müssen, nur so sei Hoffnung, daß sie sich aus ihren Fesseln frei mache; heute sei sie eine Kirche, nicht ein Glauben. ‚Wir sind aufs tiefste autoritär; jede Bewegung nimmt den Gang des Protestantismus und endet beim Hofprediger und Summus episcopus.' Auf den Nachweis, daß die Lehre vom Mehrwert eine Fehlgeburt Marxens sei, ist Rathenau in den Briefen stolz, er glaubte ja ganz ernstlich, dem großen sozialen Denker – dessen gewaltige Persönlichkeit er im übrigen verehrt hat – durch die eigene Lehre das Grab geschaufelt zu haben, wie er auch überzeugt war, mit seinen weltanschaulichen Schriften den ‚Unsinn' vom Jenseits von Gut und Böse überwunden zu haben. Tiefer greifen die Briefe, die sich mit dem Produktionsprozeß und dem Sozialisierungsproblem beschäftigen. Sie sind des Verweilens wert.

Welche Aufgabe bleibt dem Sozialismus, wenn ihm das marxistische Kernstück, der Mehrwert, um seiner Geringfügigkeit willen – die in den Revolutionstagen umgehende Schätzung von zwanzig Milliarden Goldmark für Deutschland war eine lächerliche Übertreibung – ausgebrochen wird? Zunächst nicht die Hebung der allgemeinen Lebenshaltung, son-

Digitized by Google

dern die geänderte Verteilung der Macht und Verantwortung. Wird dann durch Rationalisierung die Produktion wesentlich ergiebiger als heute, so sind ja die Folgen für das Proletariat selbstverständlich günstig; aber die Rationalisierung der Wirtschaft hat mit Sozialismus an sich nichts zu tun. (War auch Marxens Meinung; ebenso wie die, daß Mechanisierung nur durch immer weitere, immer umfassendere Mechanisierung überwunden, d. h. menschlich erträglich gemacht werden kann.) Eine unmittelbare Hebung des Wohlstandes kann und wird sie nicht bringen, insofern würden die volkstümlichen Erwartungen bitter getäuscht werden. Aber hat nicht Rathenau selber in den Kommenden Dingen als eigentliche Aufgabe der sozialen Bestrebungen die Aufhebung der Zweischichtigkeit, mit anderen Worten: des Proletariats gelehrt? und wie soll sie schließlich anders einmal Ereignis werden als durch Betriebs- und Wirtschaftsverstaatlichung? Über diesen Begriffen lagert in den Briefen dasselbe Dunkel wie in den Schriften, es schleichen sich immer neue Widersprüche ein. Er will ja im letzten Grunde gar nicht die Industrieverstaatlichung, so wenig er Bauernherrschaft und Bauernrepublik für wünschenswerte Gemeinschaftsgebilde hält, abgesehen davon, daß diese in Deutschland keinen Boden finden. Er spricht in den der Gemeinwirtschaft gewidmeten Briefen von Privatmitteln, die die Industrie auf alle absehbare Zeit alimentieren müßten: sein Denken kann sich also von der Vorstellung einer privatrechtlichen Akkumulation von Kapital nicht freimachen. Wie soll unter solchen Umständen die Zweischichtigkeit aufgehoben werden und das Proletariat verschwinden? Antwort: durch generationsweisen Ausgleich. In dieser Form wird sich nach unserem Autor die Erscheinung tatsächlich vollziehen. Die Wirtschaft wird rationalisiert, der Übergang der Führung – wieder ein zwielichtiger Ausdruck – vorbereitet werden, und dann wird eine ... geeignete Vermögenspolitik den Vormarsch ins freie Land der Einschichtigkeit, also der klassenlosen Gesellschaft, beschleunigen. Wenn heute, wird einem sozialistischen Kritiker geantwortet, die größten Hoffnungen auf die Sozialisierung gesetzt werden, wenn dieser Begriff leidenschaftlich erfaßt und gehegt wird, so ‚habe ich nichts dagegen, denn es führen viele Wege nach Rom'. So ganz im Einklang mit den populären Wünschen ist aber Rathenau doch nicht, für ihn ist Sozialisierung nur als ‚allmähliche Überleitung zur Verantwortung und zur Führerschaft' sinnvoll. Da geraten wir wieder vollends in dicken Nebel. An der angezogenen Briefstelle (II, 144; es ist der 12. Mai 19) wird er aber nun deutlicher: ‚Darüber aber müssen sich

Digitized by Google

alle klar sein: ein wirklich gesellschaftlich umwälzendes Ereignis hat die Sozialisierung nur dann, wenn sie sich gänzlich ohne Entschädigung, d. h. unter restloser Abschaffung der Rente, vollzieht. Der Preis ist nicht billig, denn er kostet die Kontinuität der Überlieferung der technischen und wissenschaftlichen Erfahrungen für eine oder mehrere Generationen. Diese restlose Sozialisierung wird aber merkwürdigerweise nur von den Extremisten angestrebt, die übrigen beharren in dem abergläubischen Irrtum, daß, abgesehen von der Wohlstandsbesserung, auch eine gesellschaftliche Umschichtung möglich ist, solange ein Geschlecht von Staatsrentnern und entschädigten Kapitalisten erhalten bleibt...' Diese Stelle ist für Rathenaus ökonomische Gesinnung ungemein charakteristisch, sie verrät sein innerliches Schwanken. Der ökonomische Techniker in ihm, den die in den Anfangsjahren ihrer Herrschaft zynisch unbekümmerte Praxis der Bolschewiken ängstigt, fürchtet sich vor der Entscheidung, das ist die Wahrheit. Er formuliert ganz scharf: entweder Sozialisierung mit Entschädigung; sie hat den Wert einer langsamen Schulung, jedoch keine entscheidende wirtschaftliche oder gesellschaftliche Wirkung. Oder: Sozialisierung ohne Entschädigung. Da er die ‚einschichtige' Gesellschaft will, sollte ihm die Wahl der Mittel nicht schwer fallen. Aber er weicht ihr aus. Er ist im Grunde sozialreformerischer Opportunist und durchdenkt die Organisationsprobleme der Wirtschaft von der Führerseite her: ‚Erst gestern', schreibt er dem Professor Ehrenberg, ‚sprach ich wieder einen der hervorragendsten Führer des chemischen Trusts und er bestätigte mir ungefragt, welche gewaltigen Vorteile wissenschaftlicher und experimenteller Art sich aus der Konzentration bereits ergeben hätten und wie unentbehrlich sie erscheint. Gerade das Argument des mangelnden technischen Fortschritts, der nur durch die Angst der Konkurrenz errungen werden könnte, war bisher eine Hauptstütze der Gegner aller Verschmelzungen; mehr und mehr stellte sich heraus, daß nicht Angst, sondern Ehrgeiz und Pflichteifer die Triebkräfte des technischen Fortschritts sind.' Es gibt kein schöneres Loblied auf unsere captains of industry. Wer begreift den Haß seiner industriellen Kollegenschaft?

Die Briefquelle fließt spärlicher, je mehr wir uns der Ministerschaft Rathenaus nähern. Der Sinnierer verläßt die Privatsphäre des Handelns und wagt es, Kämpfer zu werden. Die Briefe aber bestätigen die Ahnung, daß die kämpferische Seite in Rathenaus Wesen und Charakter nicht gerade besonders ausgebildet war, – weil diesem Komplex von Begabungen und Talenten die Spannungen des großen, ungebrochenen Willens fehlten.

Digitized by Google

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU

Francesco von Assisi

Am 4. Oktober gedenkt die katholische Welt festlich seines siebenhundertsten Todestages. Francesco Bernardone ist der sanfteste, zarteste, der liebste Heilige Europas und sein reinster Christ. Seine religiöse Tat ist weit weniger sein Lehrgebäude, die Gründung seines Ordens oder kirchliches Wirken als vielmehr sein eigenes Leben. Dies Leben ist zutiefst heilig und wurde so zur Mitte eines Legendenkreises. Es vereinigt Jesus und Buddha in Wort und Natur; es ist die genialste Verwirklichung dieser einfachen Weisheit: daß Religiosität Umsetzung eines Lebensideals in Tat ist. So stand Francesco fern den scholastischen Diskussionen des Mittelalters und fern den Machtkämpfen der Kirche. Ist dies denn Christentum: die hellenistischen Abstraktionen; die listig-kluge Politik Roms? Francesco begreift das Christentum anders, einfacher, tiefer: als das lebendige Beispiel Jesu Christi. Ihm nachzuleben, mit keinerlei Ansprüchen, aus knabenhafter, reiner Natürlichkeit, ohne den Ehrgeiz der Gedanken und des Besitztums: das ist ihm Religion, und die Konsequenz dieser vielleicht bescheidenen Erkenntnis, sein eigenes Leben, die große schöpferische religiöse Tat. „Fratres minores" nennen sich demütig die seraphischen Brüder. Sie streben keinerlei Herrschaft an. Ihre apostolische Eigentumslosigkeit, wie ihr Gründer sie ihnen gebot, hat kaum den Ehrgeiz einer neuen sozialen Weltordnung. Francesco wußte nur, daß sein Christentum nicht in den Häusern der Reichen und Mächtigen leben kann. Darum verließ er den Reichtum seiner Kinderzeit, zog in das Kirchlein Portinakula, lebte und predigte seinen Glauben: nicht als dumpfe und strenge Askese und nicht als soziale Revolution, sondern als heitere, kindliche, sanfte Liebe zu Gott und Mensch und Tier.

Dies pantheistische Umfassen aller Kreatur hat fast heidnisches Gepräge. Man hat Francesco hierin mit Buddha verglichen. Sein Christentum, da es eben ein ganz untheologisches ist, will ja die völlige Erfüllung alles Lebens sein. Scheinbar widerspricht diese Diesseitigkeit der franziskanischen Abkehr und Armut. Sie sind aber in stärkerem Maße Mittel als Zweck. Francescos praktisches Christentum wehrt sich heftig gegen die Grenzen von Intellekt, Bildung und Besitz; sie verhindern die evangelische Gemeinschaft; sie sperren das Christentum ein in kluge Worte und harte Macht. Leopold Ziegler hat das eigentliche Geheimnis der franziskanischen Armut einmal so formuliert: „Die Sehnsucht nach vollkommener Armut, vollkommener Besitzlosigkeit reißt ihn zwar von seiner Familie, von seinen bürgerlichen Freunden endgültig los, aber sie läßt ihn gleichzeitig die Vorstellung eines menschlichen Zusammenlebens fassen, dessen Glieder einander inniger verbunden sind als Blutsverwandte und Jugendspiele." Die evangelische Armut ist kein Wirtschaftsprinzip, sondern ist nur das Freisein von der Macht des Besitzes, von den Verlockungen der dinglichen Welt, ist Demut vor Gott. In den „Blümlein", der Legendensammlung um Franziskus, wird erzählt, wie auf einer Reise nach Siena drei arme Frauen ihn mit den Worten begrüßten: „Willkommen sei unsere liebe Frau, die Armut", und meinten damit die evangelische Vollkommenheit des Heiligen. Die sanfte Demut der Trinität Armut, Keuschheit, Gehorsam ist uns in ihrer franziskanischen Frömmigkeit und in demütigen Wundertaten durch Giottos Fresken in Assisi wundervoll symbolisiert. Sie und die Legenden sind die

Digitized by Google

stärksten Zeugnisse dieser menschlichen, stillen, einfachen Heiligkeit.

Francesco war in eine seltsame welthistorische Situation gestellt. Auf der Höhe des christlichen Mittelalters gab er das große Beispiel eines Urchristentums, das mit den beiden großen mittelalterlichen Mächten: der Theologie, dieser von Aristoteles abstammenden begrifflichen Auslegungskunst, und aktueller Kirchenpolitik nur wenig in Zusammenhang stand.

Seine Gegenwart begriff ihn deshalb kaum, verlachte ihn als Narren oder war wenigstens von ihm befremdet. Nur langsam erhielt er vom Papste die Anerkennung seiner Ordensregeln. Er steht auf der Grenze von Welten und Zeiten und blieb deshalb unerkannt einer Gegenwart, die auch in ihrer Religiosität von den herrschenden Mächten abhängig sein mußte.

O Francesco poverello,
Patriarca novello,
Porti novo vexello
De la croce signato.

„Cahiers"

Seine letzten „Reflexions sur la Littérature" in der *Nouvelle Revue Française* widmet Albert Thibaudet der eigentümlichen Zeitschriftengattung der „Cahiers".

„Zwischen Buch, Revue, Zeitung, Umfrage benutzt das Pressematerial heute gerne eine Einheit, die sich ‚Cahier' nennt. Gleichzeitig geschmeidig und ausdauernd, teilhabend an den Vorteilen gebundener Zeitschriften und Bücher im Bücherschrank, sehr geeignet zur Bildung einer literarischen Gruppe und der Offenbarung einer Botschaft, verdient es die Gunst, mit der es vom Publikum und der Kritik, deren Aufgabe es erleichtert, aufgenommen wurde.

Das Cahier wurde, wie man weiß, von Péguy erfunden, der daraus etwas von den jungen oder alten Zeitschriften völlig Verschiedenes machte. Er erfand es nicht nur, sondern er fixierte auch seinen Typus. Die verschiedenen jetzigen ‚Hefte' sind gut, soweit sie sich dem Typ ‚Quinzaine' nähern, und schlecht, soweit sie sich davon entfernen. Es ist hierbei ein origineller Verlebendiger nötig, repräsentativ für eine Gruppe, umgeben von den aktiven Freundschaften dieser Gruppe und in Atem gehalten durch die soliden Feindschaften gegnerischer Gruppen.

Es ist nötig, daß der Name ‚Cahier' einer substanziellen Wirklichkeit entspricht. Denn es gibt Veröffentlichungen, die sich ‚Cahiers' nennen und keineswegs welche sind.

Poesie und Name des Cahier kamen Peguy wahrscheinlich aus seiner Kindheit als kleiner begeisterter und armer Schüler. Wie die Menschheit aus zwei Geschlechtern besteht, so wird die geschriebene und magische Welt eines fleißigen Kindes aus seinen Büchern und aus seinen Heften zusammengesetzt: den Büchern als Beziehung zur äußeren Welt, den Heften als Welt seiner eigenen schöpferischen Tätigkeit, die mit dem Schulheft beginnt. Von ihm bis zum ‚Cahier' der ersten Hälfte des Juli 1914 hatte Peguy denselben Rhythmus und dieselbe Unbefangenheit bewahrt.

Mit diesem schülerhaften Sinn verbinde man den der Hefte von 1789, die Idee der Gruppenansprüche. Ein literarisches Cahier ist heute das ‚Organ einer Gruppe, die darin einig ist, zu fordern und zu manifestieren, sei es innerhalb der Ordnung allgemeiner Interessen, sei es in der der Ideen. Die Vervollkommnung der Kritik (ich meine die Kritik der Zeitgenossen) würde die Begründung der allgemeinen literarischen Mächte sein, in Hinsicht auf die jede Gruppe von mehr als zwei Schriftstellern, die irgendwie anerkannt sind, ihr Cahier redigieren würde. Man stelle sich eine Vereinigung dieser reinen und

Digitized by Google

authentischen, periodisch abgestuften Cahiers vor, die wie ein Film den langsamen Aufstieg der neuen Generation zeigt."

Thibaudet berichtet dann über einige dieser neuen Veröffentlichungen und charakterisiert damit die ganze Gattung.

„Das erste Heft von *Esprit* ist redigiert von Lefebvre, Politzer, Friedmann und Morhange, d. h. von einer jungen Arbeitsgruppe von Philosophen, die an der Sorbonne ausgebildet wurden und die aus dem heutigen philosophischen Unterricht den doppelten Vorteil gezogen haben, von ihm gebildet zu sein und gegen ihn zu reagieren. Sie sprechen viel von Weisheit, und sie haben zunächst die Weisheit, für den Augenblick keine Doktrin mitzubringen. Sie liefern der Philosophie eine reine Jugend — und ich wende das Wort in dem Sinne an, wie man reine Dichtung sagt. ‚Wir leben in einer Scholastik', erklärt Politzer. Und die reine Jugend, das heißt der Glaube, in dem sie sich schafft, besteht wohl darin, dem, was geschaffen, was gegründet, was gesetzt ist, das Gesicht einer Scholastik oder eines Automatismus des Geistes zu geben. Indem sie sich ganz darauf vorbereiten, mit Bergson zu brechen, erkennen sie doch in seiner Philosophie den Charakter von Leben und Bewegung an; aber das hindert sie nicht zu sehen, daß diese Philosophie ‚eine wahrhaftige Scholastik mit formulierten Gesetzen, Metaphern mit automatischem Verschluß gebären läßt'. Und dennoch scheint das Prinzip des Bergsonismus, die Philosophie der Bewegung und der reinen Veränderung so weit wie möglich sie vor dieser Verkalkung zu schützen. Eine Philosophie der reinen Jugend, als welche mir die des *Esprit* erscheint, hat wohl Zeit, ihren Automatismus zu finden, den zu prophezeien ich nicht genug schlechten Geschmack habe. Von jetzt ab indessen bemerke ich diesen Schatten, diesen Argwohn, daß sie keineswegs unerwartete Wege nimmt, aber daß sie sich auf dem großen Wege fortbewegt, der durch die Jugend gezeichnet ist und auf dem man sie erwartete. Der *Esprit* zeigt uns, innerhalb einer Dunkelheit, die ich nicht zu durchdringen suche, die ernsten Gründe, die ihn dazu geführt haben, sich von den Surrealisten zu trennen, mit denen er sympathisierte. Und die beiden Gruppen hätten sich, glaube ich, wichtige Stützen geliehen. Diese jungen Philosophen erinnern an jene jungen Schriftsteller. Wie die Romantiker von 1830 sind sie Revolutionäre, Verächter und sinnlich. Die Mischung dieser jugendlichen Essenzen mit philosophischer Kultur und Materie: das kann eine berechtigte Aufmerksamkeit auf ihre unnötig begeisterte Bewegung und Manifeste lenken.

Revolutionäre. Philosophie und Revolution erscheinen ihnen als gleichbedeutende Begriffe. Die ganze zeitgenössische Philosophie, mit ihren überkommenen Dialektiken, die an die Manille-Partien im Café du Commerce erinnern, ist deutlich kleinbürgerlich . . . ‚Künftig wird die Berufung auf den Kleinbürger eine sehr genaue Bedeutung in der philosophischen Kritik haben; sie wird den Exzeß der Tiefe bedeuten; sie wird dazu dienen, die Auflösungen zu charakterisieren, die so tief sind, daß sie das Problem überragen, um die Gefahr zu vermeiden, die seine Lösung für den Staat zuläßt.' Keine tiefe, totale, gelebte und lebende Philosophie, die nicht unter den Staat einen Explosivstoff legt. Philosophie ist Antipolitik. ‚Platon, Descartes und Kant haben sich aus ihren Gräbern erhoben, um die Revolution anzuerkennen.' . . .

Genau genommen ist die Jugend die Auflösung oder mindestens die Lehrzeit der Auflösung, mit einer inneren Kraft des Vorwärtstreibens und der Ausdehnung, die diese Auflösung unerträglich macht. Von dort der revolutionäre

Digitized by Google

Geist. Die jungen Leute vom *Esprit* würden eine Philosophie verachten, die nicht eine philosophische Revolution wäre, und vielleicht auch eine philosophische Revolution, die nicht von einer politischen begleitet wäre. So würden die Neu-Thomisten eine Philosophie verachten, die nicht gebunden wäre an die Erhaltung, an die Dauer des Seienden, für sie Bürge alles anderen Fortdauerns. Und alles das fügt der Welt, in der wir leben, dramatisches Interesse und Leben zu . . .

Diese Revolutionäre sind natürlich große Verächter. In *Philosophies* haben sie eine Renaissance des Pamphlets versucht. Sie beeilten sich, sich als Feinde zu enthüllen, und sie finden kaum anderes bei den zeitgenössischen Philosophen und Schriftstellern."

Provinz

François Mauriac, der große Psycholog und Problematiker unter den jüngeren französischen Epikern, veröffentlicht im letzten Heft der *Revue Européenne* eine Reihe von Notizen über die Provinz. Einige seien wiedergegeben.

„Provinz, Boden der Inspiration, Quelle jeden Konflikts! Die Provinz stellt der Leidenschaft die Hindernisse gegenüber, die das Drama schaffen.

Geiz, Stolz, Haß, Liebe, in jedem Augenblick auf der Lauer, verbergen sich, befestigen den Widerstand, den sie erleiden. Zurückgehalten von den Schlagbäumen der Religion, den sozialen Hierarchien, häuft sich die Leidenschaft in den Herzen.

Die Provinz ist pharisäisch.

In der Provinz führt sich das sogenannte Familienleben zurück auf die Überraschung jedes Mitgliedes durch alle anderen und offenbart sich in der leidenschaftlichen Aufmerksamkeit, mit der sie sich auflauern.

Nach außen stellt die Familie einen Block ohne Riß dar, im Inneren aber nur wilde Feindschaften.

In der Ruhe des Landes hört der Mensch besser sein Fleisch schreien.

Die Menschen des Landes haben teil an der Unschuld der Tiere.

Die Erde verlangt eine rasende Arbeit von der Morgendämmerung bis in die Nacht. Der Bauer entdeckt seinerseits, daß etwas Kostbareres als Geld existiert: die Muße.

Man brauchte berühmte Anker, um die Erde jenem Teil der Menschheit zu geben, der die andere ernährt.

Die herbste, am meisten der Materie unterworfene Masse ist die, welche ihr schmutziges Interesse der Suche nach einem unbestimmten Glück opfert. Ein in den Wäldern verlorenes Gut riskiert, selbst wenn es den Bauer bereichert, leer zu bleiben: bis auf den Bauern, der mit seinem eigenen Herzen nicht länger allein bleiben kann.

Das Schreckliche des Lebens auf dem Lande ist, daß man hilflos Regen, Schmutz, Schnee, Nacht ausgeliefert ist. Unser Leben in Paris entweicht den atmosphärischen Erscheinungen; sein Rhythmus hängt nicht von der Meteorologie ab. Auf dem Lande dem schlechten Wetter preisgegeben, entdeckt der Mensch der Städte, daß er ein nicht angepaßtes Wesen ist. Wie leben? Wie besteht der Gedanke auf dieser überschwemmten, vereisten, düsteren Welt?

Süße des menschlichen Wortes! Auf dem Lande entdecke ich, daß es über meine Kraft ist, nur zu mir allein zu sprechen."

Irische Auswanderung

Aus einem Beitrag zu diesem Thema in *The Irish Statesman:*

„Der vorläufige Bericht über den Bevölkerungsstand im irischen Freistaat gibt uns nicht, während er in der Darstellung der Tatsachen bewundernswert

Digitized by Google

klar ist, viel Hilfe, um eine Politik zu formulieren, die verhindern könnte, daß wir die unnormale Stellung einnehmen, den höchsten Anteil an der Auswanderung auf dem Planeten zu haben. Wir sind ein ganz fruchtbares Volk. Aber während die Bevölkerung Irlands mit 4229124 angegeben wird, gibt es eine riesige überseeische Bevölkerung von in Irland geborenen Personen. 1037234 davon leben in den Vereinigten Staaten, 526767 leben in Großbritannien, 105033 in Australien, 93301 in Kanada, 34419 in Neuseeland, 12289 in der südafrikanischen Union und 8414 in Indien. Nichts Besonderes kann angegeben werden über die Iren in der übrigen Welt, aber in den erwähnten Ländern leben 1817457 irisch geborene Personen, eine Zahl, die nicht weniger als 43 Prozent von der augenblicklich in Irland lebenden Bevölkerung ausmacht. Kein Land in Europa hat einen irgendwie ähnlichen Prozentsatz seiner im Ausland lebenden Kinder. Norwegen hat 14,8 Prozent und Schottland, das andere Stiefkind des Reiches, hat 14,1 Prozent; Schweden hat 11,2 Prozent, und weiterhin sinkt der Prozentsatz der in Übersee lebenden Bevölkerung der europäischen Länder zu 4, 3, 2 oder 1 Prozent herab. Wenn wir zu denen gehörten, die alle Dinge, die sich auf unserem Planeten ereignen, der Vorsehung zuschreiben, müßten wir den Schluß ziehen, daß unsere Rasse auserwählt sei, andere Nationen mit ihrem besonderen Genius zu säuern, und wir wären aus unserem eigenen Lande durch die Peitsche des Hungers vertrieben, um die Pläne der Vorsehung zu erfüllen. Aber wenn man die Vorsehung mit dieser Theorie betrachtet, hat sie einen kaltblütigen Charakter, der nicht dazu angetan ist, sie als Erklärung anzunehmen. Wir sprechen die Vorsehung frei und halten nach materiellen Ursachen Ausschau. Aber selbst wenn wir einen gebührenden Anteil fremder Einwirkung zuschreiben, dem Export von Einkommen, der immer zum Export von Bevölkerung führt: schlechte Landgesetze, die bestrebt sind, die Landkinder in die Städte zu ziehen oder wie in unserem Falle ins Ausland, da wir wenige große Städte hatten; Vernachlässigung in der technischen Erziehung, was uns in der industriellen Entwicklung hemmt, die Zerstörung unserer eigenen Kultur, was wieder nationalen Stolz und Selbstvertrauen zerstörte — wenn wir zu jeder Ursache ihren gebührenden Anteil an Wirkungen ausgespielt haben, stehen wir noch anderen Konsequenzen der Auswanderung gegenüber, gegen die uns zu verteidigen wir außerordentlich schwer finden. Wenn fast die Hälfte der in Irland geborenen Leute außerhalb Irlands lebt, so muß die anziehende Kraft dieser Emigranten riesig sein. Fast jeder irische Junge, jedes irische Mädchen, die fortgehen und ihr Einkommen gewinnen, werden Agenten für Verwandte und Freunde; nichts ist natürlicher als der Wunsch derer, die in irgendeinem fremden Lande zu Wohlstand gekommen sind, einige von denjenigen, die ihnen teuer sind, dazu zu bringen, mit ihnen zu leben und ihnen dieselben Aussichten zu verschaffen. Wie können wir unser Land gegen diesen natürlichen menschlichen Antrieb von Millionen schützen? Welche Staatspolitik kann helfen? . . .

Im ganzen aber sind wir doch glücklich, daß die Türen noch nicht geschlossen sind, daß es noch einen Ausweg für eine Überbevölkerung gibt, für die wir im Augenblick keine Beschäftigung finden. Wenn alle fremden Türen unseren Emigranten versperrt wären, bevor unsere eigene wirtschaftliche Maschine genug entwickelt wäre, um mit ihnen zu teilen und sie aufzunehmen, würden wir des Teufels Zeitalter in Irland haben, mit männlichen und weiblichen Arbeitern, die auf einen Wechsel von 30000 jährlich oder mehr hoffen . . . Das ist die helle

Digitized by Google

Seite unseres Auswanderungsproblems, von dem im allgemeinen nur die dunkle diskutiert wird. Wir erschrecken ein wenig, wenn wir uns vorstellen, wie unser Zustand sein würde, wenn dem Emigranten die Tore verschlossen würden, wenn wir für jene riesige irische Bevölkerung sorgen müßten, die jetzt überseeisch lebt. Wir würden wahrscheinlich in Kommunismus oder anderem Utopismus experimentieren . . ."

Spanische Probleme

Innerhalb der europäischen Kulturwelt bildet Spanien eine einsame Insel, seltsam abgeschlossen von den Bewegungen der anderen Länder. Trotzdem und vielleicht gerade deshalb besitzt es eine eigentümliche Geistigkeit, wie sie sich etwa an die Namen Ortega und Unamuno anknüpft (die beide in der Neuen Rundschau zu Worte kamen). Jetzt gibt die Monatsschrift *Orplid* ein sehr lebhaftes Sonderheft „Das moderne Spanien" heraus, in dem besonders ein Abschnitt aus dem „Spanischen Idearium" des Angel Ganiret interessiert. Ganiret gehörte zu den Helden der „Regeneration" von 1898. Er schrieb Romane, Dramen und Aphorismen. Seine Weltanschauung war ein nationaler Katholizismus. — Im „Spanischen Idearium" heißt es:

„Die Leidenschaftlichkeit, mit der in Spanien das Dogma der unbefleckt Empfangenen immer verteidigt wurde, brachte mich auf einen geheimen Zusammenhang, der zwischen dem Mysterium dieses Dogmas und dem Mysterium der spanischen Seele bestehen muß. Vielleicht ist dies Dogma erhabenstes Sinnbild unseres eigenen Lebens, das einst eine schmerzensreiche Mutterschaft war und das heute jungfräuliches Alter ist. Man könnte Spanien einem Weibe vergleichen, das ihrem unwiderstehlichen Ruf ins Kloster folgte und dann eine Ehe eingehen mußte, von der ihre Seele nichts wissen wollte: eine Mutter aus Pflichtgefühl, die aber am Ende ihrer Tage plötzlich erkennt, daß ihr Geist an ihren Werken keinen Teil hatte, daß unter den Kindern ihres Fleisches ihre Seele einsam geblieben war, um sich nun, wie eine mystische Rose, dem Ideal einer neuen Jungfräulichkeit zu öffnen.

Das bedeutsamste geistige, in gewissem Sinn auch religiöse Moment in der ideellen Struktur Spaniens ist der Stoizismus, der weder brutal und heroisch ist, wie es Cato war, noch majestätisch erhaben wie Mark Aurel oder unerbittlich wie Epiktet: es ist vielmehr der natürliche und humane Stoizismus des Seneca. Seneca ist nicht zufällig ein Spanier gewesen; was wesentlich an ihm ist, ist spanisch. Seine ganze Lehre läßt sich in diesen Sätzen zusammenfassen: Laß deinen Geist durch kein neues Ereignis besiegen; denke inmitten der Nöte deines Lebens, daß du eine Mutterkraft besitzest, eine unzerstörbare Kraft, eine diamantharte Achse, um welche die feindlichen Ereignisse wirbeln, die dein tägliches Leben ausmachen. Möge Glück oder Unglück über dich kommen, mögen Dinge geschehen, die dich mit ihrer bloßen Berührung besudeln, halte dich immer aufrecht, damit man wenigstens von dir sagen kann, daß du ein ganzer Mann gewesen bist . . .

Die Schwäche des Katholizismus besteht nicht etwa, wie man glauben möchte, in der Strenge des Dogmas, sondern in der Abstumpfung, die in einigen Ländern, vor allem in Spanien, das Werk der systematisch angewandten Gewalt ist. Was in Spanien nationalen Charakter beansprucht, muß auf den Säulen der Tradition ruhen. Das ist logisch und würdig, denn nachdem wir uns einmal im Kampf für den Katholizismus ruiniert haben, wäre es schmählich, ihn zu verraten und dem Schmerz über eine vielleicht nicht endgültige Niederlage die

Digitized by Google

Schmach hinzuzufügen, auch im Geiste den Siegern von gestern verfallen zu sein. Aber darum soll man die Freiheit nicht fürchten. Ketzereien können heutzutage nicht mehr begangen werden, denn die Ideen haben mit ihrer übermäßigen Ausbreitung auch alle Intensität und Wärme verloren, die zu den Herzen der Menschen spricht und den Sekten ein inneres Leben geben könnte. Wenn man Freidenker auf Sold und protestantische Wanderprediger gegen Miete einführen könnte, würden vielleicht die eingeschlafenen oder erstarrten Kräfte der Nation zu neuem Leben erwachen. Da dies aber nicht möglich ist, bleibt uns nichts anderes übrig, als die Sekten im eigenen Hause großzuziehen, sie zu dulden und selbst zu bezahlen, wo es not tut.

Als Knabe las ich einmal einen Bericht über einen grauenhaften Vorfall, der sich in der Nähe des Nordpols abgespielt haben soll. Ein Mann unternahm mit seinen fünf Söhnen eine Reise zu Schlitten. Bald folgte ihnen eine Meute von Wölfen, die unter lautem Gebell immer näher kamen, schließlich den Schlitten einholten und sich auf die Pferde stürzten. In dieser verzweifelten Lage packte der Vater seinen Jüngsten, warf ihn den Wölfen vor, die sich um die Beute stritten und ihm Zeit ließen, mit seinen übrigen Söhnen zu entfliehen. Spanien wird das Beispiel dieses Vaters nachahmen müssen. Wehleidige Seelen mögen über einen solchen Gewaltakt jammern, aber wenn man den geistigen Niedergang Spaniens begriffen hat, wird man sein Herz mit einem Panzer umgürten und lieber eine Million vor die Wölfe werfen, als zwanzig Millionen im Schlamm elend versinken lassen . . .

Wo immer wir in Spanien einen neuen Weg betreten möchten, immer wird die Sphinxfrage vor uns erstehen: Ist es besser, so weiterzuleben wie bisher: gestern ruhmbedeckt, heute besiegt und geschlagen, morgen in neuem Aufstieg begriffen, aber immer lose organisiert, *a la* bohémienne? Oder sollen wir mit einem kühnen Schlag die Bande der Vergangenheit zerreißen und über Nacht eine moderne, geordnete Nation werden? Weder das eine noch das andere. Natürlich dürfen wir nicht die Arme kreuzen und selbst das, was entschieden nützlich und nachahmenswert ist, zum Gegenstand einer höhnischen Verachtung machen. Eine straffere Organisation ist unumgänglich für uns, aber wenn sie nicht künstlich sein soll, muß sie zwanglos aus unserer natürlichen Verfassung hervorgehen. Es scheint unglaublich, aber doch liegt eine derartige Organisation auf der Hand; sie ist möglich und setzt keinerlei Überlegung und Erwägung voraus. Was logisch ist, begegnet einem im Vorübergehen, und daß man es nicht wahrnimmt, ist die Schuld unserer Zerstreuung, in der wir immer nach willkürlichen und umwegigen Lösungen gesucht haben."

Im gleichen Hefte berichtet Werner Krauß über die spanische Literatur der Gegenwart, die selbst außer durch Ganivet durch Ortega, Baroja, Perez de Ayala, Julio Camba und andere vertreten ist.

Rudolf Kayser

Digitized by Google

ANMERKUNGEN

Ariadne

Die acht Beiträge dieses schönen Buches* umkreisen auf mannigfache Weise Nietzsches Gestalt und geben von deren Weite in ihrer Gesamtheit ein eindrucksvolles, lebendiges Bild. Als erster versucht Ernst Bertram aus handschriftlichen Notizen Nietzsches zu Stifterschen Briefen mit dem fühlsamen Scharfsinn kennerischer Verehrung die Konturen seines Heros herauszulösen und endet seine feinsinnige Betrachtung mit dem Hinweis, daß diese produktive Wirkung zweier so ungleichartiger Geister aufeinander als an einem reinen Beispiel das Gesetz des Geistes erkennen lasse, wonach alles Geistige erst aneinander, erst im Gegeneinander des Wehrens und Dankens deutlich werde. Hofmannsthal spricht als zweiter über Nietzsches Lieblingsbuch, den Nachsommer von Stifter: über das wechselreiche Schicksal, das dies Buch erfahren, und über den durch all seine zarte Schilderung so mächtig und erwärmend hindurchbrechenden Glauben Stifters an ein kommendes Dichterische höchster Art als unmittelbare Lebensmacht. Als dritter macht der russische Philosoph, Leo Schestow, im qualitativ und quantitativ beträchtlichsten Stück den inneren Kampf Pascals auf echt russische Weise, mit vielen wie gesprächshaft hingeworfenen Worten ungemein, ja fast schmerzhaft eindringlich. Es folgt ein Brief André Gides über Nietzsches Werk, bedeutsam durch manche kluge Bemerkung wie etwa die, daß Nietzsches Erstling, die Geburt der Tragödie, alles, was er später geschrieben, im Keime schon enthalte, doppelt bedeutsam aber durch die Tatsache, daß er nun mehr als ein Menschenalter zurückliegt, und eine knappe, bei aller Geschliffenheit menschlich warme und geistreiche Rede Thomas Manns über Nietzsche und das Musikalisch-Romantische. Ein schön übertragenes, bewegtes Gedicht von Rimbaud und eine Notiz Öhlers, die die Unabhängigkeit des Zarathustra von Spittelers Prometheus endgültig erbringt, leiten zu der letzten Arbeit. Sie ist ein Bericht von Friedrich Wurzbach über die Vertretung der Nietzsche-Gesellschaft auf dem Neapler Philosophenkongreß, der verknüpft ist mit der gedankenvollen Schilderung einer an Nietzsche orientierten italienischen Reise. Alles in allem: dies erste Jahrbuch der Nietzsche-Gesellschaft ist von einer Art, die uns den weiteren mit berechtigt hoher Erwartung entgegensehen läßt.

Emil Preetorius

* Verlag der Nietzsche-Gesellschaft, München.

Mitarbeiter dieses Heftes

Emil Ludwig bereitet ein neues Buch über Bismarck vor.

Joseph Conrad, der vor kurzem verstorbene große englische Epiker. Eine deutsche Serie seiner Romane und Erzählungen bereitet der Verlag S. Fischer, Berlin, vor. Die Erzählung „Jugend" ist die erste des gleichnamigen Bandes.

Frank Harris' Selbstbiographie erscheint demnächst in deutscher Ausgabe bei S. Fischer, Berlin.

. Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Rudolf Kayser
Verlag von S. Fischer A.-G., Berlin. Druck vom Bibliographischen Institut, Leipzig

Digitized by Google

MENSCH UND GESCHICHTE

von

MAX SCHELER

Wenn es eine philosophische Aufgabe gibt, deren Lösung unser Zeitalter mit einzigartiger Dringlichkeit fordert, so ist es die einer philosophischen Anthropologie. Ich meine damit eine Grundwissenschaft vom Wesen und vom Wesensaufbau des Menschen; von seinem Verhältnis zu den Reichen der Natur (Anorganisches, Pflanze, Tier) wie zum Grunde aller Dinge; von seinem metaphysischen Wesensursprung wie seinem physischen, psychischen und geistigen Anfang in der Welt; von den Kräften und Mächten, die ihn bewegen und die er bewegt; von den Grundrichtungen und -gesetzen seiner biologischen, psychischen, geistesgeschichtlichen und sozialen Entwicklung, sowohl ihrer essentiellen Möglichkeiten als ihrer Wirklichkeiten. Das psychophysische Leibseeleproblem und das noetisch-vitale Problem ist hierin enthalten. Eine solche Anthropologie allein vermöchte allen Wissenschaften, die mit dem Gegenstand „Mensch" zu tun haben, den naturwissenschaftlichen und medizinischen, den praehistorischen, ethnologischen, geschichtlichen und Sozialwissenschaften, der Normal- und Entwicklungspsychologie wie der Charakterologie ein letztes Fundament philosophischer Natur und zugleich auch bestimmte sichere Ziele ihrer Forschung zu geben.

In keinem Zeitalter sind die Ansichten über Wesen und Ursprung des Menschen unsicherer, unbestimmter und mannigfaltiger gewesen als in dem unsrigen – langjährige und eingehende Beschäftigung mit dem Problem des Menschen gibt dem Verfasser wohl das Recht zu dieser Behauptung. Wir sind in der ungefähr zehntausendjährigen „Geschichte" das erste Zeitalter, in dem sich der Mensch völlig und restlos „problematisch" geworden ist; in dem er nicht mehr weiß, was er ist; zugleich aber auch weiß, daß er es nicht weiß. Und nur indem man einmal mit allen Traditionen über diese Frage völlig „tabula rasa" zu machen gewillt ist

Digitized by Google

und in äußerster methodischer Entfremdung und Verwunderung auf das „Mensch" genannte Wesen blicken lernt, wird man wieder zu haltbaren Einsichten gelangen können. Aber man weiß, wie schwer solch „tabula rasa" ist. Denn kaum irgendwo beherrschen uns die traditionellen Kategorien heftiger und unbewußter als in dieser Frage. Das einzige, was man tun kann, um sie langsam abzuschütteln, aber ist, diese Kategorien in ihrem geistesgeschichtlichen Ursprung genau kennenzulernen und durch diese Bewußtmachung hindurch sie zu überwinden. –

Eine Geschichte des Selbstbewußtseins des Menschen von sich selbst, eine Geschichte der idealtypischen Grundarten, in denen er sich selbst dachte, schaute, fühlte und in die Ordnungen des Seins hineingestellt ansah, müßte dabei einer Geschichte der Theorien vom Menschen (der mythischen, religiösen, theologischen, philosophischen) vorhergehen. Ohne hier auf diese Geschichte selbst einzugehen – sie soll demnächst die „Anthropologie" des Verfassers einleiten –, sei nur eines hervorgehoben: Die Grundrichtung dieser reichen Entwicklungen steht fest. Es ist die Richtung auf wachsende Steigerung des menschlichen Selbstbewußtseins, an ausgezeichneten Punkten der Geschichte in immer neuen Sprüngen erfolgend. Die Rückschläge da und dort bedeuten für diese Grundrichtung nicht viel. Nicht nur die sogenannten Primitiven fühlten sich noch ganz verwandt und eins mit der Tier- und Pflanzenwelt ihrer Gruppe und ihres Lebensraumes, selbst eine so hohe Kultur wie diejenige Indiens ist auf das fraglose Einheitsgefühl des Menschen mit allem Lebendigen gegründet. Auch hier stehen sich die Wesen (Pflanze, Tier, Mensch) noch additiv und als „gleich und gleich" gegenüber – in einer großen Demokratie des Seienden wesensverbunden miteinander. Wie jüngst Ernst Cassirer* sehr klar und schön ausführte, ist die scharfe Abhebung des Menschen von der „Natur" in Erlebnis und Gefühl, in Gedanke und Theorie erst auf der Höhe des klassischen Griechentums eingetreten; denn hier und nur hier ist jene Idee vom Logos, der Vernunft, dem Geiste geprägt worden, der als spezifisches Agens nur dem „Menschen" zukommen, ihn hoch über alle Wesen hinaus setzen soll und ihn mit der Gottheit selbst in einen Bezug setzt, den kein anderes Wesen haben soll. Das Christentum mit seinen Lehren von Gottmenschheit, von Gotteskindschaft bedeutet im ganzen wiederum eine neue Steigerung des menschlichen Selbstbewußt-

* Vgl. das bemerkenswerte Kapitel seines Werkes über den Mythos „Philosophie der symbolischen Formen", Bd. II.

Digitized by Google

seins: ob der Mensch gut oder schlecht von sich denkt, auf alle Fälle schreibt er sich hier als Menschen eine Wichtigkeit, eine kosmische und metakosmische Wichtigkeit zu, die sich der klassische Grieche und Römer nie zuzuschreiben gewagt hätte.

Auch der Beginn des neuzeitlichen Denkens bedeutet trotz der wachsenden Durchschauung des mittelalterlichen Anthropomorphismus einen neuen Sprung aufwärts in der Geschichte des menschlichen Selbstbewußtseins. Es ist ein vielverbreiteter Irrtum, anzunehmen, es sei z. B. die These des Kopernikus in der Zeit ihres ersten Auftretens als Grund zu einer Senkung und Verminderung des menschlichen Selbstbewußtseins empfunden worden. Giordano Bruno, der größte Missionar und Philosoph des neuen astronomischen Weltbildes, spricht die entgegengesetzte Empfindung aus: Kopernikus hat am „Himmel" nur einen neuen Stern entdeckt – die Erde. „Wir sind also schon im Himmel", glaubt Bruno jauchzend ausrufen zu dürfen, und wir bedürfen daher des Himmels der Kirche nicht. Gott ist nicht die Welt, die Welt selbst vielmehr ist Gott – das ist die neue These des akosmistischen Pantheismus eines Bruno und eines Spinoza; die mittelalterliche Anschauung einer von Gott abhängig existierenden „Welt", einer Schöpfung von Welt und Seele ist falsch. Das – nicht eine Herabziehung Gottes zur Welt – ist der Sinn der neuen Mentalität. Der Mensch erkennt zwar, er sei nur der Bewohner eines kleinen Sonnentrabanten; daß seine Vernunft jedoch die Kraft hat, den natürlichen Sinnenschein zu durchdringen und umzukehren – gerade das steigert sein Selbstbewußtsein bedeutend. Die „Vernunft" – seit den Griechen das spezifische Agens des Menschen – nimmt denn auch schon seit Descartes in der neueren Philosophie ein neuartiges Grundverhältnis zur Gottheit an. Schon Duns Skotus und Suarez hatten gleichsam den metaphysischen Rang des Menschen erhöht, indem sie seiner geistigen Seele Prädikate zusprachen, die Thomas von Aquino ausdrücklich nur dem „Angelus", der „forma separata" und „substantia completa", zugesprochen hatte: die Individuierung ohne eine individuierende „prima materia", die Individuierung nur durch sein geistiges Sein selbst. Aber seit Descartes und seiner gewaltigen Souveränitätserklärung des Gedankens im „cogito ergo sum" springt das menschliche Selbstbewußtsein auch über diese Grenze noch gewaltig hinaus. Selbstbewußtsein und Gottesbewußtsein, die schon die große Mystik des 13. und 14. Jahrhunderts an die Grenze der Identität vorgeschoben hatte, durchdringen sich bei Descartes so tief, daß nicht mehr

Digitized by Google

ein Schluß von der Existenz der Welt auf die Gottes zu führen hat, wie bei Thomas Aquino, sondern umgekehrt die Welt selbst erst gefolgert wird aus dem ursprünglichen Lichte, der unmittelbar in der Gottheit sich wurzelnd wissenden Vernunft. Der gesamte Pantheismus von Averroes über Spinoza bis Hegel und E. v. Hartmann hat dann die partielle Identität des menschlichen und des göttlichen Geistes zu einer seiner Grundlehren gemacht. Auch für Leibniz ist der Mensch ein „kleiner Gott".

Es ist nun eine der fundamentalsten Fragen einer philosophischen Anthropologie, was diese sprunghaften Steigerungen des menschlichen Selbstbewußtseins in Wahrheit bedeuten. In scharfer Antithese gefragt: Bedeuten sie einen Prozeß, in dem der Mensch immer tiefer und wahrer seine objektive Stellung und Lage im Ganzen des Seins erfaßt? Oder bedeuten sie die Zunahme und Steigerungen eines gefährlichen Wahnes – Symptome einer zunehmenden Erkrankung?

In den folgenden Ausführungen sei nun von zwei Problemen ganz abgesehen: einmal von der Geschichte des menschlichen Selbstbewußtseins und seiner Beurteilung, dann aber erst recht von allen Sach- und Wahrheitsfragen der Anthropologie. Was hier gegeben werden soll, ist nur ein kleiner Abschnitt aus der Einleitung zu einer umfassenden Anthropologie des Verfassers*. Wir setzen uns hier das Ziel, die gegenwärtige geistige Situation in dieser großen Frage zu klären. In einigen – in fünf Grundtypen der Selbstauffassung des Menschen seien hier mit möglichster Schärfe die Ideenrichtungen umrissen, die in der Spannweite des abendländischen Kulturkreises über das Wesen des Menschen noch unter uns herrschend sind. Und es sei ferner gezeigt, wie zu jeder dieser Ideen in eindeutiger Weise eine ganz bestimmte Art von Historik, d. h. von grundsätzlicher Auffassung der Menschengeschichte sinngesetzlich hinzugehört. Es sei dabei der Leser nachdrücklich gebeten, nicht anzunehmen, daß der Verfasser dieser oder jener der fünf Ideen „näher" stünde, geschweige sie für die wahre halte. Was der Verfasser hier selber für wahr und richtig hält, das soll erst der sachliche Teil seines Werkes „Anthropologie" selbst bringen und nicht dieser kurze, nur orientierende und bloße Sinnzusammenhänge feststellende Aufsatz.

Nur noch zuvor ein Wort über den Zusammenhang von Anthropologie und Historik:

* Das Werk soll in Jahresfrist im Verlag „Neuer Geist", Leipzig, erscheinen.

Digitized by Google

Der tiefste Grund, warum wir heute so viele und so ganz verschiedene Geschichtsauffassungen und Soziologien miteinander in erbittertem Kampfe liegen sehen, ist darin zu erblicken, daß all diesen Geschichtsauffassungen grundverschiedene Ideen vom Wesen, Aufbau und Ursprung des Menschen zugrunde liegen. Denn jede Geschichtslehre hat in einer bestimmten Art von Anthropologie ihren Grund, gleichgültig, ob sie dem Historiker, Soziologen oder Geschichtsphilosophen bewußt und bekannt ist oder nicht. Wir besitzen nun aber heute keinerlei Einheit mehr in unseren Ansichten von der Natur des Menschen. Wenn wir uns begnügen, die in unserem abendländischen Kulturkreise heute noch herrschenden Ideen vom Menschen und seinem Ort in der Fülle des Seienden auf die schärfsten und faßbarsten Idealtypen zurückzuführen, so lassen sich nach meiner eingehenden Erforschung dieser Dinge fünf Grundideen auffinden, in deren Rahmen natürlich die anthropologische Theorie im einzelnen je noch ungemein vielfarbig sein kann, angemessen der Fülle ganz verschiedenartiger Einzelprobleme, mit denen es eine „Anthropologie" zu tun hat. Drei von diesen fünf Ideen sind auch dem Kreise allgemeiner Bildung wohlbekannt – wenn auch selten scharf umrissen gesehen; zwei davon – die jüngsten und zuletzt gewordenen – entziehen sich noch in ihrer scharfen Eigenart dem Bewußtsein der wissenschaftlichen Bildung. Jede der fünf Ideen aber hat ihre besondere Historik zum Korrelat. Sie seien in den folgenden Ausführungen gezeichnet.

1. Die erste, noch weithin in den theistisch (jüdisch und christlich), insonderheit allen kirchlich gebundenen Lebenskreisen herrschende Idee vom Menschen ist kein Produkt der Philosophie und Wissenschaft, sondern eine Idee des religiösen Glaubens; ein sehr komplexes Ergebnis des religiösen Judentums und seiner Urkunden, besonders des Alten Testamentes, der antiken Religionsgeschichte und des Evangeliums: der bekannte Mythos von einer Schöpfung des Menschen durch den persönlichen Gott (dem Leibe und der Seele nach), seiner Abstammung von einem Paare, dem Paradiesesstand (Urstandslehre), dem Sündenfall des von einem selbständig frei gefallenen Engel Verführten; der Erlösung durch den Gott-Menschen mit seinen zwei Naturen und der hierdurch wieder hergestellten Gotteskindschaft – der vielfarbigen Eschatologie. Freiheit, Personalität und Geistigkeit, Unsterblichkeit der sogenannten Seele, Auferstehung des Fleisches, Weltgericht usw. Innerhalb dieses jüdisch-

Digitized by Google

christlichen Rahmens können sich in ihrer geschichtsphilosophischen Auswirkung selbstverständlich noch grundverschiedene besondere „theologische Anthropologien" bewegen (z. B. in bezug auf die Bedeutung des „Falles"), wie ja auch diese Anthropologie des christlich-jüdischen Glaubens eine gewaltige Summe von Geschichtsdarstellungen und welthistorischen Perspektiven hervorgetrieben hat, von Augustinus' „Gottesstaat" über Otto von Freysing, Bossuet bis zu den modernsten theologischen Denkrichtungen. Es braucht aber wohl kaum gesagt zu werden, daß diese religiöse Anthropologie für eine autonome Philosophie und Wissenschaft in jedem Sinne ganz bedeutungslos ist, wie es anderseits für den reinlich Fühlenden und Denkenden nur peinlich wirkt, den alten, großartig schönen und sinnreichen Mythos scheinbar „rational" unterstützt und apologetisiert zu sehen. Eines aber sei hier ausdrücklichst bemerkt: Dieser Mythos ist gewaltiger und für alle Menschen aufdringlicher, als man ahnt. Wer diese Dinge dogmatisch auch nicht mehr glaubt, der hat darum noch lange nicht auch die Gestalt, die Werttönung des menschlichen Selbstbewußtseins, ferner das menschliche Selbstgefühl von sich abgetan, die in diesem objektiven Glaubensbestande ihre geschichtliche Verwurzelung haben. Denn Gefühle und Lebensformen, die lange Jahrhunderte herrschende und geglaubte Ideen hervorbringen, überdauern diese Ideen gewaltig. Die Angst z. B., der Alpdruck, der einst den Mythos von Fall und Erbschuld psychologisch aus sich heraus geboren hat, das Erlebnis der „Gebrochenheit", einer Art unheilbaren Krankheit des Menschen als Mensch (Strindbergs „Traumspiel" gibt es wundervoll wieder; Kant gibt ihr Ausdruck in den Worten: „Der Mensch ist aus zu krummem Holz gemacht, als daß je etwas ganz Gerades aus ihm gezimmert werden könnte"), lastet noch heute mächtig über der ganzen abendländischen Menschheit, auch der ungläubigen. Und der große „Psychoanalytiker der Historie" ist noch nicht erschienen, der den geschichtlichen Menschen von dieser „Angst des Irdischen" frei und ledig gemacht und ihn – nicht von Fall und Schuld, die Mythos sind – aber von jenem konstitutivem Angstdruck geheilt hätte, der die emotional-triebhafte Wurzel dieser spezifisch jüdisch-christlichen Ideenwelt ist. –

2. Eine zweite unter uns heute noch herrschende Idee vom Menschen ist – es sei in bewußter Schroffheit gesagt – sozusagen eine Erfindung der Griechen gewesen, des griechischen Stadtbürgertums: einer der ge-

Digitized by Google

waltigsten und folgenschwersten Funde in der Geschichte der menschlichen Selbstbeurteilung, den die Griechen und den nur sie und kein anderer menschlicher Kulturkreis gemacht haben. Es ist – formelhaft gesagt – die Idee vom „homo sapiens", am schärfsten, bestimmtesten und klarsten zuerst von Anaxagoras, Platon und Aristoteles begrifflich und philosophisch ausgeprägt. Diese Idee scheidet zwischen Mensch und Tier überhaupt. Nicht also sucht man hier, wie so oft mißverstanden wird, den Menschen nur empirisch abzugrenzen von den ihm ähnlichsten Tieren, etwa den Menschenaffen, indem man morphologische, physiologische, psychologische Unterscheidungsmerkmale feststellt. Solches Verfahren vermöchte ja niemals „den" Menschen „dem" Tiere, ja der ganzen untermenschlichen Natur überhaupt entgegenzusetzen, sondern immer nur dem einzelnen gewählten Vergleichsobjekt (z. B. Schimpansen, Orang, Ostaffen usw.). Und da zum mindesten daran kein Zweifel ist, daß der Mensch z. B. dem Schimpansen unvergleichlich ähnlicher ist als etwa der Kröte oder der Schlange, so gäbe diese Methode niemals den mindesten Grund, die traditionale Idee des Menschen und die schon vom „Menschen" her geprägte Idee „des" Tieres zu bilden. Der geschichtlich herrschende Gedanke „des" Menschen, wie wir ihn täglich zehnmal auf den Lippen haben – ob wir glauben oder nicht – ist einem ganz anderen Bildungsgesetz entsprungen. Er ist – wie ich anderwärts eingehend zeigte* – nur eine Folge des bereits vorausgesetzten Gottesgedankens und der Lehre von der Gottebenbildlichkeit des Menschen.

Die klassische griechische Philosophie konzipiert diesen Gedanken sozusagen zum ersten Male. Im Spielraum einer Weltansicht, die alles Seiende mit den Kategorien einer positiven, wirkkräftigen, ideenhaften „Form" und eines negativen (*μὴ ὄν*), leidenden Seinsfaktors („materia") im Grunde „organologisch" deutet, erhebt sich hier zuerst das menschliche Selbstbewußtsein über alle andere Natur. Der stabilen und wie alle Arten ewigen Menschenart aber soll ein „spezifisches Agens" zukommen, das nur ihr zukommt – unauflösbar in jene Elementaragentien, die den Pflanzen- und Tierseelen zukommen –, die „Vernunft" (*λόγος*, ratio). Durch diese Vernunft soll der „homo" mächtig sein, das Seiende, wie es in sich ist, selbst zu erkennen (die Gottheit, die Welt und sich selbst); im „poiein" die Natur sinnvoll zu formen, im „prattein" gegen seinesgleichen gut zu handeln, d. h. so zu leben, daß er dieses spezifische Agens des *νοῦς ποιητικός*

* Siehe „Zur Idee des Menschen" in „Umsturz der Werte", Bd. I.

Digitized by Google

aufs vollkommenste ausbildet. Immer aber ist es der gleiche Grund, wodurch der „Mensch" – eine Idee, die im Gegensatz zu fast allen gleichzeitigen Kulturen schon zu Beginn der griechischen Geschichte alle Rassen, Stämme, Völker, aber auch alle Stände umfaßt – diese gedankliche „Angleichung" an das Seiende selbst vollziehen kann, von Platon bis zur Stoa: Diese sogenannte „Vernunft" im Menschen wird als eine Teilfunktion (später erst „Geschöpf") des göttlichen ideenkräftigen λόγος angesehen, der diese Welt und ihre Ordnung immer neu hervorbringt – nicht im Sinne einer Schöpfung, sondern eines ewigen Bewegens und Bildens.

Auf vier nähere Bestimmungen sei hier besonderer Wert gelegt: 1. der Mensch hat also ein gotthaftes Agens in sich, das alle Natur subjektiv nicht enthält; 2. dieses Agens und dasjenige, das die Welt zur Welt (das Chaos rationalisiert die „Materie", zum Kosmos) ewig bildet und formt, ist ontologisch dasselbe, oder doch seinem Prinzip nach, ist daher also auch der Welterkenntnis wahrhaft gewachsen; 3. dieses Agens als λόγος (Reich der „formae substantialis" bei Aristoteles) und als menschliche Vernunft ist auch ohne die dem Menschen mit dem Tiere gemeinsame Triebhaftigkeit und Sinnlichkeit (Wahrnehmung, μνήμη usw. usw.) mächtig und kräftig, seine idealen Inhalte zu verwirklichen („Macht des Geistes", „Selbstmacht der Idee"). 4. Dieses Agens ist geschichtlich, volkhaft und ständisch absolut konstant.

Es ist nun eine Tatsache, die hier ausdrücklich betont sei, daß fast die ganze spezifisch philosophische Anthropologie von Aristoteles bis zu Kant und Hegel – so gewaltig der Wandel ist – sich in diesen vier Bestimmungen einer Lehre vom Menschen nicht wesentlich geändert hat. Das sind Dinge, in denen Aristoteles, Thomas von Aquino, Descartes, Spinoza, Leibniz, Kant, Malebranche usw. trotz aller Verschiedenheiten einig sind. Auch von dem Gegensatz Theismus–Pantheismus bleiben diese obigen Lehren ganz unabhängig. Sie erhielten zuerst in stoischer, im Frühmittelalter in platonisch-augustinischer, im Hochmittelalter in aristotelisch-thomistischer Form dadurch noch eine besondere historische Macht, daß sie sich mit der erstgenannten religiösen Glaubensidee vom Menschen als Unterstufe (praeambula fidei) für die Theologie eng verfilzten – auf welchen historischen Wegen, das tut hier nichts zur Sache. Als dann die dogmatischen Gedankenwelten für große Bildungskreise des Abendlandes verloren gingen, blieb diese Lehre vom „homo sapiens" sogar die alleinherrschende, um im Zeitalter der Aufklärung ihren höchsten Triumph zu ge-

Digitized by Google

nießen. Nur eines der vier oben skizzierten Elemente ist durch die größte philosophische Persönlichkeit der nachkantischen Philosophie – zugleich die einflußreichste für die Historie – im Gegensatz zur Aufklärungsphilosophie überwunden worden: die Bestimmung der „Stabilität". „Der einzige Gedanke, den die Philosophie an die Weltgeschichte heranbringt, ist aber der einfache Gedanke der ‚Vernunft', daß die Vernunft die Welt beherrscht, daß es also auch in der Weltgeschichte vernünftig zugegangen sei", sagt die Einleitung zu Hegels Philosophie der Geschichte. Hier finden sich also drei der genannten Bestimmungen – sogar bis zum äußersten unpersönlichen Panlogismus und bis zur Lehre voller Identität der göttlichen und menschlichen Vernunft, ja bis zur Lehre von der Allmacht der Vernunft gesteigert. Aber – und das ist das relativ Neue: erst in einem Werdeprozeß erreicht der Mensch und soll zugleich der Mensch das sich steigernde Bewußtsein davon erreichen, was er von ewig her seiner Idee nach ist – das Bewußtsein seiner trieb- und naturüberlegenen Freiheit. Hegel – ein gewaltiger Fortschritt – leugnet also wenigstens die Konstanz der menschlichen Vernunft. Er kennt eine Geschichte der subjektiven kategorialen Formenwelten und Gestalten des menschlichen Geistes selbst – nicht nur eine Geschichte der Kumulation der Werke der Vernunft. Und diese Geschichte des menschlichen Geistes selbst ist bei ihm unabhängig vom biologischen Wandel der menschlichen Natur. Diese Geschichte ist die Geschichte des Sichselbstbewußtwerdens der ewigen Gottheit und ihrer ewigen kategorialen Ideenwelt im Menschen, die Geschichte des nun historisch-dynamisierten λόγος der Griechen. Triebe und Leidenschaften werden nur als Diener des Logos, „List der Idee", eingeführt, d. h. als schlau gewählte Werkzeuge der göttlichen Idee, durch die sie ein Ziel erreicht, eine Harmonie und ein Gleichgewicht herstellt, das niemand kennt außer sie selbst und Er – der gottrunkene Philosoph, der den gotthaft dialektischen Prozeß der Geschichte nach-denkt. Ebensowenig gibt es hier letzte persönliche Freiheit und aktives gestaltendes Führertum; der Führer ist nichts weiter als Wort- und Geschäftsführer des Weltgeistes. Es ist die letzte, höchste, ausgeprägteste Geschichtslehre im Rahmen der Anthropologie des „homo sapiens", die wir in Hegels Geschichtslehre vor uns haben.

Noch eine Bemerkung: Ganz zentral wichtig ist es, einzusehen, daß diese Lehre vom „homo sapiens" für ganz Europa den gefährlichsten Charakter angenommen hat, den eine Idee überhaupt annehmen kann: Selbstverständ-

Digitized by Google

lichkeitscharakter. Und doch ist die Vernunft – vor neuen sachlichen Prüfungen – für uns zunächst nur eine „Erfindung der Griechen"! Ich kenne eigentlich nur zwei Schriftsteller, die diese Tatsache vollständig erkannt haben: Wilhelm Dilthey und Friedrich Nietzsche. Nietzsche hatte die eminente Einsicht, daß die überlieferte Wahrheitsidee (Übereinstimmung von Gedanke und Sache) mit der spiritualistischen Gottesidee sinngesetzlich steht und fällt, daß sie selbst nur eine Form des „asketischen Ideals" sei, das er durch seinen „dionysischen Pessimismus" und die im „Willen zur Macht" niedergelegte Erkenntnistheorie, nach der alle Denkformen nur Werkzeuge des Willens zur Macht im Menschen sein sollen, niederzuringen suchte. Im Unterschiede zu den Gelehrten, die zwar den Satz „Gott ist tot" ruhig unterschreiben, in ihrem Leben und ihrer Arbeit aber dennoch einen Wert anerkennen – den Wert reiner Wahrheitserkenntnis –, der nur Sinn hat unter der Voraussetzung gerade jenes Satzes, den sie eben leugnen, stellte er die Radikalfrage nach dem Sinn und Wert der sogenannten Wahrheit selbst. Wilhelm Dilthey aber findet dasselbe, wenn er schreibt: „Die rationalistische Position wird heute von der Schule Kants hauptsächlich zur Geltung gebracht. Der Vater dieser Position war Descartes. Er zuerst hat der Souveränität des Intellektes siegreichen Ausdruck gegeben. Diese Souveränität hat ihren Rückhalt in der ganzen religiösen und metaphysischen Position seiner Epoche, und sie bestand ebenso bei Locke und Newton als bei Galilei und Descartes. Nach dieser ist die Vernunft eben das Prinzip der Konstruktion der Welt, nicht eine episodische Erdentatsache. Doch kann niemand sich heute dem entziehen, daß dieser großartige metaphysische Hintergrund nicht mehr selbstverständlich ist. Vieles wirkte in dieser Richtung. Die Analysis der Natur scheint die konstruktive Vernunft als ihr Prinzip allmählich entbehrlich zu machen; Laplace und Darwin repräsentieren am einfachsten die Umwandlung. Und die Analysis der Natur scheint ebenfalls dem heutigen wissenschaftlichen common sense den Zusammenhang dieser Natur mit einer höheren Ordnung entbehrlich zu machen. In beiden Veränderungen ist als drittes enthalten, daß der religiöse Zusammenhang zwischen Schöpfer und Geschöpf für uns keine zwingende Tatsache mehr ist. Aus diesem allem geht hervor, daß eine Ansicht, welche den souveränen Intellekt des Descartes als ein vorübergehendes singuläres Produkt der Natur auf der Oberfläche der Erde und vielleicht anderer Gestirne ansieht, nicht mehr von vornherein abzuweisen ist. Viele unserer Philosophen bekämpfen sie. Aber für keinen

Digitized by Google

derselben ist die Vernunft als Hintergrund des ganzen Weltzusammenhanges selbstverständlich. So wird das Vermögen dieser Vernunft, sich der Realität denkend zu bemächtigen, zur Hypothese oder zum Postulat*." –

Wir werden gleich zwei andere „Ideen" von Menschen kennenlernen, die durch diese oben ausgeführte Idee des „homo sapiens" ausgeschlossen werden. Es ist erstens der „dionysische Mensch", der – mit ebenso bewußter Technik wie der homo sapiens sein Trieb- und Sinnenleben auszuschalten sucht, um „ewige Ideen" zu erfassen – umgekehrt seinerseits nach nichts mehr begierig ist, als den „Geist", die „Vernunft" auszuschalten (Rausch, Tanz, Narkotikum), um in Einsfühlung, Einsleben einig zu werden mit der schaffenden Natur (natura naturans) – eine anthropologische Idee, die die Vernunft als „die" Krankheit des Lebens empfindet, als das, was ihn von den schaffenden Mächten der Natur und der Geschichte abdrängt. Und es ist zweitens nicht minder der „homo faber" des Positivismus, der ein neues wesentlich geistiges Agens im Menschen überhaupt leugnet. Diese letztere Theorie vom Menschen sei zunächst kurz skizziert.

3. Eine dritte Ideologie des Menschen, die unter uns herrschend ist – durch die Kritik mindestens so sehr durchlöchert als die bisher genannten –, ist – zunächst kurz gesagt –, die „naturalistische", positivistische, später auch „pragmatistische" Lehre, die ich alle mit der kurzen Formel des „homo faber" bezeichnen will**. Auch diese Idee umfaßt alle Grundprobleme einer Anthropologie. Sie unterscheidet sich in grundlegendster Weise von der eben vorgezeichneten Theorie vom Menschen als „homo sapiens".

Diese Lehre leugnet zunächst ein separates, spezifisches „Vernunftvermögen" des Menschen überhaupt. Es gibt hier keine Wesensunterscheidung von Mensch und Tier; es gibt nur graduelle Differenzen. Im Menschen sind nach ihr dieselben Elemente, Kräfte und Gesetze tätig wie in allen anderen Lebewesen auch – nur eben mit komplexeren Folgen. Das gilt physisch, psychisch und soi-disant „noetisch". Aus Trieben und Sinnesempfindungen und ihren genetischen Derivaten muß hier alles Seelische und „Geistige" verstanden werden. Der sogenannte denkende

* Vgl. den Aufsatz „Erfahren und Denken", 1892, V. Bd. der Ges. Werke.

** Vgl. in meinem Buche „Die Formen des Wissens und die Gesellschaft", Leipzig 1926, die Abhandlung über „Arbeit und Erkenntnis", wo ich das Problem des Pragmatismus auseinandergelegt habe.

Digitized by Google

„Geist", die vom Triebe scheinbar verschiedene Fähigkeit des zentralen „Wollens" und der Zwecksetzung, die Werte und Wertschätzungen, die geistige Liebe – und also auch die Werke dieser Agentien (Kultur) –, sind nur nachträgliche Epiphänomene und tätigkeitslose Bewußtseinsspiegelungen von Agentien, die auch in der untermenschlichen Tierwelt tätig sind. Also ist der Mensch an erster Stelle kein „Vernunftswesen", kein „homo sapiens", sondern ein „Triebwesen". Das, was er seine Gedanken, sein Wollen, seine höheren emotionalen Akte nennt (Lieben im Sinne der reinen Güte) – das ist hier nur eine Art „Zeichensprache seiner Triebimpulse untereinander" (Nietzsche, Hobbes) – eine Symbolik der zugrunde liegenden Triebkonstellationen und ihrer perzeptiven Korrelate. Der Mensch ist nur ein besonders hochentwickeltes Lebewesen. Das, was „Geist, Vernunft" genannt wird, ist keines selbständig gesonderten metaphysischen Ursprungs, ist nichts auch, was eine elementare, autonome Gesetzlichkeit besitzt, die den Seinsgesetzen selbst entspricht, sondern eben nur eine Weiterentwicklung der höchsten psychischen Fähigkeiten, die wir bereits bei den Menschenaffen vorfinden; eine Weiterbildung der aller bloß assoziativen Gesetzlichkeit, aber nicht minder dem starren, erblichen Instinkt bereits überlegenen „technischen Intelligenz" z. B. des Schimpansen (d. h. der Fähigkeit, sich neuen atypischen Situationen durch Antizipation der Sachstrukturen der Umwelt, ohne zu probieren, tätig anzupassen), um auf diesem mittelbaren und immer mittelbareren Wege dieselben Grundtriebe der Art und des Individuums zu befriedigen, die auch dem Tiere eigen sind. Dieser „technischen Intelligenz" werden durchaus eindeutige Korrelate in den Funktionen des Nervensystems zugeschrieben, so wie jedem anderen psychischen Vorgang und anderen psychischen Zusammenhängen auch. Denn der Geist ist hier nur ein Teil der „Psyche", der Innenseite der Lebensprozesse. Was wir „Erkenntnis" nennen, ist lediglich eine Bilderreihe, die sich zwischen Reiz und Reaktion des Organismus immer reicher einschiebt – respektive selbstgemachte „Zeichen" der Dinge, beziehungsweise konventionelle Verbindungen dieser Zeichen. Jene Bilder und Zeichenreihen und jene ihrer Verknüpfungsformen, die zu erfolgreichen, lebensförderlichen Reaktionen auf die Umwelt führen, so daß das erreicht wird durch unsere Bewegungen, was ursprünglich Triebziel war, fixieren sich zunehmend in Individuum und Gattung (durch Erblichkeit). Wir nennen diese Zeichen und ihre Verbindungen eben dann „wahr", wenn sie den Erfolg der lebensförderlichen Reaktionen herbeiführen, „falsch", wenn sie

Digitized by Google

es nicht tun; analog Handlungen „gut" respektive „schlecht". Einer Einheit des Logos, der die Welt selbst formiert und der zugleich in uns als ratio tätig ist, bedarf es nicht, wenn man die menschliche Erkenntnis nicht metaphysisch mißversteht, d. h. sie als Erfassung und Abbildung des Seienden selbst nimmt.

Was ist also der Mensch hier primär? Er ist 1. das „Zeichentier" (Sprache), 2. das Werkzeugstier, 3. ein Gehirnwesen, d. h. ein Wesen, in dem ein gewaltiger Bruchteil mehr Energie nur für das Gehirn, besonders die Rindenfunktion, verbraucht wird als bei dem Tiere. Auch Zeichen, Worte, sogenannte Begriffe sind hier nur Werkzeuge, eben nur verfeinerte „psychische Werkzeuge". Wie es organologisch, morphologisch und physiologisch im Menschen nichts gibt, was sich nicht der Anlage nach auch in der höchsten Wirbeltierreihe findet, so auch nichts „Psychisches" oder Noetisches. Darum ist der Deszendenzsatz auf alle Fälle für den Menschen anzunehmen, wie groß auch der wissenschaftliche Streit über die Übergangsformen vom Menschen Dubois' bis zum nachgewiesenen diluvialen Menschen sei. –

Langsam haben seit dem griechischen Sensualismus des Demokrit und Epikur die mächtigen Gedankenrichtungen des Positivismus (Bacon, Hume, Mill, Comte, Spencer), später besonders der an den Namen Darwin und Lamark anknüpfenden Evolutionslehre, noch später die pragmatisch-konventionalistischen (auch fiktionalistischen) Philosophen, dieses Ideenbild vom Menschen als „homo faber" ausgebaut – in recht verschiedenen Einzelrichtungen, die uns hier nicht interessieren. Manche Unterstützung fand diese Idee durch die großen Triebpsychologen (Hobbes und Machiavelli sind als ihre Väter zu bezeichnen, oder doch zum mindesten einer Spielart von ihnen), unter denen ich L. Feuerbach, Schopenhauer, Nietzsche, in neuester Zeit S. Freud und A. Adler nenne*.

* In seiner bedeutenden Abhandlung „Jenseits des Lustprinzips" spricht S. Freud seine Idee des Menschen sehr klar aus: „Vielen von uns mag es auch schwer werden, auf den Glauben zu verzichten, daß im Menschen selbst ein Trieb zur Vervollkommnung wohnt, der ihn auf seine gegenwärtige Höhe geistiger Leistung und ethischer Sublimierung gebracht hat und von dem man erwarten darf, daß er seine Entwicklung zum Übermenschen besorgen wird. Allein ich glaube nicht an einen solchen inneren Trieb und sehe keinen Weg, diese wohltuende Illusion zu schonen. Die bisherige Entwicklung des Menschen scheint mir keiner anderen Erklärung zu bedürfen als die der Tiere, und was man an einer Minderzahl von menschlichen Individuen als rastlosen Drang zu weiterer Vervollkommnung beobachtet, läßt sich ungezwungen als Folge der Trieb-

Digitized by Google

Eine wahrhaft vertiefte Trieblehre – wie sie gegenwärtig Paul Schilder, Mac Dougall, auch Franz Oppenheimer (wenn auch letzterer wenig originell) und der Verfasser anstreben – als gemeinsames philosophisches Fundament der Anthropologie und Vitalpsychologie zugleich, aber nicht minder fundamental für Soziologie und Psychotherapie – wird jenen grundverkehrten sogenannten „Dualismus" von Leib und (Vital) Seele, wie er seit Descartes die Wissenschaft in die Irre geführt hat, endgültig überwinden. Denn triebbedingt ist ebensowohl jede Empfindung, Perzeption, wie jeder Vorgang einer physiologischen Funktionseinheit, und die Triebe sind es eben, die die Einheit des psychophysischen Organismus ausmachen*.

Eine vertiefte Trieb- und Triebentfaltungslehre kommt nun neben anderen Einteilungen der „Urtriebe", z. B. die vom Triebziel hergenommen sind (eigendienliche Ichtriebe, fremddienliche altruistische Triebe, Selbsterhaltungs- und Selbstentfaltungs-, arterhaltende und artsteigernde Triebe, ferner Einzelwesentriebe und Kollektivtriebe, Stammestriebe, Rudeltriebe usw.), zu einer sehr wichtigen Einteilung der Urtriebe. Alle die reich verästelten Triebrichtungen, -impulse, die teils durch den psychoenergetischen Prozeß zwischen den stets antagonistischen Trieben allein, teils – im Menschen – durch geistige Verarbeitung der Triebregungen entspringen, lassen sich auf drei und nur drei Urtriebmächte zurückführen. Dies sind 1. die Fortpflanzungstriebe und alle ihre Derivate (Geschlechtstrieb, Brutpflegetrieb, Libido); 2. die Wachstums- und Machttriebe; 3. die Triebe, die der Ernährung im weitesten Sinne dienen. Es kann hier nicht gezeigt werden, wie diese drei Triebsysteme bereits mit den drei Keimblättern des Wirbeltierorganismus in engster Verbindung stehen, und noch weniger, wie sich das reich verästelte Triebsystem schon der höheren Tiere und des primitiven Menschen aus ihnen ableiten läßt (die sogenannten „Bedürfnisse", ferner die „Leidenschaften" und die „Interessen").

Sowohl die genetische Ursprünglichkeit als das Gewicht dieser drei Urtriebsysteme ist von den großen Trieblehren gar sehr verschieden

---

verdrängung verstehen, auf welche das Wertvollste an der menschlichen Kultur aufgebaut ist. – – – Die Vorgänge bei der Ausbildung einer neurotischen Phobie, die ja nichts anderes als ein Fluchtversuch vor einer Triebbefriedigung ist, geben uns das Vorbild für die Entstehung dieses anscheinenden Vervollkommnungstriebes usw." (S. 40f.)

* Vgl. meine „Philosophie der Wahrnehmung" in „Die Wissensformen und die Gesellschaft", Leipzig 1926.

Digitized by Google

eingeschätzt worden. Da alles Wachstum (auch der bekannte Internist Kraus nennt es in seiner „Pathologie der Persönlichkeit" den „Willen zur Macht" katexochen), das mehr ist als Größenwachstum, auf intraindividueller Fortpflanzung (Teilung der Zellen) beruht, da andererseits Ernährung einer Zelle ohne die sie fundierende Wachstumtendenz unmöglich ist; da ferner die Pflanzen wohl ein Fortpflanzungs- und Ernährungssystem besitzen, aber nicht wie das Tier ein immer mehr sich ausprägendes Machtsystem gegenüber der Außenwelt, so fällt nach der Überzeugung des Verfassers unter den drei Urtriebsystemen des Tieres wie des Menschen dem Fortpflanzungssystem die primäre, dem Machtsystem die sekundäre, dem Ernährungssystem die tertiäre Rolle zu. (Die Triebpsychologie des Alterns bestätigt diese Annahme.)

Hier sei nun darauf aufmerksam gemacht, daß von drei einseitigen Trieblehrern – die der Verfasser philosophisch allesamt als „Naturalisten" ablehnt, aber innerhalb der Trieblehre als originale Forscher verehrt – auch drei eigentümliche Geschichtstheorien teils historisch ausgingen, teils mit ihnen sich doch in sinngesetzlicher Gedankenparallele befinden. Faßt man schon den Menschen als primär ausschließliches „Triebwesen", seinen sogenannten „Geist" genetisch aus Trieb und Perzeption herleitend (z. B. aus „Verdrängung" und „Sublimierung"), so können die dieser naturalistischen Idee des Menschen entsprechenden naturalistischen Geschichtsauffassungen drei Grundformen annehmen, je nachdem einem der drei oben skizzierten Triebsysteme der Vorrang eingeräumt wird:

1) Die sogenannte ökonomische (marxistische) Geschichtsauffassung, der die Geschichte primär Klassenkampf und „Kampf um den Futterplatz" ist, meint im System der Nahrungstriebe die mächtigste und ausschlaggebendste Triebfeder alles kollektiven Geschehens zu erfassen und auch den geistigen Kulturinhalt jeder Art nur als Epiphänomen ansehen zu können und verwickelten Umweg für die Befriedigung dieses Triebes unter den wechselnden Situationen der geschichtlichen Gesellschaft.

2) Eine weitere naturalistische Geschichtsauffassung erblickt in den Vorgängen der Blutsmischung und -entmischung, ferner im Wechsel der Systeme der Fortpflanzung und Zeugung die unabhängige Variable alles Geschehens: z. B. Gobineau, Ratzenhofer, besonders Gumplowitz u. a. Diese Art naturalistischer Geschichtsauffassung entspricht einer Trieblehre, die im Urtrieb der Fortpflanzung und seiner quantitativen und qualita-

Digitized by Google

tiven Auswirkungen das primum movens der Geschichte sieht (Schopenhauer, Freud).

3) Als eine letzte Abart naturalistischer Geschichtsauffassung ist die machtpolitische Geschichtsauffassung zu nennen. Schon an Th. Hobbes und Machiavelli anknüpfend sieht sie in dem Ausfall der politischen, also nicht ökonomisch fundierten Machtkämpfe, d. h. der Herrschaftskämpfe der Staaten und der innerstaatlichen Stände und Gruppen das Moment, das auch die Grundlinien für das mögliche ökonomische und geistig kulturelle Sein und Geschehen festlegt – d. h. das grundbestimmende Moment der Geschichte. Sie entspricht einer Lehre vom Menschen, die mit Nietzsche, aber auch mit A. Adler, im „Willen zur Macht" und im Geltungsstreben (d. h. vergeistigten Machtstreben) den Urmotor des Trieblebens sieht. Es ist hier nicht der Ort, zu zeigen, wie sich diese spezifisch politische Geschichtslehre bald (wie im konservativen Luthertum) mit religiösen Geschichtsideen, bald mit reinem Naturalismus (Th. Hobbes, Machiavelli, Ottokar Lorentz), bald mit ideologischen Geschichtslehren verbunden hat (so bei L. von Ranke, der sie mit seiner „Ideenlehre" verbindet), bald weniger universal fast in politische Publizistik ausartet (wie bei H. v. Treitschke und den nachbismarckischen kleindeutschen Historikern). –

Wenn diese ganz oder halb bewußt naturalistischen Geschichtslehren auch noch so grundverschiedene Bilder der Geschichte entrollen wie etwa das Bild des noch am Ausgang der Aufklärung stehenden A. Comte, der in seinem „Dreistadiengesetz" zuerst die Geschichte nach den Stadien des menschlichen Wissens und der menschlich-technischen Zivilisation einteilte und bewertete – ganz ungeheuer naiv sie an der modernen positiv-induktiven Wissenschaft, dem westeuropäischen Industrialismus und deren räumlich und zeitlich so beschränkten Wertmaßstäben messend, dabei Religion wie Metaphysik zu überholten „Phasen" des menschlichen Geistes stempelnd –, oder wie das Geschichtsbild des ähnlich gesinnten H. Spencer, wie anderseits das von K. Marx, der Rassenhistoriker und politischen Macht- und Staatshistoriker, so bleibt doch allen diesen Typen von Anthropologie und Geschichtslehre des „Naturalismus" Eines streng gemeinsam – und gemeinsam nicht nur untereinander, sondern gemeinsam auch mit den sonst ganz andersartigen ideologischen Geschichtsauffassungen –: der mehr oder minder große Glaube an eine Einheit der Menschengeschichte und der mehr oder minder große Glaube an eine sinnvolle Evolution, eine zu bejahende Bewegung der Geschichte auf ein großes

Digitized by Google

erhabenes Ziel hin. Kant, Hegel, Ranke, der schon einige erhebliche Abstriche macht (siehe seine Vorträge vor König Max von Bayern), aber schließlich doch europäisch und liberal orientiert bleibt, Comte, Spencer, Darwin, Haeckel, K. Marx und Gumplowitz und die rein politischen Historiker der nachbismarckischen kleindeutschen Schule (nur bei Gobineau steht es anders) – sie alle verbindet ein mächtiger Glaube an irgendein Wertwachstum der menschlichen Dinge, ja des Menschen selbst, wenn auch in sehr verschiedene Zentren und Güter verlegt; ein Glaube oft wider Willen und noch häufiger – fast – wider besseres Wissen. Das ist es, war sie auch den Geschichtslehren aus der christlichen und rational humanitären Anthropologie heraus auf eine seltsam mystische Weise verknüpft. Nur Schopenhauer – Schelling war ihm halb darin vorangegangen – besitzt diesen Glauben ehrlich nicht. Er ist der erste vollständige einseitige déserteur de l'Europe und seines Geschichtsglaubens überhaupt: „Semper idem, sed aliter" ist seine berühmte Devise – und eine bloße stationäre „Morphologie der Kulturen" war schon seine Forderung (wie H. Cysarz in einem feinen Schriftchen* erst jüngst lehrreich zeigte). –

In das bewunderungswerte Unisono der neuabendländischen Anthropologie und Geschichtslehre bringt zuerst einen vollständigen Mißklang die vierte unter den fünf Ideen vom Menschen, die unter uns herrschend sind. Ich möchte gleich sagen: Diese vierte Idee ist weder in ihrer Einheit, noch in ihrer Bedeutung, noch in ihrem relativen Rechte bisher von der allgemeinen Bildungswelt begriffen und anerkannt worden. Es ist eine abseitige, eine seltsame, aber eine doch lange historisch vorbereitete und – wenn man will – eine für alles bisheriges abendländisches Fühlen und abendländisches Denken „furchtbare" Idee. Aber diese „furchtbare Idee" – könnte ja trotzdem wahr sein! Darum nehmen wir von ihr Notiz – wie es dem Philosophen ziemt.

4. Das Radikale dieser neuen Anthropologie und Geschichtslehre besteht darin, daß sie gleichsam in äußerster Opposition zu jenem gemeinsamen Glauben aller bisherigen Anthropologie und Geschichtslehre des Abendlandes von dem fortschreitenden „homo sapiens" oder „homo faber" oder dem gefallenen, aber sich wieder emporrichtenden und in der Zeitenmitte erlösten „Adam" der Christen oder dem mannigfach sich zum „Geistwesen" hinaufläuternden Triebwesen (der drei Arten von Grund-

* „Literaturgeschichte als Geisteswissenschaft", Niemeyer, 1926.

Digitized by Google

trieben) den Satz von einer notwendigen Dekadenz des Menschen in seiner sogenannten 10000jährigen „Geschichte" entgegenstellt und sie schon in Wesen und Ursprung des „Menschen" selbst hineinverlegt. Auf die schlichte Frage: „Was ist der Mensch für ein Ding?" ist die Antwort dieser Anthropologie: der auf seine bloßen Surrogate (Sprache, Werkzeug usw.) echter entfaltungsfähiger Lebenseigenschaften und Tätigkeiten hin in krankhafter Steigerung seines Selbstgefühls dahinlebende Déserteur des Lebens überhaupt, seiner Grundwerte, seiner Gesetze, seines „heiligen" kosmischen Sinnes. Nicht die auf alle Fälle tiefsinnigen geistigen Väter dieser Lehre, aber ihr geschickter Publizist, Theodor Lessing, brachte für schwerhörige Ohren den Satz der neuen Lehre in die ansprechende Formel: „Der Mensch – d. h. eine auf ihren sogenannten ‚Geist' langsam größenwahnsinnig gewordene Raubaffenspezies." Etwas sachgemäßer hat ein um die Probleme der Evolution der Organe des Menschenleibes aus solchen tierischen Vorfahren hochverdienter holländischer Anatom das Ergebnis seiner Forschungen zusammengefaßt in dem Satze: „Der Mensch ist ein infantiler Affe mit gestörter innerer Sekretion". Auch das in vieler Hinsicht anregende Buch des Berliner Arztes Alsberg „Das Menschheitsrätsel" will ein von morphologischen Vergleichungsmomenten absehendes „Prinzip der Menschlichkeit" gefunden haben im „Prinzip der Organausschaltung". Der stark von Schopenhauer inspirierte Gedanke ist: Eben da der Mensch so waffenlos seiner Umwelt gegenübersteht und im ganzen ihr so viel weniger spezifisch angepaßt ist als seine nächsten tierischen Verwandten, da er sich organologisch ferner nicht weiter zu entwickeln vermochte, hat sich die Tendenz in ihm gebildet, seine Organe im Daseinskampf möglichst auszuschalten zugunsten der „Werkzeuge" (wobei auch Sprache, Begriffsbildung als „immaterielle Werkzeuge" gewertet werden), die die funktionelle Ausbildung und Höherbildung der Sinnesorgane unnötig machen. Die Vernunft ist hiernach nicht die schon vorausgesetzte geistige Kraft, die solche Ausschaltung fordert und möglich macht, sondern sie ist erst das Ergebnis jenes verneinenden Grundaktes der „Ausschaltung" – doch wohl eine Art von Schopenhauers „Verneinung des Willens zum Leben".

Der Mensch ist nach dieser Lehre also erstens nicht, wie manche Arten unter Pflanzen und Tieren, irgendeine Sackgasse der Entwicklung, in der das Leben in bestimmter evolutiver Richtung nicht mehr weiter kann und darum Artentod eintritt: er ist die Sackgasse des Lebens überhaupt! Der

Digitized by Google

Mensch ist zweitens nicht etwa „in genere" geisteskrank (das sind nur wenige Menschen), aber sein sogenannter Geist selbst, seine sogenannte „Ratio", eben das, was ihn nach Aristoteles, Descartes, Kant, Hegel zum homo sapiens und gott-teilhaft macht, eben das auch, was seine besondere „Gehirnlichkeit" ausmacht, d. h. daß eine so große Summe von aufgenommener Energie nicht für das Totum seiner Organisation, sondern einseitigst für sein Großhirn und dessen Unterhalt („Sklave der Rinde") verbraucht wird – das ist eine Krankheit, das ist eine krankhafte Grundrichtung des universalen Lebens selbst! Der einzelne Mensch ist nicht krank, er kann ja auch „gesund" sein innerhalb seiner Artorganisation – aber „der" Mensch selbst ist eine Krankheit. Mag der Erdenwurm, der sich „Mensch" nennt, in diesem gewaltigen Universum, das an ganz wenigen Punkten auch nur Möglichkeiten des „Lebens" zeigt, an einer winzigen Strecke der Historie des irdischen Lebens aber den sogenannten „Menschen", sich auch noch so wichtig tun und in seiner Historie immer wichtiger sich fühlen, daß er Staaten, Kunstwerke, Wissenschaften, Werkzeuge, Sprache, Dichtung usw. produziert, daß er sich seiner „bewußt" ist, nicht mehr wie das Tier exstatisch hingegeben der Umwelt – er bleibt darum doch die Sackgasse, die Krankheit des Lebens! Warum, wozu macht er alle diese sonderbaren Sprünge und Umwege? „Cogito, ergo sum" sagt stolz und souverän Descartes. Aber, Descartes – warum denkst du; warum willst du? Du denkst, da dir weder Instinkt noch triebhaft bestimmte technische Intelligenz, die im Rahmen deiner natürlichen Triebaufgaben bleibt, auf unmittelbare Weise zuflüstert, was du zu tun oder zu lassen hast; und du denkst, nicht – wie du meinst – um dich zu „erheben" über das Tier in neue Seins- oder Wertzonen, sondern um „tierischer als jedes Tier zu sein"! Und was nennst du „frei wählen"? Du nennst so die Tatsache, daß du oft schwankst, d. h. nicht weißt, wohin und wozu – was das Tier, stets unmittelbar und eindeutig, also besser weiß! Und was ist Wissenschat, Ratio, Kunst, was die um deiner Fruchtbarkeit willen so gesuchte Höherentwicklung deiner sogenannten Zivilisation (Maschinen), die allerdings gestattet, immer mehr Menschen auf gleichem Erdstrich leben zu lassen? Was ist das alles als Ganzes gesehen? Ach, es ist nur ein sehr verwickelter Umweg zu deiner so schwierigen Arterhaltung, die trotz deiner Anstrengungen, dich fortzupflanzen, immer schwieriger wird, eben je mehr du „denkst" und dich vergehirnlichst! Warum hast du denn „Sprache" – Menschlein?, warum „Begriffe"?, warum identifizierst du die vielen

Digitized by Google

modifizierten schwebenden Sinnesbilder zu identischen „fiktiven" Gegenständen? Warum hast du „Werkzeuge" erfunden einer stabilen Form zu bestimmtem Zweck? Warum hast du innerhalb deiner „Geschichte" den „Staat", d. h. die Herrschaftsorganisation an Stelle der bloß biologischen Führerorganisation der Ältesten, der Väter, der vorstaatlichen Geschichte der Geschlechtsverbände gemacht? bewußt gesetztes Recht anstatt Gewohnheit und Tradition des unbewußten Volksganzen? Und warum hast du im monarchischen Großstaat die Idee des Monotheismus und des Sündenfallsmythos zugleich (beide Ideen gehören ja zusammen) erfunden? Ich will es dir sagen – deines aufgedunsenen Selbstgefühls nicht achtend! Menschlein – all das, und noch viel mehr, hast du gemacht aus nichts anderem heraus als aus deiner biologischen Schwäche und Ohnmacht und aus deiner fatalen biologischen Entwicklungslosigkeit! All das sind armselige Surrogate eines Lebens, das du nicht weiter entwickeln, über dich hinaus leben konntest! All das „Nein" zu Leben, zu Trieb, zu Sinnesanschauung, zu Instinkt – das Neinsagen, das du recht eigentlich „bist", als sogenannter „willens"-mächtiger „homo sapiens" – all dies Nein stammt aus deiner Ohnmacht, ein Lebewesen mit den gewohnten Mitteln des Lebens und auf Grund seiner Entfaltungsgesetze über dich hinaus zu bauen – das Mehr-als-Mensch wäre, Übermensch! Das ist das Gesetz deines Seins als „Mensch" selber!

Diese seltsame Theorie, die hier kurz und schlagwortartig ausgeführt ist, ergibt sich nun allerdings als eine strenge logische Folge, wenn man – darin einig mit der homo-sapiens-Lehre – Geist (respektive Vernunft) und Leben als zwei letzte metaphysische Agentien scheidet, hierbei aber Leben mit „Seele" identifiziert, Geist mit „technischer Intelligenz", zugleich jedoch – und das ist das Entscheidende – die Lebenswerte zu den höchsten Werten macht. Geist wie Bewußtsein erscheinen dann ganz folgerichtig als das das Leben (d. h. den Höchstwert der Werte) schlechthin zerstörende, ja vernichtende Prinzip. Der Geist ist dann ein Dämon, ja – der „Teufel", – die leben- und seelenzerstörende Macht. Geist und Leben sind hier nicht zwei aufeinander angewiesene letzte Seinsprinzipien, insofern als das Leben im Menschen und seine Triebe die Realisationsfaktoren der geistigen Ideen und Werte, der Geist im Menschen aber der richtung- und zielgebende Ideationsfaktor des Lebens ist, sondern erscheinen als zwei schlechthin antagonistische, ja feindliche Mächte. Wie ein

Digitized by Google

metaphysischer Parasit erscheint hier der „Geist", der sich in Leben und Seele einbohrt, um es zu zerstören.

Und eben dieser fortschreitende Zerstörungsprozeß selbst – das ist nach dieser ungeheuerlichen Panromantik einer schroff vitalistischen Wertlehre der etwa 10000jährige Spannraum unserer sogenannten Weltgeschichte! Die Menschengeschichte ist hiernach nur der notwendige Absterbeprozeß einer von vornherein todwunden Art – todwund geboren –, einer Art, die schon in ihrem Ursprung – wenigstens in ihrer Form als „homo sapiens" des ausgesprochen abendländischen Menschen – ein faux pas des Lebens gewesen ist. Daß dieser pathogene („Geist ist schmerzleidensgeboren"), zum sicheren Tode führende Prozeß schon 10000 Jahre dauert – das allein besagt wahrlich nichts gegen die Theorie! 10000 Jahre sind eben in der Geschichte einer Art erheblich weniger, als wenn für ein Individuum konstatiert wird, daß „der Patient nach achttägiger Krankheit sanft verschieden ist"! Die Phasen eben dieses Absterbeprozesses einer Lebensrichtung, dieser Sackgasse, dieser Krankheit des Lebens – die „Mensch" heißt – sind strukturell genau dieselben, nach denen sonst ein Lebewesen altert und stirbt: fortschreitende Überwindung der Lebenskraft durch die Eigengesetzlichkeit der Mechanismen, die der Organismus im Altern aus sich selbst entlassen hat. Dieser Mechanismus aber, in den sich die Menschheit zunehmend sozusagen verfängt und der sie zunehmend erwürgen wird –, das ist ihr eigener Zivilisationskosmos, der Stück für Stück über die Kraft und Grenze ihres Willens und Geistes hinauswächst – der immer unlenkbarer, immer eigengesetzlicher wird. Der Schritt vom „Ausdruck" der Seele zu „Zweck", von „Triebhaftigkeit" zu bewußtem „Wollen", von „Lebensgemeinschaft" zu „Gesellschaft" (siehe F. Tönnies), von damit verbundener organischer zu mechanischer Weltanschauung, vom Symbol zum Begriff, von Geschlechterordnung der Gesellschaft zum kriegerischen Staat und zur Klassenscheidung, von den mütterlichen chthonischen Religionen zu den geistigen Stifterreligionen, von Magie zu positiver Technik, von einer Metaphysik der Symbole zu positiver Wissenschaft – das ist nach dieser Lehre eine strenge Phasenfolge eines sicheren Todesweges, dessen Ziel je verschiedene Kulturen zu verschiedenen Zeiten erreichen mögen, der aber auch der Menschheit als Ganzem in nicht zu ferner Zeit gesetzt ist.

Aber nicht nur seinem Sein und seiner Existenz nach, auch hinsichtlich seiner metaphysischen Erkenntniskräfte hat nach dieser Lehre der Mensch

Digitized by Google

in seiner Geschichte mehr verloren als gewonnen. Der „dionysische" Triebmensch, der hier – im schroffen Gegensatz zur griechischen Erfindung des „homo sapiens", des „apollinischen" Menschen – als das Gegenideal auftaucht, d. h. der Mensch, der mit besonderen technischen Mitteln den „Geist" – den großen Dämon, Ursurpator und Despoten des Lebens ausschaltet, um sich in den einen Lebensdrang einzufühlen, die verlorengegangene Einheit mit ihm wiederzugewinnen, der die „Bilder" der Welt trägt – er ist es, der dem metaphysisch Wirklichen am nächsten steht.

Es soll hier nicht weitergegangen werden in der Darstellung dieser gewiß falschen, aber mit wohlerwogenen Gründen und sicher nicht weniger gut unterstützten Theorie, als es die positivistische und ideologische ihrerseits sind. Nur sei noch einiges über ihre geistesgeschichtliche Herkunft gesagt. Ältere Paten dieser Theorie sind Savigny und die späte (Heidelberger) Romantik, schon weit schärfer ausgeprägt der gegenwärtig wieder so stark wirksame Bachofen*. Paten sind ferner Schopenhauer mit seiner intuitiven Willensmetaphysik (freilich mit antidionysischer indischer und christlich persönlicher Wertung des „Willensdranges"), Fr. Nietzsche, der in seinem „dionysischen Pressimismus" („ipsissimum"), besonders in seiner dritten Periode die Umwertung des Lebensdranges ins Positive vollzog; in einigen Hinsichten auch H. Bergson und in gewissen Elementen auch die moderne Richtung der Psychoanalyse. Niemals aber wäre jene alte Romantik und wären diese Elemente der „Paten" zu einer grundlegend neuartigen Anthropologie und Geschichtslehre zusammengeschossen, hätten nicht Personen unseres gegenwärtigen Zeitalters aus eigener lebendiger Erfahrung heraus und in selbständiger Forscherarbeit diese Ideen schöpferisch neu geprägt. Welch Kinderspiel ist doch noch die alte Romantik mit ihrer Mittelalterverehrung gegenüber dieser vitalistischen Panromantik, die im letzten Grunde am liebsten hinter den „homo sapiens" des Diluviums selbst „zurück" möchte! Und da ist es nun überaus merkwürdig, daß Forscher ganz verschiedener Provenienz und Vertreter grundverschiedener Wissenschaften recht unabhängig voneinander zu ähnlichen Resultaten gelangten. Ich nenne von solchen Forschern 1. Ludwig Klages, den eigentlichen Philosophen und Psychologen dieser anthropologischen Richtung

* Siehe das als Kulturdokument jedenfalls sehr interessante Buch Bernoullis über Bachofen, sowie Bäumlers ausgezeichnete Vorrede zu seiner Neuherausgabe der Bachofenschen Hauptschriften, „Der Mythos von Orient und Okzident".

Digitized by Google

(vgl. seine Schriften „Vom kosmogonischen Eros", „Vom Bewußtsein", „Mensch und Erde"); 2. Edgar Daqué, als Paläogeographen und Geologen (siehe sein Buch: „Umwelt, Sage und Menschheit", S. 253); 3. Leo Frobenius als Ethnologen (siehe z. B. sein Buch „Paideuma"); 4. Oswald Spengler als Historiker; 5. Theodor Lessing („Der Untergang der Erde an Geist"); 6. endlich auch die sogenannte „fiktionalistische" Erkenntnistheorie H. Vaihingers, die der neuen panromantischen Anthropologie einige Fundamente gegeben hat, ist doch nach ihr der Mensch seiner geistigen Seite nach an erster Stelle das „nützliche Lebensfiktionen schaffende Tier". Die Gegenstandstheorie von L. Klages (siehe sein Buch „Vom Wesen des Bewußtseins") und Vaihingers sind z. B. in ihrem logischen Gehalt, nicht in ihrer Wertung identisch. –

Vergleicht man diese neuartige, bisher in ihrer Geltung und Annahme wesentlich auf Deutschland beschränkte Theorie vom Menschen mit der christlich-theologischen, der rational-humanistischen (homo sapiens) und der positivistischen Theorie, respektive den einseitigen naturalistischen Trieblehren, so ergeben sich hier nicht uninteressante Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten. Obgleich der „Dionysismus" alle geistigen, spirituellen Religionen, also auch die jüdische und christliche, schroff ablehnen muß (den geistigen Schöpfergott z. B., da ja eben für ihn der Geist, der leben- und seelenzehrende Dämon ist), so kommt er doch der christlichen Anthropologie durch den Fallgedanken hindurch wieder näher, besonders in der Form, wie sie bei Augustinus vorliegt (vgl. E. Daqué). Nur ist für ihn nicht eigentlich ein schon vorhandener „homo" gefallen, hat den Fall „getan", nein, der homo sapiens – er ist selbst der Fall, die Schuld und die Sünde. (Ähnlich beruht beim alten Schelling und bei Schopenhauer schon das pure Dasein der Welt selbst im Unterschiede von den in ihr realisierten „Ideen" auf einen Abfall der „Natur" Gottes von dem göttlichen Geist, respektive auf der Urschuld der blinden daseinsdurstigen Sucht.) Mit der rationalen Anthropologie teilt diese neue Anthropologie anderseits die scharfe ontologisch gemeinte Scheidung von Leben und Geist. Für Klages ist der „eine" Geist, der in allen Menschen tätig ist, ebensowenig aus einer natürlichen psychophysischen Entwicklung gradueller Art zu begreifen wie für Aristoteles oder Kant oder Hegel. Der Geist ist metaphysischer Provenienz, nicht empirischer, wie bei den Positivisten und Naturalisten. Er ist also kein bloßer „sublimierter Überbau zum Triebleben". Aber – und hier liegt der Kern des Irrtums dieser Lehre – dieser Geistbegriff ist

Digitized by Google

schon so gefaßt, daß er eigentlich nichts einschließt als das mittelbare Denken der „technischen Intelligenz" (ganz ebenso wie bei den Positivisten und Pragmatisten). Dieser Geist kann kein ontisch seiendes und gültiges Ideen- und Wertreich erfassen; seine Gegenstände sind nur „ficta", die den Menschen äffen; und in der sinnlosen Jagd nach ihnen verliert er mehr und mehr seine „Seele" – den dunkelträchtigen Mutterschoß seines Seins. Hier bleibt die Theorie durchaus abhängig von ihrem eigentlichen Gegenspieler, der positivistisch-pragmatistischen Anthropologie. Sie folgt heimlich, indem sie verfolgt. Dieser „Geist" kann dem Menschen weder als „Logos" ein neues Seinsreich noch als „reine Liebe" ein Wertreich eröffnen; er schafft nur immer kompliziertere Mittel und Mechanismen für Triebe, die er eben hierdurch verderbt und aus ihrer natürlichen Harmonie bringt. Und dazu tritt dann eben noch die vitalistisch-romantische Umwertung des „Geistes" von einem gotthaft bildenden aufbauenden Prinzip in eine lebens-, ja daseinsfeindliche dämonisch metaphysische Macht*. Der schärfste Gegner ist hier der eigentliche Positivismus von Comte und Spencer, da ja gerade das Zeichen- und Werkzeugstier (der „homo faber") jenes Untier ist, das die Welt so verwüstet hat, wie es uns Klages und Lessing in so starken Worten schildern. Mit den Triebpsychologen und den drei, den verschiedenen Trieblehren entsprechenden naturalistischen Geschichtslehren aber gibt diese neue Anthropologie dem emotional-autonomen Triebleben und seinem unwillkürlichen Ausdruck ein ungeheures Gewicht. Aber im Gegensatz zu ihnen schreibt sie dem emotionalen Triebleben und seinem Ausdruck eine metaphysisch kognitive Funktion zu (wie es auch prinzipiell der Verfasser tut; siehe sein Buch über „Wesen und Formen der Sympathie"), allerdings die einzige, da ja die Ratio nur „ficta" und leere „Anweisungen" auf das „Leben" und die „Anschauung" produzieren soll. –

Und nun noch eine letzte, die fünfte der heute vertretenen Ideen vom Menschen! Auch ihr wiederum entspricht eine eigentümliche Historik. Auch diese Idee ist wenig gekannt, ja vielleicht noch weniger als die eben entwickelte.

---

* Vgl. hierzu auch die letzten Seiten von O. Spenglers II. Bd. des „Untergangs des Abendlandes", wo „Geist und Geld" einsinnig entwertet erscheinen und jedem Volk der Untergang vorhergesagt wird, daß an „Wahrheit und Recht" mehr glaubt als an die Steigerung seiner Macht.

Digitized by Google

5. Wenn die letztgenannte Idee des Menschen den Menschen oder doch jenen homo sapiens, den fast die gesamte abendländische Geistesgeschichte mit „dem" Menschen identifiziert hat, in einem Maße demütigt, wie es bisher kein Gedankensystem der Geschichte getan hat – ist er doch hiernach „das an seinem Geiste erkrankte Tier" –, so läßt unsre fünfte Idee umgekehrt sein Selbstbewußtsein auf eine Stufe, auf eine so jähe, stolze, schwindlige Höhe emporschnellen, wie es gleichfalls keine sonst bekannte Lehre je getan hat. Der „Ekel und die schmerzliche Scham", als die Nietzsche den „Menschen" im Zarathustra bezeichnet – die er aber erst wird, wenn er an der schimmernden Gestalt des „Übermenschen" gemessen wird, des allein Verantwortlichen und Verantwortungsfreudigen, des „Herrn", des Schöpfers, des Sinnes der Erde und der einzigen Rechtfertigung dessen, was man Menschheit und Volk, Geschichte und Weltverlauf nennt, ja der obersten Wertspitze des Seins selbst –, ist der emotionale Ausgangspunkt dieser Lehre. Diese neue Form von Anthropologie hat die „Übermenschenidee" Nietzsches wieder aufgenommen und sie neuartig rational unterbaut. In streng philosophischer Gestalt geschieht dies vor allem bei zwei Philosophen, die sehr gekannt zu sein verdienen: bei Dietrich Heinrich Kerler („Weltwille und Wertwille", 1925, siehe auch „Max Scheler und der philosophische Impersonalismus") und bei Nikolai Hartmann, dessen großartiges, tiefgründiges, meine Bemühungen um eine materiale Wertethik höchst fruchtbar fortsetzendes Werk „Ethik" (Berlin 1926) die philosophisch strengste und reinste Durchführung der obigen Idee darstellt. Es liegt in diesen Werken ein neuartiger und mit allem abendländischen Atheismus vor Nietzsche ganz unvergleichlicher „Atheismus" vor, der die Basis bildet für diese neue Idee des Menschen. Ich pflege ihn den „postulatorischen Atheismus des Ernstes und der Verantwortung" zu nennen. Was besagt das? In allem bisherigen Atheismus (im weitesten Sinne) der Materialisten, Positivisten usw. galt das Dasein eines Gottes an sich für erwünscht, aber entweder nicht nachweisbar oder sonst direkt oder indirekt nicht erfaßbar oder aus dem Weltlauf widerlegbar. Kant, der die Gottesbeweise widerlegt zu haben meinte, machte doch das Dasein eines der Vernunftidee „Gott" entsprechenden Gegenstandes zu einem „allgemeingültigen Postulat der praktischen Vernunft". Hier in dieser neuen Lehre dagegen wird geradezu gesagt: Es möchte vielleicht sein, daß es im theoretischen Sinne etwas wie einen Weltgrund, ein Ens a se gäbe (sei dieses X theistisch oder pantheistisch,

Digitized by Google

rational oder irrational); jedenfalls wissen wir nichts davon. Aber ganz unabhängig von Wissen und Nichtwissen ist ausschlaggebend: ein Gott darf und soll nicht existieren, um der Verantwortung, der Freiheit, der Aufgabe – um des Sinnes vom Dasein des Menschen willen. Nietzsche schrieb den selten voll verstandenen Satz: „Wenn es Götter gäbe, wie hielte ich es aus, kein Gott zu sein; also gibt es keine Götter." Hier ist der postulatorische Atheismus, das strengste Gegenbild zum postulatorischen Theismus Kants, zuerst in Schärfe ausgesprochen. In dem 21. Kapitel von Hartmanns Ethik „Teleologie der Werte und Metaphysik des Menschen" findet sich dieser „postulatorische Atheismus der Verantwortung" zur höchsten Höhe geführt und streng wissenschaftlich zu begründen versucht. Nur in einer mechanischen, oder doch nicht teleologisch gebauten Welt allein hat ein freies sittliches Wissen, hat eine „Person" Existenzmöglichkeit. In einer Welt, die eine Gottheit nach einem Plane erschaffen oder in der eine Gottheit außerhalb des Menschen in irgendeinem Sinne über Zukünftiges verfügte, ist (so Hartmann) der Mensch als sittliches Wesen, als Person – vernichtet (S. 184). „Man hat zu wählen: entweder Teleologie der Natur oder Teleologie des Menschen". Oder: „Wäre die Welt dem Menschen irgendwie wesensgleich (und das, meint Hartmann, nehmen alle bisherigen Gotteslehren an), so geht die Eigenart des Menschen in seiner kosmischen Stellung verloren, so ist der Mensch entrechtet. Nicht die kausale Determination, nicht der Mechanismus entrechtet ihn; er gibt ihm im Gegenteil die Mittel, das, was er in der streng objektiven Ideen- und Wertordnung des idealen Seins erschaut hat, in die Wirklichkeit einzuprägen. Ja, der Mechanismus ist das Instrument seiner Freiheit und seiner souveränen, selbstverantwortlichen Entscheidungen. Aber jede Prädetermination der Zukunft, die ein Wesen außer ihm setzte – vernichtet den Menschen als solchen. Heinrich Kerler drückte diesen Gedanken einmal (in einem Briefe an den Verfasser) noch waghalsiger aus: „Was schiert mich der Weltgrund, wenn ich als sittliches Wesen klar und einsichtig weiß, was ‚gut' ist und was ich soll? Gibt es einen Weltgrund und sollte er zusammenstimmen mit dem, was ich als gut einsehe, so sei er als mein Freund geachtet; stimmt er nicht damit zusammen, so werde ich auf ihn spucken, auch wenn er mich und meine Zwecke als daseiendes Wesen zermalmt." Hier sei wohl beachtet: In dieser Form des „postulatorischen Atheismus" zuerst ist die Leugnung eines Gottes nicht als Entlastung von Verantwortung und als Minderung der Selbständigkeit und Freiheit des

Digitized by Google

Menschen empfunden, sondern gerade als die denkbar äußerste Steigerung der Verantwortung und Souveränität. Nietzsche zuerst hatte die Folgen nicht nur halb, sondern ganz zu Ende gedacht – nicht nur gedacht, sondern empfunden in der Tiefe des Herzens –, die Folgen des Satzes „Gott ist tot". Er „darf" nur tot sein, wenn der Übermensch lebt – er, der gleichsam Übergöttische, er – die alleinige „Rechtfertigung" des toten Gottes. So sagt auch Hartmann: „Die Prädikate Gottes (Prädetermination und Providenz) sind auf den Menschen zurück zu beziehen." Aber wohlgemerkt: nicht wie bei Comte auf die humanité, auf „das große Wesen", sondern auf die Person – und zwar auf die Person, die das Maximum von Verantwortungswillen, von Fülle, Reinheit, Einsicht und Macht besitzt. Menschheit, Völker, Geschichte der großen Kollektivitäten – das alles sind hier nur Umwege zum in sich selbst ruhenden Eigenwert und Eigenglanz von dieser Art Person. Die Fülle der Verehrung, der Liebe, der Anbetung, die einst die Menschen auf Gott und ihre Götter ausgeschüttet haben, gebührt dann dieser Art von „Personen". In eisiger Einsamkeit und absolut auf sich gestellt – und unableitbar – steht die Person bei beiden Philosophen, bei Hartmann wie bei Kerler, zwischen den zwei Ordnungen des realen Mechanismus und dem frei in sich schwebenden Reiche der objektiven Wert- und Ideenordnung, die durch keinen lebendigen geistigen Logos gesetzt ist. Auf nichts darf der Mensch sein Denken, seinen Willen stützen, um in den Weltlauf Richtung, Sinn, Wert zu tragen. Auf nichts, weder auf eine Gottheit, die ihm mitteilt, was er soll oder nicht soll, noch gar auf so schäbige Gedankenfetzen alter Gottesmetaphysiken wie es „Entwicklung", „Tendenz zum Fortschritt der Welt" oder der Geschichte sind – oder gar auf kollektive Willenseinheiten irgendeiner Art.

Und was ist nun diese Anthropologie die Geschichte? Auf diese Frage hat Kurt Breysig in seinem neuen Werke über „Historik" eine Antwort zu geben versucht. Wenn man diese Antwort auch wie der Verfasser falsch findet – jedenfalls ist anerkennend von ihr zu sagen, daß hier der historische strenge Seins- und Wertpersonalismus ganz erheblich vertieft ist, indem die kollektiven Mächte der Geschichte nicht einfach geleugnet (wie z. B. Treitschke, Carlyle – „Männer machen die Geschichte"), sondern anerkannt sind, aber doch immer wieder auf personale Kausalität zurückgeführt werden. Die tatsächliche Auswirkung einer solchen Anthropologie in der Geschichtsschreibung selbst sehen wir wohl am deutlichsten in denjenigen Mitgliedern des Stefan-George-Kreises, die sich um geschicht-

Digitized by Google

liche Dinge bemühen, vor allem in F. Gundolfs Werken über Shakespeare, Goethe, Cäsar, George, Luther. Geschichte auf dem Boden dieser Anthropologie wird von selbst zur monumentalen Darstellung der „geistigen Gestalt" von Helden und Genien oder, um mit Nietzsche zu reden, der „höchsten Exemplare" der menschlichen Gattung.

BESCHNEITE SPINNWEBEN

Eine Ehegeschichte von

MAX BROD

Das junge Ehepaar Hopfner hatte den Brauch eingeführt, bei Mißverständnissen den schriftlichen Gedankenaustausch an Stelle des mündlichen zu bemühen. In Briefen begrenzt man sich, schon wegen der Schreibarbeit, und hält damit auch den Streitfall in den engsten Grenzen. Gespräche fließen, selbst bei kleinen Anlässen, leicht ins Ärgerlich-Allgemeine. Andere als kleine Anlässe für derartige, stets halb spaßhafte Briefwechsel hatte es übrigens in dieser glücklichen Ehe zweijährigen Bestandes bisher nicht gegeben.

Diesmal aber schien es Ernst. Es ging um mehr als um die in sich selbst widerspruchsvolle und daher gleichsam von Geburt an widerlegte Eifersüchtelei wegen eines Berliner Theaterschülers, um mehr als eine Meinungsverschiedenheit hinsichtlich eines Balles in Stadt Eger und Umgebung – diesmal schien der Kern dieser Ehe, die ganze Süßigkeit ewigen, als ewig empfundenen Zusammenseins mit Auflösung bedroht.

Anders wäre es nicht zu begreifen, daß Herr Stephan Hopfner, statt in sein Fabrikskontor zu gehen, was er allerdings immer nur sehr ungern tat, oder mit seiner Frau zu frühstücken, was ihm hingegen eine stets erfreuliche und ausführlich zu dehnende Situation vorstellte, daß er statt dessen schon die zweite Stunde in seinem Bibliothekszimmer saß, schrieb und das Geschriebene überlas, wobei immer von neuem Bitternis des schon Dargelegten und Bitternis des noch Darzulegenden sich auf der Fläche seines Antlitzes wie auf einer Malerpalette mischten und in unzähligen Furchen, wechselnden Figuren ineinanderliefen. – Sein dunkelhäutiges Gesicht gehörte zu jenen, denen die vielen Falten – Falten selbst an solchen Stellen,

Digitized by Google

an denen sonst Falten ungewöhnlich sind, z. B. unterhalb der Schläfen, längs den Ohren hin – durchaus nichts Greisenhaftes, sondern eher sogar den Ausdruck erhöhter, weil doppelt lebendiger Jugendlichkeit geben. Freilich neigen solche Gesichter, ganz ebenso wie sie Freude gleichsam in all den scharfen Fältchen blinzelnd widerspiegeln, auch dazu, bei Eintritt einer Bekümmernis diese mit ganz besonderer Zerrissenheit und Verzweiflung auszudrücken.

Stephan Hopfner las:

„Mirl."

(Seine Frau hieß Mathilde. Aber mit diesem hochgebildet norddeutschen Namen hatte er nichts anzufangen gewußt. So hatte er allmählich die Umformung ins geliebte Österreichische vorgenommen.)

„Mirl! Das war nicht gut, das war nicht schön von Dir. Ich meine jetzt nicht den Vorschlag, den Du mir gestern gemacht hast. Ich meine: die Begründung. Siehst Du – wenn Du mir direkt gesagt hättest: ich habe wieder Lust zum Theater, ich halt's nicht mehr aus in der Einöde, in die Du mich verzahrt hast – ich muß nach Berlin, in die Großstadt – zweimal im Monat Prag oder Nürnberg, das genügt mir nicht – ich will wieder hinaus ins wilde Leben, auf die Straße der großen Zukunft – siehst Du, das hätte ich verstanden. Ich weiß ja sehr gut, vielleicht besser als du ahnst, welches Opfer du mir gebracht hast, als Du mit mir von Berlin hierher zogst, wie in die Verbannung. Ein mittlerer Fabrikbesitzer in Eger, was kann der Dir schon bieten – von Anfang an war es mir klar, daß Deine Schönheit, deine Begabung – ja, laß mich alles sagen, wie es ist, laß mich alles mit dem richtigen Namen nennen – daß Deine ganze großartige Person, die ich verehre, auf mehr als das Durchschnittsschicksal Anspruch hat, das ich Dir bieten konnte. Es kommt jetzt gar nicht in Betracht, daß zufällig in dem Zeitpunkt, in dem ich in Deinem Leben auftauchte, selbst dieses Durchschnittsschicksal eine günstige Wendung für Dich, vielleicht sogar (auch dies will ich offen so bezeichnen, wie es mir vorschwebt) eine Art Rettung bedeutete. Das war eben ein Augenblickstatbestand damals, Inflation in Deutschland, Abbau der höchsten Offiziere des alten Heeres, also auch Deines Vaters, sein unaufgeklärter Tod – eine Augenblickskonstellation, in der Du vorübergehend besonders hilfsbedürftig warst und in der ich zufällig zur Stelle war – ganz ohne mein Verdienst und ganz ohne daß ich daraus irgendeinen noch so blassen Anspruch ableiten wollte – denn ebensogut hätte ein anderer zur Stelle sein können, und wer weiß,

Digitized by Google

ob es für Dich nicht besser gewesen wäre, wenn ein anderer, Besserer, Mächtigerer ... Doch wozu dies ausführen! Es könnte Dich verletzen, wie auch mich die Erwägung all dessen, was hätte sein können und was (zu meinem Glück) doch eben nur so gekommen ist, wie es jetzt ist und wie ich es als festesten, ja als einzigen guten Bestand meines Daseins erfasse – wie auch mich diese Erinnerung und Erwägung nur verletzt und erregt. Allerdings wollten wir gerade Erregung einander niemals ersparen. Im Gegenteil, unser Bund ging dahin, einander alles zu sagen und im Vertrauen auf die wirkliche, also schrankenlose Liebe, die wir zueinander haben ..."

Stephan hielt ein, wollte die letzten Sätze streichen. Sie schienen ihm etwas willkürlich, zornig, falsch eingehakt in den sonst so unmittelbar zwingrichtig aus ihm hervorgesprungenen Gedankengang des Briefes. Doch fiel ihm in der Erregung nichts ein, was seinem Gefühl anschmiegender entsprochen hätte. Überdies hatte ja Mathilde die Fähigkeit, auch aus dem nur halbwahr Ausgedrückten das Wahrgemeinte herauszulesen. Er strich also nichts, begann aber reinlichkeitshalber einen neuen Absatz.

„Das Hintenherum ist es, was mich an Deinem Vorschlag kränkt. Du begründest Deinen Entschluß, wieder zur Bühne zu gehn, mit den geschäftlichen Schwierigkeiten, in die mein Unternehmen geraten ist und von denen ich Dir (muß ich jetzt nicht hinzufügen: leider – leider –) Mitteilung gemacht habe. Du sagtest gestern, daß Du es nicht mehr mit ansehn könntest, wie ich mich zerplage, und daß Du Dich verpflichtet und fähig fühlst, mir zu helfen. Mir in dieser Art, gerade in dieser Art zu helfen, das heißt: mit Geld, indem Du Stargagen beziehst usw. Ich habe nichts mehr geantwortet. Wir sind schweigend in unsere Zimmer gegangen. Geschlafen habe ich allerdings nicht. Hier nun meine Antwort: Es ist wahr, daß es mir schlechter geht, bedeutend schlechter als zu Beginn unserer Ehe. Es ist wahr, der Export leidet unter ganz ungewöhnlichen Hemmungen. Die Krise Europas, hierin wie in allem. Noch wehre ich mich, Arbeiter zu entlassen. Ich kann und will meine Leute, die schon ohnehin zwei Feierschichten in der Woche einlegen, nicht ganz aus ihrem Brot setzen. Ein Fehler, daß ich meine Sorgen so offen, so ganz und gar vertrauensselig mit Dir diskutiert habe? Deine Bitte, alles zu wissen, was mich angeht, vielleicht allzu wörtlich nehmend? Und wenn ich nun eben leider so bin, daß ich mich nicht verstellen kann, daß ich von Dingen, die mich bewegen, seien es selbst Geschäftsdinge, mit Dir reden muß – vielleicht viel zu viel, vielleicht viel zu unbedacht –"

Digitized by Google

Stephan blickte böse vor sich hin. Nur scheinbar böse, in Wahrheit gerührt – gerührt über sich selbst, Tränen in den Augen; da er sich seiner im Grunde so wehrlosen, so leidensbereiten Natur wieder einmal klar bewußt wurde. Gerade um dieser Weichheit willen war er sich selbst böse. Sich selbst oder der ganzen Welt? Er wußte es nicht. Ein Aufruhr ließ alle seine Gefühle durcheinanderfahren.

„Ich weiß, daß Du mich nicht des Geldes wegen geheiratet hast."

Sofort streichen! Viel zu grob, ganz und gar in falsche Richtung geraten. – Er strich mit vielen Kreuz- und Querzügen, füllte über und unter den kleinen Buchstaben wie „w" und „a" die ganze Zeilenbreite bis zur Höhe und Tiefe der „h" und „g" aus, nervös sorgfältig, damit auch nicht einmal aus der Form des Unkenntlichgemachten die Kontur der gestrichenen Worte erraten werden könne; es gibt dieses radikale, klecksartige Durchstreichen, das mit dem Vernichten richtig Ernst macht, neben einem viel nobleren, eigentlich ehrlicheren Verfahren, das durch die ungültigen Worte einfach nur einen oder zwei Striche zieht und sie damit dem Partner als immerhin noch lesbar, wenn auch überholt präsentiert.

„Das Furchtbare unserer Zeit", begann er vom andern Zipfel der Sache aus, „– es kann alles in Geld ausgedrückt werden! Zumindest gibt es, vorsichtiger und daher ätzender ausgedrückt, einen entscheidenden Geldanteil an allem. Ich brauche Dich nicht zu erinnern, wie wir beide von Anfang an uns bemüht haben, dem Geld gegenüber als der Hauptmacht dieses grausamen Erdentreibens eine klare, ehrliche Stellung einzunehmen. Es ist ja seltsam, daß alles so verlogen ist, was vom Geld gesprochen und geschrieben wird. Ein aufrichtiges Wort kann man über alles hören, über die heikelsten Mißstände; über das Geld niemals. Vielleicht wird gerade deshalb, weil tatsächlich nahezu alle Gefühle unter die Herrschaft des Geldes geraten sind – das ‚nahezu' ist das wichtigste Wort dieses Satzes –, vielleicht wird gerade deshalb von Geld entweder in moral-philiströser Übertreibung, die nichts erfaßt und niemandem wehtut, oder zynisch bagatellisierend geredet. Es fehlt die vorsichtige, daher um so ätzendere Formel. (Ich sage immerfort dasselbe, verzeih.) Da wird noch immer mit dem Standpunkt der Volksschullesebücher operiert, daß Reichtum geradezu unglücklich macht. Kanitverstan – und so, mit mehr oder weniger Selbstironie. Selbst im Drama eines ganz Modernen (Du siehst, ich nehme die Beispiele schon aus der Sphäre, der Du wieder zustrebst) sahn wir einen Bankkassier Unterschlagungen begehn und die ganze Zeit über mit

Digitized by Google

diesem Geld nichts als Nieten, Blamagen einhandeln. Also nicht viel anders als die alte Volksschulmoral, nur in neuer, äußerlich gestraffter Aufmachung. – Aber das Dämonische ist ja, daß man durch Geld wirklich und wahrhaftig glücklich werden kann – nämlich in gewissen, sehr genau gezogenen Grenzen – falls nur noch einige andere Vorbedingungen für Glück da sind (wozu eben die Verfolgung durch Polizei, wie im Falle unseres dramatischen Bankkassiers, durchaus nicht gehört). Eine dieser Vorbedingungen: man muß nur überhaupt fähig sein, Glück zu empfinden – gesund, jung, dankbar für alles Schöne, Luft und Licht. Aber ist man das – dann, ja gerade dann kommt es sehr darauf an: ob man Mangel leidet oder ob man Geld hat. Geld kann zu Lebenslust, Freude, ja zu Güte und Enthusiasmus werden. Das ist das Entscheidende. Geld geht seiner Substanz nach nicht bloß in Fressen und Saufen über – auch in Enthusiasmus, in reinste Begeisterung. Warum die Augen vor dieser Wahrheit schließen? Sie ist schwer und sie hat etwas sehr Häßliches an sich. An ihr selbst haftet etwas vom Zwang, ich möchte sagen: von der Schwerkraft des Geldes – schwer, schwer, ich möchte das Wort hundertmal hintereinander hinschreiben – Schwere ist geradezu die Prägung, die unserem ganzen Dasein aufgedrückt ist. Man soll es wissen. Man darf es nicht ableugnen wollen, mit Volksschulsentenzen. Aber gerade dann darf man auch die Grenzen dieser Erkenntnis erkennen. Es gibt Geld, ungeheuer, fast allmächtig. Aber Nicht-Geld gibt es doch auch noch. Unsere Liebe gab es, gibt es noch. Für mich die einzige Ausnahme innerhalb dieser Wüste von Schwere, die uns umgibt. Meine Fabrik unten – Schwere. Der ganze abnormale Wirtschaftskampf der Nachkriegszeit – Schwere. Der Tod meines Vaters, die Übernahme der Arbeit hier, ganz plötzlich für mich, herausgerissen aus meinen Studien (et ego in Berlin, darf ich ja sagen) – Schwere, Schwere. Und nur Dich habe ich als einziges Gegengewicht – nein, wie selbst in unserer Sprache immerfort von Schwerem die Rede ist – nicht als Gegengewicht, als Gegenflug, als Aufstieg in die unbeschwerte Licht- und Heiterkeitszone der Seele gehabt. Sieh nur, Mirl, gerade das ist es, was mich gestern so fürchterlich angepackt hat: daß Du plötzlich Geld auch in unsere Liebe einmengst. –

Nebenbei bemerkt: meine finanzielle Lage ist nicht mehr so glänzend wie noch im Vorjahr, aber katastrophal noch lange nicht. Ohne arrogant zu sein, darf ich sagen: Ich brauche Dich, aber Deine Geldhilfe brauche ich nicht –"

Digitized by Google

„Dann ist ja alles gut!" rief eine schwingende, glanzvolle, gleichsam von Lachen gesättigte Stimme hinter seinem Sessel hervor. „Mehr hättest du gar nicht schreiben müssen als diesen einen Satz."

Es war Mathilde. Ach, wie mit einem Schlag alle Sorge von ihm abfiel, glatt, ganz so wie die aufgeknackte Schale vom Haselnußkern abspringt. Seltsam: alle seine Sorge bezog sich auf Mathilde. Wenn aber dieser Sorgengegenstand ins Zimmer kam, war alle Sorge weg. Es gab gewissermaßen zwei Mathilden. Eine abwesende, die seit je viel zu denken, zu mühen aufgab. Und eine anwesende, von der nichts als helle Freude ausging. Übrigens hieß nur diese zweite Mathilde Mirl.

„Ja, wie kommst denn du –?"

„Ich habe gelauert, ob du nicht endlich in die Fabrik hinübergehst. Dann bin ich leise 'reingeschlichen."

„Und du hast schon alles gelesen, was ich da schmiere?"

„Ach Quatsch." Sie setzte sich ihm auf den Schoß, schmiegte sich an, küßte ihn. „Ich denke ja gar nicht daran. Du willst mir nur ärgern. Es ist aber bloß 'n schwacher Versuch." Sie gebrauchte mit Vorliebe die groben Berliner Volksausdrücke, und er hörte sie so gern aus ihrem Munde, in dem sie etwas ungemein Zartes annahmen, ja etwas natürlich Gesangvolles nach Art eines geheimnisvoll trockenen, knisternden Gesanges.

Das hellblaue Morgenkleid legte ihm kühle, von innen heraus warm pulsierende, schlankgestraffte Falten an sein glühendes Gesicht. Ihr lilienfrischer Körperduft, zusammen mit dem dunkleren, ein wenig betäubenden Parfüm des Haars: etwas ungemein Gedankenanregendes, Beschwingendes ging von all dem aus. In die Atmosphäre der Frau eingehüllt, die er liebte, spürte er die während des Schreibens mühsam genug zusammengereihten Überlegungen jetzt rasch hintereinander Form werden. Sie hatte eine Art, eine seiner Hände zwischen ihre beiden weichen, lauen Handflächen zu nehmen und leise zu reiben, die ihm ungemein half. Solch eine Kleinigkeit, ein ganz zarter Druck: und wie hilft es, wie streicht es alle Angst weg, die einem auf der Brust sitzt. Wie erscheint plötzlich die Welt schrankenlos, voll von Möglichkeiten guter Art! In ihrer Gegenwart dachte er so gern. Das war es. Das war (so schien es ihm mit einem Schlag) der Kernpunkt seines Glücks, der Kern aber auch des ganzen Zwistes. Denn gerade ihre Gegenwart ihm zu entziehen, darauf zielte ja ihr böser Wunsch.

„Geh' nicht weg – bleib' bei mir, Mirl", schmeichelte er.

Digitized by Google

Ihr Gesicht wurde traurig. „Das kann ich nicht."

„Und wenn ich es verbiete."

„Reden wir nicht davon."

„Dann laß ich mich scheiden."

„Gut, angenommen!"

Sie sprachen oft und leicht von Scheidung – wie man von etwas ganz Unvorstellbarem leicht spricht, wie man in lustiger Gesellschaft von Tod und Gespenstern erzählt, um sich doppelt des Lebens zu freuen.

„Und du mußt wirklich – in dieses Berlin?"

Er hatte eine geradezu abergläubische Scheu vor Berlin. Nicht daß er Berlin für nüchtern, ungraziös gehalten hätte, wie man dies als gedankenlos nachgesprochene Meinung so oft zu hören bekommt. Im Gegenteil, Berlin erschien ihm verwirrend reizvoll, zauberhaft, sein Steingrau strahlend von allen Leuchtfarben der Welt. Gerade dahin aber, in diesen Wirbel wollte er seine Frau nicht entlassen. Es war schon an sich in seinen Kreisen etwas ganz Ungewohntes, daß Frau und Mann keinen gemeinsamen Hausstand geführt hätten – solchen Standesauffassungen entzieht man sich doch nur aus Freude, aus Begeisterung über das, was man sich ausnahmsweise als individuelle Lebensregelung vornimmt. Freude aber oder gar Begeisterung empfand Stephan durchaus nicht. Mathildes Plan zerriß ja für sein Gefühl die Ehe, gab sie ihren alten Bindungen der ihm fast unzugänglichen und jedenfalls unverständlichen Offiziersfamilie wieder – oder Schlimmerem (seltsam, wie hinter den schonenden Bildern erst allmählich das Widerwärtige hervorkam, das sich trotz angestrengten Denkens vor dem Blick duckte): den Herren Theaterschülern. – Ein großer Teil seines Unbehagens schrieb sich von der besondern Situation her, in der er Mathilde kennengelernt hatte. Auf einem Künstlerball hatte er sie aus den Händen zudringlicher betrunkener Kollegen befreit. Dann sofort mit wilder Energie die Alternative gestellt: Berlin und dieses Leben weiterhin – oder mich – was wählst du?

„Und du willst wirklich – zurück?"

Sie nickte ernst. Man konnte ihr ansehn, daß der Entschluß aus der Tiefe kam. – Eine Weile noch lief er vergebens Sturm gegen ihre Position, bis ihm plötzlich einfiel, daß sie im Hereintreten, mit ihrer schwingenden, lachenden Stimme, doch eigentlich genau das Gegenteil gesagt, seinen ganzen Brief für überflüssig erklärt hatte, um eines einzigen Satzes willen, der genügte. Da war es doch klar gewesen, daß sie bleiben wolle. Und jetzt

Digitized by Google

hatte er sich in die Irre locken lassen – immer mit dem Gefühl, daß in ihrer Nähe das Denken so schnell und mühelos vonstatten gehe. Schnell wohl. Aber unlogisch, falsch. Ihre Macht über ihn war zu groß. Ihr Duft Verführung. Und in dieser wichtigen Stunde! Das durfte nicht sein. – Sachte machte er sich frei. Schob sie vom Schoß hinunter. „Warte einmal", sagte er dabei.

Nun merkte sie, wie er sich – auch innerlich – von ihr entfernte. Das Wort von der Scheidung hatten sie scherzend in die Luft geschleudert. Das machte gar nichts aus. Aber dieses etwas zaghafte „Warte einmal" klang viel verletzender, klang plötzlich ganz scharf nach. Mathilde richtete sich steif auf, streifte mit zwei Fingern über die Morgenrockfalten, als schnippte sie ein Stäubchen weg. Plötzlich war die Witzstimmung, in der sie einander auch Bedenkliches leichthin sagen konnten, von beiden gewichen. Die Frau ging schnell zur Türe und hinaus.

Eine Zeit der Schwäche fiel über Stephan.

Ekel vor dem Leben. Sagte er's lateinisch vor sich hin: Taedium vitae, so klang es immerhin noch anständiger, weniger ekelhaft, als er's in seinem Herzen sitzen fühlte. – Es hatte ja schon öfters Perioden gegeben, in denen sich ihm das, was in seiner Fabrik geschah, als unerträglich kundgab. In den nächsten Tagen aber stieß er, wie durch tückischen Zufall, immerfort auf die traurigsten Erscheinungen der Fabriksarbeit – und er trug schwer an ihnen. „Erscheinungen aus der Arbeitshölle" nannte er sie – den grauhaarigen Mann etwa, ihn vor allem, an dessen Arbeitsplatz er bei einem Gang zum Turbinenhaus vorbeikam. Von weitem schon sah er die ärmliche Gestalt, die sich immer wieder bückte, vier heftige Striche mit irgendeinem Instrument tat und sich sofort wieder hob, aufgeschnellt wie ein Maschinenkolben. Was war das? Der Alte hatte von den gepreßten Futterkuchen, die ihm fertig von einer Maschine her zugereicht wurden, die ungleichmäßigen Ränder wegzuhobeln. Das tat er denn, fleißig, ununterbrochen, mit unheimlicher Geschwindigkeit. Die Maschine arbeitete ja gleichmäßig, warf ihr Produkt in ein Wägelchen, das von zwei Arbeitern, sobald es gefüllt war, auf Schienen herangerollt wurde. Und nun mußte der Alte mit einer hunderttausendmal ausgeführten Bewegung einen Kuchen nach dem andern übernehmen, den Handhobel ansetzen und im Verlaufe dieses schon völlig ausgeleierten Griffes den Kuchen übereck drehn, so daß er eine Kante nach der andern unter die niedersäbelnde Schneide

Digitized by Google

bekam. – Das war alles. Aber ein grauenvolles Bild, daß eine Stunde später, als Stephan dieselbe Stelle passierte, der Mann immer noch dastand, immer noch dieselben Rucke vollführte. Und morgen? Und gestern? Übermorgen?

Wie kann ich es nur aushalten, daß es so etwas gibt – noch dazu in meinem Dienst! Und noch dazu verdiene ich daran!

Die Frage quälte, wiewohl Stephan sich Mühe gab, vor sich selbst nicht allzu rührselig zu erscheinen. Es ist ja so merkwürdig. Wir haben eine Gabe, zu vergessen. Wir vergessen, daß in diesem Augenblick, jetzt, gleichzeitig mit unsern frohen Atemzügen millionenfaches Unglück und wilde Sklaverei herrscht. Nur wenn wir daran denken, daß wir diese Gabe des Vergessens haben – und warum sie uns gegeben und nötig ist – dann, gerade dann vergessen wir nicht. Aber dann stellen sich wohl wieder andere Fragen ein, die allerdings nicht beruhigen, die aber doch jeder qualvollen Frage auf irgendeine geheimnisvolle Art in den Weg treten und Widerstand leisten. Fragen etwa von solcher Art: Was soll ich, Stephan, nun eigentlich tun? Was verlangt man von mir, was verlange ich selbst? Soll ich etwa die Fabrik aufgeben – verkaufen – anzünden? Niemandem wäre damit geholfen. Aus freiem Willen führe ich sie ja nicht. Ich mußte sie übernehmen, als mein Vater starb. Viel lieber hätte ich in Berlin meine Studien an der Technik fortgesetzt. Aber was soll jetzt geschehn? Sozialismus? Nun gut, ich bin Sozialist. Was weiter? Müßte nicht viel mehr kommen als bloß Sozialismus, um diese Arbeitshöllen zu sprengen, den Mann vom Kuchenhobel fortzuziehen und ebenso die Mädel, die jungen, aus dem Packraum unten, wo sie täglich acht Stunden lang eine Reihe von Pappschachteln, die unendlich auf bewegtem Band heranlaufen, eine nach der andern unter ein Ausgußrohr halten, das sekundenweise etwas Speisefett ausspritzt? – Bessere Maschinen vielleicht? Wären die das Erlösende? Aber bessere Maschinen würden ja sofort wieder in die unerbittlichen Berechnungen mit einbezogen – es kommt immer wieder auf dasselbe heraus! Nirgends Kraft, nirgends Überschüssiges, da das Geld alles sofort auf seinen nackten Geldwert reduziert.

Alles ist ausgemessen, alles ist streng ausgewinkelt, alles ist erklärbar, alles ist berechenbar – wie qualvoll und langweilig alles dadurch wird. Unsre Kraft reicht gerade noch aus, daß wir erkennen, so müsse es sein und könne nie anders werden. Und wenn wir das erkannt haben, sind wir fertig. Fertig in jedem Betracht.

Digitized by Google

Wohl waren ja Zeiten gewesen, in denen Stephan anders gefühlt hatte – mit einer gewissen Zuversicht, die im Grunde ebenso rätselhaft und nicht auf ihre letzten Gründe verfolgbar war wie die Verzweiflung jetzt. In solchen Zeiten spürte er, daß es still schaffende Kräfte gab, die um jeden Stein, um jede Blume, jedes Menschenantlitz spielten, die allem immer wieder ein neues Aussehen verliehen, zumindest bewirkten, daß man ganz anders, mit erhöhtem Widerstand der Seele, gefaßt, getröstet auch auf das Grauenvollste sah. Auch wenn man's nicht ändern konnte – man ertrug es und hatte doch Hoffnung, in irgendeiner fernen Zukunft oder vielleicht sogar sofort würde sich vieles bessern lassen. Rings um Mathilde machten sich ihm solche Kräfte kund, eine Luft von Ungeahntem, Neuem, das mit jedem Pulsschlag überraschte und entzückte. Ja, manchmal schien es ihm, daß Mathilde ausreiche, um über alle diese Fragen, über die Fabrikshölle und über Vergessen oder Nichtvergessen dieser Hölle hinwegzukommen. Mathildes ganz einfaches Dasein schloß die Lücke der Welt, glättete die schreckliche Welt – ja mehr noch, es läßt sich allerdings kaum mehr in Worten ausdrücken und muß wohl mißverstanden werden: – es war ihm gelegentlich, blitzweise so zumute, als hätte nun beides seinen Sinn, zumindest für ihn; beides – das Weh der Welt und die engelhaft schöne liebe Frau. Die Frau war da, um das Weh der Welt zu glätten. Das Weh war da, um von ihr geglättet zu werden. Nun schloß sich der Kreis, hatte Ordnung und Ruhe in sich selbst. Augenblicksweise schien es so. Aber es war natürlich unrichtig und vielleicht sogar frevelhaft (das verstand er wohl), seiner Geliebten eine solche Kraft und Rangordnung, sei es auch bloß in seiner Vorstellung, einzuräumen. Es war eine zu arge Belastung für die Frau, gab ihr eine Bedeutung, die ernstlich der Welt und all den Lebensgreueln nicht gerecht wurde – aber auch der Frau selbst beinahe Unrecht tat. Nüchtern betrachtet. Freilich fiel ja, wenn er es fühlte, die nüchterne Betrachtung weg. Und das war gut so. Nur stürzte dann eben bei nüchterner Betrachtung – also gerade jetzt – das Ganze ein, auch bei geringem Anlaß. Denn etwas so Ungeheuerliches war es ja wohl nicht, daß Mathilde einiges Geld verdienen wollte, auch sie. Nun gut, auch sie begab sich in den Geldbann. Hatte sie nicht das volle Recht dazu? Gewiß. Und ganz im Geheimen mußte er sich sogar eingestehen, daß ein tüchtiger Geldzuschuß ihm gerade jetzt nicht unwillkommen, ja rettend gewesen wäre. Nur stürzte dann eben alles ein. Nur war dann eben alles vorbei – die Lücke in der Welt klaffte wieder, Weh und Mangelhaftigkeit erschienen unheilbar.

Digitized by Google

Er sprach nicht davon. Düster und ausgehöhlt schlich er durchs Haus. Dachte vorübergehend daran, ein Sanatorium aufzusuchen. Frische Luft! Er lief abends in die Schneefelder hinaus. Aber auch die blieben ihm tot und langweilig. Die Natur tröstet nicht. Nach diesen oder jenen Gesetzen wird der Schnee in einigen Monaten auftaun, zwangsläufig – es ist wie bei den Menschen das Geld, man kann es vorausberechnen, und es ist immer dasselbe Einerlei. Die Natur schafft nichts Neues. Es ist immer derselbe Lauf. Dabei drang ihm Nässe durch die Schuhsohlen, was seine gute Laune nicht eben erhöhte. Eine Tanzmusik klang aus dem Wirtshaus unten, sehr alt und sehr schlecht, ganz maschinenmäßig ein dumpfes Aufschlagen von Trommel und glanzlosem Becken zu Beginn jedes Walzertaktes – die rechte klägliche Begleitung und Zukunftsmusik für sein hoffnungsloses Traurigsein. War das schon der Wahnsinn, daß er jetzt eine gewisse Freude empfand, als der Rhythmus sich plötzlich zu beschleunigen begann? Nur diese Regelmäßigkeit nicht! Aber die Trommel hatte sich durchaus nicht in Bewegung gesetzt, es war nur das Dampfausstoßen einer fernen Lokomotive, das in das stumpfsinnige Gleichmaß hereinklang und eine Weile lang schnelleren Puls vorgetäuscht hatte. Wie er das merkte, erschrak er fast. Trommel und Becken hackten kläglich weiter. Die leere Nacht über den Schneefeldern erschien ihm doppelt nichtssagend und tot.

„Du, was ich eben geträumt hab"", sagte aufwachend die Frau, als er spät nachts in ihr Schlafzimmer eintrat.

„Nein", erwiderte er.

„Du willst nicht? –" schmollte sie.

Es galt als ausgemacht unter ihnen und war eine ihrer kleinen gemeinsamen Spitzbubenbeobachtungen, daß jedermann gern und in aller Naivität seine Träume zum besten gibt, daß dies aber eigentlich einen Anschlag auf die Geduld des Nebenmenschen, wo nicht eine Frechheit bedeutet. Träume interessieren nur den, der geträumt hat. Der andere hat schon genug damit zu tun, des Mitmenschen Wachleben zu verfolgen. Nun auch noch die Träume? Zu viel des Guten! – Und eben deshalb schenkten sie einander zuweilen die Gunst, daß einer die Traumerzählung des andern ruhig anhörte, gleichsam das dumme Vertrauen des andern, sein Traum müßte interessieren (immer wieder fällt man in dieses Vertrauen zurück), nicht Lügen strafte. Sprang man dem andern dabei in die Rede, so war das schon ein Zeichen, daß es zwischen ihnen nicht zum besten stand.

Digitized by Google

„Bös?" fragte Mathilde.

In seine trüben Schneefelder- und Fabrikgedanken versunken (wie hätte er das selbst einer so nahestehenden Seele erklären sollen), konnte er die Zunge nicht rühren.

Sie kam gleich wieder auf ihren Zwist zurück, in bester Absicht natürlich, denn anders konnte ja der einmal geschürzte Knoten nicht gelöst werden. Er müsse sich doch eigentlich freuen, meinte sie, daß sie ihm helfen und seine Kameradin sein wolle – zu Verstimmung sei da gewiß kein Anlaß gewesen –

„Ich will aber keine Kameradin. Keine Nora Nummer zwei. Ich will dich, Mirl. Du bist mein Engel. Das ist mehr als Kameradschaft. Etwas ganz anderes. Dieses Wort von der ‚Frau als Kameradin' haben genau dieselben nüchternen Leute erfunden, die ‚Zeit ist Geld' sagen – die alles nur in ‚Geldwährung' statt in ‚Gefühlswährung' auszudrücken vermögen. Schau, Mirl, was bedeutet denn eigentlich diese Kameradschaft? Die Frau soll dem Mann helfen, das Leben erleichtern; also wieder nur lauter Geld, Geldvorteile, Geldhilfen. Mir ist es viel lieber, wenn du mir das Leben erschwerst – ruiniere mich – verschwende – das alles wäre mir lieber . . ." Er war aufgeregt, die Fältchen seines braunen Gesichts bebten taktmäßig – Bluttakt hob sie, senkte sie zitternd.

Die Frau richtete sich in den Kissen zum Sitzen auf. „Du bist es, nur du, der immer vom Geld spricht. Es ist deine Idee. Gut, vielleicht hat es mich wirklich ein wenig aufgeweckt, daß dir das Geld knapp wurde. Aber das ist mir nur lieb. Dafür bin ich dem Schicksal dankbar. Es ist ein Stolz in mich gefahren – ein guter Stolz, glaube mir – ich möchte dir beweisen, daß ich ein kompletter Mensch bin, wie du . . . Und du sollst und wirst mich dann noch viel lieber haben als jetzt. Du fürchtest dich vor Berlin, vor allen möglichen Dingen, die du dir einbildest. Laß sie herankommen; es ist alles lange nicht so schwer, nicht so arg wie du meinst. Überall gibt es Glück für uns, wenn wir einander nur sicher sind und sicher bleiben. Und du bist meiner doch ganz sicher, Steffl – bist du es nicht?"

Er seufzte auf. Er hatte sich auf den Bettrand gesetzt, vielleicht aus Müdigkeit nach dem angestrengten Geschäftstag, vielleicht um dem Körper der Frau, den er durch die Decken spürte, näher zu sein. „Also, daß das Geld knapp geworden ist – wie sagtest du? – aufgeweckt hat es dich? – Nun, habe ich nicht recht? Geld, nur Geld. – Das Sprichwort meines

Digitized by Google

Vaters, das ich immer so verlacht habe, jetzt wird es an mir wahr. Geld, pflegte er zu sagen und wackelte dabei andächtig mit dem Kopf: Wenn Geld nur Geld wäre – aber Geld ist alles! – Er sang es förmlich, dieses Wort: Alles!" Und wild faßte er nach der Frau. Alles, auch du – das lag in dem harten Griff. Als wolle ihm nun auch die Frau ins Geldland entfliehn. „Ach, daß alles so schwer ist", seufzte er auf. Er hatte den Kopf an ihrer vom Schlaf schon kindlich erhitzten Wange. Sie hielt ihn dort fest. – Draußen vor dem Fenster Schneeflocken. Der Lichtkreis der Nachtlampe zeigte ihr leises Niederschweben nahe an der Glasscheibe. „Die leichten Schneeflocken", sagte die Frau. „Sieh' nur, was für leichte Dinge es gibt."

„Leicht?" seufzte er. „Du solltest den Schnee auf den Kohlenhalden sehen – oder im Fabrikshof. Wie mit Keulen hingeschmettert, wie niemals mehr wegzuwälzen sieht er da aus."

Sie sahen lange zum Fenster hin, stumm, jeder in seine Gedanken abgesperrt. Die Hoffnungsfreude in ihrem festen glatten Gesicht erlosch nicht; auch der Schmerz nicht in dem seinen.

„Weißt du, was komisch ist?" sagte sie endlich, gab offenbar stärkstem Antrieb nach.

Er hob den Kopf.

„Du hast mich noch nie spielen gesehen. Ich habe dir noch nie vorgesprochen."

Es ist wahr, daran hatte er auch noch nie im Entferntesten gedacht. – Wie vielen Menschen, deren Gefühlsleben stark, bis zur Schmerzhaftigkeit stark ist, waren ihm die Künste im Grunde gleichgültig. Ihm genügte vollauf das Leben mit seinem Elend, das er sah, vor dem er sich nicht absperrte. Aber warum es abschildern, also verdoppeln? – Nein, mit Kunst mochte er nicht behelligt sein. Den Geist liebte er wohl – den Geist, der die Welt verändert, das Studium, technische Erfindungen, Schaffen und Bessern; nicht aber die Langweile der Wiederholungen. – Seine Frau verehrte er. In ihr war noch viel, das wußte er; nicht grundlos verehrte er sie – da waren noch Rätsel, unerfüllt gebliebene Wünsche, Wege im Nebel. Aber daß nun gerade Schauspielkunst es sein sollte, was in der Frau steckte und an den Tag wollte, daß etwa diese noch nicht geoffenbarte Begabung den ahnungsweise erfühlten Grund für all seine Verehrung und Leidenschaft darstellen sollte – dieser Gedanke kam einer Enttäuschung gleich, faßte ihn geradezu mit Entsetzen.

Digitized by Google

Er sah sie starr an. Die Frau nahm sein Schweigen für Überlegung und Staunen in dem von ihr gewünschten Sinn. „Soll ich dir etwas vorsprechen? Was willst du hören? Puck, Sommernachtstraum? Willst du?"

Er konnte kaum reden, stammelte: „Jetzt? Jetzt gleich?"

Sie hatte die Decke zur Seite geworfen, wollte aus dem Bett aufspringen, von tätigem Eifer erfaßt, vielleicht ein Buch holen, vielleicht gleich zu agieren beginnen. Im Schlafpyjama? Das Zuchtlose, auch ein wenig Lächerliche, das sich für ihn stets mit dem Begriff „Theater" verbunden hatte und ihn seit je abstieß, fand unerwartet Bestätigung. Wie um etwas Entwürdigendes nicht zu sehen, schlug er rasch die Hände vors Gesicht. „Nie, nie! Nie will ich das mitmachen!"

Er stand schon an der Tür. Wie eine Verwünschung schrie er es ihr noch einmal zu: „Nie!"

Als würde ihm erst jetzt klar, daß sie seit dem ersten Auftauchen ihrer neuen Berufsidee keinen Augenblick von ihr abgelassen hatte. Das war die Kraft, die Hartnäckigkeit, die er an ihr kannte!

Nur diesmal nicht zu verehren, nicht zu billigen – einem schändlichen Beginnen zugewendet.

Also offener Kampf! Es blieb nichs anderes übrig.

Er warf die Türe hinter sich zu, floh in sein kaltes Bett – mit einer Hast, als hätte die Frau ihn aufhalten wollen, hätte nicht die Hände traurig, unschlüssig zu Boden gesenkt.

Eine schöne Frau und ein verriegeltes Schlafzimmer, wie er es nun in den nächsten Nächten vorfand – das war von einer ganz fanatischen, bösen Gewalt über ihn. So sehr er sich dagegen wehrte: er sah ihre Arme vor sich, während er darüber nachdenken sollte, brieflich den Gläubigern ein neues Arrangement anmutig zu machen. Anmutiger als alle Arrangements der Welt waren diese weißen Arme, weiß wie das Innere eines eben frisch aufgeschnittenen Apfels – und duftend wie das Fruchtfleisch des Apfels ihre glatte kühle Haut, an die er im Geist glühend seine Lippen anpreßte. Eine zarte blaue Ader gab es da, in der Innenfläche des Ellbogens, und zwei ganz schwache Rinnen in der Armbeuge – beim Frühstück durfte er all dies Liebe sich für Momente aus der Seide des Morgenrocks enthüllen sehen. Dann wurde es weggetan. Und Mathildes Stimme blieb brüchig und langsam, sang nicht mehr, von Lachen gesättigt, duldete keine Nähe.

Digitized by Google

Etwa vierzehn Tage nach dem ersten Gespräch über Schauspielerei war unter der Geschäftspost, die Stephan öffnete, ein Brief, dessen Firma ihm schon im ersten Anschaun ungewöhnlich vorkam, den er aber trotzdem zu lesen begann, ohne dabei an etwas Besonderes zu denken. Dann erst hielt er ein.

Es war ein Brief an seine Frau. Von der Direktion der Reinhardtbühnen. Das Engagement war perfekt. Kontrakt lag bei.

So weit also waren die Dinge schon vorgeschritten! – Die Frau hatte seine Wachsamkeit getäuscht, hatte ihn geradezu überlistet. Zwar hatte sie nicht gelogen. Aber geschwiegen hatte sie. Was genau dasselbe war; zumal er doch nicht annehmen konnte, daß sie in allem Ernste bereits Verhandlungen führe . . .

„Ist nicht ein Brief für mich gekommen?" fragte sie mittags.

Es war merkwürdig. Darauf war er nicht gefaßt, daß sie gerade an diesem Tage fragen würde. – Sofort schoß ihm durch den Kopf: Ob ich eigentlich das Recht habe, sie an der natürlichen Betätigung eines Talents zu hindern. Zugleich aber war ihm der am Nachmittag drohende neue Gläubigeransturm gegenwärtig. Die Fabrik, mit so viel Hemmung geleitet (der alte Mann am Kuchenhobel hatte das mitverschuldet), die Fabrik ging immer schlechter. Eigentlich hätte es ihn ja nur freuen sollen, daß die Ausbeutungsmaschine, die Arbeitshölle ins Stocken kam. Aber so ist nun einmal die menschliche Natur nicht beschaffen. Stephan war kein Heiliger. Er fühlte es durchaus nicht als Erleichterung, daß ihm der Konkurs auf dem Nacken saß. Und die apfelweißen Arme der Frau, die sich fern hielt und die fort wollte – die fühlte er auch nicht als Erleichterung. Wir alle stehen im Krieg und üben Kriegsrecht aus, nach allen Seiten, in erster Linie sorgen wir jeder für uns selbst, leider muß das so sein. Das dunkle Gesicht knitterte seine Falten noch knittriger als sonst und sprach, wie geistesabwesend, ein verträumtes „Nein".

„Kein Brief für mich?"

„Ich sagte dir schon: Nein."

Aber am Abend – im Wohlgefühl einiger geschickter Verhandlungszüge, die er gegen die Gläubiger geführt hatte – kam ihm der Einfall, auch gegen die Frau einen Gegenschlag zu versuchen. Auf die Dauer, das sah er, würde er sich ihren Plänen nicht widersetzen können. Der unterschlagene Brief brannte ihm ja schon in der Tasche. – Wenn sie nun aber, ehe es herauskam, ehe Reinhardt und Berlin und Stargage und all das, was er so

Digitized by Google

fürchtete, sie in die fremde Eisregion hinauftrügen ... wenn sie vorher einen andern harmlosen Vertrag schlösse! Was dann? Mit einem der kleinen Stadttheater im nahen Thüringen ... im Auto binnen drei Stunden erreichbar, also doch noch in seinem Bereich, in seiner Macht ... nicht bloß geographisch – auch weil diese Theater natürlich nur schlecht zahlten. Seine Eifersucht war in diesen Tagen der Entfremdung aufs höchste gereizt. Die Frau sollte und durfte seiner Macht nicht entzogen werden. Ob er die Stargage bloß unter dem Gesichtswinkel dieser Gefahr oder als gesteigert ausgeprägten Makel der „Geld-Währung" verabscheute – dies klarzustellen hatte er weder Zeit noch Neigung. Seine Gedanken liefen einen andern Weg: einen dieser Stadttheaterintendanten kannte er sehr gut. Herrn von Unstrut. Im Krieg war er demselben Divisionsstab zugeteilt gewesen. Nun schrieb er an ihn – seine Frau wolle ihm gern vorsprechen ... Wenn sie Talent hat, wird sie auch dort gefallen – beruhigte er sein Gewissen – und Berlin ist vermieden.

Die Antwort kam bald. Wiewohl in ihr von „Vakanz" und einer „ersten Liebhaberin", „Sentimental-Naiven" nebst ähnlichen widerlichen Klassifikationen die Rede war (Fabriksmarken hätte er sie in seinem Betrieb genannt und die geschäftsmäßige Ausdruckswsiee kam ihm in Hinblick auf das einzigartige Wesen, das er in Mathilde sah, vollständig unerwartet), obwohl ihn also die Form abstieß, brachte er den Brief doch zu Mathildes Kenntnis und setzte ihr sogar sehr zu, die Sache zu probieren.

Nimmt sie nicht an – dachte er dabei –, so kommt nun doch bald alles heraus und es wird diesmal mit der Scheidung Ernst.

„Warum ballst du denn die Faust?" fragte sie und sah zur Seite auf seine Hand, die auf dem Bücherbord hin und her rutschte.

„Es ist meine Gewohnheit."

„Habe ich noch nie bemerkt."

„Nun – und mein Vorschlag?"

Mit kühlem Erstaunen blickte sie auf und sagte „Ja". Am andern Morgen ließ sie sich von ihm im Auto in den kleinen Kurort über die Grenze bringen.

„Wie ein Lamm zur Schlachtbank", spottete er, aber es war ihm nicht wohl zumut dabei. Ein kalter Wind blies, und auch im Auto wurde es, trotz der vielen Decken, nicht warm, da man so weit voneinander saß.

Digitized by Google

Probebühne.

Wer diese Stätte mittelalterlicher Folterungen erfunden hat, mag sich was darauf einbilden. Stephan erschauerte, als er mit seiner Frau den leeren, zu stark geheizten, übergrell erleuchteten Raum betrat, in dem rechts und links durch ein paar bis an die Decken reichende Stangen, Turngeräten ähnlich, die erste, zweite und dritte Kulisse angedeutet war.

Auf der einen Seite wie in einer Rumpelkammer aufgeschichtet: ein Tisch, einige Sessel, eine rohgezimmerte Gartenbank mit geschweifter Lehne. Alles abgewetzt wie alte Schulbänke, ohne erkennbare Farbe, die Kanten abgeschlagen. Wie vielen Liebesszenen mochte diese Gartenbank gedient haben, wie vielen Lustspielen das Stehpult! Es waren gleichsam die abstrakten Grundformen aller nur irgendmöglichen Requisiten. Und diese paar Stück Holz reichten also für alle Situationen des Lebens aus, so einfach ist es und stets dasselbe... Von neuem packte es ihn: taedium vitae.

An schlechten Eindrücken war schon vorhin kein Mangel gewesen. Das Soldatendenkmal vor dem Theater: Mann mit Handgranate. Gewiß sind viele junge Menschen aus dem Ort hier gefallen, und man kann es begreifen, daß man durch eine gewisse heroische Stimmung (die es überdies bei einzelnen wirklich gibt, nicht bloß als Lüge) ihren Tod weihevoll verklären möchte. Aber wie dem auch sein mochte, es tat seiner weichen Seele weh... Und außerdem las er gleich nachher, als er mit Mathilde durch den Bühneneingang ins Theater eingetreten war, eine Ankündigung, in der offenbar die diensthabenden Organe angeführt waren. Und da hieß es zuletzt: Einhelferin. – Einhelferin? Was mochte das sein? Wahrscheinlich Souffleuse! Und diese Übersetzung fügte sich mit dem Granatenwerfer zu irgendeiner unangenehmen Einheit zusammen.

Dann waren sie zu Herrn von Unstrut geführt worden, Treppen abwärts, wie in eine Schiffskabine. Der kehrte ja nun allerdings in seiner Sprechweise durchaus nicht den ehemaligen Soldaten heraus. Im Gegenteil: begrüßte den Kriegskameraden sehr höflich – nur war er fatalerweise so unnatürlich groß und redete (vielleicht gerade um nicht militärisch zu erscheinen) so leise, daß man ihn nur mit großer Anstrengung verstand. Und das wirkte doch wieder, obwohl sichtlich ungewollt, nicht sehr zuvorkommend. Der Intendant sprach überdies mit Stephan anders als mit seiner Frau. Mit der Frau nur ganz kurz angebunden, gleichsam schon wie mit einer Angestellten. Das genügte natürlich, um Stephan gegen ihn aufzubringen. – „Einhelferin" – dachte er erbittert.

Digitized by Google

Die beiden warteten schweigend. Dann trat das „Richterkollegium" in den Probesaal und nahm die eine Wandseite. Alle standen, es war ungemütlich. In der Mitte, überschwebend, von Unstrut, ihm zur Seite vier oder fünf junge Leute, der Dramaturg, die Regisseure. Ohne weitere Förmlichkeiten, ja ohne auch nur die Herren seiner Begleitung vorzustellen, wandte sich der Intendant an Mathilde: „Wenn Sie nun beginnen wollen."

Mathilde richtete sich in der Mitte des Saales auf, schön, blond, geschmeidig, allein, eine Königin, von vielem Licht überglänzt. – So viele Männer gegen die eine Frau, mußte Stephan denken. Und ich, ihr einziger Freund hier, ich machtlos, kann nicht zu ihr hinspringen, nein, nichts dergleichen ist hier erlaubt ... Er verzog sich, nahm seitwärts ein Plätzchen zwischen den Turnstangen, als gehöre er nicht mit dazu. Und doch bin ich es ja, der sie hergebracht, hergelockt hat – sagte er sich vorwurfsvoll. Sie tat ihm schon ganz gewaltig leid, die Arme. Aber herrlich sah sie aus, das mußte man ihr lassen, ihr wundervoller Wuchs kam in dem leichten, terrakottafarbenen Abendkleid, das sie trug, schlank und prächtig zur Geltung.

Monolog der Julia. Mathilde hatte sich mit dem Intendanten verständigt. Sie begann tieftraurig: „Lebt wohl! – Gott weiß, wann wir uns wiedersehn", steigerte sich, rief verhallend „Amme"! – ließ den bangen Laut lang ausklingen. Er schämte sich, daß sie sich so preisgab. Vor diesen Männern, die unbeweglich längs der Wand standen. Nun wirklich wie ein strenger Gerichtshof. Julia lief, wie gehetzt, quer über die Bühne. „Tybalt, halt!" Ein gellender Schrei. Sie hob den nackten, funkelnden, weißen Arm. Stephan war erschüttert. – Dann war es bald zu Ende. Sie verstummte, neigte den Kopf, hob keuchend eine Hand an ihr Herz. Oh, wie es sie hergenommen hatte. Gewiß war sie eine große Schauspielerin, voll von echtem Gefühl. Dann lächelte sie den Intendanten an. Es war, als ob Julia von ihr glitte, hinabfiele, während sie den Kopf hob.

Und Herr von Unstrut? – Kein Wort. Das war unmenschlich; irgendein Wort für oder wider wäre jetzt bestimmt zu sagen gewesen! Den Intendanten fand Stephan mit einemmal von ganz unglaublichem Adelshochmut besessen. Daher auch sein unverständliches Schnaufeln, das er jetzt gegen seine Dramaturgenschar und Stephan, über sie wegschwebend, aber ja nicht gegen Frau Mathilde in Bewegung setzte. – Stephan selbst war von Mathilde begeistert. Schon ihr emporgehobener apfelweißer Arm, schmal aus dem ärmellosen Kleid hervorkommend, war ihm als eine schauspielerische Wirkung ersten Ranges erschienen. Ich bin ja nun frei-

Digitized by Google

lich kein Fachmann, sagte er sich, und bin überdies in meine Frau verliebt. Aber einerlei, himmlisch schön war es doch, unbestreitbar! Und es wäre nur gerecht, dies festzustellen . . .

Die Prozedur ging weiter. Ob sie nicht ein Stück Gretchen sagen wolle, fragte der Intendant. „Ein Stück Gretchen", ganz genau so sagte er es – und: das sind nun die Fachleute, schalt Stephan. Sie hatte zugestimmt. „O neige!" würde sie jetzt sprechen, Gretchens Gebet. – Jemand brachte einen Tisch, der wohl das Muttergottesbild vorstellen sollte, und schleppte dann einen alten Strohsack in die Mitte der Bühne, vor Mathilde hin. Aber es ist ja nicht die Kerkerszene, wollte schon Stephan einwenden – bemerkte dann aber zu seiner Beschämung, daß der Strohsack doch richtig an seinem Platz war, denn plötzlich bei den Worten „Hilf, rette mich vor Schmach und Tod" stürzte Mathilde längelang hin. – Das hatten die also schon vorausgewußt, sann er, und deshalb den Strohsack beigesteuert; das ist also allgemeiner Brauch, an dieser Stelle wie vom Blitz getroffen zusammenzustürzen. Dann aber mußte sich ja der Eindruck in den „Fachleuten", die immer dasselbe hörten, schon ganz unmenschlich abgestumpft haben! Welch ein Alltag der Konkurrenz, welch eine Maschine auch dies! Und von gesteigerter Fruchtbarkeit, da gefordert wurde, die ganze Seele (nicht bloß eine Hobelbewegung) herzugeben. Und im Augenblick Gretchen zu sein, trotz des modernen, tiefausgeschnittenen Seidenkleids, trotz des öden, grellen Saals und des Prüferkollegiums an der Wand, das kalt und unbewegt blieb. O Gott, gegen all dies anzukämpfen – sein Mitleid mit Mathilde war grenzenlos.

„Hilf, rette mich!" Nun weinte sie auch noch. Schluchzte, zitterte. Die Szene war zu Ende, sie lag noch immer da, die Hände vors Gesicht geschlagen, und ihr Rücken zitterte vor Erregung. – Da konnte er nicht an sich halten und, obwohl er ja eigentlich nicht vorhanden war, verließ er sein verstecktes Plätzchen und schritt ganz kühn über die Bühne hin – hob Mathilde vom Strohsack auf. Dazu hatte er doch wohl das Recht, seiner Frau beim Aufstehn behilflich zu sein, wenn sie sich erschöpft fühlte! Er sah erbittert um sich, ob ihm etwa jemand das Recht bestreiten wolle. Tränen, echte Tränen liefen ihr über die Wangen.

Und eine Reihe anderer Gestalten zog vorbei. Puck, der Geist, der sich lachend auf die Schenkel schlägt – und die blasse Maria Stuart, aufbrausend zu unbesonnener Wut – und dann irgend etwas von Strindberg. Stephan aber sah nur Mathilde, ihre Bewegungen von einem Reich-

Digitized by Google

tum, der ihm völlig neu war, trotz zweijährigen Zusammenlebens, ihr von Schmerzen verwandeltes Gesicht, vom Aufklang edler Worte umhallt. Ist etwa auch dies Geist – meinte er zagend – schaffender Segen, wie er ihn bisher nur in Erfindungen, in seinem guten Studium hatte sehen wollen? Dann war ja Mathilde und ihre Schauspielerei ihm näher als er geglaubt. Eine strahlende Freude überkam ihn bei diesem Gedanken. Und plötzlich war die Terrakottafarbe ihres in vielfachen Windungen aufleuchtenden, von ihren Bühnenfiguren wie im Tanz hin und her geschwenkten Kleides für ihn: die uralte Farbe der Venus, das Braunrot mit dem gelben Blick, das Safrangewand der Eos, das Auflohen aller Leidenschaften und Wundermythen. O Geist, nimmermüder, schöpferischer, unerschöpflich in neuer Form und Lust – die dumpfe Natur bleibt dir nicht stumm und unveränderlich – sie jauchzt dir entgegen, gar nicht mehr langweilig, und ergibt sich deiner glutvollen Bewegung. Da kehrte ihm mit einemmal die Zuversicht zurück, die ihm so lange fern geblieben war. Rätselhaft, wie sie gegangen, war sie wieder da . . .

„Nun bitte ich noch um das eine", sagte Unstrut. „Nur die sechs Zeilen: ‚Ich gäb' was drum, wenn ich nur wüßt' . . .'"

Das ist nun wieder ein unerlaubter Trick, dachte Stephan; jetzt aber schon mehr belustigt als empört, denn die kühle Geschäftsmäßigkeit schien seinem Gefühlssturm gegenüber geradezu lächerlich. – Ein Trick von ihm! Er weiß, wie es zu sagen ist, und sagt ihr's nicht, gibt ihr Rätsel auf und wartet, ob sie's errät.

„Mach dir nichts daraus", sagte er eine Stunde später zu seiner Frau. Nach einem peinlichen Zeitraum, in dem Herr von Unstrut in seiner Bureaukajüte ihnen ausführlich dargestellt hatte, warum er Mathilde nicht verpflichten könne, da er eine „ähnliche Dame" bereits im Ensemble habe. Ähnlich? Mathilden ähnlich? Da war noch manches Komische vorgekommen. Aber vielleicht gehört gerade dieses Wirre, dieses Einander-Mißverstehn und Durcheinanderrufen mit zur Vielfältigkeit und zur schaffenden Formfreude des Geistes, der sich in bizarren Kreuzungen gar nicht genug tun kann. Und all diese Verwirrung ist nur Humus für neue Plantagen des Geistes – man darf also dem Dung nicht böse sein, niemals, auch wenn er übel riecht. – Im Vorraum am Bühnentürl angelangt, wies Stephan seine Frau auf die Anschlagtafel hin: „Da schau – Einhelferin!"

Dann gingen sie durch einen unbekannten beschneiten Park. Wie wir da abziehn – dachte er – es sieht doch traurig aus! Vielleicht auch nur,

Digitized by Google

weil es so kalt ist und wir beide so vermummt und im Wind gebückt davonmarschieren? – Dabei war ihm gar nicht etwa traurig zumute. Aber er war doch froh, als ihm ganz plötzlich der Brief von Reinhardt einfiel, den er in der Tasche trug.

„Du, jetzt hab' ich aber eine Überraschung für dich, Mirl."

Sie unterbrach: „Du hättest nur nicht immer mitspielen sollen."

„Aber ich war doch ganz ruhig – in meinem Eckerl."

„Das glaubst du! Aber du hast mir ja immerfort den Takt gegeben."

„Hab' ich gar nicht bemerkt."

„Aber die Herren haben es bemerkt – und gelacht haben sie darüber, daß du dich so aufgeregt hast."

Etwas ärgerlich fiel er ein: „Ist mir egal. Hör' jetzt lieber die Überraschung . . ."

„Nein, laß erst mich zu Ende reden. Mich hat's nämlich gefreut, daß du so mitgegangen bist. Obwohl du ja neulich so viel gegen Kameradschaft geredet hast – und jetzt beim ersten Mal, wo du mich hörst . . ."

„Ist ja alles vorbei," rief er, „der ganze Albdruck. Und daß du's weißt – du bist von Reinhardt engagiert. Den Kontrakt habe ich in der Tasche. Das ist die Überraschung. Da können wir also wirklich den Mann in seiner Kajüte ruhig reden lassen, was er will. – Den Kontrakt habe ich schon längst, ich hab' dir ihn nur nicht geben wollen – weil . . . weil . . . aber jetzt ist ja alles anders. Jetzt seh' ich alles anders. Ich weiß selbst nicht, warum. Aber du – du staunst ja gar nicht?"

Sie blieb stehn, sah unbewegt aus den ruhigen grauen Augen, in denen die Lichtpünktchen blitzten: „Sehr einfach: Weil ich es längst gewußt habe."

„Längst gewußt?"

„Am Morgen damals kam gleichzeitig der Brief vom Agenten an mich, mit der Abschrift des Kontraktes. – Und den andern Brief, den von Reinhardt, habe ich auch gesehen und absichtlich in deiner Post gelassen. Ich dachte nämlich zuerst, daß er dich freuen wird . . ."

Sie waren unversehens in den kurörtlichen Teil des Städtchens geraten, der jetzt im Winter menschenleer dalag. Vornehme Straßen, große Hotels mit geschlossenen Fensterläden. Der unberührte Schnee krachte unter den Füßen. Es roch nach Nässe und sauberer Frische. Um ein rundes Quelltempelchen war ein moosgrünes Band geschlungen, unter dem Griechendach, trug in alten schönen Goldbuchstaben der Goethe-Zeit die Inschrift: DEM WOHLE DER MENSCHHEIT. In der hellen Wintersonne hatte

Digitized by Google

der Wind nachgelassen. Schnee und Ruhe in diesem unbelebten Viertel schienen alle Konturen der Häuser und Kolonnaden mit besonderer Deutlichkeit, wie in einem guten Fernglas, hervorzuzeichnen.

„Seit vierzehn Tagen also?" Nach langer Pause erst konnte er reden. „So lange hast du es gewußt? Und nichts gesagt – und bist mit mir in dieses Nest gefahren?"

„Ich konnte es nicht ertragen, Steffl, daß du den Brief unterschlagen hast. – Es war mir furchtbar, als ich das bemerkte. – So wartete ich lieber. Ich hoffte, daß du bald die Wahrheit sprechen würdest . . ."

„Und hätte ich es nicht getan? . . ."

„Du weißt doch selbst," auch sie schauerte zusammen, „daß es ohne Vertrauen kein Zusammenleben gibt."

„Du wärst mir also – da müssen wir eigentlich dem Herrn von Unstrut sehr dankbar sein", würgte er hervor.

Sie rieb eine seiner Hände zwischen ihren beiden Handflächen; wiewohl sie Handschuhe trug, war das Laue ihrer Haut, ihrer Liebkosung fühlbar. Das Weinen war ihm nahe gewesen. Nun beruhigte sie ihn nach ihrer Art. Auch damit, daß sie die lustige Berlinerin wieder zum Vorschein brachte: „Ich hab' mir ja 'ne Knille in Bauch gelacht, wie du mit der Schnapsidee ankamst."

Und sie tat noch ein übriges und erzählte (wohl damit er nicht beschämt sei – aber vielleicht war es auch die reine Wahrheit), daß sie quitt miteinander seien. – Habe er ihre Briefe nachgesehen, so sie auch die seinigen. Schön sei das nun ja gerade nicht. Und wahrscheinlich viel Neugierde dabei. Aber doch auch Liebe. Oder Liebe zu allererst? – In der Nacht sei sie nämlich in sein Arbeitszimmer geschlichen und habe die Geschäftsbriefe gelesen. Und dies der Grund, weshalb sie seinen Reden nicht geglaubt habe und sogar auch seinem großen Brief an sie nicht, dem Brief mit dem Schlußsatze, daß die Fabrik doch nicht gar so schlecht gehe und „katastrophal noch lange nicht". Was sie nämlich in seiner Geschäftskorrespondenz gelesen habe, sei ja nach ihrem Laienverstand schon reichlich „gar so schlecht" und „katastrophal" gewesen . . .

Seine Gedanken schienen nicht ganz bei der Sache zu verweilen. Daß er ihr ihre Neugierde verzieh, durfte ja klar sein; denn weshalb hätte er sie wohl so heiß und nah an sich gehalten? Aber es war doch noch etwas anderes, woran er dachte: „Nachts – in meinem Arbeitszimmer? – Und deshalb also . . . deshalb wohl . . . dein Schlafzimmer abgesperrt?"

Digitized by Google

Sie nickte schnell.

Und er schien ganz einverstanden mit ihr.

Es war ja wirklich alles so nah beisammen, Liebe und Verrat – Treu und Egoismus. Wer kannte sich da aus? Er zumindest hatte im Augen blick nicht den Mut, die Beweggründe zu sondern. Und auch sein Stecken pferd: „Geldwährung oder Gefühlswährung" – es schien ihm nicht rech praktikabel im Augenblick. Es mußte auch gar nicht erst darüber gespro chen werden, daß er Mathilde nun gern ins Engagement nach Berlin fah ren ließ – und warum – und ob sie nur ihres Talents wegen, das sie drängte zur Bühne ging, oder um ihm zu helfen – und welche Rolle das Geld be all dem spielte und ob also das Geld über die Liebe gesiegt hatte ode umgekehrt. – Das alles verschwamm nämlich miteinander. Es gab für ein Weile diese scharfen Trennungen nicht, die uns beängstigen und schuldi oder unschuldig sprechen. Sondern die Stunde war da, in der man gan plötzlich erkennt, wie die Dinge aus sich selbst sich neu erschaffen un mischen und wiedererschaffen – die Stunde, in der kein Unglück auf kommt, nicht einmal das des Geldes und der Arbeitshöllen im Hinter grund. Ja, auch daß man nicht weiß, warum jetzt diese Glücksstund warum sie da ist und morgen vielleicht nicht und niemals mehr – nich einmal dieser Gedanke raubt ihr etwas von ihrer Süßigkeit. Und wäre e möglich: er könnte sie eher noch süßer und lebendiger machen.

Stephan und Mathilde traten in einen Nadelwald, die jungen Bäum standen sehr dicht. Hier war es dunkel und totenstill. Nur ein gläserne Klingen rührte sich von den dick beschneiten Ästen – und zuweilen fer ein zarter Vogelruf. Ganz weit von allen Menschen fühlten sich die bei den, obwohl die Straße nicht gar zu entfernt lief; aber das mißt sich j nicht nach Kilometern. Immerhin stapften sie noch etwas tiefer in de Wald hinein, einer in den Fußtapfen des andern. Dann standen sie stil Es roch, freundlicher noch als in den Gassen, nach Schneenässe, dazu nac Erde, feuchtem Holz, altem Laub. Und verstärkt, wie Reifen um die Stirn diese Ruhe, glatt und kühl. Da zeigte ihm Mathilde frische Schneeflocken die scheinbar ganz frei in der Luft hingen. Aber wenn man näher hinsah merkte man, daß noch vom Sommer her feine Spinnennetze zwischen die dunkeln Nadeläste gespannt waren. Spinnweben genügten, um den Schne zu tragen. In Spinnweben – Leichtes, vom Leichtesten gehalten – hatten sich die Flocken verfangen und schaukelten leise, wenn man anstieß.

Digitized by Google

LITERATUR

Fragmente von

PAUL VALÉRY

Schreiben: das heißt vorhersehen.

Wie man sich selbst nicht kennt, ermißt man, wenn man sich wieder liest.

Viele Schriftsteller betrachten ihre Kunst nicht als etwas, das man bemeistern muß – sine qua non –, sondern als ein Spiel des Zufalls, bei dem man sein Glück wagen kann. Sie vertrauen sich ganz und gar dem Glück an und werden sich den Wert geben, den es ihnen vielleicht gewährt (sie werden sogar noch etwas hinzufügen).

Es gibt also zwei Klippen, zwei Arten, sich zu verirren und umzukommen: die zu genaue Anpassung an das Publikum; die zu enge Treue an sein eigenes System.

Entwurf einer Vorrede

Hier sind unsere Mythen, unsere Irrtümer, die wir so viele Mühe hatten, gegen die vorhergehenden zu richten.

Man muß mehrere Dinge auf einmal arbeiten. Das ist der beste Ertrag – eins profitiert vom anderen, und jedes ist mehr es selbst, ist reiner; denn jede der Ideen, die einem kommen, schickt man an die Stelle, wo sie am besten am Platz ist, da es mehrere wartende Plätze gibt.

Ein Werk ist solide, sobald es den Fälschungen widersteht, die der Geist eines aktiven und rebellischen Lesers es immer erleiden zu lassen versucht.

Vergiß niemals, daß ein Werk eine beendete, feststehende und materielle Sache ist. Die lebendige Willkür des Lesers greift die tote Willkür des Werkes an.

Aber dieser energische Leser ist der einzige, der wichtig ist – da er der einzige ist, der aus uns auch das ziehen kann, von dem wir nicht wissen, daß wir es besitzen.

Man muß die Bücher über die Schulter der Autoren betrachten.

Digitized by Google

Von einem gewissen „Gesichtspunkt" aus, der nicht selten der meine ist, kann das, was man ein schönes Werk – ein Meisterwerk – nennt, als eine furchtbare Niederlage des Autors erscheinen.

Oft beurteile ich ein Kunstwerk, indem ich denke: es ist unmöglich, daß Sie das gewollt haben.

Ein Dichter ist das nützlichste der Wesen. Faulheit, Verzweiflung, Unfälle der Sprache, seltsame Blicke – alles, was der praktische Mensch verliert, verwirft, nicht beachtet, ausmerzt, vergißt, sammelt der Dichter und gibt ihm durch seine Kunst irgendwelchen Wert.

Was an den Exzessen der Erneuerer von gestern erstaunen läßt, ist immer die Schüchternheit.

Die wahren Bestandteile des Stils sind: Manien, Wille, Notwendigkeit, Vergessen, Auswege, Zufall, Erinnerungen.

Paradox

Der Mensch hat nur ein Mittel, einem Werk Einheit zu geben: es abzubrechen und wieder darauf zurückzukommen.

Der ist Dichter, bei dem die seiner Kunst anhaftende Schwierigkeit Ideen gibt – und nicht der, bei dem sie sie fortnimmt.

Dichter

Während er seine Verse macht, gibt es eine Periode, während der er nicht weiß, ob er ganz nahe am Ziel ist oder ob er nichts gemacht hat. Das eine und das andere ist wahr; und diese Periode kann fast ebenso lange dauern wie die ganze Arbeit selbst.

Mancher Dichter ist wie einer, der auf der ganzen Erde mit Mühe und Leidenschaft nach Felsen sucht, wo zufällig eine menschliche Ähnlichkeit sich darstellt.

Die Pythia würde kein Gedicht diktieren können. Aber einen Vers – das heißt eine Einheit – und dann einen anderen. Diese Göttin des

Digitized by Google

Continuum ist unfähig, etwas fortzusetzen. Das Discontinuum verstopft die Löcher.

Die Götter bewahren uns vor dem prophetischen Delirium. Ich sehe in diesen Bewegungen den schlechten Ertrag einer Maschine – der unvollkommenen Maschine.

Eine gute Maschine ist ruhig. Die exzentrischen Massen lassen die Achse nicht zittern. – Sprecht ohne zu schrein.

Keine Bewegungen – sie bewegen schlecht.

Inspiration

Angenommen, die Inspiration sei das, was man glaubt – und was absurd ist – und mit einbegreift, daß ein jedes Gedicht seinem Autor durch irgendeine Gottheit diktiert sein könnte, so würde daraus ziemlich genau folgen, daß ein Inspirierter ebenso gut in einer anderen Sprache als der seinigen schreiben könnte und es nicht zu wissen brauchte.

(Ebenso wie die Besessenen von ehemals, so unwissend sie sein mochten, in ihren Krisen hebräisch oder griechisch sprachen. Das schreibt die wirre Meinung den Dichtern zu . . .)

Der Inspirierte brauchte sogar nichts von seiner Epoche zu wissen, von der Geschmacksrichtung seiner Epoche, den Werken seiner Vorgänger und seiner Nebenbuhler, mindestens um aus der Inspiration eine so gelöste, so bewegliche, so scharfsinnige, so unterrichtete und so berechnete Macht zu machen, von der man nicht mehr sagen kann, weshalb man sie nicht Intelligenz und Kenntnis nennt.

Ich betrete ein Bureau, wohin irgendein Geschäft mich ruft. Ich muß schreiben, und man gibt mir Feder, Tinte, Papier, die sich wundervoll eignen. Ich schreibe mit Leichtigkeit – ich weiß nicht was Unbedeutendes. Meine Handschrift gefällt mir. Sie gibt mir eine Lust am Schreiben. Ich gehe hinaus. Ich gehe. Ich nehme mit mir einen Reiz zum Schreiben, der eine Sache zum Schreiben sucht. Es kommen Worte, Rhythmus, Verse, und das endet schließlich mit einem Gedicht, dessen Motiv, Musik, Anmut und alles andere – aus dem zufälligen Material hervorgehen, von dem sie keine Spuren bewahren werden. Welche Kritik würde diesen Ursprung ahnen? Ist Kritik möglich? – Ich verstehe diese Kritik, die uns selbst dienen würde und uns ein wenig begreifen läßt, wie wir das machen, was wir machen . . .

Digitized by Google

Ein sehr lebendiger, sehr intelligenter Mensch vernachlässigt seinen Stil, wie er sich Narrheiten erlaubt und sich über das, was er besitzt, lustig macht.

Wer Werk sagt, sagt Opfer.

Die große Frage ist zu entscheiden, was man opfern wird: man muß wissen, wer, wer gegessen wird.

Was mich interessiert – wenn es eintritt – ist nicht das Werk, ist nicht der Autor, ist das, was das Werk tut.

Jedes Werk ist das Werk von vielen anderen Dingen als eines „Autors".

Ich kenne die Literatur, um sie auf meine Weise zu befragen (und nur so).

Literatur

Der Autor hat vor dem Leser voraus, vorher gedacht zu haben; er hat sich vorbereitet, er hat die Initiative gehabt.

Aber wenn der Leser ihm diesen Vorteil fortnimmt, wenn er den Gegenstand kennt, wenn der Autor seinen Vorteil nicht benutzt hat, um ihn zu vertiefen und auf dem Wege fortzuschreiten, wenn der Leser schnellen Geist hat – dann ist der ganze Vorteil verloren, und es bleibt ein Duell der Geister, wo also der Autor stumm, wo das Manöver ihm untersagt ist . . . Er ist verloren.

Berechtigte Übertragung aus dem Französischen von Rudolf Kayser

ÜBER PAUL VALÉRY

von

ANDRÉ GERMAIN

I

Wir sind immer versucht, das Glück vor oder hinter uns zu sehen. Wenn wir nach kurzer Nacht aufstehen, bedauern wir die erloschenen Sterne oder hoffen wohl auf eine inbrünstige Dämmerung; Traditiona-

Digitized by Google

listen oder Kommunisten, sind wir an gegenüberstehenden Spiegeln orientiert, einander ähnlich aber in unserer Geringschätzung, unserem Vergessen der Gegenwart und seiner möglichen Freuden.

Vielen von uns schien das Leben schön und lebenswert, wenn wir im Schatten eines Bonaparte, eines Rimbaud oder eines Tolstoi existieren würden! Und wieviel andere betrüben sich, weil sie ahnen, daß der große Abend kommen wird, voll von Brand und Erneuerung, und daß sie, zu alt oder schon tot, an ihm nicht glänzen werden.

Wäre es nicht schwieriger und weiser zugleich, die dünn gesäten Schätze unserer Epoche aufzulesen und sich an ihnen zu erwärmen? Sie ist ziemlich erschöpft, ich gebe es zu, und die großen Gestalten sind selten in ihr. Dennoch bieten Yeats in seinem heimatlichen Irland, d'Annunzio an seinem See, Stefan George, der irgendwo abseits nistet und dessen Jünger niemals seinen Wohnsitz verraten, Gorki, einfach und sonnenklar in seinem Hause, für den nach dem Ruhm der Einsamkeiten gierigen jungen Menschen Träume oder Flucht, die er verfolgen kann und die ein Ziel darstellen oder eine Einbildung befriedigen können. Diese zerstreuten Erscheinungen schaffen unserem ebenso preisgegebenen wie geschätzten Europa ein Mysterium, einen Reichtum, eine schöne Mannigfaltigkeit. Und wenn wir soeben verschiedene glänzende oder heimliche Leben beschworen haben, wollen wir einen Namen zugunsten Frankreichs hinzufügen. Wen könnten wir nennen, wenn nicht den edelsten Dichter und unvergleichlichen Essayisten Paul Valéry?

Aus einer Existenz, klar und durchsichtig wie ein gläsernes Gefängnis, quillt dennoch Dichtung; die höchste, die priesterlichste, die dichteste, die man sich vorstellen kann. Eine marmorne Göttin hat sich aus materiellen Sorgen, bestimmten Beschäftigungen erhoben, den bürgerlichen Zwängen einer Existenz, die nie versucht hat, ihre Ketten zu lockern oder ihre Verpflichtungen zu verleugnen.

Eine Dichtung – wie sie definieren?

Marmor, den man mit eigenen Händen fühlen muß; Blume, die man mit eigenen Lippen spüren muß. Der geringste Auszug aus den unauffindbaren Versen Valérys (in einer Zeitschrift oder einer Anthologie) oder der Abglanz, den der deutsche Leser durch die (übrigens ausgezeichneten) Übertragungen von Curtius oder Rilke erhalten könnte, sind mehr wert als ein langer Kommentar. Und dennoch will ich ein Porträt dieser Kunst,

Digitized by Google

wie ich sie sehe, versuchen, und zwar mit Hilfe einer Gegenüberstellung von anderen.

Das gegenwärtige Frankreich zählt fünf große Dichter: den, den wir heute betrachten, seinen Altersgenossen Paul Claudel, die älteren Henri de Régnier und Francis Jammes, die reizvolle junge Comtesse de Noailles.

Diese Dichter sind voneinander sehr verschieden. Genau genommen könnte man Henri de Régnier und Francis Jammes miteinander durch das verbinden, was an ihrer Sensibilität schmachtend, an ihrer Inspiration zärtlich weiblich ist; im übrigen sind sie sehr verschieden, der eine in einer aristokratischen Anmut, in seiner Abspannung, seiner Lässigkeit, seiner duftigen Reinheit – der andere in seiner Frische des ewig jungen Mannes, der mit einem Schmetterlingsnetz den lieben Gott und die jungen Mädchen durch Gutmütigkeit, Naivität und durch Listen fängt. Claudel aber steht ganz abseits, prophetischer Hurone, katholischer Bär, ein Bauer, der auf seine Scholle gepflanzt ist, der alle Gerüche der Erde mit schwerer Kraft und sinnlicher Magie atmet und weitergibt. Und weiter noch die ganz einzigartige, vom Erechtheion herabgestiegene Muse, die asiatische Zauberin, die Comtesse de Noailles, Rumänin von seiten des Vaters und Griechin von seiten der Mutter, Flamme orientalischer Nächte, schöner Strom von Bildern.

Valéry ist unendlich männlicher als Jammes und Régnier. Er denkt, er will und er vermeidet es, weich zu werden. Seine Kraft ist der von Claudel entgegengesetzt, insofern eleganter Wille, geometrische Klarheit langsames Pflügen und irdische Mühen Lügen strafen. Seine Zurückhaltung, seine strenge Klarheit sind noch mehr Feinde der Farbenverschwendung, der Exzesse des Geruchs, der Tänze, Leidenschaften, des Luxus der zur Pariserin gewordenen märchenhaften Orientalin.

Außer an die Dichter des achtzehnten Jahrhunderts, von denen er etwas von seiner Vollkommenheit und mitunter eine gewisse Preciosität geliehen hat, knüpft er nur an einen einzigen Menschen an, dem er oft mit edelster Treue Freundschaft bewiesen hat, an Stéphane Mallarmé. Ihre Technik, ihre Lehre bieten deutliche Analogien. Ich glaube dennoch, in ihren Werken einen ziemlich wesentlichen Unterschied zu sehen, der an ihren Temperamenten liegt: den zwischen Wolke und Marmor, Magie und Kunst, der Klage eines Verbannten und dem Lächeln eines Architekten.

Mallarmé zog enge Sandalen über seine Füße und schnürte sich. Ich fühle, daß mehr noch als der Wille zur Gewandung ihn sein schmerzliches

Digitized by Google

Königtum anzog, und diese Götter trieben ihn. Hingegen sucht Valéry ein Ziel, gehorcht völlig den Gesetzen, die ihn interessieren, der Ordnung, die er sich gegeben hat.

In seinen Gedichten unterscheide ich besonders zwei Gruppen. Die kurzen Stücke, wo er einzig das Gelingen der Form zu suchen scheint, sei es die absolute Gnade eines Spenders von Blumen, sei es öfter der Triumph des Ingenieurs, der ein kleines Wunder aufbaut. Die langen Stücke, wo er trotz seiner Verachtung der Inspiration und der Strenge seiner zugleich gewissenhaften und zynischen Theorien es nicht vermeiden kann, sich einem Taumel zu überlassen, einen großen Schauder zu erleiden und zu verbreiten. Hier in diesen schönsten Teilen überhaupt (denn viele andere halten die Indifferenz und die Härte, die er sich vorgeschrieben hat, aufrecht) widerlegt sich der athenische Dichter, der reine Sänger, der absolute Künstler. Und wie er wider Willen Erinnerungen oder Orakel hört, wirft er über Natur und Tod einen priesterlichen Ruf oder wagt wohl, mit einer sonderbaren Kraft von Enttäuschung und Freude, liebende Geständnisse.

2

Der Essayist

Als Dichter konnte ich Valéry vergleichen und gegenüberstellen. Mit wem könnte ich ihn aber als Essayist zusammenbringen? Seine große Originalität, seine verführerische Kraft ist die, daß er – in einem Augenblick, wo Deutschland, das arm an Romanschriftstellern ist, sechs oder sieben kulturphilosophische Schriftsteller größter Bedeutung besitzt – die einzige Persönlichkeit gleichen Ranges in Frankreich ist.

Genau genommen könnte man neben ihm André Suarès nennen. Aber Suarès hält Valéry keineswegs das Gleichgewicht: ein Artist, der bedeutende Gedanken in vollkommener Form darstellt. Der Verfasser der „Chronique de Caerdal" und der „Voyage du Condottière" ist eher ein Ziseleur als ein Denker. Seine Essays möchten weit eher überraschen und blenden als überzeugen oder aufbauen; und wie mir einmal ein Künstler boshaft sagte: „Es sind schöne Dinge, die aber leider aus einer Truhe stammen."

Valéry aber zieht nackte Klingen aus seinen wundervollen Scheiden, die er zu schmieden versteht: Ideen, die von Helle und Gedanklichkeit glänzen. Seine Essays stammen nicht aus einem plötzlichen Willen zu schreiben; sie sind Fragmente, losgerissen aus einer dauernden geistigen

Digitized by Google

Bewegung, aus einem Leben des Forschens und Denkens. Er hat Mathematik, Philosophie, Physiologie vielfach erforscht. Seine Kenntnisse und sein Gedächtnis sind in dieser Hinsicht wundervolle Instrumente. Und Denken ist seine Lieblingsbeschäftigung.

Von den wundervollen und allzu seltenen Essays (im ganzen ein Dutzend), die wir von ihm besitzen, ist vielleicht der leidenschaftlichste „La Crise de l'Esprit".

Mit einer Beredsamkeit und einem Adel, den er nie übertroffen hat, stellt er hier eins der wichtigsten Probleme unserer Zeit: „So ist das geistige Persopolis nicht weniger verheert als das materielle Susa. Nichts ist verloren, aber alles fühlt sich untergehen ... Nie hat man so viel und so tief gebetet: fragt die Priester. Man hat alle Retter, Gründer, Beschützer, Märtyrer, Helden, Landesväter, heilige Heldinnen, nationale Dichter beschworen ... Das Schaukeln des Schiffes ist so stark geworden, daß die am besten aufgehängten Lampen schließlich heruntergestürzt sind."

Eine solche Frage, und so wundervoll herausgeschleudert, müßte, scheint es, den Geist dessen, der sie empfing, nicht mehr verlassen. Sie müßte ihn bedrängen, plagen, bedrücken. Und dennoch ist Valéry in diesen vielen letzten Jahren (es war damals 1919) niemals darauf zurückgekommen, außer um sie einmal, im Jahre 1922, vor einer Züricher Zuhörerschaft zu wiederholen. Um sie zu wiederholen, sage ich; nicht um sie zu verfolgen und zu steigern.

Mit dem Auge des Mathematikers hat er die Ausdehnung des Übels gemessen; er hat es in prophetischer Sprache verkündet. Und dann läßt er sich, anstatt nach den Lösungen auszuschauen, durch die Büsche am Straßenrande ablenken, ebensosehr wie durch die Aufgaben, die sie ihm bieten.

Um eine solche Enthaltung zu verstehen, muß man nicht nur die materiellen Schwierigkeiten des Dichterlebens herhalten lassen. Man muß eine gewisse Gleichgültigkeit annehmen, und daß unser Schriftsteller, zu ehrlich, zu anregend, um gegenüber Leiden, Suchen und Torheiten der Menschen die Einstellung der Neugier und des absoluten Zynismus eines André Gide einzunehmen, keineswegs dazu geschaffen ist, um mit allen Dingen zu spielen, unaufhörlich den Deckel der Büchse der Pandora zu heben, um sich ein wenig bei den Ziseluren aufzuhalten und ohne sich viel für die kochende traurige Suppe zu interessieren. Geboren um durch seine Gaben mit seiner Lebhaftigkeit, seiner Biegsamkeit, seiner wundervollen Beweglich-

Digitized by Google

keit zu spielen, bewahrt er mit fünfzig Jahren die Jugend und die Grazie eines Knaben, der kaum die Schule verlassen hat und in den Händen einen Becher voll Ideen hält. So viele Reize, die würdig sind, eine Epoche zu überzeugen – sind sie nicht auf Kosten einer gewissen Ruhe, einer gewissen Tiefe erkauft?

Und dennoch interessiert ihn Europa am meisten, ist die Quelle seiner Gedanken und der Ort seiner Leidenschaften, dieses Europa, dessen Agonie er verkündet hat, von dem er diesen Satz schrieb, der nie unser Gedächtnis verläßt: „Jetzt auf einer riesigen Terrasse von Helsingör, die von Basel nach Köln geht, die bis an den Sand von Nieuport reicht, bis an die Sümpfe der Somme, an die Kreidefelsen der Champagne, an das Granit des Elsaß, betrachtet der europäische Hamlet Millionen Gespenster", dieses Europa, das er schließlich weitersterben läßt, ohne sich über es zu beugen. Eines Tages, als, bei Gelegenheit der Reise Tagores, Indien in einem literarischen Salon, den er täglich besucht, auftauchte, habe ich ihn nicht ohne Erstaunen ausrufen hören: „Was kümmert mich Indien und der andere Orient? Nicht dorther, sondern von Griechenland und Rom stamme ich ab." Dieser für das Verständnis wesentliche Satz zeigte die Geographie seines Forschens, schien aber ebenso eine Aufmerksamkeit zu versprechen, der er sich ziemlich entzogen hatte.

Wir haben ihn zu Beginn des Krieges gesehen, wie er wie eine Schiffswache auf unserem von Wassern überfallenen Kontinent schritt. Und dann zerstreute er sich mit verschiedenen Vergnügungen. Vergnügungen höchster Qualität, die seine berühmten Jugendessays „Soirée avec Monsieur Teste" und „Introduction a la Méthode de Léonard de Vinci" fortsetzten. Wir haben nicht Zeit genug, um durch diese Pforten zu schreiten und über die Lehre des Meisters nachzudenken und unsere eigenen Kommentare zu geben. Wir wollen allein, bevor wir schließen, das taumelnde, zarte Ballett von Ideen grüßen, das „Preface d'Adonis" heißt.

In vierzig Seiten, ähnlich den vierzig Alleen aus Wasser und Laub in einem vom Zirkel Lenôtres und der Violine Lullis geschaffenen Garten, gibt uns Valéry alle Kunstfertigkeit, alles Glück, alle Grazie wieder, die unser Jean de La Fontaine in einem heute sehr vergessenen Gedicht erfinden und aufblühen lassen konnte. Die am wenigsten bekannte Seite dieses Dichters, aber auch die Gesamtheit seines Werkes und schließlich alles Vollendete, Elegante und Reine seines Jahrhunderts gibt uns Valéry und verlebendigt es innerhalb dieses Essays. Und wir bemerken vor allem,

Digitized by Google

was das pompöse und verstaubte siebzehnte Jahrhundert, das für uns in verschlossenen Vitrinen rangiert, uns doch offenbaren kann, wenn die Hand eines Zauberers öfters die Vorhänge zurückzieht und die Sonne sich zwischen den alten verblühten Schmökern ausbreitet.

Wenn wir die „Préface à Adonis" oder die „Crise de l'Esprit" noch einmal gelesen haben, dringt wohl ein doppeltes Gefühl von Wollust und Bedauern in unser Herz. Da sind harmonische, definitive, vollkommene Seiten, in denen der Anblick eines ewigen Meisterwerks und der Schauer unserer eigenen unruhigen Übergänge von 1919 (sie bleiben dieselben im Jahre 1926) außerordentlich gefaßt sind. Wie kommt es, daß dieser Schriftsteller, der uns so viel zu sagen hat und um dessentwillen wir gerne die Sorbonne schließen würden – und vielleicht auch den Völkerbund – fast niemals zu uns spricht?

Im Laufe von Unterredungen und Interviews mit Valéry begegnete ich zwei sehr verschiedenen Geständnissen, die mich beunruhigen. Bald entschlüpfte ihm – und mit welcher schwerwiegenden Betonung – das Wort: „Niemals konnte ich etwas schreiben, was mir Freude gemacht hätte"; und durch seine Worte führt er uns in den Schoß der Zustände, wo strahlende Werke, die er konzipiert, gehegt und nicht geboren hat, schlafen. Bald scheint er im Gegenteil das Wenige, das er uns gegeben, zu bedauern und zu meinen, daß in der Tätigkeit eines Denkers der Ausdruck nur ein Aufenthalt und ein Zufall sei.

Hätte der freie, geehrte Valéry, der über Wirkungen verfügen würde, die ihm zukämen und die unsere mittelmäßige Zeit für einen solchen Geistesfürsten nicht zu finden verstanden hat, hätte er weniger oder mehr produziert, seine Feuerbrünste entfaltet, seine Schätze preisgegeben oder wohl im Gegenteil lässig seinen Geist gespiegelt in dauernd wechselnder Welle? Das ist das Geheimnis unseres Autors, sein Rätsel, das jene zahlreichen Menschen, die mit ihm sprachen, ihm nicht entreißen konnten, und das er vielleicht nicht einmal in sich verschlossen hält.

3

Es ist wunderbar, daß Valéry, der so wenig geschrieben hat, etwa dreißig Gedichte und einige Essays, dennoch einer der drei Schriftsteller ist, die seit zehn Jahren die geistige Jugend Frankreichs völlig beherrschen. Mit André Gide und Marcel Proust teilt er das Zepter. Aus besonderen Gründen sinkt der Einfluß des Autors des „Immoraliste" . . . Valéry bleibt

Digitized by Google

also allein gegenüber dem Schatten Prousts. Modedamen, gewissenhafte Studenten, begeisterte junge Leute, viele aufgemunterte Greise versenken sich in das Studium von „Sodome" und „Charmes". Die Zuhörerschaft ist dieselbe, aber ich glaube nicht auch die Art des Eindrucks. Proust kann nichts von dem auferlegen, was Valéry unendlich gewährt: Bewegung, Biegsamkeit, sich öffnende Horizonte, bewegende Fragen und die immer gebietende, leuchtende Königin lebender Landschaft, die Schönheit ... Höher als ihn, in die helleren Regionen, wo weder die Mode ihre Würde hinbringt noch die Torheit einer Epoche ihre Stürme und Gewitter, stelle ich die Disziplin des Gedankens, die künstlerische Vollendung, den Seelenadel eines Paul Valéry.

Berechtigte Übertragung aus dem Französischen von Rudolf Kayser

DER STEPPENWOLF

Ein Stück Tagebuch in Versen von

HERMANN HESSE

KOPFSCHÜTTELN

Wär' ich einsam und Asket geblieben,
Statt in diese bunte Welt zu tauchen,
Mich noch einmal brennend zu verlieben,
Mich noch einmal lodernd zu verbrauchen!
Traurig seh' ich ein, ich alter Knabe:
Dieses Tun ist lächerlich und nichtig,
Das ich viel zu spät begonnen habe,
Nicht einmal den Onestep kann ich richtig!
Aber da ich nun einmal begonnen,
Mich ins warme Schlammbad einzuwühlen,
Hat dies Leben ganz mich eingesponnen,
Läßt sich nicht mehr dämmen oder kühlen.
Immer weiter tanz' ich, fall' ich, sink' ich,
Spiel und Trunk und Wollust hingegeben,
Täglich mehr verkomm' ich und ertrink' ich
In dem angenehmen Luderleben.

Digitized by Google

MISSGLÜCKTER ABEND

Sie hatten mich zu Abend eingeladen,
Aber mit mir war heute nichts los,
Kater und Kopfweh waren groß,
Und immer diese Schmerzen in den Waden,
Sie können nichts Gutes bedeuten.
Und dann hingen bei diesen Leuten
Solche dumme Bilder an der Wand,
Ein Goethekopf und mancher andre Kunstgegenstand,
Schließlich spielte auch noch jemand Klavier
Mit kräftiger, doch ahnungsloser Hand,
Und kurz, ich hielt es plötzlich nicht mehr aus
In dem leider so achtbaren Haus.
Ich sagte der Hausfrau irgendeine Schnödigkeit,
Unartig bin ich gleich nach Tische weggelaufen,
Sie sagten, es täte ihnen leid,
Aber man sah schon, es war gelogen.
Traurig bin ich davongezogen,
Um irgendwo ein kleines Mädchen zu kaufen,
Das nicht Klavier spielt und sich nicht für Kunst intressiert.
Doch fand ich keines und begann wieder zu saufen,
Obwohl ich eben erst damit renommiert,
Ich würde es mir gründlich abgewöhnen.

Sagt, seid ihr alle so scheußlich allein
Oder muß nur ich auf der schönen
Welt so einsam und wütend und traurig sein?
Ihr Menschen, warum ladet ihr einander ein?
Warum hängt ihr solchen Kram an eure Wände?
Warum macht ihr in diesem Hundeleben,
Das doch niemand Freude machen kann,
Nicht ein rasches, aber edles Ende,
Sondern spielet Klavier und sprecht über Thomas Mann?
Ich kann es nicht verstehen,
So viel Kognak ist nicht gesund,
Man kommt dabei auf den Hund.
Aber ist es nicht edler unterzugehen?

Digitized by Google

FROHE NACHT

Schlimm ist's, schlaflos zu liegen, wenn man betrübt ist
Und alle Flügel traurig zur Erde hängen.
Schön ist's, schlaflos zu liegen, wenn man verliebt ist
Und alle Quellen der Sehnsucht nach oben drängen.

Nachts in der Bar, enttäuscht und allein, wollt' ich gehen,
Zahlte den Whisky und trabte traurig von hinnen,
Da auf der Treppe blieb ich bezaubert stehen,
Alsbald bereit, die Nacht nochmals zu beginnen.

Gisela kam und Emmy, und eben begannen
Oben den seligsten Onestep die Musikanten.
O wie beglückend und schnell die beflügelten Takte rannen!
Alle glühten wir auf, und tanzten rasend, und brannten.

Jetzt schon bei grauendem Morgen lieg' ich im Bette,
Trage Giselas Duft noch blühend in allen Sinnen,
Summe den Shimmy, denke an Emmy, und hätte
Nichts dagegen, nochmals diese Nacht zu beginnen.

NACH DEM ABEND IM HIRSCHEN

Wir schliefen alle, leicht betrunken, in der Bar,
An deinem weißen Hals lag meine Wange,
Zart roch dein Pelz und voll dein schwarzes Haar,
Vor deiner Jugend ward mir plötzlich bange.
Was will ich hier, in diesem schönen Arm,
An dieser Brust, auf diesen jungen Knien,
Ich alter Mann, dem nie ein Glück gediehen?
Du bist für mich zu jung, zu schön, zu warm.
Was will ich hier an diesen Marmortischen,
Wo Sherry fließt und Würfelbecher stehn?
Ich will zum Wassermann und zu den Fischen
Und heim in das gewohnte Elend gehn.
Verschwinde, Clown, aus dieser heitern Runde,
Wo Leichtsinn blüht und junge Schönheit lacht,
Nimm deinen Hut, längst schlug es Mitternacht,
Lauf heimwärts, alter Narr, und geh' zugrunde!

Digitized by Google

Da stand ich auf und ging, sie merkten's nicht,
Und draußen im Kanal schwamm Sternenlicht,
Ich war so müd, und meine Hände brannten.
Vor meinem Hause saß ein fremder Hund,
Der roch an mir und floh den Unbekannten,
Ich stieg' die Treppe, jeder Schuh wog hundert Pfund.
Im Spiegel starrten rote Augenlider
Und graues Haar, das welkt und geht zugrund.
Ach, biss und fräße mich der fremde Hund!
Es geht bergab, die Jugend kommt nicht wieder.

FEST AM SAMSTAG ABEND

Heut war die schöne Mailänderin dabei,
Wir tanzten wenig, saßen lang und sprachen,
Früh um fünf Uhr kam ich nach Haus,
Man sah am Himmel, daß der Tag schon nahe sei.
O Liebste, du darfst nicht schelten noch lachen,
Die Mailänderin sah so traumhaft aus,
Ihr Auge und Mund ist so klar geschnitten,
Zwei Stunden lang war ich in sie verliebt,
Ohne sie doch um mehr zu bitten,
Als was jede Frau jedem Manne von selber gibt.
Jetzt schau' ich zurück auf die festliche Nacht,
Sie hat mir doch etwas wie Glück gebracht,
Und träume von deinen schwarzen Haaren,
Liebe Seele, wärest du hier!
Meine Sehnsucht geht nur nach dir,
Niemals werd' ich nach Mailand fahren,
Wenn ich es auch so obenhin versprach.
Der Sonntagmorgen schaut in mein Gemach,
Nur eine Minute schlief ich und sah im Traum
Dich und die Milanesin zusammenfließen,
Weib und Schlange unter dem Lebensbaum,
Und mich so fest und glühend umschließen
Wie ich's in Jünglingsträumen einst gefühlt,
Die niemals eine Wirklichkeit ernüchtert und gekühlt.
Das Paradies stand hell in Flammen

Digitized by Google

Und ihr beide drücktet mein Herz
So voll selig tötender Liebe zusammen,
Daß ich verging in rasender Wollust Schmerz.
– Wohin ist das schon wieder entschwunden?
Ich liege, Schlaf erwartend, seit Stunden,
Müde, müde, aber noch immer ein wenig froh.
Nun ja, ich weiß, es bleibt nicht lange so.

JEDE NACHT

Jede Nacht der gleiche Jammer,
Erst getanzt, gelacht, gesoffen,
Müde dann in meine Kammer
Und ins kühle Bett geschloffen.
Kurzer Schlaf und langes Wachen,
Verse aufs Papier geschrieben,
Brennende Augen wund gerieben,
Lieber Gott, es ist zum Lachen!
Zwischen Träumetrümmern lieg' ich,
Wünsche dieser Qual ein Ende,
In zerwühlte Kissen schmieg' ich
Heiße Wangen, feuchte Hände,
Schütte Whisky in die Kehle,
Und in den verlorenen Schlünden
Jammert die erstickte Seele.
Irgendwo aus Höllengründen
Kommt der Morgen dann geschlichen
Und der Tag mit fürchterlichen
Augen stiert auf meine Sünden.

O SO IN SPÄTER NACHT

O so in später Nacht nach Hause gehen,
Verliebt, verschmäht, von keinem Kuß beglückt,
Und in die bleichen Himmelsfelder sehen,
Wo der Orion traurig erdwärts rückt!
Und dann daheim, von Licht und Bett empfangen,
Sich niederlegen einsam und betrogen,
Von schweren Wünschen hin und her gezogen,

Digitized by Google

Umsonst nach Schlaf, nach Traum, nach Trost verlangen,
Voll Trauer über ein verschwendet Leben
In Schächten der Erinnerungen schürfen
und wissen, daß nur ein Trost uns gegeben:
Dem Lebenmüssen folgt das Sterbendürfen!

STEPPENWOLF

Ich Steppenwolf trabe und trabe,
Die Welt liegt voll Schnee,
Vom Birkenbaum flügelt der Rabe,
Aber nirgends ein Hase, nirgends ein Reh!
In die Rehe bin ich so verliebt,
Wenn ich doch eins fände!
Ich nähm's in die Zähne, in die Hände,
Das ist das Schönste, was es gibt.
Ich wäre der Holden so von Herzen gut,
Fräße mich tief in ihre zärtlichen Keulen,
Tränke mich voll an ihrem hellroten Blut,
Um nachher die ganze Nacht einsam zu heulen.
Sogar mit einem Hasen wär' ich zufrieden,
Süß schmeckt sein warmes Fleisch in der Nacht –
Ist denn alles und alles von mir geschieden,
Was das Leben ein wenig heiterer macht?
An meinem Schwanz ist das Haar schon grau,
Auch kann ich gar nimmer deutlich sehen,
Schon vor Jahren starb meine liebe Frau.
Und nun trab' ich und träume von Rehen,
Trabe und träume von Hasen,
Höre den Wind in der Winternacht blasen,
Tränke mit Schnee meine brennende Kehle,
Trage dem Teufel zu meine arme Seele.

DIE ZAUBERFLÖTE AM SONNTAG NACHMITTAG

Heut' hab' ich einen Fehler gemacht.
Ich folgte einem naiven Verlangen
Und bin in die Zauberflöte gegangen.
Da saß ich in des Theaters Nacht,

Digitized by Google

Hörte ergriffen die allzu geliebten Töne,
Tränen liefen mir glühend über die Wangen,
Zauberhaft grüßte mich die unsterbliche Schöne,
Die mir einst Heimat war und mir nun Fremde ward.
O wie sangen die seligen Engelknaben!
O wie wehte das Lied von Taminos Flöte so zart!
Alle Schauer der Kunst, die je mich beseligt haben,
Rannen noch einmal durch mein erschrockenes Herz,
Brandeten auf und wurden zu rasendem Schmerz.
Rings um mich in der Wolke von Stank und Programmgeknister
Saßen zufrieden die frohen Sonntagsphilister,
Lobten das Stück und wandelten heimatwärts.
Ich aber, der ich nicht Heimat noch Frieden kenne,
Der ich immer nur Dornen zu pflücken gewußt,
Irre flackernd umher in der Nacht, und renne
Alle Speere der Sehnsucht mir tief in die Brust,
Laufe davon, um mich möglichst rasch zu erschießen,
Werde aber, geborener Dilettant,
Später, wenn ich mich naß und müde gerannt,
Irgendwo landen, wo Rotwein und Kognak fließen.

BEI DER TOILETTE

So viele Jahre lebt' ich fern der Welt,
Fremd diesem Markt der Weiber und Genüsse,
Wild, ungepflegt, auf mich allein gestellt,
Bruder der Bäume, Freund der Seen und Flüsse.
Jetzt lern' ich Abende damit vertun,
Frisur, Krawatte, Hemd und Haut zu pflegen,
Im Smoking auszugehn und blanken Schuhn
Am Boy vorbei, der Tanzmusik entgegen.
Im Spiegel seh' ich lächeln mein Gesicht,
Ein wenig müd', ein wenig grauer, bleicher,
Ein wenig böser auch und faltenreicher.
Einst war das Auge klar, die Stirne licht,
Wange und Lippe lachender und weicher,
Da braucht' ich Puder und Pomade nicht.
Nun, altes Männlein, kämme hübsch den Scheitel,

Digitized by Google

Rasier' dich gut und schlüpf' ins Abendhemd!
All dein Bemühn ist doch vermutlich eitel,
Du bleibst in dieser Welt doch immer fremd.
Und einmal wird der Wald zurück dich reißen,
Der Bach, der Regen, Sterne, Berge, Seen,
Du wirst den hübschen Plunder von dir schmeißen
Und noch einmal die alten Wege gehn,
Wirst wieder wandern, schweifen, schauen dürfen,
Den Becher Einsamkeit zu Ende schlürfen
Und sterben in der Wildnis ungesehn.

FIEBER

Zu meiner Geliebten fuhr ich in der Eisenbahn,
Kam nachts erfroren zurück bei Hagel und Regen,
Mußte mich gleich mit Fieber niederlegen,
Denn die Treue, sie ist ja kein leerer Wahn.
Jetzt hab' ich richtig die Grippe gekriegt,
Träume unausdenkbar scheußliche Sachen,
Komme dazwischen, wenn die Vernunft manchmal siegt,
Doch noch dazu, mir einen Topf Grog zu machen.
Morgen früh nehme ich ein heißes Bad
Von ungefähr sechzig Grad,
Sollte mir aber nicht mehr zu helfen sein,
So gehe ich eben ein,
Möchte aber für diesen Fall notieren,
Was mir etwa noch zu sagen scheint,
Einerlei, ob es Freund oder Feind
Noch erfreuen mag oder interessieren:

Meiner Geliebten schicke ich viele Küsse
Auf Augen, Mund, Hals, Nacken, Knie und Füße,
Ich habe sie mehr geliebt als sie ahnt
Und habe mehr von ihr gelitten
Als ich sonst auf Erden zu leiden fand.
Ihre schönen Finger, ihr Fuß und ihr schlanker Gang
Verdienen Andacht, Danksagung und Lobgesang.

Digitized by Google

Meine Freunde, ihr lieben Kameraden,
Ihr seid zu einem Totentrunk geladen,
Hundert Flaschen Burgunder stifte ich eurer Runde.
Sprechet von mir wie jeder mag,
Aber sprecht es beim Wein, mit lachendem Munde!
Euch danke ich noch in dieser beklommenen Stunde;
Von allem, was ich mit Menschen erlebt,
Ist eure Freundschaft das Beste gewesen,
Immer wieder hab' ich nach Liebe gestrebt,
Immer wieder dankbar in euren Augen gelesen,
Daß auch für mich die Blume des Lebens blüht,
Daß auch für mich das Flämmlein der Liebe glüht.

Ach und ihr Lüfte, Berge, farbige Bilderwelt,
Seid noch einmal umarmt und ans Herz gedrückt,
Blaue Seen, schaumige Wolken, die mich entzückt
Und mir so viele Sommertage erhellt.

Auch von dir nehm' ich Abschied und sage dir Dank,
Holde Musik, du seligstes aller Spiele,
Wald der Töne du, Melodiengerank –
Keiner andern Göttin dank' ich so viele
Tröstliche, schmerzliche, innige Freuden wie dir!

Aber mehr als ihr alle, geliebte Schäume,
Ist der dunkle schweigende Bruder mir,
Tiefer als Liebe, holder als alle Träume,
Dem ich lange gedient, lang schon die Hände bot:
Sei mir willkommen du, innig ersehnter Tod.
Dir entgegen durch Schmerzen und Fieber renn' ich,
Dir entgegen mein Herz schon so lange voll Sehnsucht strebt,
Dir entgegen in lachender Liebe brenn' ich:
Nimm' mich! Lösch' mich! ich habe genug gelebt.

DER WÜSTLING

Rot blüht die Blume der Lust,
Rosig lächelt die Knospe auf deiner Brust,
Schaudert bebend unter meiner Zunge.

Digitized by Google

Einst war ich ein kleiner Junge,
Lernte Griechisch und ging zur Konfirmation,
Eines frommen Vaters vielversprechender Sohn.
Aber was ich damals versprochen,
Daraus ist nicht viel geworden,
Ich bin heraus aus eurem Garten gebrochen,
Schweife flackernd umher in der Wildnis,
Noch verfolgt und gequält von jenem Jugendbildnis,
Das ich mich mühe zu tilgen und langsam zu morden.
Vielleicht morde ich's, Mädchen, in deiner Seele,
Vielleicht, noch eh' diese Stunde der Lust verglüht,
Drück' ich die Hände um deine zuckende Kehle.
O wie dunkel das Lächeln auf deinen Lippen blüht!
Küss' mich! Beiß mich! Und eine Stunde später
Ist vielleicht schon alles vorbei und vollendet,
Ist das Bildnis erloschen, das lästige Blatt gewendet,
Blut blüht im Bett, und die Polizei sucht den Täter.

Rot blüht die Blume an deiner Brust!
Menschen wie mich zu lieben ist nicht gut.
Ach, daß du mich hast lieben gemußt,
Zahlen wir, kleine Herzeleide,
Zahlen wir alle beide
Mit unsrem Blut.

AHNUNGEN

Manchmal tut mir leid, daß ich dies Leben
Eines Steppenwolfes allzu spät begonnen.
Hätt' ich jünger schon mich ihm ergeben,
Wär' es eine Quelle vieler Wonnen.
Manchmal ahn' ich hinter all dem Wust,
Hinter Hüllen, die noch fallen müssen,
Einer grenzenlosen Freiheit Lust,
Einer kühlen Zukunft fernes Grüßen:
Sehe lachend mich die Wand durchstoßen,
Die mich noch vom Sternenraume trennt,
Und hinübertreten zu den großen

Digitized by Google

Sündern, deren Tat kein Wort mehr nennt,
Sehe mich vom Volk ans Kreuz geschlagen,
Dorngekrönt aus fremder Masse ragen,
Sehe Sonn' und Sterne näher kommen,
Fühle mich ins Weltall hingenommen.

Aber diese kühlen Sternenräume,
Diese Schauer der Unendlichkeit
Sind ja leider nur geliebte Träume!
Niemals hab' ich wahrhaft mich befreit,
Niemals hab' ich dieser bangen Gassen
Bürgervolk im vollen Ernst verlassen,
Habe nur genascht vom Göttertrank!
Darum lieg' ich oft so tief im Staube,
Knie ratlos und von Leid zerrissen,
Sitze auf der Armesünderbank,
Höre angsterfüllt auf mein Gewissen,
Dessen Stimme ich doch nicht mehr glaube.

BESOFFENER DICHTER

Ich wollt' ich wär' ein Katholik,
Dann wäre der Heiland für mich gestorben,
Mein Leben ist ganz verdorben,
Ich spür's an den Augen und im Genick.
Der Tod sitzt mir im Herzen
Wie ein Gespenst im verfallenden Haus,
Langsam löscht er die Lichter aus,
Eins ums andre, alle die zuckenden Kerzen:
Kerze der Liebe, Lichtlein der Kindheit,
Flamme der Dichtung, der holden Fee,
Fackel der Wollust und seligen Blindheit –
O daß ich euch alle zucken und löschen seh'!

Bald wenn ich wieder betrunken bin,
Kommt ein Automobil gerannt,
Sitzt irgendein reicher Bäckermeister drin,
Der karrt mich zu Tode mit sicherer Hand.

Digitized by Google

Hoffentlich bricht auch er dabei das Genick,
Dieser glückliche Katholik,
Besitzer von Haus, Fabrik und Garten,
Auf den zwei Kinder und eine Gattin warten
Und der noch mehr Geld verdient hätte und Kinder gezeugt,
Wenn nicht ein besoffener Dichter
Ihm gelaufen wäre zwischen die Autolichter.
Vor dem Tode selbst ein Bäcker sich beugt.

Aber für ihn wurde der Heiland ans Kreuz geschlagen,
Unsereiner dagegen hat nichts zu sagen.

AN DEN INDISCHEN DICHTER BHARTRIHARI

Wie du, Vorfahr und Bruder, geh auch ich
Im Zickzack zwischen Trieb und Geist durchs Leben,
Heut' Weiser, morgen Narr, heut' inniglich
Dem Gotte, morgen heiß dem Fleisch ergeben.
Mit beiden Büßergeiseln schlag ich mir
Die Lenden blutig: Wollust und Kasteiung:
Bald Mönch bald Wüstling, Denker bald, bald Tier,
Des Daseins Schuld in mir schreit nach Verzeihung.
Auf beiden Wegen muß ich Sünde richten,
In beiden Feuern brennend mich vernichten.

Die gestern mich als Heiligen verehrt,
Sehn heute in den Wüstling mich verkehrt.
Die gestern mit mir in den Gossen lagen,
Sehn heut mich fasten und Gebete sagen,
Und alle speien aus und fliehen mich,
Den treulos Liebenden, den Würdelosen,
Auch der Verachtung Blume flechte ich
In meines Dornenkranzes blutige Rosen.
Scheinheilig wandl' ich durch die Welt des Scheins,
Mir selbst wie euch verhaßt, ein Greuel jedem Kinde,
Und weiß doch: alles Tun, eures wie meins,
Wiegt weniger vor Gott als Staub im Winde.
Und weiß: auf diesem ruhmlos sündigen Pfad

Digitized by Google

Weht Gottes Atem mich, ich muß es dulden,
Muß weitertreiben, tiefer mich verschulden
Im Rausch der Lust, im Bann der bösen Tat.

Was dieses Treibens Sinn sei, weiß ich nicht.
Mit den befleckten, lasterhaften Händen
Wisch' ich mir Staub und Blut vom Angesicht
Und weiß nur: diesen Weg muß ich vollenden.

AM ENDE

Plötzlich ist verzuckt das Flackerlicht,
Das mich lockte durch so viele Lüste,
In den starren Fingern schreit die Gicht,
Plötzlich steh' ich wieder in der Wüste,
Steppenwolf, und speie auf die Scherben
Der verglühten Feste ohne Glück,
Packe meinen Koffer, fahr' zurück
In die Steppe, denn es gilt zu sterben.
Lebe wohl, vergnügte Bilderwelt,
Maskenbälle, allzu süße Frauen;
Hinterm Vorhang, der nun klirrend fällt,
Weiß ich warten das gewohnte Grauen.
Langsam geh' dem Feinde ich entgegen,
Eng und enger schnürt mich ein die Not.
Das erschrockne Herz mit harten Schlägen
Wartet, wartet, wartet auf den Tod.

DIE ZUKUNFT DER GROSSTÄDTE UND DIE GROSSTÄDTE DER ZUKUNFT

von

KARL SCHEFFLER

Vor einigen Jahren richtete die „Vossische Zeitung" an eine Anzahl ihrer Mitarbeiter die Frage: wie wird in fünfundzwanzig Jahren der Potsdamer Platz aussehen? Es sind darauf nur zwei ausweichende Antworten

Digitized by Google

eingegangen. Der Grund für die Zurückhaltung war offenbar, daß die Gestaltung dieses Hauptverkehrsplatzes notwendig irgendwie das Wesen der ganzen Stadt widerspiegeln muß, daß mit der Antwort ohne weiteres eine Auskunft über die viel weitergehende Frage hätte gegeben werden müssen: wie wird Berlin in fünfundzwanzig Jahren aussehen? Diese Frage aber hat wiederum eine dritte im Gefolge, weil die Entwicklung Berlins nur die Entwicklung jeder Großstadt sein kann; die Frage lautet nun: wie wird in fünfundzwanzig Jahren die Großstadt sein? Ist man aber so weit gelangt, so mag man nur gleich fragen, wie sich unser ganzes Leben entwickeln wird. Denn das Schicksal der Großstadt fällt völlig zusammen mit dem der Wirtschaft, der Gesellschaft und der Kultur. Das Großstadtproblem ist das moderne Lebensproblem selbst, der großstädtische Bauwille sagt Entscheidendes aus vom Willen der Zeit überhaupt. Es ist nicht so, daß zuerst eine neue Gesellschafts- und Wirtschaftsform entsteht und daß sie sich, wenn sie entstanden sind, in Städtebau und Architektur verwandeln, sondern es ist so, daß die Baugesinnung und der die Gesellschaft umbildende Wille Hand in Hand gehen, daß das eine ohne das andere nicht denkbar ist.

Wer es darum versucht, von der Zukunft der Großstadt zu sprechen, der muß notwendig von der Zukunft des Lebens überhaupt reden. Bei einem solchen Unternehmen besteht die Hauptgefahr darin, daß man sich leicht im Utopischen verliert. Dieser Gefahr sind denn auch viele Deuter der Großstadtzukunft schon verfallen. Eine Utopie von großstädtischen Entwicklungen war es, zum Beispiel, als Bellamy vom Zustand der modernen Gesellschaft im Jahre 2000 ein Zukunftsbild entwarf. Eine im wesentlichen großstädtische Utopie war der Zukunftsstaat, wie überzeugte Sozialdemokraten ihn ausgemalt haben. Eine Utopie war es nicht minder, wenn anscheinend nüchtern rechnende Unternehmer vor dem Krieg vom unaufhaltsamen Anwachsen der Großstädte sprachen und in Berlin mit Bauland und Verkehrsstraßen für etwa zwölf Millionen Einwohner rechneten, wenn Wettbewerbe für Stadterweiterungspläne mit Ausfallstraßen, Industriebezirken, Landhausvierteln, Grünflächen usw. eine gewisse Volkstümlichkeit erlangten, wenn der Traum überall dahin ging, die Häuser amerikanisch hoch zu bauen, die Stadt immer weiter ins Land vorzuschieben, den Verkehr immer komplizierter zu gestalten und die Energien immer mehr zu konzentrieren und zu komprimieren. Utopie war jener Großstadtillusionismus, dem der Begriff der Entwicklung, vor allem der technischen

Digitized by Google

Entwicklung, zum Selbstzweck wurde und in dem der Kapitalismus selbst phantasievoll und dichterisch geworden zu sein scheint.

Alle Utopien dieser Art waren optimistisch gefärbt. Dann kam der Krieg, es kamen die Krisen der Wirtschaft in allen Ländern. Und nun trat plötzlich an die Stelle der unbegrenzten Hoffnung eine unbegrenzte Skepsis. Jedermann erfuhr am eigenen Leibe die Nachteile der Großstadt. Es entwickelte sich überall die Wohnungsnot. Es kam zu Streiks, und diese belehrten die überzeugtesten Großstädter, was es bedeutet, wenn die Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln stockt, wenn Licht-, Wasser- und Elektrizitätszentralen versagen, wenn der Verkehr still gelegt wird und die Kohle ausbleibt. Die Gefahren der konsequenten Zentralisierung aller lebenswichtigen Energien, die Gefahren einer zu weit getriebenen Arbeitsteilung und in Verbindung damit die Lähmung der natürlichen Selbsthilfe, wurden allen offenbar. Als sich in der Folge in allen Großstädten eine Zunahme des Verkehrs zeigte, als sich die Zahl der Autos vervielfältigte, erwiesen sich die Straßen in ihren Hauptzügen als zu eng, und die Gefahren der Straße wurden zu einer ernsten Kalamität. Es werden nun die nicht mehr zu beseitigenden Konstitutionsfehler der Großstädte erkannt, man sieht es ein, wie die schematisch bureaukratischen Planungen der letzten Jahrzehnte die Großstädte zu formlosen Riesensiedlungen von Millionenbevölkerungen haben werden lassen. Und die Folge ist eine andere Art von Utopie, die man als eine Utopie des Pessimismus und der Großstadtverzweiflung bezeichnen könnte. Die Großstadt erscheint vielen nun hoffnungslos, sie erscheint wie ein Gleichnis für den Untergang des Abendlandes, man zieht Vergleiche mit den Verfallserscheinungen des alten Rom und sieht nur noch Zusammenbruch vor sich.

Die Natur – und die Weltgeschichte ist Natur, Natur nämlich, die durch den menschlichen Willen dahingegangen ist – die Natur kennt nicht die Utopie, weder die extrem hoffende noch die verzweifelnde, sie kennt weder Optimismus noch Pessimismus; sie kennt nur das Leben, das nie abbricht, sich immer wieder an sich selbst entzündet und wie selbstverständlich einen Weg zu sich selber findet, auch dort, wo dem Menschenauge jeder Weg versperrt zu sein scheint. Was wie ein Ende aussieht, ist immer Übergang; in Ereignissen, die vernichtend zu sein scheinen, liegt stets schon die Idee der Rettung verborgen. Die Geschichte braucht Katastrophen, um sich zu verjüngen. Im Zusammenbruch liegt Auferstehung beschlossen, wogegen der Schein einer absoluten Glückseligkeit bereits Vernichtung ankündigt.

Digitized by Google

Es kommt darum bei einer Untersuchung der Großstadt darauf an, von der Natur, aus der Geschichte das Gesetz des Formwandels zu lernen, sich keiner Art von Utopie hinzugeben, weder optimistisch noch pessimistisch zu sein, an das Leben zu glauben, die Wirklichkeiten nackt zu sehen, aber auch möglichst ebensoviel Phantasie und dieselbe Art von Phantasie zu haben, wie die Geschichte.

Im Jahre 1913 habe ich ein Buch über die Architektur der Großstadt erscheinen lassen*. Die Hauptteile dieses Buches sind in der „Neuen Rundschau" zuerst erschienen und hatten, als es geschah, eine gewisse programmatische Bedeutung (vgl. „Neue Rundschau", Jahrgang 1910 u. 1911). In diesen Abhandlungen ist der Versuch unternommen worden, die Genesis der Großstadt zu erklären; und es ist weiterhin ein Bild der damals wünschenswert erscheinenden Entwicklung gezeichnet worden. Ich habe dargestellt, wie aus einer Urzelle menschlicher Gemeinschaft, aus der Familienwirtschaft, langsam, aber stetig die Stadtwirtschaft hervorgegangen ist; und ich habe weiter zu zeigen versucht, wie die in sich fest abgeschlossene Stadt, die das Zentrum von Lebensinteressen kleinerer oder größerer Landschaften war und eine sich selbst genügende Wirtschaft führte, in den letzten Jahrhunderten die festen Grenzen aufgegeben hat, sich überfließend ausbreitete, zur Großstadt wurde und damit dann auch zur Weltstadt, das heißt zum Zentrum weltwirtschaftlicher Interessen. Ich habe argumentiert: wenn es die Bestimmung der Großstadt sei, ein Zentrum der Weltwirtschaft zu sein, so müsse sie auch dieser Bestimmung entsprechend entwickelt werden. Von dieser bewußt geforderten Entwicklung habe ich dann ein Zukunftsbild gegeben und die Grundzüge einer idealen Großstadt gezeichnet.

Heute stimmt dieses Bild nicht mehr. Ich nehme die Gelegenheit wahr, um an derselben Stelle festzustellen, daß ich an eine solche Ausgestaltung der Großstadt nicht mehr glaube. Ich bin der Überzeugung, daß auch in diesem Zukunftsbild etwas Utopisches enthalten war und daß die Wirklichkeit anders sein wird.

In meiner vor fünfzehn Jahren geschriebenen Abhandlung über „Die Großstadt" befindet sich an wichtiger Stelle eine Fußnote, die übersehen oder ignoriert worden ist und die doch ein Schlüssel sein kann. Sie lautet folgendermaßen: „Wie sich die Dinge gestalten werden, wenn ein sicher zu erwartender Weltbankrott der Industrie und des Welthandels einsetzt, ist

* Verlag Bruno Cassirer.

Digitized by Google

noch nicht abzusehen; es ist die Möglichkeit einer zukünftigen Zertrümmerung auch der Großstadt in den Gesichtskreis dieser Betrachtung darum mit Bewußtsein nicht aufgenommen worden." Nun, schneller als vorauszusehen war, haben wir inzwischen etwas wie einen Weltbankrott der Wirtschaft erlebt; und in nicht zu übersehenden Symptomen kündigt sich auch eine Art von Auflösung, wenn auch nicht von Zertrümmerung der Großstadt schon an. Der Weltkrieg mit allen seinen Verwicklungen war letzten Endes eine Art von Selbstentzündung falsch und zu dicht gelagerter wirtschaftlicher Massen. Dieser Grundursache gegenüber erscheint die politische Gruppierung der Mächte, erscheinen die Schicksale der einzelnen Staaten fast zufällig. Der Krieg, so gesehen, war ein Mittel der Geschichte, sich selbst zu korrigieren. Es hat die Katastrophe, die wir erlebt haben, alle Dinge in ein neues Licht gerückt; jetzt erst beginnen wir klarer zu sehen, was aus der Großstadt werden will und werden muß.

Die Großstadt, wie sie sich vor allem im 19. Jahrhundert entwickelt hat, ist ein Gebilde des modernen Bürgertums. Sie wird zwar von Proletariern mit bewohnt, sie ist jedoch nicht von Proletariern geschaffen worden. Die Großstädte haben sich mit unsozialer Schnelligkeit entwickelt, nachdem die Bürger in den Revolutionen ihr Herrschaftsrecht, wenigstens das wichtigste, das wirtschaftliche Herrschaftsrecht durchgesetzt hatten und nachdem das ganze Dasein bis hinauf zu den Lebensformen des Adels und der Fürsten verbürgerlicht worden war. Die Großstadt in ihrer heutigen Gestalt ist ein Gebilde des bürgerlichen Kapitalismus, der bürgerlichen Unternehmungslust, des bürgerlichen Bauwillens. Im Guten und im Schlimmen. Darüber könnte vieles gesagt werden. Doch muß die Konstatierung genügen, da der Beweis im einzelnen zu tief in die historische Betrachtung führen würde. Die zunächst zu beantwortende, höchst wichtige Frage ist die, was nun aus diesem Bürgertum geworden ist und werden will, ob es über die Lebensformen auch der kommenden Zeit entscheiden, ob es auch die Großstadt der Zukunft bauen wird. Bevor wir nicht wenigstens ungefähr eine Vorstellung von der künftigen Gesellschaft haben, können wir unmöglich eine Vorstellung von dem Gestaltwandel der Großstadt haben.

Es bedarf wohl keines Beweises, daß der Krieg eine große Krisis des Bürgertums im Gefolge hat. Das Bürgertum, wie es im 19. Jahrhundert war, mit allen seinen Vorzügen und Schwächen, seinen Tugenden und Lastern, ist im Weltkrieg entwurzelt worden. In der alten Gestalt kann es niemals wiederkehren, die Bürgerkultur des 19. Jahrhunderts gehört end-

Digitized by Google

gültig der Geschichte an. Was bleibt, ist eine Volksschicht von ehemals bürgerlich eingestellten Menschen, die aus Besitz und sozialem Selbstgefühl ins Gestaltlose zurücksinken, und eine andere Volksschicht, die von ganz unten nach oben drängt. Aus dieser ungeheuren doppelgesichtigen Masse will sich ein neues Gesellschaftselement bilden. Man mag auch den Menschen der Zukunft einen Bürger nennen, doch wird er dann einer sein, dessen Leben nicht mehr auf wirtschaftlichem Individualismus und auf familienhaftem Besitz gegründet ist. Der Staatsbürger der Zukunft wird, so möchte man sagen, mehr wie ein besser oder schlechter besoldeter Beamter der Gesamtwirtschaft wirken. Er wird bei weitem nicht so selbstherrlich sein können, er wird viel mehr als bisher ein Beauftragter der Allgemeinheit sein. Freilich wird es nach wie vor große Vermögen und große Vermögensunterschiede geben, größere vielleicht als früher; und damit wird naturgemäß eine entsprechende persönliche Reichtumsmacht verbunden sein; der Reichtum aber wird sehr weitgehend im Dienste der Allgemeinheit stehen, er wird vom Staatsgedanken kontrolliert werden. Die Gesellschaftsordnung des 19. Jahrhunderts war noch durchaus auf dem Erbgedanken gegründet. Vererbt wurde der Stand, oft der Beruf und in einer sehr konsequenten Weise das Vermögen. Aller Besitz galt als unantastbar, fast als heilig. Das ist schon anders geworden und es wird sich noch mehr ändern. Alle werden, neben dem, was sie sonst sozial bedeuten, Angestellte der Gesamtwirtschaft verschiedenen Ranges sein. Entscheidend wird in der Zukunft die soziale Bindung aller an alle sein. Und es wird in jedem Fall auf die Begabung der Völker ankommen, ob die neue Gestalt der Dinge zu einem lebendigen Sozialismus führt oder ob es bei einem bureaukratischen Gouvernementalismus bleiben wird.

Besonders aufschlußreich ist es, wenn man auf die äußersten Grenzen des Aktionsgebietes blickt, auf Rußland und Amerika. In Rußland springt der geschichtsbildende Wille über das Bürgertum einfach hinweg, die Entwicklung geht in diesem Land von fast mittelalterlich patriarchalischen Zuständen zu einem radikalen Kollektivismus über. Zwischen Leibeigenschaft und unbedingtem Selbstbestimmungsrecht ist kaum ein Verbindungsglied. Im einzelnen mag man über die russische Revolution und ihre Methoden denken wie man will; es läßt sich aber nicht verkennen, daß es sich um eine tiefgreifende, zwangsläufig sich vollziehende Revolution handelt und daß sie keineswegs auf Rußland beschränkt bleibt. Der Geist der russischen Revolution wirkt nicht nur unmittelbar stark auf die asiati-

Digitized by Google

schen Völker, sondern mittelbar auch auf die europäischen. Der russische Bauer, der gestern noch ein Höriger war, wird morgen völlig politisiert sein. Der russische Bauer, der das Gesicht des russischen Volkes bestimmt, nimmt eine Gestalt an, die man weder bürgerlich noch proletarisch und auch nicht bäuerlich dem alten Sinne nach nennen kann, die aber alles dieses zugleich ist. Er wird es verhältnismäßig schnell lernen, seine Landarbeit industriell zu denken und alle Hilfen, die ihm die deutsche und amerikanische Technik darbietet, zu nutzen. Nicht viele Jahrzehnte werden vergehen, und man wird im Wesen des russischen Bauern Züge finden, wie sie heute nur dem Großstädter eigen sind. Und wenn diese Verwandlung vor sich gegangen ist, wird der russische Bauer gar nicht mehr sehr verschieden sein von dem amerikanischen Farmer. Heute scheinen es noch zwei Welten zu sein; doch sind sie eigentlich nur durch eine schmale Scheidewand getrennt. Letzten Endes weist der amerikanische Kapitalismus und der russische Kollektivismus auf dasselbe Ziel.

Betrachtet man den amerikanischen Farmer, so ist es klar, daß man ihn einen Bauern unmöglich nennen kann. Kein europäischer Bauer hat jemals Landwirtschaft so unternehmerhaft rationell, so mit Hilfe intensiver Arbeitsteilung betrieben. Das Wesen des europäischen Bauern bestand immer darin, daß er sich selbst genügte und das für sein Leben Notwendige im wesentlichen selbst erzeugte. Er brauchte nur weniges zu kaufen und zu verkaufen, es ruhte seine Existenz sicher und geschlossen in sich selbst. Einen solchen Bauernstand kennt Amerika nicht, hat es kaum je gekannt. Der Farmer ist ein Spezialist für den Anbau von Korn, Obst oder Gemüse, für die Aufzucht von Rindvieh, Schweinen oder Hühnern. Er konzentriert die ganze Kraft auf eines und steigert dadurch die Produktion aufs höchste; er denkt kapitalistisch und großstädtisch, weil er sich ganz als Lieferant für die Großstadt fühlt. Dadurch wird er nun aber auch in einem weit höheren Maße wie der europäische Bauer abhängig von der Gesamtwirtschaft; er bedarf alles dessen, was er selbst nicht erzeugt, seine Tätigkeit hat teil an der großen nationalen, ja weltwirtschaftlichen Arbeitsteilung. Er benutzt nach Möglichkeit industrielle Methoden, macht sich alle Maschinen, Erfindungen und Organisationen zunutze und züchtet Vieh nicht viel anders wie ein Industrieller Automobile baut. Dieses bewirkt, daß er unbäuerlich denkt, daß er sich wie ein Industrieller und Händler einstellt und vom Gedanken des Großbetriebs ausgeht. In dem Maße nun aber, wie der amerikanische Farmer kapitalistisch arbeitet und wie der russische Bauer

Digitized by Google

kollektivistisch denken lernt, wird der europäische Landmann von West und Ost beeinflußt, wird auch er in den großen Umwandlungsprozeß hineingezogen. Schon jetzt ist es deutlich, daß auch die europäische Landwirtschaft einer großen Rationalisierung entgegengeht, daß sie weitgehend im Geiste der großstädischen Arbeitsweisen begriffen wird. Die Spezialisierung beginnt auch in Europa, und die Produktionsteilung wird eine Produktionssteigerung sein. Sie wird es sein müssen, denn es wird eine Existenzfrage sein. Damit ändert sich dann aber auch in Europa der Charakter der Landbevölkerung. Sie gibt ihre stille Selbstbeschränkung auf, es wollen alle teil haben an allem, das Land will hinter der Stadt nicht mehr zurückstehen.

Was sich vorbereitet, wird klar, wenn man sich vergegenwärtigt, wie sehr sich im letzten Jahrhundert eine Feindschaft zwischen Land und Stadt herausgebildet hat. Die Landbevölkerung fühlte sich von den wirklichen und eingebildeten Vorteilen, die die Stadt bietet, und von der Vornehmheit, die alles Städtische umgibt, ausgeschlossen, und sie reagierte darauf mit Selbstgerechtigkeit und moralischer Verurteilung. Die Großstädter dagegen betrachteten das Land immer etwas von oben herab, sahen darin nur eine Vorratskammer für die Städte und dünkten sich vornehmer, fortgeschrittener und freier. Der Zustand war so, ist noch heute so, daß das Land nur der Großstädte wegen da zu sein scheint. Eine verhängnisvolle Folge war das, was mit dem Wort Landflucht gekennzeichnet wird. Seit vielen Jahrzehnten drängt die Landbevölkerung in die Großstädte, strebt der Landarbeiter zur Industrie, um die Vorteile des Lebens in der Stadt zu genießen. Die Folge war ein sprunghaftes Anwachsen der Städte, ist jetzt die Wohnungsnot, ist die übermäßige Entwicklung der Großstadt, ist der Umstand, daß die Häuser nicht ausreichen, daß die Verkehrsstraßen nicht genügen, kurz daß das ganze großstädtische Leben gestaltlos wird. Man hat geglaubt, der allgemeinen Landflucht mit moralischen Betrachtungen und Ermahnungen begegnen zu sollen, als das Verbot der Freizügigkeit sich nicht länger aufrechterhalten ließ. Mit solchen Argumenten läßt sich jedoch einem ununterdrückbaren Trieb nicht beikommen. Unüberwindlich ist die Tatsache, daß den Landarbeiter die Arbeits-, Wohn- und Lebensbedingungen der Stadt anlocken. Wer eine Möglichkeit sieht, dem eintönigen Landleben zu entfliehen, in der Stadt mehr bares Geld zu verdienen, dieses Geld nach Feierabend in der Wirtschaft, im Verkehr mit Kameraden, für Vergnügungen auszugeben, sich beständig in der Menge zu bewegen, regelmäßig dreimal täglich Zeitungen zu lesen, Versamm-

Digitized by Google

lungen, Theater, Kinos zu besuchen und ungebunden im Erotischen zu sein, der wird alles daran setzen, den Wunsch zu verwirklichen. Das ist menschlich. Gründe und Ermahnungen werden dagegen nichts ausrichten. Tatsache ist, daß die Landbevölkerung seit langem Verlangen hat nach dem Geist der Städte.

Hier ist nun der Punkt, wo es offenbar wird, was es mit der Zukunft der Großstädte auf sich hat. Auf der einen Seite ist es so, daß der Drang zum Großstädtischen immer heftiger und allgemeiner wird, daß er um so bewußter auch hervortritt, je unbäuerischer und unternehmerhafter die Landbevölkerung sich einstellt, je mehr die Grenzen der Klassen und Stände sich verwischen, je körperhafter der neue Mittelstand sich aus Bürgern und Arbeitern gestaltet. Auf der andern Seite können die Großstädte Bewohner kaum noch aufnehmen, weil sie überfüllt und überorganisiert sind, weil sie die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit berühren. In diesem Dilemma ist die Entscheidung, die Lösung eigentlich schon gefunden. Die Lösung, die die Geschichte selbst herbeiführt, besteht darin, daß die der Gesinnung nach städtisch werdende Landbevölkerung, die dennoch nicht mehr in die Städte abwandern kann, die Großstadt zu sich aufs Land hinauszieht. Mit andern Worten: das Land, das ganze Land will zur Stadt, zur Großstadt werden, es zwingt die Stadt zu sich hinaus, die weite Landschaft füllt sich mit städtischem Geist.

Das wird nicht heute geschehen, und es wird nicht morgen sein. Es werden Jahrzehnte vergehen, ehe die Auswirkungen des allgemeinen Wollens erkennbar werden. Und es wird vielleicht noch großer Katastrophen bedürfen, bevor sich der Sinn der Geschichte konkret verwirklichen kann. Dennoch fehlt es nicht an Anzeichen, die schon auf das Kommende hindeuten. Eines dieser Symptome ist die unverkennbare Tendenz der Industrie, die Großstadt zu verlassen und sich in bequemer Lage, in der Nähe der Rohstofflager, oder, sofern das unmöglich ist, auf billigem Boden und unmittelbar an einer Hauptlinie des Verkehrs anzusiedeln und rings umher die für den Betrieb nötigen Arbeiterhäuser und Beamtenwohnungen anzulegen. Überall aber, wo ein Industriekomplex entsteht, ist ohne weiteres auch der Geist der Stadt bauend an der Arbeit. Die Industrie bringt die Großstadtgesinnung mit aufs Land hinaus und schafft viele kleine Zentren, die die Tendenz zeigen, sich wachsend zu erweitern.

Nicht anders ist es mit der merkwürdigen Siedelungsbewegung, die nach dem Kriege in fast allen Ländern mit großem Nachdruck eingesetzt hat und

Digitized by Google

die das Land ebenfalls streckenweise schon verwandelt. In dieser Siedelungsbewegung äußert sich ein Wille, der wie ein Gegenspiel der Landflucht ist, weil er in gewisser Weise auf eine Stadtflucht abzielt. Wodurch dann überall, wo diese Innenkolonisation an der Arbeit ist, Stadtgeist auf das Land übergeht. In den Siedelungen wohnen hauptsächlich Großstädter, die trotz ihrer Stadtflucht nicht willens sind, Bauern alten Stils zu werden. Eine Siedelung ist kein Dorf. Sie rechnet von vornherein mit Auto, Telephon und Radio.

Daneben geht der Zug der Zeit dahin, die großen Güter aufzuteilen und die Zahl der kleineren Bauernstellen zu vermehren. Da sich nun aber die Lebensauffassung derer, die die kleinen Bauernstellen innehaben, wandelt, da ihr Denken und Wollen mehr und mehr dem Unternehmerhaften, Spezialistischen, also dem Großstädtischen zuneigt, so werden diese kleinen Bauernstellen zu Knoten eines vorläufig noch sehr weitmaschigen Netzes, das die entschiedene Neigung hat, mit der Zeit enger und enger zu werden. In dem Maße aber, wie das Netz von ländlichen Anwesen, Dörfern, Siedelungen, Industriezentren und Kleinstädten dichter wird, zeigt sich die Tendenz zum Zusammenschluß im Sinne des Großstadtgeistes. Man darf sich den Gestaltwandel nicht so vorstellen, daß die jetzt bestehenden Städte verschwinden, daß sie abgetragen und zertrümmert werden. Selbstverständlich werden sie irgendwie bestehen bleiben und ihre Funktion haben, als Knotenpunkte, als Zentren des Wirtschaftlichen und Gouvernementalen. Die Citybildung wird sogar konsequent weitergeführt werden. Doch wird die geballte Großstadt nicht mehr so wichtig sein und an Anziehungskraft einbüßen. Es wird selbstverständlich auch nicht so sein, daß das ganze Land ausnahmslos zur Stadt wird. Große Strecken freien Landes, Äcker, Wiesen, Forste, Berge, Moore werden zwischen den eng kolonisierten Teilen liegen. Auch wird die Landwirtschaft nicht eigentlich zurückgehen, es wird sich die Bodenbewirtschaftung vielmehr in der Ehe mit der Industrie um vieles intensiver gestalten, die Landwirtschaft wird überall zur Gartenkultur übergehen und den Bodenertrag steigern. Aber es wird sein, als sei eine Provinz eine einzige große aufgelockerte Stadt oder ein Verband von Städten, deren Grenzen verschwimmen.

Ein neues Geschlecht von Architekten ist schon rege an der Arbeit. Es werden nicht mehr Pläne für die Erweiterung der Großstadt aufgestellt, sondern Generalsiedlungspläne für ganze Länder. Diese Generalsiedlungspläne sollen verwirklicht werden von freiwilligen Verbänden aller in Frage kom-

Digitized by Google

menden Instanzen oder auch, wenn sich Widerstände zeigen, von Zwangsverbänden, die von der Staatsregierung gebildet werden. Diese Siedlungsplanungen gehen regionenweis vor. Die einzelnen Regionen umfassen das Organisch-Zusammengehörende und haben oft große Ausdehnung. So ist zum Beispiel jüngst ein Generalsiedlungsplan für das weite Industrie- und Landgebiet zwischen Bitterfeld, Halle und Merseburg entworfen worden. Die einzelnen Regionen sind naturgemäß nicht sauber voneinander geschieden, sie greifen oft übereinander und ineinander. Jede Region ist aber gedacht als eine große, aufgelockerte, dezentralisierte, gemeindehaft belebte Stadt.

Freilich ist diese Entwicklung innerhalb der Länder nur möglich, wenn die Nationen Europas sich das Dasein erleichtern, indem sie in eine große Arbeitsteilung eintreten. Es ist ja aber unverkennbar, daß die Völker Europas die Bildung eines großen Staatenbundes anstreben. Mit innerem Zwang will werden, was man die Vereinigten Staaten Europas genannt hat. Daraus ergibt sich dann eine innere Verbundenheit der Völker. Innerhalb dieser Wirtschaftsgemeinschaft kann ein so inniger Austausch der Güter, der Bodenprodukte und Gewerbeerzeugnisse stattfinden, daß allein dadurch eine gewisse Unabhängigkeit von der Weltwirtschaft und die Möglichkeit der Selbstversorgung Europas garantiert ist. Ist Europa aber wirtschaftlich und politisch erst ein Ganzes geworden, so werden sich nicht mehr wie bisher die europäischen Völker feindlich gegenüberstehen, sondern es werden sich nur noch die Weltteile rivalisierend gegenübertreten.

Als Reaktion auf diesen Trieb zur Union zeigen alle europäischen Völker zur Zeit das Bestreben sich national zusammenzufassen. Der Unionismus erzeugt stets und überall zwangsläufig Partikularismus. Jedes Land, jedes Volk will möglichst im großen Verband auch seinen Charakter, seine Persönlichkeit bewahren. Es gehen also nebeneinander zwei Bestrebungen einher, die sich scheinbar bekämpfen, ein extensives und ein intensives Streben. Der Ausgleich für diesen Zwiespalt kann nicht in der heutigen Großstadt gefunden werden, denn sie muß einseitig das vereinigte Europa wollen; er kann auch nicht auf dem Lande gefunden werden, denn dieses muß notwendig die nationale, um nicht zu sagen nationalistische Zusammenfassung der Volkskräfte wollen. Gefunden werden kann die Synthese allein in einem zur Stadt gewordenen Land, in von Großstadtgeist erfüllten Siedelungen, die ganze Regionen umfassen. Nur in einem von Stadtgeist ganz durchdrungenen Land kann sich das Europäische mit dem Nationalen vertragen.

Digitized by Google

Die Frage läßt sich noch von einer anderen Seite betrachten, nämlich von den modernen Erfindungen der Technik aus. Als die Stadt zur Großstadt wurde, entstanden zwangsläufig hohe Stockwerkhäuser. Als diese Mietskasernen nicht mehr zu vermeiden waren, erfand man die Wasserleitung, Wasserspülung, die unterirdische Kanalisation und die Gasversorgung. Diese Erfindungen wurden mit Jubel begrüßt und betrachtet, als seien sie nur der Bequemlichkeit halber gemacht worden. Jedermann freute sich der Errungenschaften und hielt es für besonders vornehm, in einer Wohnung zu sein, die Wasserrohre und Gasleitung enthielt. In Wahrheit war es ganz anders. Die Erfindungen wurden gemacht, weil ohne sie das Wohnen in hohen Stockwerkhäusern aus Gründen der Hygiene und Sicherheit unmöglich gewesen wäre, sie waren von der Notdurft geboren und gingen im Gefolge des Bedürfnisses einher. Mit diesem Beispiel soll darauf hingewiesen werden, daß jede Erfindung, die der Allgemeinheit dient, wie sehr sie auch dem Spielbedürfnis des Menschen entgegenkommen mag, von der Not erzwungen wird. Eine allgemein nützliche Erfindung kann dem Bedürfnis vorhergehen; doch auch dann ist sie nichts als ein Produkt latent schon vorhandener Bedürfnisse. Auch die Erfindungen, die in den letzten Jahrzehnten gemacht worden sind, weisen auf allgemeine Bedürfnisse. Viele von ihnen werden heute noch als Spielzeug benutzt; nichtsdestoweniger müssen sie einen praktischen Sinn haben. Das Fahrrad und das Automobil waren zuerst reine Objekte für den Sport; heute stehen sie so sehr im Dienste des Verkehrs, daß sie aus dem öffentlichen Leben gar nicht mehr wegzudenken sind. Ebenso ist das Telephon zu einem unentbehrlichen Verständigungsmittel geworden. Jünger ist das Flugzeug, die drahtlose Telegraphie und die drahtlose Übermittelung alles Akustischen. Wie wichtig das Flugzeug in wenigen Jahren dem Verkehr sein wird, ist ohne viel Phantasie heute schon abzusehen. Nicht so offenbar ist die soziale und wirtschaftliche Mission des Radio. Heute dient es allein der Unterhaltung und man darf sagen, daß diese technisch bewunderungswürdige Erfindung vorläufig ein erkleckliches zur weiteren Verdummung der Massen, zur Verflachung der Bildung beiträgt. Doch hat auch diese Erfindung einen anderen Sinn, auch sie geht einem Bedürfnis voraus. Die drahtlose Mitteilung alles Wissenswerten an alle ist offenbar für eine Zeit bestimmt, wo die Massen ohne ein den Raum überwindendes Verständigungsmittel nicht mehr auskommen, es ist, anders ausgedrückt, ein Mittel für die Massen, um den Raum zu erobern, um sich weit auszudehnen. In der Großstadt der Zu-

Digitized by Google

kunft, die sich über weite Landschaften dahin erstreckt, wird das Radio erst seinen wahren Sinn offenbaren. Das Bedürfnis muß klar werden, ehe die Erfindung recht verstanden werden kann. Die Industrialisierung, die Mechanisierung des Lebens wird noch größere Fortschritte machen als bisher, viel mehr noch werden Automaten jeder Art die Dienstboten ersetzen; aber es ist wahrscheinlich, daß von einem gewissen Punkt ab die Auffassung von der Maschine vernünftiger werden wird, daß der Mensch sich der Technik nicht mehr willenlos ausliefern, sondern daß er sie beherrschen und nutzen lernen wird, daß zwar die Arbeitsweise, nicht aber der Mensch selbst mechanisiert erscheinen wird.

Man wird gut tun bei der Schilderung der zukünftigen, mit allen technischen Hilfen ausgestatteten Großstadt sich nicht zu tief auf Einzelheiten einzulassen. Denn die Fehlerquellen liegen mehr im Detail als im Ganzen. Vorsicht ist um so mehr geboten, als sich die Großstadt der Zukunft leichter mit dem Auge des Geistes sehen als mit Worten deutlich beschreiben läßt. Immerhin läßt sich schon einiges über den diese aufgelöste Großstadt beherrschenden Baustil sagen, weil er in gewissen Architekturerscheinungen unserer Zeit leise bereits vorgebildet wird. Es muß freilich betont werden, daß, wenn vom Baustil der Zukunft gesprochen wird, nicht eo ipso von der Kunstleistung gesprochen wird. Jede Kunstleistung setzt das Talent voraus und hat mit dem Stil nur mittelbar zu tun; von den Talenten der Zukunft aber können wir naturgemäß nichts wissen. Wir können nur hoffen, daß sie da sein werden, wenn sie gebraucht werden, und zu verstehen suchen, welche Voraussetzungen technischer, wirtschaftlicher und kultureller Art für den Baustil der Zukunft gelten werden.

Unerläßlich scheint es zu sein, daß der Baustil der zukünftigen Großstädte europäischen Charakter hat. Unbeschadet der nationalen Nuancen, die sich von selbst überall erhalten und durchsetzen werden. Paradox möchte man sagen: Zollunion hat stets eine Stilunion im Gefolge. Es gibt ja allerdings auch jetzt schon einen großstädtischen Baustil von europäischer, von abendländischer Ausbreitung; das ist der sogenannte polytechnische Stil, der Stil der Ecole des Beaux Arts und des Berliner Polytechnikums. Etwas ganz anderes als dieser rein akademische Stil wird aber der der künftigen Großstadt sein, weil er den überall verwandten Bedürfnissen, den überall ähnlichen Materialien und der gleichen Konstruktionsform entspringen wird. Der Stileklektizismus wird darin überwunden sein.

Digitized by Google

Als ausgemacht kann es gelten, daß der Bau von Häusern in einem weit höheren Maße als es schon der Fall ist, industrialisiert werden wird, das heißt: die Teile werden fabrikationsmäßig hergestellt und auf dem Bauplatz zusammengefügt werden. Aus dem Bauhandwerker wird so ein Monteur. Diese Arbeitsweise bedingt, daß in einem noch ungeahnten Maße Gebrauch gemacht wird von dem Hilfsmittel des Typisierens und Normalisierens. Es wird die individualistische Bauweise, die aus jedem Haus etwas Besonderes machen will, keinen Boden mehr haben. Häuser werden in Massen, in Blocks, in großen einheitlichen Verbänden hergestellt werden, und sie werden einander sehr ähnlich oder gar gleich sein. Das künstlerisch Wichtige wird sein, daß die relativ wenigen Typen, wonach in dieser Weise industriell gearbeitet wird, Ergebnisse sorgfältiger Auslese sind, daß sie sowohl mustergültig sind von seiten des Gefühls für Form und Verhältnis, wie auch von seiten des Materials und der Arbeitssolidität.

Die Bauweise in der Großstadt der Zukunft wird, wo es sich um Großbau handelt, von der Konstruktion ausgehen. Das erste und wichtigste wird das Gerüst sein. Die Wand wird nicht mehr die alte Funktion haben, zu tragen, sie wird vielmehr von den Gerüstteilen umfaßt, sie wird wie in einem Rahmen getragen, sie wird mehr wie eine das Gerüst überziehende und umkleidende Hülle sein. Darum wird die Wand auch der Materialphantasie einen weiteren Spielraum lassen. Den Charakter der Architektur wird weitgehend die Konstruktion bestimmen, sei es nun ein Eisengerüst, seien es Pfeiler und Gewölbegurte aus Beton, oder seien es neuartige, mächtige Spannweiten beherrschende Holzkonstruktionen. Die Phantasie, die Häuser baut, wird halb ingenieurhaft, sie wird die Phantasie unserer Schiffsbaumeister, unserer Auto- und Flugzeugkonstrukteure verwandt sein.

Auf der anderen Seite wird die Auflockerung der Großstadt eine gewisse Zurückkehr zum Flachbau begünstigen und den Einfluß des Kleinbaues auf die Stilbildung befestigen. Auch die intime Bauweise wird Entscheidendes gewinnen. Nicht nur die Architekten moderner Fabriken und Geschäftshäuser haben eine Vorempfindung von der Großstadt der Zukunft, in der von Tradition mehr getragenen Arbeitsweise der Erbauer von Siedlungshäusern ist sie nicht minder.

Aus diesen Voraussetzungen der weiten Verbreitung, der verwandten Bedürfnisse, der Normalisierung, Typisierung, Industrialisierung, der Betonung alles Konstruktivistischen, wird sich ein neuer Stil der Baukunst ableiten lassen, ein Stil, der mit den historischen Stilen äußerlich wenig zu

Digitized by Google

tun hat, der auch dadurch charakteristisch ist, daß er vorläufig auf jede Art von Ornament, von dekorativem Zierat verzichtet und die Form rein aus der Funktion zu gewinnen trachtet, der aber eben um seiner Selbständigkeit willen die lebendige Tradition haben wird. Vorläufig bewegt sich der neue Stil ja noch sehr im Abstrakten, im Absonderlichen, Absichtsvollen und zugleich Schematischen; das wird aber anders werden, wenn erst Aufgaben der Lösung harren, wie sie nur die künftige Großstadt darbieten kann.

In allen Ländern kommen die Architekten, wenn auch mit nationalen Nuancen, auf geradlinige, unromantische, harte, konzessionslose nackte Formen, auf Formen, die sich gut normalisieren, massenhaft herstellen und bequem montieren lassen, auf Funktionsformen sozusagen, die ihre dekorativen Entfaltungsmöglichkeiten noch streng verschlossen in sich tragen, die bildend sein wollen, ehe sie schön sind und die sich doch irgendwie, ohne daß danach absichtsvoll gesucht würde, traditionell der Vergangenheit einst werden verbinden lassen. In allen Ländern fast ist ein junges Architektengeschlecht an der Arbeit, und es ist wahrscheinlich, daß aus seinen Reihen eines Tages auch bedeutende Begabungen hervorgehen werden.

Wenn wir uns Großstädte ausmalen, wie sie flüchtig hier umschrieben worden sind, so wird sich mancher mit dem Zukunftsbild nicht leicht befreunden können. Vieles wird geradezu abstoßen. Aber darauf kommt es nicht an. Die weiterschreitende Geschichte kümmert sich herzlich wenig um unsere Sympathie oder Antipathie, sie folgt einer Kausalität, einerlei, ob sie uns damit optimistisch oder pessimistisch stimmt. Wir haben uns den harten Tatsachen anzupassen und damit fertig zu werden. Doch soll damit nicht gesagt sein, daß die Entwicklung der Großstadt etwas vom Menschen Unabhängiges ist. Schließlich ist die Großstadt kein Naturprodukt, sondern ein Gebilde des Menschen selbst. Das heißt, die Großstadt der Zukunft wird schließlich nur das Ergebnis unseres eigenen Willens sein. Noch mehr: sie wird das heimliche Ideal der europäischen, der abendländischen Menschheit verkörpern. Es wäre falsch, den großen Gestaltwandel in aller Geschichte nur rationell zu sehen. Hinter ihm steht immer der ganze Mensch, steht ein Kollektividealismus. Sieht man's in großen Zügen, so läßt sich sagen: das Ideal des mittelalterlichen Menschen, ja noch des Barockmenschen erscheint verkörpert in der geschlossen in sich ruhenden, in die Höhe strebenden, alles Materielle und Geistige streng zusammenfassenden, von Mauern und Wällen umgrenzten Stadt, in der Stadtwirtschaft, die alles nur auf sich selbst bezieht. Die Folgezeit hat ein anderes Ideal ent-

Digitized by Google

wickelt. Sie hat die festen Grenzen gesprengt, hat die Stadt grenzenlos erweitert und hat, um eine Terminologie Heinrich Tessenows zu benutzen, die Straße zum Ideal erhoben – die Straße, die irgendwohin in die Ferne führt, die aus der Stadt heraus durchs Land und durch die Länder läuft, die Poststraße, Landstraße, Wasserstraße, in der Folge die Eisenbahnstraße, Autostraße, Luftstraße und Überseestraße – die Straße, die ein Symbol alles dessen ist, was der moderne Mensch mit Hochgenuß Entwicklung nennt, ein Gleichnis der unaufhörlichen Bewegung und der Freude an der Beweglichkeit. Dieses Straßenideal hat das Stadtideal vernichtet. Die Straße hat die Stadt überwunden. Aber auch die Freude an der Straße, an der ziellosen Bewegung ist im Abnehmen. Ihr stellt sich ein Wille nach neuer Geschlossenheit entgegen. Oder anders ausgedrückt: der Mensch besinnt sich auf sich selbst, er will wieder Ruhepunkte haben; es naht eine Zeit, wo dem Drang ins Weite ein anderer Drang zum Beharren zur Seite tritt. Das alte Stadtideal und das Ideal der Straße soll verschmolzen werden in Großstädten, die sozusagen Stadt und Straße sind, zugleich weit ausgebreitet und eng zusammengeschlossen, zugleich weltbürgerlich und gemeindehaft intim, zugleich Großstadt und Kleinstadt, und in einem Stadt und Land. Eine neue Jugend, die zugleich das Städtische und das Ländliche erstrebt, will die ganze deutsche, die ganze europäische Erde als freien Siedlungsraum. Und da sie es will, so wird sie den Willen durchsetzen. Ringsumher lebt ein junges Geschlecht auf von nüchtern die Wirklichkeit sehenden Idealisten, das mit Leidenschaft eine neue Vorstellung vom Leben verwirklichen will. Das Gehäuse dieser schicksalhaft anmutenden Vorstellung wird die Großstadt der Zukunft sein.

JOSEPH CONRAD

von

W. E. SÜSKIND

Über diesen großen Dichter (dessen Hauptwerke jetzt bei S. Fischer, Berlin, deutsch erscheinen) schreiben, das bedeutet: die Stellung eines Menschen zwischen den Rassen überdenken, Begriffe wie „nationale Kunst" und „Heimat des Künstlers" vor sich aufsteigen lassen, Wurzeln bloßlegen,

Digitized by Google

alte und neugewachsene, und bei alledem doch das Werk mit Liebe im Sinn behalten, das vielfarben und einmalig über dem Erdreich blüht.

Dies ist das Phänomen: Joseph Conrad Korzeniowski, 1857 irgendwo tief in Polen geboren, hat plötzlich, als Knabe, fünfzehnjährig, mit einer störrischen und zauberhaften Bestimmtheit – so als hätte ihn ein Ruf erreicht, weggenommen, ganz verwandelt – den Wunsch, Seemann zu werden, Seemann auf einem englischen Schiff. Es ist tief in Polen, nirgends tönt auch nur ein letzter Hauch des Ozeans, das Meer ist nirgends ferner und unwahrscheinlicher als hier. Die Familie weiß nichts von der See; sie hat dichterische Tradition, sie ist als revolutionär suspekt, sie hat zum kriegerischsten Erinnerungen an Napoleon und den russischen Feldzug. Aber der Junge, als läge nichts näher, will Seemann werden, Seemann auf einem englischen Schiff.

Joseph Conrad Korzeniowski kommt 1874 nach Marseille. Das ist eine vielsprachige Stadt, erfüllt von der Stimme der See, erfüllt von dem intriganten Wirrwarr eines unrechtmäßigen Hauptquartiers – die Karlisten sammeln sich hier, verdächtig, gemischt, Aristokraten und Hochstapler. Der Siebzehnjährige geht mit ihnen um, nicht minder mit den Lotsen und Fischern aus dem Hafen, mit Spaniern und Franzosen vornehmlich. Aber das erste Schiff, das er einholen helfen darf, ist ein englischer Dampfer.

Joseph Conrad Korzeniowski wird Seemann auf einem englischen Schiff. Er befährt östliche Meere, kehrt zwischendrein in die Heimat zurück, in die Berufsheimat, nach London, um ein erstes, ein zweites, ein drittes Schiffsexamen zu bestehen, und geht dann wieder aufs Meer. In seiner Existenz ist nicht die geringste literarische Absicht oder Notwendigkeit; er dient nur seiner Pflicht. Er ist der einzige Pole in der englischen Marine, und Glied dieses einzigartigen Körpers England zu sein, scheint ihm genug, scheint ihm schon letzte Erfüllung jener Berufung, die ihn als Kind überkam.

Sie fahren einen östlichen Fluß hinauf, in Borneo wohl, abseits von den üblichen Routen. Dort trifft er Almayer. Dort wird Joseph Conrad Korzeniowski Joseph Conrad. Almayer ist ein Weißer, ein gänzlich mißglückter Unternehmer, verheiratet mit einer Farbigen, überwachsen rings vom Urwald und von den Eingeborenen, ein Gefangener des östlichen Stroms. Er ist ein äußerster Vorposten, zermürbt, unterhöhlt, er ist der einsamste Weiße. Man bringt ihm Briefe, man lädt ihn an Bord, man ißt bei ihm. Dann fährt man ab, und der Osten verschlingt ihn.

Digitized by Google

Anfang der neunziger Jahre kommt Joseph Conrad zurück, in die Berufsheimat, nach England. Er hat einige zwanzig Jahre das Meer befahren, er trägt sein Antlitz in sich und die Erinnerung an Stürme, an Schiffe, an Besatzungen. Ein Manuskript hat er im Kasten, langwierig zustandegekommen, unvollständig, schon ganz eingeblaßt – es ist die erste Hälfte von „Almayer's Folly".

Der Pole Joseph Conrad, der englische Seemann, schreibt einen Roman? Nein, denn er weiß nichts von Literatur. Nein, denn er schreibt behindert in einer Sprache, die nur beruflich die seine ist. Für ihn ist sie Sprache der See, der Pflicht, der täglichen Scherze und Gefahren, nicht ein Degen des Dichters. Er schreibt in seiner Koje aus Pflicht, er tut erzählend einen Dienst, der ihm nicht vorgeschrieben ist, den er aber von sich verlangt fühlt, er weiß nicht wie. „In aller Ehrlichkeit kann ich sagen: es ist ein Gefühl, der Pietät verwandt, das mich treibt, fernen Dingen und entschwundenen Menschen ein Gedenken zu bereiten." Mit diesen Worten erklärt er uns sein Manuskript. Er schreibt aus Pietät, aus Frömmigkeit, auf daß Almayer, den der Osten verschlingt, als ein Held vor unsern Augen mit dem Osten streite, auf daß die Welt von ihren verirrten Kindern höre – darum schreibt Joseph Conrad.

Nahezu vierzig Jahre alt, läßt Joseph Conrad „Almayer's Folly" erscheinen, „eine Erzählung von einem östlichen Fluß". Und mit einem Male sieht er sich damit jenseits einer Mauer. Er geht nicht wieder zur See, er bleibt in England, er tritt – es gibt kein anderes Wort – in Dienst und Bemannung der englischen Literatur über. Es ist ein Berufswechsel ohne alles Pathos, glatt und sachlich, so extrem er scheint. Als ob Dienst in der englischen Literatur nur ein höherer Grad wäre des Dienstes in der englischen Marine, so vollzieht Joseph Conrad diesen Übergang: „Jetzt bin ich genötigt, Band auf Band zu schreiben, genau wie ich früher in See ging Fahrt für Fahrt", sagt er.

Man versteht, in all dem ist pfeilgerade eine Linie, deren Ziel mit Worten heißt: Dienst an England. Das Wunder bleibt der erste Ruf, der an den polnischen Knaben ergangen ist, späterhin aber möchte es kaum mehr verblüffen, Joseph Conrad weitere Metamorphosen seines dienenden Wesens durchmachen zu sehen; ein englischer Historiker Conrad wäre keine erzwungene Vorstellung. Doch ist er bei der Literatur geblieben, bei dieser verzweifelten und verräterischen Form der Pflichterfüllung. Er war unter den anerkanntesten Romandichtern Englands, als er starb (im August

Digitized by Google

1924), und er ist, der Slawe, heute schon geliebt von den westlichen Ländern, in Kürze notwendig bestimmt für uns Verspätete, großartig überlassen der wettstreitenden Liebe Europas.

Joseph Conrad hat geleugnet, daß nur ein Zufall ihn zum englischen, nicht etwa zum französischen Romandichter gemacht habe. Er hat gleichermaßen fast gereizt dagegen protestiert, daß man ihn als einen östlichen Geist erklären wollte. Phrasen, sagt er, seien es, wenn man ihn „den Sproß der Revolutionärsfamilie" nenne und aus Umständen der Geburt, der Landschaft seine Eigenart herleiten wolle. Aus seiner Leistung, wie sie dalag, wünschte er erkannt zu werden: nämlich als ein Schilderer des Meeres, der fernen Länder, der Abenteuer, der Pflichterfüllung, als ein Schilderer englischer Bezirke kurzum. Mit einer ins Nationalistische gehenden Bestimmtheit und Priesterlichkeit verkündet er, wie englische Seeleute Dienst tun, wie England ist: „... it was something in them, something inborn and subtle and everlasting. There was a completeness in it, something solid like a principle, and masterful like an instinct ..."

So kann nur einer schreiben, der von der Wahlheimat bis ins Innerste angesaugt ist, der sich ihr aufgibt und auch ihren verborgenen Herzschlag vernimmt zum Lohn, ganz aufgelöst in ihrem Wesen. Aber so sicher dies ist, so deutlich spricht anderes dagegen und verweist Conrad zurück, an die Grenze, zu den Eindringlingen, zu den irrenden Vaterlandslosen. John Galsworthy, ihm befreundet, hat sagen können, er habe keine einzige im wesentlichsten englische Gestalt gegeben, und spricht man mit Engländern von Conrads Verdienst, so kommt über kurz oder lang ein gewisses Unbehagen bei ihnen zutage. Conrad, gewiß, er schreibe einen ausgezeichneten Stil, aber irgendwo gehe er zu weit, er breite jeden innerlichen Vorgang so unbarmherzig aus.

Da wird also ein verstörender Psychologismus getadelt, für den Engländer ein Einwand von eigenem Gewichte. Conrad ist, da er nicht im Lande bleibt und sich redlich vom englischen Mittelstandsleben nährt, ein Verfasser von Abenteuerbüchern – das vorliegende Schema zwingt, ihn so einzureihen. Als „Seedichter" aber hätte er nach englischem Geschmack gut getan, sich der Erzählertradition der Stevenson und Kipling einzufügen und ein anderer fabulierender Barde des englischen Weltreichs zu sein.

Das aber ist er nicht gewesen, trotz aller Liebe zu diesem Land. Ihn verband mit England eine sachlich erwachsene Liebschaft, die Faszination

Digitized by Google

des Ausländers aus schwachem Stamm, und er fand sich objektive Gründe für seine Zuneigung, er rechtfertigte seinen Dienst an der neuen Heimstatt, indem er ihre großartigen Inhalte schön beobachtete und formulierte. Aber ihm fehlte, ihm mußte fehlen die Liebe des Zugehörigen, des Eingeborenen, eine Liebe, die viel billiger erworben ist, viel weniger fasziniert, sondern von Natur sentimental oder hochmütig. Notwendig nationalistisch, kann sie allein universale Geltung für das eigene Volk beanspruchen. Während Conrads, des Ausländers Liebe England da heimatlich vor sich sieht, wo es sachlich und treu seine Pflicht erfüllt, erschaut jene, die eingeborne Liebe, England überall als Herrscherin, wo ein Engländer ist. Nicht schöner ist das auszusprechen als in Englands berühmtestem und echtestem Kriegsgedicht, in Rupert Brookes schönen Worten:

„If I should die think only this of me
That there's some corner in a foreign field,
That is for ever England . . ."

Joseph Conrad hat sich dagegen verwahrt, seine literarische Eigenart geographisch erklären zu lassen. Aber seine Beurteilung in England zwingt, an seine Herkunft zu denken und ihn zu der Schar der geographisch und national geplagten und verzwiespältigten Dichter zu stoßen. Er gehört ihnen zu, wenn er auch nicht wie Heine oder Bang zynisch und trostlos aus seiner Mitgift den Inhalt seiner Kunst gemacht hat. Man hört aber, daß er 1914 in Polen war, um Familienurkunden aufzustöbern, und daß er kurz vor seinem Tode verlangt habe, Polen wiederzusehen. Sind das nicht tastende Schritte des Verirrten aus der neuen, nicht völlig umfaßten Heimat zurück in die alte, verlorene? Sind es nicht die schamhaften konkreten Bemühungen, einen eigenen Boden zu finden, so rührend in ihrer schamhaften Verspätung, weil ja das abstrakte Bemühen, die Dichtung, in deutlicher Verheimlichung nichts anderes gewesen war als dasselbe Suchen? –

Freilich wird man fürs erste vergeblich nach tieferen autobiographischen Zügen in Conrads Romanen suchen. In der Verwertung des eigenen Lebenslaufs macht er sorgsam halt vor allem, was über Äußerlichkeiten, Ortsangaben, was über Land, Wasser und Wind hinausgeht. Dies Äußerliche freilich kehrt wieder: der erlebte Schiffsbrand, die östlichen Meere, der Kongo, der wispernde und schwelende Karlistenaufstand. Aber sowie er einmal anhebt, einen Roman in Rußland spielen zu lassen (Under Western

Digitized by Google

Eyes), enthält er sich ängstlich aller typisierenden Belebung des Wesens „Rußland", des Wesens „Slawentum" und verlegt vielmehr den Schauplatz sehr rasch nach dem Westen, zu den Emigranten in Genf. Er findet freilich Worte für die geistige Struktur des Anarchisten sowohl als des Autokraten, er führt freilich einen Parallelroman zu Raskolnikoff – darauf läuft die Gestalt des Helden deutlich hinaus – mit psychologischer Beschwernis bis zum Ende durch, aber das Ganze ist nur ein slawischer Spuk, kein echtes Werk des Joseph Conrad, englischen Seemanns, heimatlosen Dichters. Es ist ein Roman ganz ohne das Meer.

Denn Conrad ist allerdings ein „Seedichter", wie die abkürzende Formel ihn nennt. Wenige seiner Bücher, die nicht auf dem Meer spielten, fast keines, worin seine Stimme nicht zu vernehmen wäre. Ohne Zahl sind seine Bilder, seine Vergleiche, seine Beschwörungsworte, die dem Meere Namen geben. Er nennt es mit Namen in jedem Zustand, er hat Erfahrung mit den Mienen der Stürme, er kennt ihre grundverschiedenen Physiognomien, er zählt sie auf wie Kameraden von einst, er sagt nüchtern und wütend: „Ein anderer Sturm aber kehrt in meine Erinnerung stets als schweigender Mensch wieder." –

Das Meer, der Sturm ist also verpersönlicht; was will das heißen? „Der Gegner", sagt Conrad wohl einmal kurzerhand von ihm. Der Gegner, das leuchtet ein, der Gegner der Seeleute, das Abenteuer der Verwegenen ist das Meer. Es ist, seit langem und immer noch, die beste Umgebung für die Abenteuergeschichte. Aber Conrad, der keine bloßen „thrillers" schreibt, Conrad, dieser beschwerte Seedichter, hat ein tieferes, ein aufschlußgebendes Wort über das Meer: „... the sea that gives nothing, except hard knocks–and sometimes a chance to feel your strength ..." („Youth".)

„– – und manchmal eine Chance ..." – das ist ein mehrsinniges Wort. Der simple Abenteurer für seinen Teil freilich sieht im Meer nur die Chance und Arena, um loszulegen, zu raufen – aber für Conrads Helden bedeutet dieses Wort „Chance" mehr, alles bedeutet es für sie: „... the feeling that I could last for ever, outlast the sea, the earth, and all men ... the heat of life in the handful of dust, the glow in the heart that with every year grows dim ... and expires, too soon, too soon, before life itself."

In seinen schweren und schwungvollen Worten führt dieses Zitat in erhabene Bezirke, dahin wo skeptischer Weltglaube sich schmerzlich müht, Gottesglaube zu werden. Ein titanisches Gefühl, alle Zeit und alle Weiten überdauern zu können – so also erlebt man Conrads Chance, die Chance

Digitized by Google

Meer – wie aber sieht ihr Effekt aus, wohin öffnet sie den Zugang, weshalb ist sie das Beste, das Einzige für Conrads Helden?

Diese Frage zu beantworten, muß man sich der Gestalten erinnern, die im Mittelpunkte seiner Romane stehen. Seeleute sind das meistens, Menschen, eingeschlafen in einem öligen Gleichdienst, guten Willens vielleicht, heldenhaft in ihrer Phantasie, „mit einer Neigung zum Grandiosen", wie es von dem kümmerlichen Almayer heißt. Und dann kommt die Natur: der Sturm, das Feuer, die Überschwemmung, der wuchernde Urwald, und trägt diesen Verlorenen den ehernen Schlüssel zu, die erlösende Chance. Sie tun dann das Außerordentliche, sie handeln Griff für Griff richtig in der Gefahr, aber da handelt ihr Instinkt, ihre Schulung für sie – sie haben noch weiter zu gehen, wenn sie ihrer Chance gerecht werden wollen.

Es gibt eine Reihe von Aussprüchen bei Conrad, die darauf hinführen, an welchem Punkte unseres Wesens wir seiner Idee nach getroffen werden müssen, wenn die große Chance uns würdig erfindet. „Ich habe diesen Begriff des ‚Guten Dienstes' aus meiner ersten Existenz in meine zweite übernommen", sagt er und gibt der Pflichterfüllung eine qualitative Auszeichnung. „Die Welt ruht vornehmlich auf dem Gedanken der Treue", sagt er ein andermal und gibt der Frage ein moralisches Ansehen. An einer Stelle aber findet er das Wort, das ganz zutreffend ist, benennt er deutlich das Organ, das zu spielen hat, damit man lebt, das Organ, das auffahren muß, wenn die Chance ruft: das Gewissen.

Conrads Konzeption ist hier höchst eigenartig; sie erschöpft sich nicht in dem landläufigen Gegensatz gutes und schlechtes Gewissen, sie ist gänzlich entfernt von einer moralischen Aufzäumung des Gewissens, sie denkt nicht daran, es menschlich-ethischen Forderungen wie etwa der Pflichterfüllung als Kontrollorgan eben zur Seite zu setzen. Das Gewissen ist vielmehr das einzige Bindeglied des Menschen mit der Weltordnung, an deren Moralität er nicht glaubt, der einzige unerklärliche Halt, kraft dessen er nicht hinsinkt und vergeht, wenn Gott unmoralisch handelt, wenn die finstere Anfechtung kommt, die sinnlose Prüfung, die Chance. Das Gewissen, das ist, sehr bildlich gesprochen, das zum Himmel aufgeschlagene Auge, aber kein von Glauben und unentwegtem Vertrauen geblendetes Auge, sondern eins voll begeisterter Selbstbehauptung und Gleichmütigkeit, voll des stummen Ausrufs: „Ah, c'est pourquoi – wir leben ja!"

Um Conrads eigene Worte zu geben: „Ich bin", sagt er, „bei dem Verdacht angelangt, daß das Ziel der Schöpfung vielleicht ganz und gar nicht

Digitized by Google

moralisch ist . . . der Rest, das ist unsere Sache – Lachen, Tränen, Zärtlichkeit, Zorn, Heiterkeit eines gewappneten Herzens und die gelöste Neugier eines behenden Geistes – das ist unsere Sache! Und jene unverzagte Aufmerksamkeit, die sich selbst vergißt und sich einem lebendigen in unserm Gewissen gespiegelten Weltall weiht – sie ist vielleicht unsere wahre Aufgabe auf Erden. Eine Aufgabe wäre das, die uns mit nichts anderem verpflichtet als mit unserem Gewissen . . ." Und mit einem romantischen Wort gibt er eine Aufforderung, eine Verhaltungsmaßregel: „In the destructive element immerse", ins vernichtende Element immer einzutauchen.

Nichts anderes lehrt ein Blick auf Conrads Romane. Die unvergänglichsten Augenblicke darin sind es, wenn die zentralen Gestalten in ihrer Sucherschaft verraten werden und wenn in einem erfüllenden und erfüllten Augenblick der Ruf zum Gewissen, die Chance zu ihnen kommt. Da ist Lord Jim, der Tüchtige, aber ein unseliger Heimatloser dabei, weil er seine Chance, sein Gewissen – in läßlicher, in unschuldiger Weise – betrogen hat, entsühnt erst beim Bestehen seiner zweiten Prüfung, durch seinen unvermeidlichen Tod. Da ist, in Conrads machtvollster Erzählung „Typhoon", Kapitän MacWhirr, ein mittelmäßiger Beamter von einem Seemann, ein Dummkopf, ein kreuznüchterner Einfältiger. Er aber besteht die Prüfung, er ist ein Held. Denn es kommt der Taifun, es kommt heulend Himmel und Hölle, es rollt der Aufruhr im Innern des tanzenden Schiffs. Und es kommt der wundersame Augenblick, die völlig einzigartige und unzerstörbare Szene, wo MacWhirr während einer Pause im Sturm, den Tod hinter sich, den Tod sicher im Auge, allein in seiner Kabine sitzt. Da trocknet er sein Gesicht, da sitzt er allein im Dunkeln, da spricht er plötzlich laut zu sich: „I shouldn't like to lose her." – „Wär' mir leid, wenn sie mir unterginge", sagt er laut zu sich, der Nüchternste und Wortloseste von allen. Damit ist MacWhirr gerettet, damit lebt MacWhirr, in dieser einen Minute hat er „dem Gewissen" genügt, mögen die Seeleute tausendmal über ihn lachen: „Für so 'nen Trottel ist er noch sehr gut davongekommen."

Es ist in hohem Maße kennzeichnend, daß Conrads Romane, wenn sie auch nebenbei Romane des Meeres, „eines östlichen Flusses", eines Schiffs sind, immer durchaus die Geschichte eines Menschen erzählen, eines Helden oder vielmehr eines, der Held sein möchte – „an obscure conqueror of fame". Und es ist ebenso charakteristisch, daß die in England vielleicht

Digitized by Google

beliebteste Erzählung Conrads – „Youth" – einer solchen Mittelgestalt entbehrt und nur in einem etwas panbritischen Tone die Abenteuer eines Schiffs vorträgt. Die großen und kleinen „Helden" Conrads aber sind in der Tat ohne englisches Gesicht. Auch wenn sie englische Namen tragen, stehen sie ohne alle kennzeichnende Nationalität vor uns. Nun ist es schwer, mit grober Bestimmtheit zu behaupten, diese Gestalten seien Verkörperungen ihres Schöpfers, aber es bleibt auffallend, daß sie keine Heimat mit Namen auf der Stirn geschrieben tragen, genau wie er, und daß sie es sind, die in ihrer Geplagtheit, ihrem mühsamen geistigen Schritt-für-Schritt sein Werk, sein zum Ruhme Englands geschriebenes Werk verhindern, typisch englisch zu sein. Sie sind samt und sonders keine „ganzen Kerle", sondern problematische Helden – allesamt leben sie unter der Gefahr, in ihrem Wesen eine wurmstichige Stelle zu haben, „the soft spot", wie Conrad das mit einem knappen Wort nennt. Sie haben, so sehr sie Träger einer abenteuerlichen Geschichte sind, die Eigenschaft, die dem tüchtigen Abenteuerhelden vor allem fehlt: sie besinnen sich über ihren Charakter. Conrad rechtfertigt das theoretisch, wenn er vom Beruf des Romanciers sagt, die Imagination, nicht die Invention müsse Meisterin seiner Kunst sein (man behält diese Fremdwörter hier am besten bei). Das heißt ganz kontinental gesprochen, und es macht jene Gestalten in der Tat denkbar unenglisch, obwohl Conrad alles mögliche tut, um die Imagination nicht in ihrer Brust vor sich gehen zu lassen, indem er – in einer abenteuerlich verwickelten Technik, in zwei- und dreifach verschlungener Rede – irgendwelchen Nebenpersonen die Erzählung anvertraut.

Aus alledem spricht immer wieder jene Unsicherheit und Heimatlosigkeit seiner Gestalten, die mit seiner eigenen Stellung in Zusammenhang zu bringen naheliegt. Und wer einmal zweifeln muß, ob Joseph Conrad sich in das Land seiner Wahl ganz hineingelebt hat, der wird auch bei seinen Figuren das Sehnen nach einer Heimat vernehmen, ja er wird sie tastend einen seltsamen und abseitigen Weg zu einer neuen gemeinsamen Heimstätte einschlagen sehen: Rasumoff in „Under Western Eyes", vereinsamt und innerlich geächtet, denkt an Rußland zurück, und „to be understood, appeared extremely fascinating". Wo aber ist das Land des faszinierenden Verstanden-Werdens? Joseph Conrad, zwischen den Rassen, kann kein einzelnes Volk antwortend bei Namen nennen. Aber er sagt von seiner friedlosesten Gestalt, von Lord Jim, mit einem unsicheren und dunkeln Wort: „Er ist einer von uns." –

Digitized by Google

Wer ist das, „wir?" Wo ist diese Gemeinschaft, die wenigstens etwas wie Heimat sein kann? Je nach Geschmack kann man antworten: bei den guten Menschen, bei den Lebendigen, bei den Gewissenhaften, beim guten Europa. Conrad aber als Dichter muß für diese nicht näher zu umschreibende Gemeinschaft einen Namen, ein Symbol, eine Abkürzung haben, und er findet das, wenn man sich vom Eindruck seiner exotischen Romane leiten lassen darf, er findet das bei den vereinsamten Vorposteneuropäern, bei den Weißen auf einer östlichen See, inmitten eines unfaßlich fremden Volks. Ein neuer, vielleicht in Zukunft nur zu wichtiger Typus ist da angedeutet: der koloniale Mensch. Ihn, für den nationale Unterschiede zurücktreten, ihn, auf dessen Bühne „Europa gleichsam wieder jung wird" (so hat man unlängst die Bedeutung der Kolonien verdeutlicht), ihn wählt mit Leidenschaft zu seinem Helden der Dichter, der vaterlandslos bleibt in Europa. Lord Jim ist sein Held, der Europäer, der ein unbeschreiblich fernes Eingeborenenländchen beherrscht, kraft seiner Ideen, „die er seiner Rasse nach innehatte", kraft seiner gewaltigen und verfluchten Eigenschaft, sich zu erinnern. Kaspar Almayer noch ist Conrads Held, der gebrochene, verkommene Europäer, der doch immer den einen Traum hat, ein Rentnerhäuschen in Holland zu besitzen, und der mit schwermütiger Prahlerei seine Gänse vorführt, „die einzigen Gänse der östlichen Küste".

Den Begriff der Chance, des glücklichen, aber auch schrecklich verpaßbaren Zufalls, hat Conrad einmal in den Titel eines Romans aufgenommen, in dem Buche, das in der deutschen Übersetzung den Namen „Spiel des Zufalls" trägt. Dieser Roman müßte in jeder Conrad-Ausgabe an einer auffälligen Stelle stehen, am Anfang oder zusammenfassend am Schluß. Nicht seines Umfangs wegen und auch nicht deshalb, weil er in England Conrads Ruhm entschieden zu haben scheint. Er ist aber vielleicht dasjenige seiner Bücher, in dem des Autors Eigentümlichkeit am deutlichsten ans Licht tritt, in dem seine Technik am vernehmlichsten spielt und in ihrem verschränkten, beinahe maschinenhaften Ineinandergreifen zu beobachten ist. Indem er erzählt – durch die verschiedensten Mittelsmänner, wie gewöhnlich – beichtet er, worauf es ihm ankommt, wie er eine Geschichte anzupacken liebt, in welcher Weise er inmitten des Zufallsspiels einen Leitfaden, ein Interesse, eine Liebschaft plötzlich zu fassen kriegt und weiterverfolgt bis zum Schluß, der dann Tod

Digitized by Google

heißen mag oder Lebensgefahr oder Meeresstille und glückliche Fahrt oder wie auch immer. „Jede Situation", sagt er (aber er verrät es erst zwanzig Seiten vor dem Schluß) „hat ihr eigenes psychologisches Moment", und mit diesem banal klingenden Satz, der aber in einem Roman steht, taucht plötzlich das Gesicht eines Denkers, ja beinahe eines Wissenschaftlers Conrad hinter dem des Erzählers Conrad auf. Er enthüllt, worauf das Geheimnis der typisch Conradschen Erzählkunst eigentlich beruht, ihre Stimmung, um das törichte Wort zu gebrauchen, ihre Luft, ihr zwischen zwei Fingern zu greifendes, mit Namen aber kaum zu benennendes, hauchdünnes und doch so substanzielles Gewebe. Er nennt es mit Namen, und es klingt einleuchtend wie vom Himmel gefallen und wunderbar modern: Psychologie der Situationen. Jawohl, Psycholog der Situationen ist Conrad im Grund und in der Tiefe, wenn man erst einmal die betörende, die „atemraubende" Macht und Kraft seines Erzählens genossen und durchwandert hat wie einen dicken, dicken Wald.

Muß man noch deutlicher werden und Beispiele geben? Da ist die Erklärung der verwickelten Conradschen Technik: die Situationen, die Nachbarschaften und Umgebungen (zeitlich wie räumlich) eines Helden werden aufgezeichnet und durchdacht, einmal von Herrn Powell, einmal von Herrn Marlow, einmal von einem Dritten (denn die Helden, wie gesagt, reflektieren ja nicht selbst, die verschlossenen, die harthölzernen Helden des Joseph Conrad). Das gibt eine Reihe von Situationsbildern, die kreuz und quer stehen, nichts miteinander zu tun zu haben scheinen – wer, fragt man sich erstaunt, kann diesen Wirrwarr noch zusammenpassen? Darunter aber fließt oder züngelt oder schwelt oder rauscht immer die Chance, das Leben, die Naturkraft: das Meer zum wichtigsten Beispiel oder die Interessen und „überspannten, guten Absichten" der Menschen (ja, so höhnt Conrad!) oder der wortlose Einfluß einer Frau, von dem es in dem Buche heißt, daß er „eine verborgene, geheimnisvolle Tatkraft in sich schließt, der nicht ganz zu trauen ist, wie anderen Naturkräften auch". Diese Naturkraft braucht nur hereinzubrechen, und schon fügen sich die Situationen von vorher sinnreich ineinander und zielen mit tausend Fingern auf den schnellen, meist jagend und wunderbar anschaulich geschriebenen Schluß: daß Almayer untergeht, daß Kapitän MacWhirr ein Held ist, daß – um bei „Spiel des Zufalls" zu bleiben – Flora de Barral, das verschlossenste, liebearmste Geschöpf aufgeht wie eine endlich getränkte Jerichorose und hineinfährt in Liebe und Umarmung und glückliche Fahrt auf dem stillen Meer.

Digitized by Google

Dieser in vieler Hinsicht aufschlußreichste Roman Conrads wird mit als erster dem deutschen Publikum anvertraut werden. Von allem Anfang an wird er es zu gewinnen suchen und hoffentlich auch zu gewinnen wissen für Joseph Conrads heimlichkeitenreiche, geschichtete Situationentechnik wie für sein wahrhaft mitreißendes Erzählenkönnen: vom großen und starren Finanzmann de Barral, wie er seine Tochter liebt und beinahe ruiniert, wie er eigensinnig und alt über Deck schlurft, wie er knochig hinter einem Vorhang steht und einem andern Gift reicht und es selber nimmt und zusammenbricht, „als wäre er ganz weich geworden, so wie ein Stück Seide niedersinkt".

„Spiel des Zufalls" hat das Meer nur teilweise, freilich in seinem letzten, entscheidenden Teil, zum Ort der Handlung. Es ist ja überhaupt kein Roman der Geschehnisse, sondern einer der Vorbereitungen, der Rechenschaft und der Analyse. Durch einen guten Zufall aber oder dank bedachtsamer Absicht werden die Bände, die gleichzeitig Joseph Conrad in Deutschland bekanntmachen sollen, von vornherein des Dichters Werk in ziemlich vollständiger Weise andeuten und umfassen. „Almayers Traum", von dem hier viel die Rede war, die „Geschichte eines östlichen Flusses", zeigt den Conrad, der Landschaften erlebt, der eine malaiische Insel- und Flußwelt vermenschlicht, verfeindlicht, den geographisch-ethnologischen Conrad, den geo-sozialen Dichter, wenn das Mischwort erlaubt ist. Denn wann und wo vor ihm wäre das geschildert worden: daß die Tropen den Weißen erdrosseln, daß die Eingeborenen ihn gespenstisch zerreiben, daß der tropische Fluß ihn ertränkt?

Es erschien gleichzeitig „Die Schattenlinie", mit einem Vorwort von Jakob Wassermann – eine Beichte, wie der Untertitel lautet. Eine jener bezaubernden kurzen Seegeschichten, darin von nichts Schwierigerem die Rede ist, als von einem Kommando für einen jungen Seemann und von wochenlangem Stilliegen in einer Flaute im Golf von Siam und von wütender, fieberischer Pflichterfüllung ein paar Wochen lang. Fieberisch sei dieser Schiffsdienst? O ja: denn es kann geschehen, daß der frühere Kapitän zu spuken anfängt, der ein Seemann von der perversen Sorte war, ein Fliegender Holländer, ein Selbstsüchtiger, einer mit dem „weichen Fleck". Und nachts kann einem die Idee kommen, „daß, wenn es ein unsichtbares Ohr gäbe, das auf das Geflüster der Erde lauscht, dieses Schiff der lautloseste Fleck darauf wäre . . ." Solches Fieber geht um, solche Gespensterei – und wer hätte das so geschildert vor Joseph Conrad?

Digitized by Google

Der Novellenband „Jugend" behandelt ähnliche Dinge: das erste Erleben des Meeres – man wird Conrads wundervolle Worte über die „Chance" in der Haupterzählung des Bandes nachlesen können.

Gleichzeitig ist erschienen „Der Geheimagent", mit einer Einleitung von Thomas Mann, gleichsam als Beispiel der Bücher von Conrad, die sich des Meeres mit Gewalt enthalten und den Landratten einen Blick gönnen. Und siehe da: ein Detektivroman kommt zutage, ein wenig ironisch im Vortrag, wie die Engländer schreiben, aber so voll Düsterkeit der Bilder, voll Weitsinn und Vorwurfslosigkeit der Gesinnung wie sonst nur die großen russischen Geschichten. Man läßt Bomben springen, denn es sind Anarchistensleute im Spiel – niemand weiß aber recht warum. Menschliche Niedrigkeit oder vielmehr menschliche Lauwärme dampft häßlich, und dann erwacht in einer stillen, verstaubten Frau „was von ihren unbekannten, niedrigen Vorfahren her in ihr lebte", und es geschieht ein Mord. Aber allen ist verziehen zum Schluß, und es war ein Roman, eine ungeheuer erzählte und in starke Bilder hineingepreßte Fiktion.

Nun aber, da den Wurzeln nachgespürt ist, bleibt so vieles versäumt und unbemerkt von dem Werk, dem vielfarben blühenden Werk. Da ist die Fabel dieser Romane, etwas langwierig oft und erschütternd dann durch dareinbrechende Bilder von größter Macht. Da ist dies weithinzüngelnde bezaubernde Spiel der Imagination über der Invention. Da ist Conrads Stil, auffallend beim ersten Anblick, ein neu gebogenes Englisch, von gleichsam kontinentaler Einschienung, dabei aber voller Stärke und Überredung. Da ist Conrads Meisterschaft: inmitten seiner tausendfältig ausgestreuten, betörend ineinander verwirkten Schilderungen plötzlich hart ein bleibendes, festes Wort stehen zu lassen, wenn er etwa von einer Frau sagt: „She was of all time." Denn auch Frauen stehen groß unter seinen Gestalten, gering an der Zahl freilich und ins Feierliche sehr erhöht, als gierigste Hexen und Gegnerinnen (wie Almayers Frauen) oder als Kameraden von verschleierter Heldischkeit.

Aber man tut wohl besser, ohne ferneres Besinnen auf das Werk zu deuten, das Werk eines Dichters von Gewissen, und von Joseph Conrad zu sagen, was er selbst einmal in anderem Zusammenhang gefordert hat: „... begabt mit einer Stimme, um ein wahrhaftes Zeugnis abzulegen für alles sichtbare Wunder, für den Schrecken ringsum, für die unendliche Leidenschaft und die Heiterkeit ohne Grenzen ..."

Digitized by Google

POLITISCHE CHRONIK

von

SAMUEL SAENGER

I

Das fälschlich international genannte Eisenkartell zwischen Deutschland, Frankreich, Belgien und Luxemburg hat Gedanken flügge gemacht, die den europäischen Zollbund zum Gegenstand haben und von unermeßlichen politischen Konsequenzen begleitet sein müssen, wenn sie sich verwirklichen lassen. Wie die Idee des Völkerbunds, zum Ende geführt, eine Einschränkung der einzelstaatlichen Souveränität zur Folge haben muß, weil ja der Zwang, sich unter schiedsgerichtliche Entscheidung zu ducken, das nationale Gottesbewußtsein aufhebt: so muß die Vervielfältigung solcher internationaler Produktionskartelle über die politischen Grenzen hinweg schließlich jede Spur nationalwirtschaftlicher Autokratie verwischen und den Handelsvertragsschacher, nach einer Periode des Übergangs und der Anpassungen, in die Rumpelkammer werfen. Es ist nun spaßhaft, zu sehen, wie die wütendsten Wirtschaftsnationalisten von gestern, die Industriemagnaten, die mit einer patriotisch eingeseiften Kombination von Zollschraube nach innen und Dumping nach außen auch die große Politik mitbestimmten, Internationalisten werden und die Reize des Freihandels, als Voraussetzung einer erfolgreichen Rationalisierung der Produktion, aufdecken. Eine uferlose Diskussion ist entfacht, auf Kongressen und Verbandstagungen wird heftig gestritten, aber der Wille zur europäischen Solidarisierung scheint täglich zu erstarken, und die unter dem Patronat des Genfer Bundes vorbereitete große Wirtschaftskonferenz wird Europa unter dem Gesichtspunkt der ökonomischen Einheit betrachten. Hoffentlich wird diese Utopie von heute die Realität von übermorgen, zunächst aber steht die riesengroße Gefahr vor der Tür: daß die sich bildenden intereuropäischen Trusts Monopolisten der Preise, der Löhne, der Verbraucher werden. Ein industrielles Herrentum von bisher ungekannter Wucht entfaltet sich. Bleibt das Interesse an neuer, durch die verflossene Periode gigantischer Wertzerstörung angeregter Kapitalbildung ohne Gegengewicht von seiten des Arbeitsvolkes und der besitzlosen Mittelklassen, erliegt der Staat dem Druck der international geeinten Monopolisten, verteidigt er nicht mit äußerster Wachsamkeit die Gebote der Menschenökonomie, die das abgemagerte europäische Kapital als Last

Digitized by Google

empfindet und nach Möglichkeit abzuschütteln sucht: so ist die hundertjährige Ausgleichsarbeit zwischen den Trägern des Produktionsprozesses umsonst gewesen und die Aussichten auf Erhaltung des sozialen Friedens sinken unter Null. Glücklicherweise scheint diese Einsicht unter deutschen Industriekapitänen lebendig; die Rede Silverbergs auf ihrer Dresdner Tagung erlaubt diesen Schluß. Loucheur in Frankreich – der in seinem Lande bisher nicht gerade in dem Rufe eines Humanisten stand – verlangt, daß im Interesse der Arbeiter und Verbraucher die internationalen Trustverträge veröffentlicht, gleich den politischen im Sekretariat des Genfer Bundes niedergelegt und so der öffentlichen Kontrolle leichter zugänglich gemacht werden. In der deutschen Arbeiterwelt ist die Stimmung dem Abschluß solcher internationaler Trusts an sich günstig, man hält die auch für politische Friedensstützen, man würde sich sogar, scheint es, mit Taylorisierungsmethoden abfinden, wofern sie sich nur gleichzeitig in Steigerung des Reallohnes auswirkten, aber man fordert das Recht zur Kontrolle und – Profitanteil. Der politisch zahme christliche Gewerkschaftsführer Stegerwald spricht von Aktienpaketen, die den Arbeitern der Einzelbetriebe zu übergeben seien, er wärmt den Louis Blanc-Lassalleschen Gedanken der Produktivgenossenschaften wieder auf und wirbt für die berufsständische Organisierung des Spartriebs. Die erstaunliche Entwicklung der Volksbanken scheint anzudeuten, daß klassenmäßig organisierte Selbsthilfe (man verzeihe das komische Wort) in neuem Aufschwung ist. Wir müssen uns, meinte Oppenheimer kurz vor dem Zusammenbruch, von dem Gedanken lösen, daß nur der Kapitalist kapitalisieren kann: daß diese Auffassung in Arbeiterkreisen (wenn auch in christlich gebundenen) heute wieder lebendig wird, ist immerhin ein erstaunliches Faktum. Aber der Kapitalismus würde erst dann ‚grundsätzlich' aufhören, wenn der durchschnittliche Arbeiter erhebliche Ersparnisse machen kann, ohne in filzige Kuligewohnheiten zurückzusinken, also kein ‚freier' Arbeiter mehr ist. Die Frage aller Fragen ist darum diese: Ist die Zukunft des europäischen Kapitalismus so rosig, daß er sich ein soziales Gewissen gestatten kann?

II

Die Vertreter des britischen Imperiums, die am 19. Oktober zur Reichskonferenz in London zusammentreten, finden die Mutterinsel in schwerer wirtschaftlicher und sozialer Bedrängnis. Sie ist so ungewöhnlich ernst, daß wir das eifersüchtige Mißtrauen verstehen, mit dem in England die

Digitized by Google

Aussprache zwischen Briand und Stresemann in Thoiry und mehr noch die Anfänge einer Kooperation der kontinentaleuropäischen Kapitalismen aufgenommen wurden. Es bringt die Zwitterstellung des großen Inselstaates zum Vorschein, der sich von Europa nicht lösen läßt und doch wiederum politisch und materiell mit jenen werdenden Weltreichen zusammenhängt, die Dominions genannt werden.

Deutschland ist, trotz aller Beschwernisse, industrielles Machtzentrum geblieben. Und indem es durch Rationalisierung der Arbeitsmethoden und durch internationale Kartellierung seine wirtschaftliche Potenz zu erhöhen sucht, dient es der europäischen Solidarität. Umgekehrt bestehen im wesentlich verstärktem Maße alle jene Gefahren für den Bestand und die Entwicklung des britischen Imperiums fort, die schon lange vor dem Eingreifen Joseph Chamberlains die imperialistischen Schutzverbände geschaffen haben. Bekanntlich war schon Disraelis Imperialismus nicht rein dekorativ, aber ein liberaler Gehilfe Gladstones, Forster, war es, der wegen der sich zusehends verändernden Weltlage bereits 1884 die Imperial Federation League gegründet hat und gleichzeitig die Errichtung eines Reichsbundesrates vorschlug. Die Kompetenz der Londoner Zentralregierung und des Parlaments von Westminster in imperialen Angelegenheiten konnte nicht ewig dauern. Die Dominions wollten keinen Vormund mehr.

Dann trat Joseph Chamberlain auf den Plan. Als er das System der interkolonialen Vorzugszölle auszubauen antrieb, die britische Phantasie mit der (falschen) Analogie des deutschen Zollbundes aufzupeitschen begann und seine praktischen Gedanken zunächst in dem Schlagwort der ‚Fiscal Reform' zusammenfaßte, weil er die Epoche des Freihandels für überlebt hielt: da war tatsächlich das ökonomische Antlitz der Weltwirtschaft von Grund aus verändert, so gründlich, daß die ganze englische Außenpolitik in eine Wellenbewegung von Defensive und Offensive geriet. Was seither geschehen ist, hat diesen Zustand unendlich verschärft. Es erklärt die Zwitterstellung des Landes, von der oben die Rede war; es erklärt aber auch, neben der chronischen Wirtschaftskrisis, in der sich die Mutterinsel befindet, das Bedürfnis nach einer endgültigen Regulierung des Verhältnisses zwischen ihr und den Dominions, die zum Teil große Industriestaaten auf agrarischer Grundlage geworden sind und sich weder handels- noch außenpolitisch von der Regierung in Downingstreet ins Schlepptau nehmen lassen wollen. Daß Kanada einen eigenen Gesandten

Digitized by Google

in Washington bestellt und daß die Südafrikanische Union unter Führung des Premierministers, des ehemaligen Burengenerals Hertzog, das Recht einer eigenen Flagge für sich beansprucht, sind sprechende Symptome dieses charakteristischen Wandels.

Die antideutsche Propaganda in England hat vor der Katastrophe von 1914 Deutschland allein als den Störenfried des englischen Wohlbefindens hingestellt. Dieser Störenfried ist aus dem britischen Blickfeld draußen in der Welt verschwunden, aber – die imperialistische Sonne Britanniens weist mehr denn früher dunkle Flecken auf. Nicht nur in China, nicht nur in dem still verbissenen Ringen mit Sowjetrußland in Asien und anderswo: in Nord- und Südamerika z. B. amerikanisiert sich der Handel zu Ungunsten Englands in schreckhaftem Umfange. Noch kann man England zwar als den bedeutendsten Frachtführer auf dem Planeten bezeichnen, aber die Finanzherrschaft der Londoner Bankiers über die Welt ist gebrochen. Eine symptomatische Statistik: die amerikanische Kapitalsanlage in Kanada ist von 417 Millionen Dollars im Jahre 1913 auf 2425 Millionen Dollars im Jahre 1923 gestiegen. In dem werdenden Weltreich Kanada bestehen in der alten Schicht der französischen und englischen Siedler starke kulturelle Abneigungen gegen amerikanische Art und Unart, trotzdem ergießt sich seit Jahren ein wachsender Strom von Waren und von Einwanderern über die so gut wie ungeschützte Grenze und vereinheitlicht den Süden mit dem Norden des riesigen Kontinentes.

Es wäre freilich eine lächerliche Übereilung, aus den angedeuteten Tatsachen und Vorgängen auf eine Schwächung der englischen Energie schließen zu wollen. Sie ist in kolonisatorischer Hinsicht noch außerordentlich stark und erzielt immer wieder erstaunliche Leistungen. Aber man stelle sich doch nur einmal vor, wie die Wirtschafts- und die Außenpolitik eines solchen zwischen den Kontinenten gelagerten Reiches aussehen muß, das um seinen Bestand unter völlig umgestülpten Verhältnissen täglich von neuem zu kämpfen hat: um den Abstand von uns Kontinentaleuropäern zu ermessen. Es ist möglich, daß England durch den weiteren Verlauf seiner Geschichte viel enger an den europäischen Kontinent herangedrängt werden wird, als die Beziehungen zu seinem Weltimperium heute gestatten, aber sie sind eben noch so mächtig, daß sie Locarno und Genf, überhaupt alles, was unser kontinentaleuropäisches Schicksal bestimmt, in den Hintergrund schieben. Danach bemesse man die Bedeutung, die in der britischen Welt der diesjährigen Reichskonferenz in London beigelegt wird.

Digitized by Google

III

Daß sich im tschechischen Parlament mit Hilfe deutscher Parteien eine Bürgerblockmehrheit und schließlich sogar eine Regierung bilden würde, hätten noch vor einem Jahre auch gute Beobachter nicht vorauszusagen gewagt. Dieses Novum, daß sich in der Moldaurepublik die Parteigruppierungen nach sozialen, statt nach nationalen, Gesichtspunkten zu vollziehen anfangen, belebt die Hoffnung auf ein Abklingen des unerbittlichen tschechischen Chauvinismus und eine endgültige staatliche Konsolidierung.

Wir wissen, daß Präsident Masaryk von jeher dieses Ziel im Auge gehabt hat und es vielleicht nicht einmal während seiner Totengräberarbeit am Habsburger Reiche aus seinem Blickfelde geschwunden war. Denn wenn auch seine Beurteilung der deutschen Kulturwerte und nun gar des Preußentums unter Bismarcks Führung seinem Willen zur Objektivität oft entglitt, so hat er in seiner kühlen staatsmännischen Umsicht doch nie die Tatsache aus dem Auge verloren, daß kein weltgeschichtlich motivierter Konjunkturgewinn das große deutsche Nachbarreich auslöschen und die Berücksichtigung des deutschen Elementes in dem von Prag beherrschten Staate überflüssig machen könnte. Selbst in seiner ‚Weltrevolution', die wesentliche Stücke seiner Kriegstagebücher und seiner während der Katastrophenzeit veröffentlichten Propagandaschriften wiederholt und sich noch von dem Glauben nährt, als ob von keinem Imperialismus verunreinigte Humanität der politische Motor der Westler gewesen sei: selbst in diesem Werk, das weltanschauliche Beichte und zugleich ein politisches Testament umschließt, weist er in einem fort darauf hin, ein wie ernstes und zur Lösung drängendes Problem das Verhältnis des Tschechenstaates zum Deutschen Reich und wie unaufschiebbar darum die Aufgabe sei, das Problem der großen deutschen Minderheit zu lösen.

Weil die unentwegten Hetzer und Schreier nun diesen erleuchteten Willen zum nationalen Ausgleich an dem Präsidenten spüren und als unbequem empfinden, ist mit einem Male der bisher meist verschämt auftretende Vorwurf laut und unverfroren und ohne Gefühl für die im Dienste des tschechischen Volkes vollbrachte Leistung dieses Mannes erhoben worden: er treibe Burgpolitik, er sei germanophil. Früher hieß es oft, er führe ein konstitutionelles Schattendasein und lebe wie ein Gefangener, von der Tageshelle abgesperrt. Die Deutschen machten ihm den Vorwurf, er tue nichts, um seine bessere Einsicht und die Anschauungen seiner Vergangenheit in die Praxis umzusetzen. Die Nationaldemokraten unter

Digitized by Google

Kramarsch dagegen liebten ihn als den Sozialisten hörig hinzustellen. All das war und ist Unsinn und beruht auf gründlicher Unkenntnis von Personen und Dingen. Es ist darum begreiflich, daß dem sonst beherrschten Manne endlich die Geduld riß und er den Anlaß suchte, vor bestellten Ausfragern über die letzten und tiefsten Gründe der parlamentarischen Krisis, die Unkundige in eine Staatskrisis umfälschen, sich klar und bündig zu äußern. Diese bewundernswert gemeinverständlich stilisierten Botschaften sind voller Belehrung auch für andere Völker, besonders solche, die von dem Wesen der Demokratie und von ihren wirklichen Schwierigkeiten infolge ihrer bisher obrigkeitlichen Erziehung keine rechte Vorstellung haben. Nach Masaryks Lehre ist Demokratie nichts Fertiges und vor allem kein abstraktes Schema, nach dem die Masse, die durch das allgemeine Wahlrecht zum Willensträger des Staates geworden ist, nun plötzlich ohne jede Anstrengung und Sachkenntnis zu verwalten und zu regieren befähigt sei. Demokratie ist vielmehr eine vom Gerechtigkeitssinn, von der Achtung vor dem Nächsten getragene Lebenshaltung, während die Regierung ein technisches Mittel ist, den Ausgleich der Gegensätze herbeizuführen – ohne Vergewaltigung der Minoritäten und unter beständiger Berücksichtigung dessen, was die Opposition an berechtigten Forderungen und Ansprüchen vorbringt. Nicht das Parlament, sondern die Parteien machen in den mitteleuropäischen Staaten eine Krisis durch. Aber da es in ihnen viele Köpfe gibt, die den Kopf verlieren, so rufen viele nach dem Diktator, der ebensowenig wie eine geänderte Wahlordnung die nationale, soziale und wirtschaftliche Gliederung im Volke umzustülpen vermöchte. Der Ruf nach Diktatur kommt nur von Leuten her, die nach den Aufregungen der ‚heroischen' Zeit (Revolution, neue Staatsgründungen) die ewige Aufgeregtheit als legitimen Ausdruck des politischen Lebens ansehen und die sachliche Kleinarbeit, deren sie unfähig sind, fürchten. Agitation ist nicht Aktion. Die Ruhe und schlichte Sachlichkeit, mit der z. B. in angelsächsischen Ländern auch böse politische und wirtschaftliche Krisen überwunden zu werden pflegen, sind bessere Vorbilder als die diktatorischen Vorgänge in gewissen anderen Ländern, die ihren besonderen Gesetzen der Entwicklung unterliegen ... Die spezifischen Ermahnungen an seine eigenen Volksgenossen gehen uns nichts an, aber aus den allgemeinen Betrachtungen des Präsidenten, die durch ihren Ton und ihre Verankerung in einer reichen und mit überlegenem Geiste verarbeiteten Lebenserfahrung das übliche Gerede der Politik-

Digitized by Google

macher weit in den Schatten stellen, könnte auch unser Publikum Nutzen ziehen. Wenn man diesen bedeutenden Mann am Werke sieht, der so ganz aus Reih und Glied der sogenannten erfolgreichen Politiker tritt, so wird der Wunsch mit doppelter Stärke rege, es möchte endlich die Demokratie eine Gestalt annehmen, die es Männern solchen Gepräges mehr als bisher gestattet, entscheidenden Einfluß zu gewinnen und zu üben.

Zum Schluß noch ein Wort über das Problem der deutschen Minderheit in der Tschechoslowakei. Der Präsident der Moldaurepublik erklärt: ‚Es ist Pflicht derjenigen, die den Staat führen, diese Frage zu lösen. Sobald die Deutschen die Verneinung unseres Staates aufgeben und sich zur Mitarbeit melden, sobald sie Regierungsparteien werden, werden sich automatisch alle Folgen wie bei den übrigen Regierungsparteien einstellen. Das ist eine so einfache und klare Sache, daß dafür keine Germanophilie, nur ein bißchen politischer Verstand und Überblick notwendig ist.' Das sind Selbstverständlichkeiten, gewiß; aber nur der ungebrochene Wille einer hohen Staatskunst wird sie allmählich durchsetzen können.

Digitized by Google

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU

Die Rückkehr zum Westen

Die Dialektik ist nicht nur ein Gesetz der Geschichte, sondern gleichzeitig auch des Raums: die Gegensätze der Zeiten sind auch geo-kulturelle (wenn diese Wortbildung gewagt werden darf), und Ost und West lösen sich gegenseitig voneinander ab. Wir erlebten, gerade in Deutschland, während der expressionistischen Jahre ein weites, sehr weites Vordringen zum Osten, über Rußland bis Indien hin: die westliche Ratio wurde östlicher Mystik geopfert. Jetzt beginnen wir, uns dem Westen wieder zu nähern und uns den Geboten von Form und Wirklichkeit wieder zu fügen.

Auch in Frankreich, wo der Westen nie so sehr wie bei uns aufgegeben worden war, spürt man den dialektischen Gegenschlag deutlich. Eine Reihe von Büchern von Malraux, Morand, Lalou, de Traz ... bewegen sich um das Ost-West-Problem. Im Anschluß an diese Bücher schreibt Ramon Fernandez in der *Nouvelle Revue Française:*

„Es scheint, daß die Debatte über die Charaktere des Orients und Okzidents an eine allgemeine Liquidation der menschlichen Werte grenzt. Man hat es vorhersehen können. Nicht zum ersten Male läßt man wie Malraux einen französischen und einen chinesischen Philosophen Zwiegespräche halten, aber zum erstenmal stellt sich dieser Austausch von Meinungen ebenso deutlich als Austausch von Nihilismen dar. Bei Malraux lassen sich die Gegner jeder von seiner Vergangenheit leiten. Wenn sie sich gegen die Gegenwart wenden, sehen sie, daß ihre Kulturen sich gegenseitig beunruhigen, aber durch das, was an ihnen vergänglich und unrein ist. Zwischen dem Ideal, das den Verteidigungsinstinkt umfaßt, und dem Hohn der Wirklichkeit gibt es keinen gemeinsamen Maßstab. Daher ist das Buch durch eine Art ins Leere gehenden Lyrismus bestimmt, dessen Taumel eine tragische Angst gibt ...

Bedeutendes Zusammentreffen: aus der Untersuchung, die er im nahen Orient geführt hat, zieht Robert de Traz genau dieselben Schlüsse wie unsere intellektuellen Asienforscher. Die muselmanische Welt verhüllt der europäischen eine weit vollständigere, weit unverbesserlichere Dekadenz als die unsrige. Wir studieren dort unten Karikaturen von uns selbst, und die bessere mohammedanische Substanz verdampft im Traum oder rettet sich in die Instinkte. De Traz ist ein ausgezeichneter, nüchterner, aufmerksamer Reisender, ebensowenig bedacht, die Kulissen zu studieren wie eine Rolle zu spielen; er versteht es, in einem leichten Stil wesentliche Belehrungen zu geben, ohne sich in Einzelheiten zu verlieren. Seine Urteile sind kategorisch: der nahe Osten ist heute für uns nicht nutzbar. Andererseits besteht zwischen Orient und Okzident das Mißverständnis der Stärke: ‚Aufrichtigkeit ist zwischen ihnen unmöglich, der eine nimmt seine Zuflucht zur List, der andere zur Gewalt.' Wir wissen es wohl, aber es ist gut, daß man es mit dieser Offenheit wieder sagt. Man muß zwischen dem Negativen des Okzidents und dem Okzident selbst wählen. Die Sonne, die wir erwarten, wird sich nicht im Orient erheben.

Daher habe ich immer gedacht, daß diese Anziehungskraft des Orients aus einem Mißverständnis herrührt. Das, wonach wir uns aus tiefstem Sein sehnen, ist uns schon in dieser Sehnsucht selbst gegeben oder ist wohl nur Illusion. Der — gewöhnlich mißverstandene — orientale Gedanke liefert uns eine symbolische und provisorische Sprache, und

Digitized by Google

die kritische Arbeit muß darin bestehen, diese Sprache in die Ausdrücke, die unserer geistigen Struktur entsprechen, zu übersetzen. Wir sind sichtbar den Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts ähnlich, die nur in der Art eines Wilden denken und ihre Gewohnheiten nur mit neuen und verwirrten Blicken betrachten konnten. Das beweist augenscheinlich, daß es etwas Faules in der okzidentalen Erleuchtung gibt, obgleich die Angst vielleicht am lebhaftesten von denen empfunden wird, die zu den faulen Teilen halten, die sie unter ihrem Gewicht weichen fühlen. Wir sind so überzeugt, daß unsere Art zu fühlen die Wirklichkeit selbst ist; da wir ins Leere fühlen, stellen wir uns um uns das Nichts vor. Das Problem ist danach sehr einfach und sehr verschieden. Unsere Wahrheitstechnik schließt radikal diese ‚Gefühlsmächte' aus, die in anderen Zeiten ihren Anteil an der Wahrheit enthielten . . . Das sentimentale Leben, das intellektuelle Leben — das sind, auf ihre wirklichen Gestalten zurückgeführt, Orient und Okzident des Europäers . . .

Descartes könnte der Orientale, der in jedem von uns lebt, nicht befriedigen, ebenso wie der Held Corneilles unserem Gefühl von Heroismus nicht mehr entspricht. Der Erfolg des russischen Romans — dieser andere Ruf aus dem Orient — erklärt sich genau aus dem Bedürfnis, unser menschliches Gewissen durch diese seelischen Geburten zu bereichern, ‚wo der Geist sich durch sich selbst überholt fühlt'. Es handelt sich nicht um eine Herabsetzung des Intellektuellen, aber um die Erkenntnis, neben der erfinderischen und ordnenden Intelligenz, der gefühlsmäßigen Arten der menschlichen Produktion, was es auch immer sei. Durch die Erkenntnis dieses Dualismus wird der okzidentale Geist seine Biegsamkeit wiederfinden, seine wahrhafte Einheit und das wirksame Heilmittel gegen seine Erstarrungen."

Französische Lyrik

Im Verlage Simon Kra, Paris erschien eine neue vermehrte Ausgabe einer „Anthologie der neuen französischen Dichtung". Im allgemeinen liebe ich Anthologien nicht: ihre Zusammenstellung ist abhängig von der Willkür des Herausgebers oder der noch größeren Willkür eines literarischen Programms, so daß das Buch in seiner Gesamtheit zumeist nur ein Irrtum über die einzelnen Dichter ist. Von diesem Typus ist aber das vorliegende umfangreiche Werk eine sehr bemerkenswerte Ausnahme.

Sein Anspruch geht nicht darauf aus, den umfassenden Wesenscharakter heutiger französischer Lyrik sichtbar zu machen, die Gegenwart also mit den Augen der Zukunft zu sehen. Vielmehr versucht der (leider ungenannte) Herausgeber, die Bewegungen der Zeit und die Typen heutiger Verskunst im Zusammenhang (der natürlich auch in Gegensätzen besteht) mit der Vergangenheit zu sehen. Dieser Versuch kann allerdings wohl nur bei französischer Dichtung fruchtbar sein: wo selbst die radikalsten Revolutionen sich innerhalb einer bestimmten Tradition bewegen.

In der Vorrede dieser Anthologie wird ausgeführt, daß der Geist von 1920, im Gegensatz zu dem vor hundert Jahren, als ein durchaus „moderner", d. h. also lebendiger, gesunder, empfunden wird. „Moderner Geist": das ist die Kategorie, unter der man die Erscheinungen der Zeit zu begreifen sucht. Er ist nicht durch einzelne Merkmale zu definieren, sondern durch die Gesamtheit der zahlreichen Bewegungen: Fantasismus, Unanimismus, Simultanismus, Kubismus . . . Zwei Wirklichkeiten scheinen von allen gegenwärtigen Schulen ausgedrückt werden zu wollen: die Menge und das Unbewußte; zwei Wirklichkeiten also, die jenseits der Individualität liegen. Abseits der Schulen aber oder vor und nach ihnen stehen einige

Digitized by Google

einsame Repräsentanten des „modernen Geistes" und — dieser Anthologie.

Dieser Geist — ganz ähnlich wie in der deutschen Gegenwart — manifestiert sich vor allem in der Lyrik, trotzdem das Interesse des Publikums weit mehr dem Roman zugewandt ist. Als Ahnen dieses neuen Geistes nennt unser Buch: Baudelaire, Mallarmé, Rimbaud, Lautréamont, Charles Cros, Germain Nouveau... Wir vermissen einen der größten Namen: Verlaine. Wir können keineswegs dem Herausgeber beipflichten, der ihn (und die Symbolisten) nur für ein Ende, für einen „Terminus" hält. Verlaines Sensationen und Erlebnisse wie seine Versmusik sind durchaus Auftakt einer neuen un-romantischen Lyrik, und seine Wirkung auf die ihm folgenden Generationen ist unübersehbar.

Für den deutschen Leser sind jene Dichter am wichtigsten, die er sonst kaum kennt. Von Paul Valéry bringt das Buch einige der schönsten Gedichte: wie „Le Cimetière marin" und die unveröffentlichte „Etude pour Narcisse". Wir sehen den zarten Katholizismus von Francis Jammes, den kräftigeren von Paul Claudel, die reine Lyrik von Charles Péguy ... Wir werden überrascht durch Verse der großen Prosaiker André Gide und Marcel Proust. Von Proust ein Gedicht auf Schumann:

Coule, embaume, défile aux tambours ou sois belle!
Schumann, ô confident des âmes et des fleurs,
Entre tes quais joyeux fleuve saint des douleurs,
Jardin pensif, affectueux, frais et fidèle
Où se baisent les lys, la lune et l'hirondelle,
Armée en marche, enfant qui rêve, femme en pleurs!

Der sanfte, kultivierte Valery Larbaud steht neben Jules Romains, dem Führer der Unanimisten und vieler neuer Dichter. Romains schrieb Oden von bezwingender Stärke und Musik; er gestaltet das Erlebnis der Menge — c'est moi qui te veux, moi qui t'aurai! —, das Erlebnis Europas, und zeichnet andererseits doch, weich und leuchtend, die Landschaften der Erde.

Von den jüngeren kommen zu Worte Pierre Drieu la Rochelle mit seinem Gesang an die Deutschen, der sachliche Philippe Soupault ...; als jüngste: der als Zwanzigjähriger gestorbene Raymont Radiguet und der im gleichen Jahre mit ihm geborene, von den Abenteuern der Zeit erfüllte, ein wenig zynische Matthias Lübeck.

Als Ganzes gibt diese Anthologie, gerade dem Ausländer, ein sehr anschauliches und bewegtes Bild der neuen französischen Lyrik ... comme un bateau (wie Max Jacob sagt):

Comme un bateau le poète est agé
Ainsi qu'un dahlia, le poème étagé
Dahlia! Dahlia que Dabila lia.

Entzaubertes Theater

Im *Mercure de France* stimmt André Rouveyre diesen bitteren Epilog auf das Theater an:

„Um die großen Untergänge, und besonders in der Literatur und im Theater, tummeln sich zahlreiche Raben. Es gibt für den Passanten nichts besseres, als die Verheerung zu betrachten, den elenden Stücken beizuwohnen, dann die Kommentare der Kritiker zu lesen, um eine doppelte Übelkeit, einen doppelten Widerwillen zu fühlen. Seitdem Mendès einen positiven, exemplarischen Beweis dafür erbracht hat, daß der Erfolg knechtisch dem großen Publikum folgt, hat die Lehre gefruchtet. Wem ließ man glauben, daß eine einzige der Personen, die das Amt haben, das Publikum über die Theatervorstellungen zu unterrichten, nicht von seinen ersten Beobachtungen an sehen würden, daß der alte Tempel nur noch eine Durchgangsstation für die

Digitized by Google

gefräßigste Habsucht und niedrigste Eitelkeit ist und daß er nur noch Händler beherbergt? Nun, warum sieht man die Kritiker nicht, wie es doch sein sollte, den allgemeinen Niedergang durch Aufzählung der besonders schamlosen Erniedrigungen feststellen? Warum bemerkt man im Gegenteil, daß die Feder in jeder Hand ohnmächtig wird und daß sie, unruhig wie der Rechen des Croupier auf dem Spieltisch, die Geister wegrafft, die sich dem Profit der Manager, die die Macht haben, anvertrauen? ...

Hören wir nicht auf die interessierten ‚Erneuerer', die sich oder ihre kleinen Kameraden zur Rettung des Theaters anbieten. Es ist völlig möglich, daß der Mißkredit des Theaters ... nicht so ist, da, wenn man will, gegen den Augenschein eine Einteilung in Gattungen aufrechterhalten werden kann, von denen gewisse sozusagen höhere, die anderen sozusagen niedere sind. Man scheint das Theater nicht sehen zu wollen, wie es sich im ‚Guignol' nach seiner durch die Gewohnheit geheiligten Formel darstellt, wo die Protagonisten ihre Reden deklamieren, ihre Dialoge hervorstoßen. Gewiß, das kann noch irgendeinem Dramatiker imponieren, der eventuell von dort — wie man plötzlich sah, daß es Ibsen tat — eine neue Art von Originalität, eine neue moralische Bewegung mitbringt. Aber nichts läßt sich vorhersehen, und dennoch entfalten oder heben sich an jedem Abend die Vorhänge über Behauptungen, die nicht alle ohne Interesse sind. Was vielleicht das Publikum hindert, dort sein Vergnügen zu gestehen, ist das Gesumm dieser kleinen Autoren, die sich zu Genies aufblasen wollen und die dennoch — wenn sie auf unsere Meinung hören würden — so leicht sich vom Gegenteil überzeugen lassen."

Schließlich kommt der Verfasser zu dieser ein wenig zynischen Auffassung: „Zu welchen Empfindungen bin ich schließlich dort gekommen; denn ich gestehe, daß ich mich dort nicht gelangweilt habe? Mein Gott! das Vergnügen, daß jeder ‚anständige Mensch' an allen Schauspielen des Lebens nimmt; das Vergnügen, sich Rechenschaft über das abzulegen, was unter seinen Blick, unter seine Beobachtung fällt. Ist das nicht ebenso Freude wie Ironie? Und ich danke dem Theater, es mir gegeben zu haben. Ist es nicht Freude, die zumindest immer interessanten Frauen zu beobachten, wäre es auch nur in ihrer fraulichen Anmut oder in ihrem persönlichen Spiel gegenüber den Situationen und Sätzen der Stücke, wäre das nichts? Ist es ganz allgemein nicht Freude, sich für die Figuren der besseren oder schlechteren Schauspieler zu interessieten? oder sogar diese Versatzstücke mit ihren zeitgemäßen Änderungen zu betrachten, wo unser Leben ja gewissermaßen schon mehr als Hampelmänner von Fleisch und Knochen aufeinander hat folgen sehen? ..."

Internationales Erziehungsbureau

In der *Neuen Schweizer Rundschau* berichtet Hans Beerli über die Bedeutung Genfs als internationales Erziehungszentrum. Ein Mittelpunkt neuer pädagogischer Bewegungen ist das „Institut Jean-Jacques Rousseau". Im Herbst 1924 wurde durch Persönlichkeiten des Völkerbundes und des Internationalen Arbeitsamtes die „Ecole Internationale" gegründet, zunächst für die Zwecke der Angehörigen der zahlreichen internationalen Organisationen in Genf, dann aber auch zur Verwirklichung einer übernationalen pädagogischen Idee. Das „Institut Jean-Jacques Rousseau" gilt der Ausbildung von Lehrkräften, dann aber auch der pädagogischen Forschung und Beratung. Der Gründer des Institutes, Professor Ed. Claparède, hatte bald selbst erkannt, daß gerade für diese Zwecke der Forschung und Beratung

Digitized by Google

eine breitere Basis geschaffen werden muß. So kam es im letzten Winter zur Gründung des „Internationalen Erziehungsbureaus".

„Schon seit längerer Zeit ist eine solche Stelle bei den verschiedensten Anlässen und von den verschiedensten Seiten gefordert worden. Bereits der erste internationale Kongreß für moralische Erziehung, der im Jahre 1908 in London abgehalten wurde, äußerte diesen Wunsch, den eben neulich wieder der dritte Kongreß der ‚Internationalen Liga für Erneuerung der Erziehung' in Heidelberg vom Jahre 1925, nach dem Muster der meisten Tagungen dieser Art, nachdrücklich wiederholt hat. Meinungsverschiedenheit bestand lediglich darüber, ob das Ziel besser auf staatlichem oder privatem Wege zu erreichen wäre. Durch die neuliche Gründung ist die zweite Lösung verwirklicht worden, in der Meinung, daß, um die erhofften Dienste leisten zu können, die betreffende Stelle über ein möglichst großes Maß von Unabhängigkeit und Bewegungsfreiheit verfügen sollte. Diese grundsätzlich inoffizielle Natur der Organisation schließt jedoch eine gewisse Mitwirkung staatlicher Stellen keineswegs aus, von denen man im Gegenteil gerne jede Art der Förderung und Unterstützung annimmt, soweit sie mit dem Charakter der Institution nicht im Widerspruch steht. Dazu gehört vor allem auch, daß deren Arbeiten auf einer streng wissenschaftlichen und objektiven Grundlage beruhen müssen. Auch hier hat man sich vom Geiste des Völkerbundes leiten lassen, mit dessen Generalsekretariat ein faktischer Zusammenhang geschaffen wurde, während das Bureau in den einzelnen Ländern außer den Erziehungsministerien auch Anschluß an die dort bestehenden pädagogischen Vereinigungen sucht, denen bei der Verwirklichung des Gründungszweckes eine wichtige ergänzende Rolle zukommt." Rudolf Kayser

Mitarbeiter dieses Heftes

Dr. Max Scheler, Professor der Philosophie an der Universität Köln. Von seinen letzten Werken nennen wir „Schriften zur Soziologie und Weltanschauungslehre" und „Die Wissensformen und die Gesellschaft".

André Germain, Paris, essayistischer Schriftsteller und Mitherausgeber der „Revue Européenne".

Karl Scheffler, Berlin, Verfasser zahlreicher kunstkritischer Werke, Schriftleiter von „Kunst und Künstler".

W. E. Süskind, München, Novellist und Essayist.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Rudolf Kayser
Verlag von S. Fischer, A.-G., Berlin. Druck vom Bibliographischen Institut, Leipzig

Digitized by Google

AMERIKANISCHE UNIVERSITÄT

von

CARL BRINKMANN

"Of that ineffable essence which we call Spirit, he that thinks most, will say least." Ralph Waldo Emerson

Auch auf der amerikanischen Universität spiegelt der äußere Grundriß der Dinge den inneren. Ob alt oder jung, vornehm oder gering, dieser Grundriß ist überall vorhanden mit dem amerikanischen Ehrgeiz der Auszeichnung nicht durch Ungleichheit, sondern durch Abwandlung der Gleichheit. Diese Universität ist kein Abstraktum wie die europäischen, deren Glieder man durch eine ganze Stadt verstreut zusammensuchen muß, auch kein Einzelgebäude wie eine Schule oder eine Behörde, sie ist eine kleine Siedlung, ein kleines Heerlager für sich. Der große Platz, um den ihre Gebäude sich möglichst vollständig ordnen, heißt der Campus – ein Wortsymbol für die Vereinigung von kirchlichen und militärisch-sportlichen Zügen, die ihr gemeinsames Leben bestimmen. Zunächst einmal ein Spielplatz, wo man selbst mitten in Neuyork die schönen Körper der Athleten wie herabgestiegene Statuen sich üben sieht, aber dann auch ein Inbegriff freundlicher Gartenhaftigkeit mit Erholungswegen zwischen und auf schönem Rasen und soviel Bäumen, wie das entwaldete Amerika hergibt, ein Versammlungsplatz und Marktplatz akademischen Lebens, ein Schulhof, aber mit den Ausmaßen des ernsten staatsbürgerlichen Gemeinlebens. Die Nachahmung des Oxforder und Cambridger Stiles in den Baulichkeiten erst ein verhältnismäßig neuer Geschmack; der alte, echte Stil allenthalben der sogenannte koloniale, d. h. das bürgerlich-gemäßigte Rokoko des 18. Jahrhunderts und der großen „georgianischen" Vorbilder der englischen Aufklärung mit harten Gegensätzen von Rohziegel und weißem Verputz, von behaglichen Flächen und schlanken Öffnungen. Das Hauptkennzeichen gewöhnlich die zum Säulenportikus ausgestaltete koloniale Veranda. In Johns Hopkins bei Baltimore ist der Universität der

Digitized by Google

Landsitz eines reichen Mannes vermacht worden, ungefähr von der Art, wie Washingtons Schlößchen in Mount Vernon oder Jeffersons in Charlottesville, ein amerikanisches Sanssouci, um das sich nun die neueren „Halls" der verschiedenen Abteilungen lagern wie die Kavalierhäuser einer europäischen Schloßanlage. Selbst die Kirchen und Kapellen, die kaum einer Universität fehlen, folgen meist dieser Bauweise, die man hier leichter versteht, wo das Blockhaus und Holzhaus das Herausstreben aus dem „gotischen" Mittelalter besonders nahegelegt haben muß.

Das alles gibt nur die beiden geistigen Grundzüge wieder: den Gedanken der allgemeinen Erziehung, von der die Universität nur der Gipfel sein soll, mit den beiden Polen des Sportlichen, das (wenigstens ursprünglich) die sichtbarste Verkörperung des jugendlichen Wetteifers ist, und des Religiösen, das die Schulgemeinde in der vita communis unter dem Auge nicht so sehr der Erzieher als der Gemeinschaft selbst zusammenhält. Von da aus sieht man Linien in Vergangenheit und Zukunft, in die Veredlung und in die Entartung verlaufen. Der Sport entwickelt die beiden gefährlichen Seiten des militärischen Drills und des spätantiken Zirkus. Zuwendungen, namentlich der Bundesregierung, sind gern mit der Auflage versehen, daß unter Leitung von beurlaubten Offizieren des stehenden Heeres wenigstens wahlfrei militärische Schulung angeboten und so die Erinnerung an die Wehrpflicht des Weltkrieges nicht zu schnell beseitigt wird. Auch hier merkt man an Uniformen und Militärkapellen kindlichen Spieltrieb. Aber die Pazifisten nehmen das ganze Wesen bereits leidenschaftlich erbittert aufs Korn als Spaltkeim der alten Demokratie. Etwas wie Gladiatorentum wächst sodann sichtlich aus der Kommerzialisierung der großen nationalen Sports. Die großen Spieltage werden in Arenen, die Zehntausende von universitätsfremden Zuschauern fassen, auch bei mäßigen Eintrittspreisen zu einer Geldquelle, die nicht immer den wissenschaftlichen Zwecken der Hochschule zugeleitet werden kann. Schon beziehen die beruflichen Sportlehrer, die jede ehrgeizigere Universität sich hält, ein Vielfaches der üblichen Professorengehälter, und der Typus des Sportstudenten, der in England noch eine harmlose Spielart jugendlicher Begabung scheint, droht gleichfalls zum wirtschaftlich ausgebeuteten Spezialistentum zu werden. Universitätsverwaltungen erhalten Aufnahmegesuche junger Leute, die ihre sportliche Fertigkeit zu Markte tragen in der offenen Annahme, daß die Hochschule mit ihnen nicht nur Ehre einlegen, sondern vor allem Geld verdienen will.

Digitized by Google

Dieser Entartung würde dann eine übereinstimmende des allgemeinen Erziehungsgedankens entsprechen. Der Unterricht in den kleinen Vorlesungen, die das günstige Verhältnis der großen Lehrkörper zu der Zahl der Studierenden möglich macht, erstarrt, statt die Intimität zu geistiger Intensität auszunutzen, zu einem geistigen Drill, der eher noch hinter dem der Schule zurückbleibt und mitten in einem weltzugewandten Gegenwartslande das Schauspiel spätmittelalterlicher Scholastik mit wörtlich genommenem „Vorlesen" des Wissenschaftsstoffes und leeren Paukübungen zu den Prüfungen wiederholt. Zu Ende gegangen, würde dieser Weg nicht bloß das Ideal wissenschaftlicher Forschung ausschalten, sondern auch das wissenschaftlicher Überlieferung, denn was als Ziel vorschwebte, wäre nicht einmal die sachlich-technische Vorbildung zu bestimmten gesellschaftlichen Funktionen, sondern lediglich die Stempelung mit Graden und Zeugnissen, die das Merkmal einer höheren gesellschaftlichen Stufe, des akademisch gebildeten Gentleman, verbürgen soll. Statt zu irgendwelchen wie immer äußerlichen Bildungssystemen würden die Universitätsfächer genau wie die kommerzialisierten Sportarten zu Kombinationen von „Punkten" zusammentreten, die ihrem Erwerber rein äußerliche Rang- und Bewertungsabzeichen verleihen würden.

Damit ist natürlich nur das tiefste Niveau der schiefen Ebene gekennzeichnet, auf die eine bestimmte Entwicklung zur Massenhaftigkeit und Standardisierung auch die höchste Geistesbildung in Amerika drängen könnte. Daß dieses Niveau in Wirklichkeit nirgends erreicht wird, dafür sorgt allein schon die überaus heftige Gegenbewegung, die wie alle amerikanische Sozialreform und Sozialkritik vor allem an eine rührende Idealisierung des „europäischen Hintergrundes" anknüpft. Rührend in der Tat die Unkenntnis der Kritiker und Reformer davon, daß auch dem europäischen Bildungswesen im Maße seiner abweichenden Grundlagen und Verhältnisse die gleichen Gefahren kapitalistischer Erstarrung und Veräußerlichung naheliegen, daß der Promotionsbetrieb der deutschen Universitäten die Stufe wissenschaftlich, ja auch nur wirtschaftlich und gesellschaftlich rationaler Rechtfertigung längst überschritten hat und auch überall anders die europäische Hochschule in ein geistig und sozial problematisches Stadium eingetreten ist. Der vornehmste Träger der amerikanischen Universitätsreform ist ein Neuhumanismus wie der Alexander Meiklejohns, der im schärfsten Gegensatz zu den angedeuteten Verfallserscheinungen, dem äußerlichen Allgemeinbildungsziel des Gentle-

Digitized by Google

man, das selbstzweckliche Fachstudium europäischen Spezialistentums predigt, anderseits aber wiederum dem toten Examensbetrieb das antike Bild allgemein-menschlicher Kalokagathie und philosophischer Selbstbesinnung entgegenstellt. Äußerst merkwürdig, einen wie tiefen und nachhaltigen Eindruck dieser Neuhumanismus gerade in den jüngeren Führerschichten des amerikanischen Gemeinwesens gemacht hat. Denn ihm müßte eigentlich nicht nur der tatsächliche Verfall der humanistischen Bildung im ganzen amerikanischen Erziehungswesen widerstreben: auch die gesamte Realistik und Aktivität des amerikanischen Lebens steht von vornherein fremd zu einem Bildungsbegriff, den zu zergliedern, in klare Reihen von Einzeltatsachen und Einzelnormen zusammenzufassen bis zur Unmöglichkeit schwer sein wird. Wie vieles Höchste wird er im Grunde fast immer nur in Verneinungen bewußt werden können: in der Verneinung des Kommerziellen und Materialistischen, in der Verneinung auch des Rigorosen und Selbstgerechten im Amerikanertum. Und es gibt keinen stärkeren Beweis für den Adel des amerikanischen Realismus, als daß er die bittere und radikale Kritik dieser in ihrer Weise antipuritanischen Humanisten erträgt, ja an vielen Mittelpunkten des öffentlichen Lebens als einen befruchtenden Niederschlag aus dunkel geahnten Höhen gierig aufnimmt. Meiklejohns Vertreibung von Amherst College, anscheinend durch laxe Verwaltungsmethoden seinen Gegnern erleichtert, ist mit seiner Neuberufung an die Staatsuniversität von Wisconsin zu einer Art Hedschra geworden, die seine Apostel über das ganze Land und vor allen Dingen in gesellschaftlich wichtigsten Stellungen nur zu erhöhter Wirksamkeit gelangen ließ. Der Stahlindustrielle Robert Brookings, der Neubegründer der großen Washington University in St. Louis, hat Meiklejohns staats- und sozialwissenschaftliche Schüler mit der Leitung der Institute beauftragt, die er in der Hauptstadt Washington errichtete, um den wissenschaftlichen Boden für eine Neuordnung der Staatsverwaltung und sogar der Außenpolitik des Landes zu bereiten.

Ein gewisser Widerspruch scheint doch in der radikalen Opposition dieser Richtung zu den konservativen Methoden der amerikanischen Hochschulen zu liegen, und das führt im Sinne einer Gerechtigkeit, wie ihr Führer selbst sie wenigstens erstrebt, auf das relative Recht dieses Konservatismus selbst. Wie die meisten Erziehungsreformer auch in Europa verraten die amerikanischen Neuhumanisten eine nicht immer ganz geklärte Mischung aristokratischer und sozialistischer Gedanken-

Digitized by Google

gänge. Das ist, entwicklungsgeschichtlich betrachtet, nichts Widerspruchsvolles, denn stets haben über die beharrende Masse eines gesellschaftlichen Gleichgewichtes von beiden Seiten her Kräfte des Führertums und Kräfte des noch unentwickelten oder entrechteten Volkstums sich die Hand gereicht; in der amerikanischen Situation aber dürfte diese innere Widerspruchslosigkeit doch große tatsächliche Unebenheiten nicht ausschließen. Ein unentwickeltes oder entrechtetes Volkstum gibt es in den Grenzen des normalen amerikanischen Staatsbürgertums, d. h. abgesehen von der Problematik der unangeglichenen Fremdrassen, kaum, und der egalitäre Aufbau der amerikanischen Gesellschaft läßt den spezifisch sozialistischen Gedanken eines anders als selbsttätig, nämlich von kämpfenden Klassen oder vom Staate entwickelten Gemeinschaftsprogramms sehr viel mehr in der Luft schweben als in Europa. Je zwangloser sich daher humanistischer Bildungsaristokratismus mit sozialistischen Denkweisen als mit ähnlichen Seltenheitswerten verbindet, je mehr wird anderseits gerade diese Verbindung dem praktischen Zweifel und Widerwillen auch der Masse ausgesetzt sein. Jedenfalls antworten die konservativen amerikanischen Hochschulpolitiker darauf mit klugen Argumenten durchdachter Demokratie.

Uneuropäisch-modernste Gedanken und solche, die an für uns bereits Vergangenes erinnern, liegen bei diesen Argumenten im Gemenge. Weshalb soll – so heißt es – die amerikanische Universität den immer noch vom Mittelalter her bestimmten Typus ihrer europäischen Schwester weiter nachahmen oder ausschließlich nachahmen? Die Idee der humanistischen Bildung im Sinne der Reproduktion antiker Geistesinhalte ist im System der Mittelschulen weitgehend aufgelöst worden. Daraus scheint auch für die Hochschulen zu folgen, daß diese Idee dort wohl kleine Kreise erlesener Geister, aber nicht den Durchschnitt auch nur des höchsten Typus der nationalen Jugend wird prägen können. Und wie in der Mittelschule die lebendige Anschauung der modernen Staats- und Wirtschaftsgesellschaft helfend eingetreten ist, so ergibt sich nun wohl auch für die Hochschule das positive Ziel des einfachen Weiter- und Höherbauens auf solcher Grundlage. Universitätsleben soll – so sagen einem die Vertreter dieser Gedanken – den jungen Mann noch ganz anders und entscheidender, als es die Mittelschule tun kann, aus den abgeschlossenen Sphären eines entweder überhaupt primitiven oder doch immerhin partikularistischen Privat- und Familienlebens heraus- und in die körperliche und geistige Arbeits- und Lebensgemeinschaft mit anderen

Digitized by Google

jungen Leuten hineinversetzen und ihm dadurch ohne allen Anspruch auf größere geistige Vertiefung oder irgendein Verhältnis zur Wissenschaft als solcher rein pädagogisch etwas geben, was als Zwischenstufe zwischen dem Privat- und Familienmenschen auf der einen und dem vollen Staatsbürger auf der anderen Seite nicht fehlen darf.

Es ist kein Zufall, daß die ersten amerikanischen Staatsuniversitäten, d. h. Hochschulen, die wie die deutschen und romanischen vom Staate als solchem unterhalten und betrieben werden, schon in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts hauptsächlich von kulturell unentwickelteren Bauernstaaten wie Vermont im Osten und Wisconsin im Mittelwesten errichtet wurden und vor allem im Kreise ähnlicher Staaten schon bis 1860 das Dutzend weit überschritten hatten. In solchen Umgebungen war die Funktion der Universität eben eine andere als in denen von älterer Kultur, wo die angelsächsische Privatstiftungsuniversität als ein Nachkömmling mittelalterlicher Klöster vor allem religiösen und allgemeinwissenschaftlichen Zwecken diente. Dort wurde die Universität zur eigentlichen Bildungsstätte des demokratischen Gentleman, aber in wörtlicher Bedeutung: nicht einer Führerschicht aristokratischer Demokratie, wie sie Oxford und Cambridge bis auf den heutigen Tag im Studium der Klassiker, in der lateinischen Rede und im griechischen Preisgedicht ausbilden, sondern ein Vorbereitungsort für den Staatsbürger schlechthin, der den intellektuellen Anforderungen und den ethischen Traditionen der von der Peripherie zum Zentrum vielfach geschichteten Parlamente und Wahlämter gewachsen sein soll. Das schnelle Wachstum, das namentlich die modernen Staatsuniversitäten des Westens und Südens einen Besuch zwischen durchschnittlich 5000 und 10000 Studenten hat erreichen lassen, ist an sich ja nur ein Symptom der egalitären amerikanischen Massengesellschaft, aber es findet doch seine Entsprechungen in der modernen politischen und gesellschaftlichen Welt Europas auch unter Verhältnissen, die mit Amerika nur das Qualitative, nicht das Quantitative gemein haben. Wenn in den russischen Randstaaten, den österreichischen Nachfolgestaaten oder dem Balkan ehemals kleine Provinzuniversitäten heute gleichfalls mit einer Hörerzahl von Tausenden die westeuropäische Mitteluniversität übertreffen, so ist das ja nichts anderes als der amerikanische Auftrieb lange zurückgehaltener, noch wesentlich gleichartiger Bevölkerungen zu Bildungszielen, die gewiß nicht denen der mittelalter-

Digitized by Google

lichen Lehr- oder der neuzeitlichen Beamtenuniversität vergleichbar sind, aber doch neben diesen früheren Typen einen neuen von grundsätzlich ähnlicher gesellschaftlicher Bedeutung und jetzt vielleicht schon größerer Zukunft darstellen. Vertrautheit mit den einfachsten Sachverhalten und Gesetzen der physisch-technischen Umwelt, und zwar in höherem Grade als große Teile der europäischen Intellektuellen, und Vertrautheit ebenso mit den einfachsten Gegebenheiten wirtschaftlich-geschäftlicher Aufgabenkreise bringt der amerikanische Knabe in der Regel bereits aus der Mittelschule mit. Dazu soll nun die Universität des hier gemeinten Typus diejenige Orientierung in den weiteren und verwickelteren Kreisen vergangenen und gegenwärtigen Gesellschaftsdaseins fügen, die dem Kaufmann und Industriellen so unentbehrlich ist wie dem Beamten und den freien Berufen. Mit dieser so viel bescheideneren, aber in ihrer Bescheidenheit doch auch wieder so ehrgeizigen Sozialaufgabe tauchen indes auch Analogien aus europäischer Vergangenheit vor uns auf.

Wir alle haben wohl noch aus Erinnerung oder in einigen gegenwärtigen Resten einen Typus der höheren europäischen Mittelschule vor uns, der äußerlich und innerlich durchaus ungefähr an der Stelle der amerikanischen Durchschnittsuniversität, sei es große Staatsuniversität oder kleines College, gestanden hat. Bei uns in Deutschland etwa die Überreste klösterlicher, städtischer oder selbst staatlicher Gymnasialschulen von der Art Schulpfortas oder des Hamburger Johanneums, in Frankreich die Gattung des Lyzeums, die schon in der Benennung ihrer Oberklassen auf alte, aus dem Mittelschulunterricht dann meist verschwundene Universitätsfächer, wie Philosophie und Rhetorik, deuten. Der gesellschaftliche Zustand, den diese Überbleibsel wiedergeben, ist einfach der, in dem es über einem primitiven Elementarunterricht zu einer scharfen, grundsätzlichen Scheidung von Mittelschul- und Hochschulbildung noch nicht oder kaum gekommen ist. Unterrichts- und erziehungspolitisch ist dieser Zustand allemal mit zwei nach entgegengesetzten Seiten gerichteten Hauptzügen ausgestattet. Er bedingt einmal, wenn man es so sehen will, ein niedrigeres oder doch wenigstens fließenderes Niveau des eigentlich Hochschulmäßigen. Das unreifere Alter und die elementareren Lehrgänge, die dem Festlandseuropäer schon an den englischen und erst recht an den amerikanischen ersten Universitätssemestern auffallen, sollten nicht vergessen lassen, daß auch bei uns weit über das Mittelalter hinaus und sogar bis in das vergangene Jahrhundert hinein Knaben die Universitäten bezogen

Digitized by Google

haben und ein mehr oder minder schulmäßiger Universitätsunterricht in den Fächern der philosophischen, der alten artes-Fakultät, den anderen, den Fachfakultäten, weniger neben- als vorausgeordnet war. Die zweite, entgegengesetzte Seite pflegt in solcher Situation allenthalben ein verhältnismäßig höheres oder wiederum mindestens fließenderes Niveau der „gelehrten" Mittelschule zu sein. Es ist ja noch nicht lange her, daß auch in Deutschland keine so scharfe berufliche und soziale Kluft zwischen dem Mittel- und Hochschullehrerberuf bestand wie heute, daß wenigstens der bessere Teil der Gymnasiallehrer gewohnheitsmäßig am wissenschaftlichen Forschungsbetrieb der philosophischen Studien teilnahm und vermöge dessen geistige und materielle Freizügigkeit nach den Hochschulen hinüber genoß. Und der französische Lyzealtypus hat, wie das Beispiel Taines und anderer zeigt, diesen wissenschaftlich erhöhten Lehrertypus noch länger und durchschlagender bewahrt. Sieht man die vielbespöttelte amerikanische Durchschnittsuniversität aus diesem Blickpunkt, so schwindet manches, das anscheinend der Barbarei einer materialistischen Kolonialgesellschaft zugehört, und es tritt das ernste Entwicklungsgesetz des europäischen Gesellschaftstypus überhaupt hervor, gemäß dem das einfache, noch nicht arbeitsteilige und in vieler Beziehung primitive Gebilde auch geistig nicht immer das wertlosere und jedenfalls sozial durchaus nicht das weniger leistungsfähige zu bedeuten braucht.

Der Vorgang der arbeitsteiligen Aufspaltung nationaler Erziehungseinrichtungen nährt sich dann freilich stets aus zwei gebieterischen Quellen: Das abendländische Ideal wissenschaftlicher Intellektualität drängt unausweichlich auf Forschung in immer komplizierteren Systemen statt auf Tradition in den großen, alten Verbänden. Und was dieses Ideal um der sachlichen Erkenntnis willen verlangt, das verlangt gleichzeitig nicht minder dringlich das Bedürfnis der modernen Gesellschaft mit ihren nicht nur in Staat und Beamtentum, sondern viel mehr noch in Wirtschaft und Technik spezialisierten Berufen. Sehr wichtig aber dünkt es mich nun, den unbefangenen Blick dafür wiederzugewinnen, daß dieser doppelte Vorgang sachlicher und utilitarischer Spezialisierung in Unterricht und Erziehung der modernen Völker wie alle anderen Vorgänge sozialer Arbeitsteilung in Grenzen eingeschlossen ist, Grenzen, die nicht bloß in dem psychischen Rhythmus menschlicher Bedürfnisse nach wechselnden Richtungen von Spannung und Lösung, Sonderung und Vereinigung begründet sind, nein, viel tiefer, in einer letzten tatsächlichen Abhängigkeit spe-

Digitized by Google

zialisierender Entwicklungen von synthetischen wie allerdings auch umgekehrt dieser von jenen. Und nirgends läßt sich, glaube ich, dieser unbefangene Blick heute besser erlernen als an dem unbefangenen Leben der großen überseeischen Gesellschaft, für die trotz aller Industrialisierung und Technisierung das Gesetz der Arbeitsteilung und Beruflichkeit noch nicht mit dem Nimbus der Heiligkeit und Unumstößlichkeit umkleidet ist wie im alten Abendlande. Gewiß ist der Europäer geneigt, in diesem naiven Absehen von spezialisierender und erschöpfender Gründlichkeit zunächst nur das Dilettantische und sachlich Unzureichende zu sehen. Noch der routinierteste europäische Chemiker, der von der Hochschule doch immerhin eine wurzelfeste wissenschaftliche Allgemeinbildung mitbringt, erwehrt sich schwer einer mitleidigen Verwunderung, wenn er die technologische Chemie in Amerika heute bereits in Dutzende von selbständigen Teilgebieten zerspalten sieht, deren Adepten jeweils kaum noch eine wissenschaftliche Vorstellung von den Nachbargebieten haben. Aber ein solches Beispiel zeigt schon die ganze Relativität unserer Begriffe von wissenschaftlicher und pädagogischer Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung. Was von dem einen Punkte aus Zerlegung ist, wird von dem andern Vereinigung, und der Amerikaner, der eingestandenermaßen aus der gesellschaftlichen Zweckbeziehung auf ein äußeres Berufsziel von der Idee einer wissenschaftlichen europäischen Berufsaufgabe abweicht, verdient jedenfalls noch darauf untersucht zu werden, ob er nicht im selben Maße fähiger dazu wird, seine wissenschaftlich mangelhafte Persönlichkeit zu einer größeren sozialen oder vielleicht sogar menschlichen Rundheit zu ergänzen.

Nichts anderes aber will, scheint mir, der Konservatismus der amerikanischen Durchschnittsuniversität. Es klingt sehr verdächtig und bietet den Kritikern amerikanischen Geistes auch im eigenen Hause immer wieder die beste Angriffsfläche, wenn an wissenschaftlich-sachlicher Durchdringung und Vertiefung gespart und dafür in einem auf den ersten Blick bequemeren und unsachlicheren Gehenlassen menschlich-geselliger Triebe desto mehr aufgewandt wird. Die kritische Opposition gegen dieses Gehenlassen spielt heute in Amerika eine ähnliche Rolle wie bei uns die Verachtung der intellektuellen Jugend, z. B. der Jugendbewegung, für den Korporationsstudenten alten Schlages. Aber wenn selbst bei uns noch nicht ausgemacht ist, was für Werte verloren gingen, wenn dieser alte Schlag ganz unterdrückt oder doch eben durch diese Opposition vollends

Digitized by Google

geistig entleert würde, so erhebt sich in Amerika aus der ganz anderen Sozialaufgabe der Hochschulen noch viel nachdrücklicher die Frage, ob es nicht sehr viel mehr Bedeutungen des „Sachlichen" gibt, als von bestimmten Maßstäben der Intellektualität aus anzunehmen naheläge. Einen großen Vorteil jedenfalls zeigt die amerikanische Universität gerade in ihrer geringeren wissenschaftlichen Reife vom Standpunkt des alten Universitasgedankens: sie ist noch nicht in dem Grade wie die europäische der Zerteilung in mehr oder weniger selbständige Fachhochschulen anheimgefallen.

BEFUND

Novelle von

EMIL STRAUSS

Ja-ja, ja-ja!" sagte mit langsamem Kopfnicken der Professor der Chirurgie, Wirkliche Geheime Rat, Ritter hoher Orden, „verflucht ja!" Dann steckte er das Mundstück der kurzen Studentenpfeife, die er an diesen Abenden zu rauchen liebte, in den Mund und jagte zwischen den grauumbarteten Lippen kurze graue Rauchstöße hervor – wie eine Lokomotive, die zu fahren beginnt.

Wir sahen alle auf und nach ihm hin: aus dem starken, rechteckigen Gesicht lief spannenlang das braune Weichselrohr über den grauen Bart herab und hielt in dem geschweiften Porzellanwassersack den mit Wappen, Fahnen, Schlägern und Inschriften buntbemalten Pfeifenkopf wie ein Kleinod dar; blaue Augen streiften wie suchend, doch nicht sehend über uns hin und her:

„Wahrhaftig, es gibt im Menschenleben Augenblicke.

Man stößt so gut danach auf! sagt der Westfale, wenn er ein Essen rühmen will.

So einen Augenblick könnt' ich euch auch zum besten geben.

Man frißt so einen Augenblick aus wie einen Bierskandal, und hinterher merkt man, daß es ums Leben ging. Jener Augenblick war für mich bedeutend, wie der alte Goethe sagen würde; er entschied nicht um das laufende Spiel.

Digitized by Google

Ihr wißt ja so gut wie ich, daß ich nicht zu den Schüchternen gehöre: wenn ich glaube, irgendwo am Platze zu sein, dann warte ich nicht stolzbescheiden, bis auch andern diese Erkenntnis aufgeht, sondern ich mache mir ohne Gefackel selber Platz. Unser Leben ist zu kurz, wir haben keine Zeit zu verlieren.

Auch als Schüler und junger Student war ich nicht schüchtern, wohl aber zurückhaltend: wenn sich gelegentlich der natürlich schon im Kind lebende Trieb nach Geltung regte, so schämte ich mich seiner und unterdrückte ihn. Wir wurden zu Hause vernünftig und sorgsam erzogen, Eitelkeiten wurden weder gezüchtet noch geduldet – in der Schule ging es ohne Mühe – Kunstgenuß und Vergnügen fielen beim Wohlstand der Eltern im gegebenen Maße ganz von selbst für uns ab – und da ich zu allem hin das Glück hatte, zu dem gutdeutschen spätreifenden Schlag zu gehören, so war ich schon Student und fragte, halb aus Zucht, halb aus Unreife und tragischem Grauen vor dem schicksalhaften Geschlechtsgeheimnis, noch nichts nach den Mädchen, war Herr eines reichen Wechsels und hatte noch keine Ader zum Lebensgenuß. Nicht daß ich mir irgend etwas Lockendes versagt hätte – mich lockte nur das Studium, die Wissenschaft, die Weisheit. Und ich muß sagen: jene ersten Semester, ehe ich wußte, was ich werden sollte oder wollte, und als ich eben nur meinen Durst aus allen Brunnen löschte, die waren doch die schönste und beste Zeit meines Lebens! Mit jedem Buch, das man von der Bibliothek oder vom Antiquar heimschleppte, schwoll einem das Herz aufs neue von all den Rätseln und Erwartungen, und wenn man sich dann die Milchglaslampe der Wirtin angezündet – und die ein ganz klein wenig erdölig gewordene Hand am Hintern abgestrichen hatte, dann strömte Wissen, Deutung, Wahrheit in weitherjagenden Wogenringen auf uns zu, immer neue, von fernsten Horizonten herfließende Ringe, die in uns unersättlichem Bißchen vergingen! und manchmal wurde die lösende Wonne der Folgerungen und Schlüsse so, daß wir plötzlich wußten: wenn wir die nächste Seite umschlagen, dann entschleiert sich das Geheimnis, die Wahrheit entfaltet sich Glied für Glied wie die Strahlen der Arnikablüte, wie die Mohnblume mit ihren paar Blättern, und weiterhin ist dann das Leben, auch das überraschendste, selbstverständlich wie ein Flug im Traum.

Einmal so ums andere!

Von Platon hörten wir die Wahrheit und von Jesus, von Giordano Bruno, von Shakespeare, Goethe und andern, und da das Sein in dieser

Digitized by Google

Wahrheit nie ganz aufging, so erkannten wir schließlich jedesmal, daß es nicht die Wahrheit selbst, sondern nur ein anderer Traum von der Wahrheit gewesen war. Aber wir verübelten es dem Träumer nicht: nachdem uns ein Wirbel der Enttäuschung für einen Augenblick niedergedrückt hatte, wurden wir wieder um so lebendiger, fanden wir die Wahrheit nur um so wundervoller, das Suchen nach ihr um so heldenmäßiger – tragisch, mit einem Wort – und darüber ging damals noch nichts.

Erinnert ihr euch an Kant? – an Studiosus Kant, wie wir damals sagten? wißt ihr noch, welche Enttäuschung, als wir zu lesen anfingen?! Wir hatten – zwar nicht gedacht, aber doch erwartet, daß wie bei einem edlen Weine die ersten Züge die köstlichsten und eine Offenbarung sein müßten – und nun brachten wir's gar nicht hinunter! Diese endlosen Wort- und Satzgespinste zerrissen in lauter Fetzen und verklebten uns wie Spinnweb Augen und Ohren, Mund und Hände, Stirn und Hirn – es war zum Verzweifeln widerwärtig. Aber die Ehrfurcht vor dem Namen war zu groß, und wenn wir so einen seitenlangen Satzpolypen zwei oder dreimal eingeschlungen und wieder ausgespuckt hatten, dann hörten wir wie einstmals beim Tacitus und Thukydides die ungeduldige Stimme des Schiffers: Na, da konstruieren Sie doch einmal! – und wir konstruierten uns den Unflat von Satz zurecht, kapierten ihn zur Not und griffen atemholend den nächsten an. Mit der Zeit ging uns dieses ciceronianisch begroßvaterte Sprachwesen, diese übercicerote Perioden- und Schachtelgravität, dieser Fachwerk- und Flechtwerkstil ging uns auf, der Atem wuchs uns für die abenteuerlichsten Kreuz- und Querwege seines Rhythmus – und wir staken bald in seinem Netz wie ein Fisch. Und wie einen Fisch aus dem Wasser hob er uns langsam aus dem gewohnten Element kindisch verworrener und ineinander verkämpfter Anschauungen und Triebe heraus, in eine dünne, klare, fernsichtige Luft: ein Rausch der Erkenntnis machte uns für jeden anderen Rausch unempfänglich; das Leben wurde uns ein geistiges Suchen und Finden, Versuchen und Können, weit reiner und zarter als alle Legenden und Märchen. Eines Tages zerriß ein Schleier in uns, verging ein Nebel in uns, wir sahen in uns selbst hinein und fanden in uns einen ungeheuren, über alles Maß hinausgewölbten Raum, unvergleichlich weiter als die ärmliche blaue Halbkugel, die wir bei klarem Wetter über uns bewundern, ein aller Grenzen spottendes Weltall, darin Sonne, Mond und Sterne kreisen nach unserem Gesetz, darin die Erde, auf der wir sind und erkennen, sich dreht, sich begrünt und welkt nur im Strahl

Digitized by Google

unseres Auges – unser Geheisch, unser Werk! denn, was sie auch sonst sei, das, was sie für mich ist, ist sie für keinen andern; wie sie mir erscheint, erscheint sie nur mir, was für mich vorhanden ist, das ist durch meine Arbeit vorhanden. Mit dieser Vision, mit dieser Erkenntnis schlug zugleich eine Forderung in uns ein, dergleichen noch keine Religion an den Menschen hatte stellen können: mach' einen Gott aus dir, sonst hast du keine Welt! – es hilft dir nichts, du mußt; denn du willst!

Kein Wunder, daß wir von diesem Licht geblendet zurückprallten! Es war ähnlich wie beim Baden, wenn wir nach der Kugel tauchten: wir sprangen hinein und kämpften uns durch den Auftrieb des Wassers hinunter und zappelten mit aufgerissenen Augen im Zickzack über dem braunen Grund hin und her und suchten, und der Atem verging uns; aber wir wollten die Kugel, also weiter! und doch ging's nicht mehr, der Kopf dröhnte und spannte zum Platzen: wir fühlten schon im nächsten Augenblicke die Flut in uns einbrechen und uns vertilgen, – wir mußten hinauf! Da erblickten wir, fünf Schritte entfernt, den weißen Griff der Kugel – unser Ziel; aber nein, wir stießen uns mit der letzten Schnellkraft vom Grund ab, schossen verzweifelt in die Höhe und weit aus dem Wasser hinaus, und schnappten mit einem ungeheuren Schnappen den ganzen aufbrechenden blauen Himmel samt Sonne und Wolken in uns hinein, sanken mit erlöstem Stöhnen auf den Rücken und erholten uns vom Suchen und Finden in der Tiefe! So war's auch hier: wir mußten uns von dem Blitzschlag unserer Göttlichkeit erholen, ehe wir wagen konnten, sie zu prästieren. Aber wir ließen es beim Erholen.

Ja ja, meine Teueren, wir sind heruntergekommen – und wissen leider ganz genau, wie! Doch – davon schweige des Sängers Höflichkeit!"

Er sog an der Pfeife, griff, da sie zu viel Luft hatte, nach dem vor ihm auf dem Tisch stehenden, farben- und zirkelgeschmückten Puppenbeinchen aus Porzellan und stopfte damit die Asche im Pfeifenkopf zurecht, bis fülliger Rauch kam; dann stellte er das Beinchen wieder vor sich hin. Da stand es nun auf der sauber gescheuerten Birnbaumtischplatte, ein schwarzes Schühchen, eine weißbestrumpfte Wade, ein dreifarbiges Strumpfband, darüber fleischfarben das Knie und ein kurzer Schenkelansatz, und ragte sehnsüchtig in die Höhe – wie aus algerischem Steppensand ein Säulenstummel aufsteigt und über sich in der blauen Luft zitternd den goldenen Traum eines antiken Tempels trägt.

Digitized by Google

„Wenn du" – sprach einer langsam und lächelnd über den Tisch – „die Höflichkeit, mit der du uns in deinen bisherigen Bericht einbezogen hast, glaubst überbieten zu können durch Einbezug in dein Verschweigen, dann machst du uns als erkenntnis-, wenn auch leider nicht nur erkenntnisdurstige Leute doch sehr neugierig. Es hat jeder von uns seinen Waldweiher oder Nixenbrunnen in sich, und zu Zeiten – zu Unzeiten – taucht das verhohlene Wesen auf wie die Nixe aus dem Wasser, in das sie verwunschen ist, und lugt mit allen Augen aus, ob das Wunschland, das ihr beim Bad entwendet wurde, nicht wieder über dem Busch hängt, der Zauber, der sie zurückverwandeln könnte in ein eindeutig in der Sonne wandelndes Menschenkind. Schieß los! wir sind abgehärtet für alles, was auch kommen mag – nicht nur für den Kant, wie du ihn aus dir ausgräbst!"

„Du bestätigst mir nur mein Gefühl," war die Erwiderung, „daß ich mein Geschichtchen nun bei mir behalten muß. Ich hab' einleitenderweise so anspruchsvoll mit Namen und Strebungen um mich geworfen, daß ihr jetzt ein weitgeschwungenes, hochgetürmtes Fressen erwartet; ich aber habe nur eine harmlose Jugendeselei. Es muß also für diesmal bei der Vorrede bleiben."

„Lieber Alter," sagte der andere, „du hast schon oft die Erfahrung gemacht, daß Vorreden, wenn sie den Inhalt der folgenden Abhandlung betreffen, überflüssig sind oder die Abhandlung überflüssig machen, daß sie aber um so reizvoller am Platze scheinen, je weiter sie von dem schweißgedüngten Ackerfeld wegführen, hoch hinauf in das Hypotheseneis des Weltraums oder tief hinunter in die ebenso märchenhafte Gasglut des Erdinnern. Nachdem du mit Dante und Kante angefangen hast, verlangt der Geschmack, daß du mit Fuchsmajor, Mensur und Kunigeln fortfährst. Du hast vorhin deinen ersten Semestern Reverenz erwiesen, und wir wissen, daß du im dritten Semester, als wir dich längst aufgegeben hatten, in dich gingst, einen neuen Menschen anzogst und die rote Mütze aufsetztest, daß dir lange Zeit der Schläger das liebste Messer war und daß du unerwartet lange aktiv bliebst – du wolltest uns doch gewiß erzählen, quibus auxiliis, cur, quomodo?"

„Doch nicht. Daß ich zu euch kam, war freilich eine Folge meines Erlebnisses, und wie mir eben erst bewußt wird, kommt sogar die schöne blutrote Farbe unserer Mütze in meiner Geschichte vor – ich will mich also nicht zieren.

Digitized by Google

Anlaß zu meinem Abenteuer war eigentlich mein Vater. Er erzog mich zu bewußtem Entschluß und Handeln. Er besprach jede Angelegenheit und Frage genau und unermüdlich, er steuerte immer seine ganze Erfahrung bei und ließ es sich nicht verdrießen, daß ich oft genug noch nicht auf sie anbiß; er schob mir alle Gründe für und wider, doch nie einen Entschluß zu: den mußte ich immer selbst wählen, und zwar rasch. Sobald die Verhältnisse und Aussichten geklärt waren, verlangte er Entscheidung. Unentschlossenheit duldete er nicht. Ich sehe noch den Ausdruck verhaltener Spannung, mit dem er mich vor besonderen Entschließungen beobachtete. So lernte ich seine Mienen kennen und deuten.

Er hatte in seiner Jugend unter Armut gelitten und vieles entbehren müssen, was nicht nachzuholen ist; darum ließ er es bei seinen Kindern an nichts fehlen und gab mir, als ich Student wurde, einen großen Wechsel. In den Osterferien nach dem ersten Semester legte ich ihm genaue Rechenschaft ab und besprach mit ihm alles, was ich gestrebt und gelebt hatte, und da fragte er einmal beiläufig, ob ich denn auch mit meinem Geld ausgekommen sei oder ob ich habe Schulden machen müssen. Ich lachte und sagte, ich habe nicht alles gebraucht, ich habe fast noch einen Monatswechsel in der Tasche. ‚So —?!' machte er in beinahe bewundernd verwundertem Ton, drehte sich aber ab, und ich erwischte gerade noch das Zucken eines unterdrückten Lächelns.

Und als ich gegen Schluß des zweiten Semesters an die Heimkehr dachte und wieder einen Haufen Geld übrig hatte, da fiel mir jenes Lächeln ein, ich meinte, solche Belustigung könnte ich dem Alten sparen, kaufte mir einen geräumigen Segeltuchranzen — Rucksäcke gab es bei uns noch nicht, die waren noch berechtigte Eigentümlichkeit der Bayern — und marschierte, ohne das Ende der Vorlesungen abzuwarten, ins Gebirg', entschlossen, so lange herumzulaufen, bis der letzte Groschen draußen wäre. Ich ging allein; ich fand es geraten, bei dieser Gelegenheit gleich ein wenig den Kopf auszulüften, der von verschiedenen heißverschlungenen Theorien und Problemen rauchte; der Alte zu Hause war sehr wißbegierig, fühlte mir immer gleich auf den Zahn und sollte mich doch nicht in zu großer Unordnung treffen. So wanderte ich einige Tage kreuz und quer, planlos, willkürlich, je nachdem mich ein auftauchender Berg in die Sonne lockte oder ein Waldtal in seine Kühle hinab oder auch nur ein Wegweiser mit einem seltsamen Namen: denn wenn irgendwo Kaiserebene steht oder Schildwende oder Hochsal, dann muß man doch hin, wenn man Zeit hat,

Digitized by Google

und sehen, wieso. Ich atmete die Frische der Buchenwälder, die trockene, branstige Luft durchglühter Tannen, den fernherstreichenden Luftzug sonniger Gebirgskuppen – ich fing schon an, abends Heimweh zu fühlen nach dem, was ich morgens gesehen hatte, ich fing schon an, zu bedauern, daß ich an all den Dörfern, einsamen, selbstgenugsamen Höfen, die Straße bewachenden Gasthäusern, an all den unbekannten fremdartigen Menschen mit kurzem Gruß vorbeizog. Es ward mir bewußt, daß ich mich nach allen Vorübergehenden umdrehte, als müßte ich sie anhalten, nicht nur die meist dunkelhaarigen, untersetzten, rundlichen, manchmal sehr reizvollen Mädchen in ihren wechselnden, hübschen, aber die Körperformen oft entstellenden Trachten, geradeso die Kinder und Alten, jeden Fuhrmann oder wandernden Besenbinder. Durfte all dieses Fremde mir fremd bleiben? – allenfalls ein Augenschmaus? Ich starrte allem nach, als ginge mir etwas verloren, und ging weiter.

Da kam ich eines Vormittags, als es gerad' elferte, auf einem der gegen den Oberrhein absinkenden Höhenrücken in ein Dorf, das mitten im rötlichen Weizen lag. Die ganze Fläche, vielleicht eine Wegstunde breit aus dem Wald der Seitentäler emporgewölbt, gegen den Rhein und die Schweiz hin nicht abzusehen, war ein rotblondes Meer; ferne rechts und links der wellig heraufschwellende grüne Waldsaum, dazwischen die kaum bewegte flirrendgoldene Fläche der noch unreifen Frucht unter wolkenlosem Sonnenhimmel. Ich kam schon weitheraufgestiegen, die Sonne schien mir ins Gesicht, der strahlende Himmel blendete meine Augen, das wimmelnde Goldlicht der Felder blendete, der weiße Staub der Straße blendete, meine Kehle war dürr wie eine Baßgeigensaite – ich war glücklich, als gleich das erste, vereinzelt liegende Haus des Dorfes einladend den Arm über die Straße streckte und Gasthaus zum Ochsen hieß. Ich suchte nicht noch wählerisch, ob etwa ein besseres im Dorf wäre, ich stieg die Staffel hinauf, trat in die weite niedrige Gaststube, ließ meinen Ranzen von der Schulter auf die Bank niederplumpsen und mich selbst auf einen Stuhl, daß er krachte, und sprach einem dunkelhaarigen Ding, das mit einem ganz tief aus der Kehle herausgekratzten Gruß vor mir stehen blieb, mein Verlangen nach einem Mittagessen aus. Ja, meinte sie, das daure aber noch einige Zeit. Nun, ich hätte, erwiderte ich, vorher auch noch einen Durst zu versorgen; was sie dafür habe? – Wein, Bier, Most. – Was für Wein? – Kaiserstühler. – Her damit! – Tut's ein Doppelliter? – Bringen Sie lieber gleich das ganze Fäßle, dann brauchen Sie nicht so oft zu laufen! – Wir lachten, und

Digitized by Google

sie ging hinter den Schanktisch, nahm die größte Maßflasche vom Gestell, streckte sie in die Höhe und rief: ‚Die —?', dann bückte sie sich, ich hörte sie eine Falltür aufklappen, und dann versank sie.

Sie brachte mir ganz manierlich ein Viertelliterfläschchen, dicht behaucht, so daß die Goldfarbe wie durch Nebel schimmerte, und wunderbar frisch. Sie brachte mir noch mehrere solche Viertel direkt vom kühlen Faß und auch das Mittagessen, und ich konnte mir schon nichts Köstlicheres denken, als dazusitzen, mir von dem flinken hübschen Maidle den Wein einschenken und die Speisen vorsetzen zu lassen, mit harmlosen Scherzen und Redensarten ihre muntere Schlagfertigkeit herauszufordern und mit ihr gemeinsam über eine gute Antwort zu lachen.

Und als mit dem Nachmittag die Stunde zum Weiterwandern kam, da hatte ich plötzlich gar keine Lust dazu, ich sagte, ich hätte für heute genug vom Laufen, ich wollte über Nacht bleiben, und ließ mir ein Zimmer geben.

Indessen schämte ich mich doch ein wenig, den ganzen Nachmittag dasitzen zu bleiben und Wein zu trinken, ein Viertel aufs andere, nur um möglichst bald wieder mit dem leeren Fläschchen das Mädchen herbeiklopfen zu können: ich machte mich also auf den Weg und lief durch das Dorf und die Weizenfelder und das ostwärts den Höhenrücken begrenzende, mit herrlichem Baumwuchs vollständig ausgefüllte Tal. Ich wüßte aber sonst wenig von meinem Gang zu erzählen, denn in jedem Fenster des Dorfes, in jeder Tür, hinter jedem Eck sah ich das Mädchen und entdeckte dann, daß ich es doch nicht sah; auf dem Schlangenpfad durch den hohen Weizen war sie mir immer um eine Krümmung voraus, so daß ich sie nie zu Gesicht bekam, und als ich zwischen den mächtigen Bäumen in das enge Tal hinunterstieg, da war es bei mir ausgemacht, daß sie von einer Arbeit oder Besorgung heimkehrend mir demnächst entgegenkommen müsse: ich sah schon ihre kurzen, weißen Puffärmel, die brennende Goldstickerei am Koller, das rubinrote Sammetmieder, die lebhaften ausdrucksvollen Augen. So lief ich dahin wie einer, der von einer Ziehung zur andern auf das große Los schwört — und so lief ich nach ein paar Stunden wieder die Staffel hinauf in den ‚Ochsen'.

Da mußte ich nun eine seltsame Wirkung meines Ganges feststellen: mein Sinn war noch ausschließlicher und ungeduldiger als vorher auf das dunkelhaarige Mädchen aus, mein Herz aber fing beim Eintritt in die Wirtsstube so stark zu klopfen an, wie ich es sonst nur bei einem Wettlauf und dergleichen ungewöhnlicher Anstrengung erlebt hatte, und bei ihrem Her-

Digitized by Google

zutritt, Gruß und Fragen nach meinem Begehr war ich so befangen, daß mich die paar einfachen Worte meiner Bestellung rettungslos ungeschickt und abgeschmackt dünkten und mich tief beschämten. Mein krampfhafter Versuch gar, eine muntere Bemerkung des Mädchens mit Geist und Witz zu erwidern, mißriet so plump, daß für einen Augenblick mein ganzes Selbstvertrauen von mir wich, daß ich mir unendlich kläglich und hilflos gefährdet vorkam und feiglings dachte: o wär ich doch nach Tisch weitermarschiert!

Eine solche Verstimmung oder Entstimmung konnte natürlich nicht lange anhalten: sobald sich das Mädchen – sie hieß übrigens Marie, ihre Mutter sagte ‚s' Märi', – sobald sich Marie entfernte und mir einen Augenblick Zeit ließ, mich zu besinnen, da kam mir das Unglück nicht mehr so groß vor: ich hatte eben geredet, wie man so redet. Wenn gewöhnliche Worte meiner Stimmung und meiner Gefühlsspannung nicht genügten, so konnte ich ja das Maul halten, bis sich was Redens- und Hörenswertes einstellte: damit entging man nicht nur der Trivialität, man gewann sogar eine überlegene, philosophische Haltung. Und so versuchte ich's auch: es waren noch zwei oder drei Gäste da, die etwas tranken oder einen Imbiß nahmen, Marie mußte kommen und gehen, wohl auch bei einem stehenbleiben und mit ihm schwatzen, und im Vorbeistreifen, ihres Eindrucks bewußt, sicher und zier, warf sie mir ein paar freundliche Worte zu. Ich war beglückt, rührte mich aber nicht, schwieg und folgte ihr nur mit den Augen, bis ihr letzter Rockzipfel zur Tür hinauswehte. So hatte die Sache ein Gesicht! – Als sie aber zum zweiten Male keine Antwort kriegte, da drehte sie, schon an mir vorbei, sich noch einmal her, riß verwundert lächelnd die Augen auf, als wollte sie fragen: Ja, was ist denn dir über die Leber gelaufen?! – und so rasch ich konnte, sagte ich, was mir gerade in den Mund kam, glücklich, überhaupt ein Wort zu haben, das ich ihr zuwerfen konnte, selig, als sie noch einmal den Kopf zurückwandte und meine Worte mit einem Aufleuchten der Augen, ja, des ganzen Gesichts erwiderte. ‚Selig', sage ich, und das ist eigentlich doch recht farblos und ungenügend; denn bei ihrem enttäuscht verwunderten Blick hatte ich mein Schweigen als mörderische Stumpfheit und Roheit empfunden; sie wollte ja nicht Geist oder Gedanken, sondern auf ein Wort aus freudigem Herzen wieder ein Wort aus freudigem Herzen – mit der Hand, die sie glühend und zitternd aus ihrer Welt hinausstreckte, wollte sie nicht ins kalte Leere langen, sondern wieder eine glühende, zitternde Hand fühlen! Das durchblitzte mich als erleuchtende

Digitized by Google

Liebesweisheit. Und noch etwas fühlte ich in jenem Augenblick: die eigene Unzulänglichkeit, Armseligkeit, Wertlosigkeit gegenüber der Kraft, die man Liebe nennt, mag sie uns aus einem Auge, einem Antlitz, einer Tat entgegenströmen, mag sie uns im eigenen Herzen voll selbstischer bänglicher Triebe rätselhaft überwältigend bewußt werden; in demselben Atem erkannte ich sie, fürchtete ich, sie verscherzt zu haben, und fühlte ich sie durch ein hastiges, an sich armes, aber herzlich gemeintes Wort festgehalten, und dieser Atemzug hob mich in eine Dankbarkeit, Freudigkeit und begehrenslose Entzückung hinein, deren man wohl nur in jenen Jahren fähig ist.

In solche Gehobenheit schwamm der Abend hin, schwammen die wenigen Minuten hin, die das Mädchen bei mir stehen oder gar sitzen konnte. Was sie mir sagte oder tat, war mir nur die ernste oder neckische Hülle eines gemeinsamen Geheimnisses, was ich sagte, suchte auch nicht mehr nach Gedanken oder Ausdruck; denn unsere Geheimsprache war ja doch tiefer als jedes erbohrte Wort, tiefer als wir selbst ermessen konnten.

Ich ging beizeit' zu Bett, aber der Tag ging für mich noch nicht zu Ende, immer aufs neue spielte er sich vor meinen schlaflosen Augen ab, immer wieder suchte ich, was mich beglückte, aus dem Dunkel heraus. Alles behielt seine Farbe und seinen Glanz, vieles schimmerte in der Stille und in der Sehnsucht um so beglückender. Ich gestand mir, ich dozierte mir, daß dieser Tag eine Entscheidung gebracht habe, daß unvermutet wie im Märchen eine Zaubertür in ein verlockend fremdartiges Leben hinaus aufgesprungen, daß ich ohne Bangen, ohne Befremden, ohne Vorurteil hindurchgetreten sei und daß ich den märchenhaften Lohn meiner Unerschrockenheit ja schon im Herzen spüre.

Als ich nach ganz kurzem Schlaf in der Nacht wieder erwachte, fand ich diesen Gedanken eines neuen Lebens noch in meinem Bewußtsein, und das schöne, flinke, heitere, naive und bewußte, kluge und zartfühlende Mädchen, durch seine Tracht äußerlich unterschieden, innerlich zusammengehalten und gerundet, erschien mir so viel echter, fülliger und reifer als die mir bekannten, von Konventionen bedingten, in Konventionen zerflatternden städtischen Mädchenwesen, daß ich mich glücklich fühlen mußte und mich darauf freute, von meinem Vater diese Entscheidung bestätigt und gelobt zu hören.

Digitized by Google

Ich dachte natürlich nicht mehr an Schlaf, ich setzte mich ans offene Fenster, sah in das Schatten- und Silberschimmerspiel der Mondnacht hinaus, horchte dem Rauschen des Brunnens und dem Sausen der Luft in den Bäumen, ich fühlte den Zauberbrunnen des Glückes im Herzen unablässig, unwiderstehlich fließend zum Handeln drängen und mußte stillsitzen, widerstehen und aus Erinnerung Zukunft spinnen.

Allmählich graute der Tag und leuchtete mit seinem kalten Morgenlicht auch in meine Phantasien hinein; mir ward bewußt, daß ich in Gedanken zwar schon mit meinem Vater und der ganzen Welt im reinen war, in Wirklichkeit aber noch nicht einmal mit meinem Mädchen, und sobald ich im Stall oder Schopf Leben hörte, hielt ich meine Ungeduld nicht länger aus und ging hinunter: es war ein Knecht, der gerade mit der Sense auf die Wiese wollte. Ich schloß mich ihm an und war nicht wenig stolz, als er auf meine vorsichtige Anregung hin von den Ochsenwirtsleuten alles mögliche Gute zu sagen hatte. Draußen sah ich eine Minute zu, wie er seinen Halbkreis in die nasse Wiese hineinhieb und spreizbeinig vorrükkend immer weitertrieb, dann ging ich mit meinem Teil meines Weges, und als ich zum Frühstück in den Ochsen zurückkam, da brachte ich einen wohlausgedachten Feldzugsplan mit.

Er kam aber nicht zur Ausführung. Marie verwirrte mich zunächst bis in die Tiefe hinunter, indem sie mich heiter und neckisch wie immer begrüßte – und ich hatte den Ernst dieser langen Nacht in mir, ich bebte von der Feierlichkeit meines Entschlusses. Ich gab ihr gezwungene Antwort, und es dauerte einige Zeit, bis ich mir klarmachte, daß es kein rühmliches Zeichen wäre, wenn sie nun wie ein krankes Huhn herumhockte oder schmachtend sich mir an den Hals würfe; daß es vielmehr für ihre Kraft und ihren Stolz zeuge, wenn sie einstweilen alles vermiede, was nicht auch als harmlose Freundlichkeit gelten könnte; an mir war es, mich nicht täuschen zu lassen, den Ton ihrer Stimme, das Licht ihres Blickes, die Wärme ihrer Aufmerksamkeit und die lächelnde Not ihrer Heimlichkeit mitzufühlen.

Als sie mir das Frühstück brachte, eröffnete ich ihr meine Absicht, den Tag noch nicht weiterzuwandern; die Gegend gefalle mir, ich wolle sie von hier aus durchstreifen.

‚Das ist mir jetzt recht, daß Sie das sagen!‘ rief sie.

Ich blickte sie erwartungsvoll an, und beklommen, als ob meine Frage das Schicksal herausforderte, fragte ich, warum.

‚Ha – daß ich's gleich weiß, wegen dem Bettmachen.‘

Digitized by Google

Sehr enttäuscht, nur um etwas zu sagen, fragte ich, ob das so viel ausmache.

‚So gar viel nicht'; meinte sie, ‚aber man spart sich gern einen Gang, wenn man den ganzen Tag auf keinen Stuhl kommt.'

Das führte immer weiter weg aus meiner heißen Zone; ich wußte nichts zu sagen, so beschämt war ich, erst von ihr hören zu müssen, daß dieses junge Mädchen, das für meine Augen leicht und lustig wie ein Wiesel um mich herumspielte, eine schwere, alle Kraft verbrauchende Tagesarbeit tue; der Vorwurf, den ich fühlte, war so schwer, ich mußte schweigen, ich wollte ihn auch nicht durch ein billiges Wort zur Teilnahme abschwächen. Da fuhr sie fort: und die Gegend sollte ich mir ja genau ansehen, sie sei's wert, eine schöne Gegend, neun Monate im Jahr sei Winter, und drei Monate kalt, alle Wasser liefen bergab, als ob sie da oben überflüssig wären, die Bäume aber wüchsen bergauf, es sei kurios. Ich sollte ja gehen und sehen, ob sie nicht recht habe. Damit ließ sie mich bei meinem Frühstück sitzen und ging ihrer Arbeit nach. Und ich dachte, sie habe mich nicht übel zurechtgewiesen für meinen Schwindel von der interessanten Gegend.

So oder so, das Mädel gefiel mir immer aufs neue, und mit mir selbst, meinen Vorwänden und meiner Zurückhaltung war ich immer weniger zufrieden.

Ich lief nach dem Frühstück fort, kam aber nicht weit; als ich auf einer kleinen Anhöhe Umschau hielt und den ‚Ochsen' so klar und übersichtlich unten liegen sah, daß ich jeden Schritt um das Haus beobachten konnte, da ließ es mich nicht weiter, ich warf mich nieder und starrte hinab. Nun, der ‚Ochsen' tat sehr wenig, um meine Aufmerksamkeit zu lohnen; ich hielt den Fernstecher fest ans Auge gepreßt, daß mir bald der Knochen wehtat – es war nicht der Mühe wert. Endlich kam einmal die Marie aus der Küchentür, schüttelte einen nassen Schurz oder Lappen aus und hängte ihn über den Zaun, trat aber, ohne nur ein Blickchen zu mir herauf zu wenden, wieder ins Haus zurück. Nun, dachte ich, das sei wenigstens ein Anfang, und lauerte um so gespannter; aber es blieb still. In so einem Schwarzwaldhof ist der ganze Betrieb unter einem Dach, und wenn gar, wie an jenem Morgen, das Gesinde auf den Wiesen ist, dann liegt der Hof die meiste Zeit in tiefer Ruhe wie Sonntags während der Kirche. Die Augen taten mir weh, das Herz tat mir weh, ich hatte plötzlich genug, ich drehte mich herum, der Länge nach auf den Bauch, starrte ins Gras, und halb aus Zorn, halb aus Elend kamen mir die Tränen. Ich schämte

Digitized by Google

mich vor mir selber, legte rasch den Kopf auf die Arme, fühlte das kühle Gras im Gesicht – fühlte mich noch einige Male schluchzen und schlukken – und schlief ein.

In der vergangenen Nacht hatte ich kaum die Augen zugetan, nun in der Wärme des leichten Föhrenschattens entschädigte ich mich und wachte erst nach Stunden wieder auf. Der Fernstecher lag unter mir, ich setzte ihn sofort ans Auge und blickte nach dem ‚Ochsen' hinab: eben fuhr ein Leiterwagen, darauf ein paar Knechte und Mägde saßen, vom Haus ab; die große schwere Gestalt des Ochsenwirtes kam heraus und ein paar Schritte nachgelaufen, winkte mit einem wohl liegengebliebenen Gegenstand und schleuderte ihn, obschon einer vom Wagen absprang und zurücklief, über diesen hinweg in den Wagen, daß die Dasitzenden sich zur Seite bogen und mit den Armen bewehrten; es mochte ein Seil sein. Der Knecht lief dem Wagen nach und sprang auf, während der Wirt ohne weiteres schon wieder ins Haus zurückgekehrt war.

Mittag mußte also vorüber sein, und meine Uhr bestätigte es. Nicht noch mehr Zeit zu verlieren, stand ich auf und eilte hinab in den ‚Ochsen'. Ich dachte aber nicht an das Mittagessen.

Hinten in der leeren Wirtsstube war ein Platz am Fenster gedeckt, das Tischtuch, der Teller, das Glas, das Besteck glänzte in der Sonne.

Die Wirtin kam mit der Tochter herein, mich zu begrüßen, die Mutter blieb einen Augenblick mitten im Zimmer, die starken, braunen Arme übereinandergelegt, ruhig stehen, glich einer großen, gemalten Holzfigur und meinte, jetzt werde ich wohl hungrig sein, dann ging sie gelassen ab. Marie fragte, ob ich denn auch noch komme, sie hätten mich nicht mehr erwartet, sie hätten alles selber gegessen, sie hätten so lange Zeit nach mir gehabt und hätten vor langer Zeit alles aufgegessen. Damit zog sie sich auch zur Tür hinaus, erschien aber gleich wieder mit einer kleinen Suppenschüssel und stellte sie vor mich hin: ein wenig sei doch noch im Kochtopf gewesen, sie habe es mit Wasser gestreckt – sie hätten das beste Wasser weit und breit! – nun gäb' es schon noch einen Teller; ich müsse halt vorlieb nehmen. Es duftete aber sehr einladend. Ob sie auch Wein bringen sollte? und sie trat hinter den Schenktisch, nahm ein Fläschchen vom Gestell, hob die Klapptüre zum Weinkeller und stieg hinab, und nach jedem vorsichtigen Schritt hielt sie inne und schaute freudig wie ein Kind zu mir auf; so sank die zierliche dunkelbunte Gestalt Stufe um Stufe in den Boden hinein, bis auch der Kopf mit dem dunklen Flechtenring verschwun-

Digitized by Google

den war – und bis ich nachstarrend merkte, daß ich zitterte. Ich dachte: was ist denn das für eine Komödie mit Essen und Trinken! das ist ja widerlich! das ist ja eine Feigheit! das ist eine Gemeinheit! und ich zitterte immer mehr. Unterdessen war sie, ein blaßgolden leuchtendes Fläschchen in der Hand, schon wieder emporgetaucht und hergekommen, stellte es neben mein Glas und fragte verwundert:

‚Sie essen ja gar nicht! Schmeckt es Ihnen nicht?'

‚Nein!' erwiderte ich heftig; es ward mir schwer, ein Wort herauszubringen, ‚ich kann nicht essen!' Ich stand auf – zitterte – und ging zitternd und doch wie einer jubelnden Fanfare folgend zu dem Mädchen hin, faßte sie um das straffe Leibchen, zog sie an mich, und mit einem raschen Blick über die Schulter, ob auch niemand zusehe, duldete sie, daß ich sie küßte. Und wir küßten, als hätten wir schon viel Übung – wir würden wohl immer noch küssen, wenn nicht eine Tür gegangen, jemand eingetreten und stehengeblieben wäre, wenn nicht die Bärenstimme des Ochsenwirtes Blitz und Blust durcheinandergeflucht hätte.

Marie zuckte in meinem Arm zusammen und wollte sich mir entwinden; ich hielt sie aber fest und wandte mich zu dem Eingetretenen hin.

‚Auseinander!' schrie er, die rechte Hand hebend, etwas spreizbeinig dastehend, und seine schwere, mächtige Gestalt schien die ganze Stube auszufüllen. ‚Auseinander! sag' ich – oder –'

‚Unnötig!' entgegnete ich und ließ sie nicht los. ‚Uns darf jeder sehen! Sie am ersten! Mir ist's Ernst mit der Marie!'

‚Ernst –?' machte er, sich vorduckend, tat zwei Schritte vorwärts und starrte mich mit kleinen braunen Augen feindlich an. ‚Ernst? – Wie alt ist denn der Hochzeiter?'

Marie zerrte immer, um loszukommen, ich gab nicht nach; gerade wollte ich dem Bauer antworten, ich sei neunzehn und ein halbes Jahr alt, obschon mir das plötzlich etwas wenig vorkam, da hatte er noch ein paar Schritte auf uns zugemacht, sich vorgebeugt und den Arm vorgestreckt und mir mit dem Zeigefinger, einem dicken, verschnupftabakten Zeigefinger, hart unter der Nase hingewischt, den Finger mit dem Daumen prüfend befühlt und dann, als wäre er naß, am Hosenboden abgestrichen.

Mir war, als fiele ich zusammen, als wäre ich vernichtet und in Atome auseinandergesprengt, und zugleich, als schösse der ungeheure Wirbel meiner Zerstörung zu einem schmerzend harten Kern zusammen, ich hatte keine Luft mehr, mein Kopf glühte, ich fühlte, wie ich die Augen aufriß,

Digitized by Google

als wollte ich durch sie hinaus dem Kerl an die Gurgel – und hatte schon das Mädchen losgelassen, die geballte Faust dem Bauer ins Gesicht geschlagen und sah mit meinen aufgerissenen Augen, wie ihm a tempo aus beiden Nasenlöchern das Blut stürzte, wundervolles rotes Blut, über die hohe breite Oberlippe durch die Bartstoppeln hindurch nach dem Mund und vom Mund, zuerst in den Winkeln, über das ausrasierte Kinn. Ich atmete bei dem Anblick erlöst auf, beachtete kaum, daß Marie schreiend und den Kopf einziehend davonlief, ich blieb nach meinem Schlag lauernd stehen und dachte: Jetzt macht er mich kalt! aber ganz laß ich ihn auch nicht.

Er hatte vor Wut oder Schmerz gebrüllt – einen guten Hieb auf die Nase spürt man ja – und sich wegen des fließenden Blutes einen Augenblick vorgebeugt; dann kam ihm wohl die Wut wieder, er ließ das Blut laufen, wohin es wollte und stürzte auf mich los: er schlug aber nicht zu, wie ich erwartete, sondern überraschend umfaßte er mich – er war ein gut Stück größer – und trug mich wie einen Kartoffelsack hinaus unter die Haustür; da versuchte er, mich mit einem Schwung auf die Straße zu schleudern, ich klammerte und krallte mich aber fest, er mußte mich die Staffel hinuntertragen und dort abstellen. Er blieb vor mir stehen, und ich vor ihm. Er prustete, daß mir sein Blut ins Gesicht spritzte, warf die Fäuste zurück und sah mich mit seinen wilden, braunen Augen an, als sollt' es wieder losgehen; ich zog das Sacktuch und wischte mir sein Blut ab. Endlich stieß er heraus:

‚Vergreifen will ich mich nicht!' und blies sein Blut beiseite. ‚Dir schlag ich ja 's Hirn ein wie einem Hasen! aber vergreifen will ich mich nicht!'

‚Tun Sie, was Sie nicht lassen können', erwiderte ich einigermaßen überrascht.

‚Aber das sage ich Ihnen', brüllte er plötzlich wieder auf, ‚ins Haus kommen Sie mir nimmer! – sonst –!' und er stieg die Staffel hinauf.

‚Dann schicken Sie mir die Marie! ich hab' mit ihr zu sprechen', sagte ich.

‚Einen Dreck schick' ich Ihnen!' höhnte er über die Schulter herab. ‚Sie können lang passen!' trat ins Haus und schloß die Tür.

Ich wartete und dachte an Marie, daß ich sie noch vor zwei Minuten im Arm hielt, einen warmen, festen Leib, und küßte, frische, schwellende durstige Lippen – wie lang war das schon her!

Ich rief ihren Namen.

Digitized by Google

Ein Fenster ging auf; aber nicht die Gerufene erschien, sondern ein Ränzel flog auf die Straße, und ein Plaid flog auf die Straße, ein Hut und ein Schirm flog auf die Straße, dann blickte der Wirt heraus und schrie:

‚So – jetzt – abmarschiert! die Marie kommt nicht!‘ und schloß wieder das Fenster.

Ich hob nur den Hut auf, ging über die Straße und füllte ihn mit Feldsteinen, trat wieder vor das Haus und rief dreimal des Mädchens Namen; als nichts erfolgte, warf ich einen Stein, und eine Scheibe des Wirtszimmers zerklirrte.

Der Wirt kam, schimpfte, fluchte und drohte.

‚Wenn Marie nicht kommt‘, gab ich zurück, ‚dann schmeiß ich Euch alle Scheiben ein!‘

‚Sell will ich sehen!‘ erwiderte er, hob den Stein vom Boden auf und warf ihn nach mir.

Ich wich aus, warf einen zweiten, und wieder klirrte eine Scheibe.

Der Wirt öffnete das getroffene Fenster, da zielte ich schon auf ein anderes, traf einen Querstab, und zwei Scheiben auf einmal fielen.

‚Wart’, Bürschdle!‘ brüllte er, mit der Faust drohend, und lief davon.

Ich wartete, glaubte zwar nicht, aber wünschte doch, daß Marie käme; aber er war es wieder, mit einer Doppelflinte:

‚Noch einen Stein, und ich schieß!‘

‚Schießen Sie, wenn Ihnen zu wohl ist!‘ antwortete ich. ‚Klüger wäre ja, Sie schickten die Marie!‘

‚Ja – Pfeifendeckel!‘ gab er zurück.

Eine Scheibe klirrte, ein Stein hüpfte über Tisch und Bänke.

Der Bauer legte an, und ich sah die zwei schwarzen Kreise der Flintenmündung wie unerbittliche Augen auf mich gerichtet. Es war mir gar nicht wohl zumut’; aber ich konnte nicht nachgeben, ich blieb stehen und griff nach einem Stein in meinem Hut.

Endlich krachte der Schuß, die Kugel pfiff hoch über mir weg; er hatte es also diesmal nicht gewagt.

Ich warf, eine Scheibe zersplitterte und überdies die Hängelampe: das Erdöl platschte auf den Tisch.

Der Ochsenwirt schrie nur auf vor Wut und legte wieder an: in diesem Augenblick ging die Zimmertür halb auf, und die zwei Weiber kreischten, offenbar von dem Schuß entsetzt, durcheinander von Blutvergießen, Zuchthaus und Schandarm; aber schon knallte der Schuß, der Wirt riß die Büchse

Digitized by Google

herab und starrte mit weitaufgerissenen Augen auf mich her. Die Weiber schrien erbärmlich. Als er mich stehenbleiben sah, warf er die Waffe weg, trat zu Frau und Tochter an die Tür und schrie in hilflosem Ton:

‚Ja, was soll ich denn auch tun?!'

Ich vermute, daß er, ganz außer sich, mich diesmal wirklich hatte treffen wollen, daß aber das Gejammer der Weiber, d. h. die Worte Zuchthaus und Gendarm, den Schuß im letzten Augenblick noch abgelenkt hatten, weshalb er mich denn auch so entgeistert anglotzte: er hatte mich schon fallen und sich im Zuchthaus gesehen, war, als ich stehenblieb, einfach überwältigt und keines Willens mehr fähig und brüllte nur immer die sinnlos schreienden Frauen an, sie sollten doch endlich das Maul halten; der Herr sei ja gar nicht hin, sondern stehe noch ganz frech da draußen! Sie sollten ihm doch endlich sagen, was er tun solle.

Wie ich diese Hilflosigkeit mit anhörte, rief ich, statt zu werfen, so laut ich konnte:

‚Marie! Marie!'

Der Wirt trat zum Fenster und fragte:

‚Was soll's denn mit der Marie?!'

‚Sprechen will ich sie!'

‚Ja – aber nur durchs Fenster!' antwortete er eigensinnig.

Ich bestand darauf, daß sie zu mir herauskäme, und seine Frau rief ihm zu:

‚Laß sie doch 'naus! Was ist denn dabei?! Er wird sie nicht fressen!'

Da fuhr er seine Tochter an:

‚No gang! – duu – dummes Ziefer, du!'

Ich hörte das Türschloß schnappen, sah die Tür aufgehen und Marie, das Gesicht zur andern Seite gewandt, haltungslos die paar Stufen herabschleichen. Ich setzte meinen Hut mit den Steinen ab, ging hin und streckte ihr die Hand entgegen. Sie zog die ihrige weg und warf beleidigt ausweichend den Kopf zurück. Ich sah sie erstaunt an, so sehr schien sie mir ein anderes Wesen zu sein: statt der gespannten Zierlichkeit ein schlaff sich schiebender Körper, nicht mehr das durchblutete rösche Braun eines unverwüstlich gesunden Gesichts, sondern eine trübe Lehmfarbe, darin die verweinten Augen und die verweinte Nase klägliche rote Flecken waren, der schwellende Mund von Schrecken, Schreien, Weinen formlos hängend – diese Verwüstung ergriff mich trotz der abweisenden Gebärde so, er-

Digitized by Google

füllte mich so mit Mitleid und mit Schuldgefühl, daß mir nur der Jammer, nicht die Häßlichkeit bewußt ward, daß ich zart die Hand auf ihren Arm legte und wirklich aus dem Herzen heraus sagte – ich schämte mich hinterdrein, so zitterte und schwankte meine Stimme:

‚Marie – was ich vorhin gesagt habe, das gilt, – das ist mein Ernst!'

‚Pf' – machte sie mit schiefem Mund. ‚So dumm sind wir auch nicht! – Wenn's weiter nichts ist –!'

Ich sah sie an und begriff erst nicht, blickte staunend beiseite und streifte das Fenster, durch das vorhin die Doppelflinte auf mich gerichtet war, und sah wieder das Mädchen an und fühlte mich unendlich viel wehr- und hilfloser als vorhin, fühlte mich unverzeihlich geschändet und erwiderte rasch, um nur alldem ein Ende zu machen:

‚Nein – weiter nichts! – Doch, den Wirt laß ich noch bitten.' Ich wandte mich ab, während sie ins Haus ging, ich leerte die Steine aus dem Hut und setzte ihn auf, ich hob den Ranzen auf und warf ihn über die Schulter, hob das Plaid auf und schob es hinter dem Rücken zwischen den Tragriemen durch, hob endlich den Schirm auf, und nun stand auch der Ochsenwirt unter der Tür. Ich winkte ihm und rief, ich möchte bezahlen: sechs Fensterscheiben, eine Erdöllampe und meine Zeche.

Verwundert kam er langsam näher – er hatte sich das Blut abgewaschen – und begann zu rechnen.

Ich betrachtete mir sein strotzendes, fast quadratisches Gesicht mit seinen unter die Stirn hineingeklemmten braunen Stieraugen, mit der hohen und breiten, furchenlosen Oberlippe, dem kurzen, breiten, ausrasierten Kinn, den knappgehaltenen Bartkoteletten, die breit gegen das Kinn grenzten, seinen breiten Hals, und ein Grauen überlief mich nachträglich vor diesem Gegner, und ein heimliches Lachen kitzelte mir das Herz im Bewußtsein, daß er mir wirklich wie einem Hasen den Schädel an der Wand hätte einschlagen können.

Nachdem die Abrechnung zu seiner sicht- und hörbaren Zufriedenheit erledigt war, ging ich des Weges weiter und fühlte nun plötzlich, daß ich in der letzten halben Stunde mein Teil geleistet, aber auch einen leeren Magen hatte.

Nun – dem war ja abzuhelfen."

Er schwieg, schaute vor sich hin und sog heftig an seiner Pfeife.

Einer sagte:

Digitized by Google

„Eine kapitale Geschichte! Da hast du doch schon ganz dein übliches unverschämtes Schwein entwickelt. Nicht jeder trifft einen so ehrlichen Schwiegervater!"

„Laß ihn erst ausreden!" warf ein anderer dazwischen, „er ist noch nicht fertig, wie mir scheint."

Der Geheimderat sah auf, nickte und sprach:

„Ganz richtig! Das dicke Ende kommt nach, sagen unsere nördlichen Brüder.

Ich lief also nun einige Tage weiter und wälzte mein Erlebnis im Kopf, ja, auf vielen einsamen Wegen selbstgesprächig im Mund herum.

Wie konnte ich, immerhin wählerischer Mensch, an so ein – ich will ihr nicht unrecht tun und nur sagen: an so ein Wesen geraten! Physiologische Psychologie war damals dernier cri, genügte aber schon damals nicht. Das Physiologische ist nicht bestimmend in uns, bestimmend ist das Psychische, positiv oder eben negativ.

Ich war unerträglich dadurch gedemütigt oder eigentlich empört, daß ich ein unverbrauchtes junges, schweres Herz in eine sofort umkippende Wagschale gelegt hatte. Ich wollte es immer und immer und immer nicht gelten lassen, daß ich einen Tag lang die zartesten, reinsten, süßesten Gefühle, Gedanken, Worte und Bilder an die Vorstellung dieses Mädchens verschwendet hatte. Nun war all das ein für alle Male in mir verbraucht, vergiftet, vernichtet!

Wie konnte es sein, daß sich um dieses Mädchens, dieses Ausgangs willen zwei Männer auf den Tod bekämpften!

Es war auch seltsam: ich wollte die Maske eines Mädchens, das ich nicht wollte, nicht wollen konnte und auch nicht haben sollte; nun kämpfte ich um die Maske, war bereit, mein Leben dafür einzusetzen, und in diesem Augenblick, durch diese Bereitschaft hob sich der Kampf auf einen höheren Boden, die Maske deckte nicht mehr 's Märi, sie war nur der Vorwand für ein Inbild in mir, für einen Kampf um dieses Inbild gegen die verwirrende Wirklichkeit, und der mußte natürlich auf Leben und Tod gehen. Aber so konnte ich damals im blutigen Schmerz der augenblicklichen Widerstände, augenblicklichen Wunden, augenblicklichen Verluste nicht abstrahieren – ich lief einen Tag nach dem andern trostlos, verekelt, verzweifelt durch Gebirg' und Tal und sah keine Möglichkeit, je wieder ins Gleichgewicht zu kommen.

Digitized by Google

Ich geriet, von der Wutach wieder aufwärtsziehend, auf die Baar, wo die Donau von einigen Gewitterregen randvoll durch die Wiesen glitt wie eine Silberschlange durchs Gras. Da badete ich, legte mich dann, um an der Sonne zu trocknen, rücklings ins Gras und sah aufwärts: die hochsegelnden, besonnten Wolken, das immer weiter hinaus- und hinaufschwindende Gewölbe zog mich so gewaltig empor, daß ich in meiner Kümmerlichkeit und Schwere es nicht aushielt, ich warf mich herum, stützte die Ellbogen auf den Uferrand, den Kopf in die Hände und blickte übers Wasser – über einen vom Blau des Himmels, vom Schnee der Wolken, vom Grün der Wiesen durchspielten, dunkel- und silberfließenden Spiegel. Und bald drückte die einfache, die kindliche Schönheit dieses aus aller Störung sich immer wieder frisch, rein, sonnig wiederherstellenden Spiegelbildes so schwer, daß ich haltlos den Kopf aus den Händen ins Wasser sinken ließ, und als mir das Wasser die Ohren schloß, trotzig dachte: so bleibst du jetzt, bis dir der Bach die Schwere genommen hat! Aber als die Luft anfing, in den Lungen zu brennen und durch Nase, Mund und Ohren nach außen zu pressen, da schnellte ich mich herum, sprang auf und brummte: um das Mädchen nicht!

Trotzdem sah ich immer nur das hübsche hurtige Weibsbild und hätte es doch gerne nicht mehr gesehen, hätte es gern aus mir hinausgeworfen und die Erinnerung daran vertilgt; aber das gelang nicht: ich mochte zu denken anfangen, mit was ich wollte, mit Darwin oder Boulanger, im Handumdrehen stand 's Märi vor mir.

Am andern Morgen, als ich wieder in mich verbohrt dahinlief, schwirrte hart neben mir ein Rebhuhnpärchen auf und davon. Ich schrak wie von einem Schuß zusammen, starrte den schon ferne schwirrenden dunklen Punkten nach und ärgerte mich, sie nicht früher bemerkt zu haben, so blind und blöde durch die Welt zu tappen, und gleich wurde mir mein ganzer Zustand widerlich bewußt. Ich blieb stehen, fluchte mir alle erreichbaren Flüche vom Herzen herunter, stieß den Stock in den Boden und rief: Das muß ein End' nehmen! Das nächste nette Mädel, das mir in den Weg läuft, wird geküßt!

Dieser Gedanke war mir so fremd und überraschend, daß ich mich seiner wie einer Prahlerei vor mir selber schämte. Aber je abenteuerlicher er mir vorkam, um so mehr lockte mich die Ausführung, ich wiederholte trotzig meinen Entschluß und machte mich eifrig auf den Weg. Glücklicherweise waren die ersten Weiber, die mir begegneten, so wenig verführerisch, daß

Digitized by Google

der verwegene Gedanke, ein hübsches Mädchen nur so einfach zu küssen, schon beträchtlich an Schrecken verlor. Es dauerte ziemlich lange, bis ich auf der Landstraße – es war Sonntag – zwei Mädchen einholte, die schon aus der Entfernung nicht übel schienen. Ich trat zu ihnen, fragte sie, mit weitergehend, nach dem und jenem, und als ich gewiß war, daß ich es mit sauberen, netten Dingern zu tun hatte, faßte ich die neben mir gehende und küßte sie. Völlig überrascht, tat sie einen kleinen Schrei, entriß sich mir und floh hinter der andern herum auf deren andere Seite. Nun ging ich neben der schöneren und größeren von beiden, die mich aus ihrer etwas zurückgelehnten Haltung mit großen, lächelnd verwunderten Augen betrachtete. Da schien mir meine Sache erst halb getan, ich kriegte sie auch um das Sammetleibchen, und sie ließ sich lächelnd küssen und küßte; dann aber gab sie mir einen halb scherzenden Stoß vor die Brust und sagte, wie nach einem Schrecken tief atemholend:

‚Sie sind aber einer! – ein Wüster!' und sah sich um. ‚Ungefragt!'

‚Wer viel fragt, geht viel irr! – Und was hättet ihr geantwortet? – Hättet vielleicht nicht einmal die Wahrheit gesagt!'

Da kreischten sie beide vor Vergnügen auf, die erste streckte den lachenden Kopf vor und blickte mich vor ihrer Freundin vorbei neugierig an, die Große, zurückgelehnt, sah in die Ferne und machte:

‚Uiuiui, ist das ein Frecher!'

Wir vertrugen uns auch weiterhin.

Und – ich hatte mir in der Tat – geholfen."

Er schwieg wieder, schaute vor sich hin und stieß immer stärkere Rauchwolken aus.

„Und das dicke Ende, von dem du sprachst –?" fragte einer, offenbar etwas enttäuscht.

„Ist dir das nicht dick genug?!

Ich für mein Teil, ich kaue, wie du siehst, an diesem Ende ab und zu immer noch herum – an dem Augenblick, wo ich, um eine Enttäuschung loszuwerden, den Arm um irgendeine Hüfte legte – wo ich, um eine Enttäuschung loszuwerden, zur Täuschung, Selbsttäuschung griff.

Nun – ihr habt ja fast alle meine Frau gekannt: sie war eine schöne, gescheite, gütige, vornehme Frau, ich hatte sie sehr gern und habe gut mit ihr gelebt, ich vermisse sie so manches Mal – aber ich entbehre sie nicht. Ich habe sie aus Neigung geheiratet, und als ich sie im Sarge sah, war diese Neigung noch nicht geringer, und ich war darauf stolz. Aber – wenn ich,

Digitized by Google

schon als Freiersmann, hörte, der oder jener sei schon jahrelang verlobt, dann schüttelte ich den Kopf – so hätte ich meine Braut nicht gefesselt; wär's nicht gegangen, dann hätte ich eine andere genommen. Und in den Jahrzehnten meiner Ehe sind mir genug Mädchen und Frauen begegnet, die mir ebensogut gefielen wie die meine, die ich ebensogut hätte heiraten, mit denen ich ebensogut hätte leben können. Das zu fühlen hat mich immer ein wenig nachdenklich und traurig gemacht. Trotz allem können wir ja nicht umhin, zu wissen, daß nur absolute Lösungen menschlich anständig sind. In solchem Nachdenken war ich immer bald bei jenem Sonntag auf der sonnigen Landstraße mit den regelmäßigen Vogelbeerbäumen und ihren Schatten, sah die zwei Mädchen bunt und flott mit ihren kurzen, schrägen Schatten vor mir hingehen, immer näher, immer näher – und wußte bald, daß jener Morgen über meine menschliche Form entschieden hat."

„Glaubst du nicht," fragte einer, „daß deine Natur auf jeden Fall, so oder so, ihre Form durchgesetzt und ausgefüllt haben würde –?"

„Das schon. Aber bis zu jenem Morgen sehe ich eine andere Möglichkeit, und – vielleicht weil ich die nun verwirklichte Möglichkeit beherzt beim Schopfe gefaßt und ausgekostet habe, bannt mich jene andere Möglichkeit oftmals eine Schummerstunde lang mit dem süßen und scharfen, unwiderstehlichen Qualreiz des Verscherzten.

Hätte ich die Kraft, die Gefühlskraft gehabt, jene Abfuhr, die ich im ‚Ochsen' bezog, vierzehn Tage – vier Wochen – ein halbes Jahr – solange es eben sein mußte – in mir herumzutragen, brennen und eitern lassen, so würde das Märi aus mir hinausgeschwärt sein, sie würde auch als Maske verblaßt und zerstoben sein; aber was ich hinter der Maske erwartet hatte, das erfahrungslos nebelhafte Traum- und Wunschbild würde sich aus diesem Erlebnis mit bestimmten Zügen niedergeschlagen, geformt und festgewachsen haben, es würde in mir gelebt und gewirkt, Urteil, Wunsch und Wahl bestimmt, es würde mich zu der geführt haben, die Platon in seinem Mythos unsere andere Hälfte nennt und die mir, der ich Ergänzung gewesen wäre, sie wie aus mir, ich wie aus ihr herausgewachsen.

Manchmal hab' ich – törichterweise – Angst, ihr plötzlich noch zu begegnen."

„Tust du nicht deiner seligen Frau Unrecht?" fragte einer. „Ich glaube nicht, daß eine andere besser zu dir gepaßt hätte."

Digitized by Google

„Ich möchte ihr mit keinem Gedanken Unrecht tun. Wir waren zwei nicht aufeinander angewiesene Menschen, hatten einander gern, freuten uns aneinander, sorgten für einander, taten einander nichts zuleide, und das ist auf unserer Gefühlsstufe ungewöhnlich viel. Es gibt aber eine höhere Stufe, auf die weder sie noch ich reichte.

Vor jenem Sonntag, bilde ich mir ein, hatte ich noch Aussicht, hinaufzukommen; nachher nicht mehr. Das beleidigte, sich schämende, sich grämende, todkranke, lebensuchende Wesen in mir, das sich sonst notwendigerweise hätte erholen, stärken und aufschwingen müssen, das schob ich voreilig beiseite und legte den Arm um die nächste derbe Wirklichkeit. Und da ich merkte, daß mir die Wirklichkeit gefügig sei, hielt ich mich an Wirklichkeiten und drückte dem sehnenden Schatten in mir, triumphierend, die Augen zu. So entwickelte ich unverschämtes Schwein, wie ihr manchmal und auch heute sagtet – kein Don Juan, aber doch ein wenig wie er! – wie Don Juan ohne Gestaltungskraft der Liebe an der Flachheit der Wirklichkeit verzweifelt und, seicht gesättigt, von einer zur andern jagt – bis die Kälte ihn ganz durchwachsen hat und in die Natur zurückschlingt – aus der er sich nur durch die äußere Form, aber nicht mit gestaltendem Willen, d. h. als Mensch, erhoben hatte."

Er legte die Pfeife ab und füllte den leeren Kristallkelch mit Rotwein, erhob ihn und ließ das Licht darin spielen, und nachdem er ihn eine ganze Weile so in die Höhe gehalten und versonnen das blutrote Feuer betrachtet hatte, trank er langsam aus.

„Lieber Alter," sagte einer lächelnd, „ich sehe dich zum ersten Male bescheiden."

„– da ich gerade unbescheiden bin!"

„Nein, du schwärmst. Laß es gut sein! Was willst du mehr –? – Du hast dich jederzeit dem Leben gewachsen gezeigt!"

„Gewiß – gewiß!" er nickte langsam mit dem schweren Kopf. „Und du – sprichst mir das Urteil."

Digitized by Google

DER BERG MOIRA

von

ALFRED MOMBERT

I

In den Tagen meiner Jugend
da stieg im Purpur-Schein des Himmels
der Berg Moira
aus stillen Fluten.
Oben auf dem Gipfel
schlief ich: in einem spiegelnden Kristall-Himmel.
Wind-Atem mein Atem.
Meine Augen Äther-Augen.
Vor meiner Stirn stand hell ein Morgen-Stern.
In den Tagen meiner Jugend.

*

In den Tagen meiner Jugend
hob mich der Berg Moira
in die immer heitereren Äther.
In die immer reineren Himmel.
Und immer stieg er. Wuchs immer. Stieg.
Frühe klargöttliche Zeiten.
Ruhend lag ich; während er stieg.
Ich schwebte voran; entgegen Morgen-Sternen.
Unten folgte nach die göttliche Macht des Berges.
In den Tagen meiner Jugend.

*

In den Tagen meiner Jugend
auf dem Berg Moira
da war mein Herz das Herz im Himmel.
Es schlug die Ruhe mit den Herzen aller Himmel.
Es schlug den frühen Klang: den ewigen Klang.

Manchmal brach aus ihm hervor eine Welt-Wonne.
Manchmal wurde mein Herz von großem Glück durchschüttert:

Digitized by Google

Schimmernd drangen aus ihm vor Kristall-Sonnen:
Welt-Jubel-Strahlen-Spiele.

Das schuf Unruhe den Herzen im Himmel.
Und da geschah's:
Einen Schlag lang trennten sich von meinem Herzen
Leid-verstummt die anderen Herzen der Himmel.

In den Tagen meiner Jugend.
Auf dem Berg Moira.

*

In den Tagen meiner Jugend
auf dem Berg Moira
geschah das goldene Öffnen meiner Augen.
Im Hause lag ich stillen Innen-Lichts,
da fuhr herein schallendste Glück-Blendung.
Es überlichtete mich das große Welt-Licht.

Als sein Gipfel-Gold: als das Mensch-Wunder:
zeigte mich den staunend-lächelnden Himmeln
der Berg Moira
in den Tagen meiner Jugend.

*

In den Tagen meiner Jugend
da wohnten mir nahe unsichtbare Geister.
Ich wußte: es sind Jünglinge und Alte;
sie band die hohe Ordnung eines Reiches.
Nächtens tönten sie in wunderbaren Klängen.
Ich hielt mich allein.
Lauschte schweigend ihren Sängen.
Sie lehrten den Lichtern das freudige Kreisen:
das Tanzen im Sternen-Schwung
um den Berg Moira.

*

In den Tagen meiner Jugend
feierten mich die Monde
wölbend Strahlen-Dome über mein Herz.

Digitized by Google

Ich lag in heller Licht-Halle,
die schien ein Leben über mir,
ich lauschte den Paukenschlägen der Mitternacht-Stürme
an Wänden unten des Berges Moira.
Neben mir in der rätselreichen Helle
saß selig Okorma.

Es liebten mich auch die fernen
mondbeglänzten Wälder
in den Tagen meiner Jugend.

*

In fernen Tälern wohnten sanfte Genien.
Die verehrten ahnungvoll scheu
den Drachen-gehüteten
Felsen-Thron:
in letzten Äther-Himmeln
in seiner Herrlichkeit:
in seinem Licht-Wirbel geborgen
den Berg Moira.
Droben sichtbar auf safirnem Gipfel
den All-Heiteren: den Geist.

*

In den Tagen meiner Jugend
da schritten himmlische Sänger:
göttliche Tänzer über die Erde.
Vor die leuchtende Freude ihrer Augen
drängten sich die Farben-Blumen,
der Tiere herbeigelockte Scharen.
Wälder rauschten ihnen Nacht-Gruß,
und Wasser schäumten Traum-Glück.
Überall Regung, selige Bewegung –

Oben lag ich, schaute hinab.
Damals begann ich, Held zu sein.
Es schwoll mein Sehnen nach den Ländern,
nach Föhren-Dämmer-Wildnissen, nach Licht-Steppen.
Nach Wüsten. Meeren.

*

Digitized by Google

Jetzt umsangen Stürme den Berg
aus der Tiefe orgelnd auf zum Gipfel.
Geblendet klang die Eisen-Wand.
Ich lag in einem Wolken-Schloß;
in einem Tanz-Saal grell rasender Blitze,
im pfeifenden Flöten-Schrill.
Ich lag in Mauern lastender Finsternis.
Horchte forschend den Gewalten:
Da sprach
die Posaune eines steilen Feuers.

*

Ich spaltete die Finsternis!
Aber dann lag ich vermauert im Gewölbe
der Rotunde meiner Gedanken:
im Glocken-Geläute meiner Genius-Gedanken:
auf dem Berg Moira.

*

Wieder verklärte sich mein Berg
ins Glück meiner Jugend.
Hier bin ich geboren.
Hier bin ich beim Geist.
Hier ist stille Höhe.
Aber, wo Gestirne untersinken:
unermeßlich ist dort eine Tiefe;
es stürzen sich die Wasser in die Tiefe;
sie sammeln drunten gewaltige Ströme;
das wirbelt heiß; das braust.
Dann hört man sie Alle herauf reden
begeistert schwärmerisch.

Den Strömen folgen an die seligen Meere!
O unausträumbar herrlich muß die Tiefe sein!

*

Ich wandte stumm mein Antlitz ab:
tieffernem Abend-Land entgegen.

Digitized by Google

Tiefernst mein Herz ab:
tieffernem Abend-Stern entgegen.

Zu Ende, was einmal sehr göttlich war. –
Morgen-Stern, verblichen. – Vergessen. –
Ich begann hinabzusteigen
vom Berg Moira
aus den Tagen meiner Jugend.

* * *

II

Unruhig Herz, durchrollt vom Blut:
du Wandel-Meer der Sturm-Dämonen!
Und Tanz-Gefild der seligen Genien!
O Mittag-Licht-! – Nacht-Finsternis-Bezauberung!

Traum ist, Herz, dir verheißen:
„Vorüber wird dir schreiten das Bild-Glück vieler Zeiten.
Jedes stehe vor dir, und singe vor dir
sanftglänzenden Gesang –: ‚Ich liebe dich' – –

und verschwinde –"

*

Sonne-Aufgang: Da bewiehert mein Zelt ein Hengst.
Ein wilder, ein weißer Hengst, ein strahlender Hengst.
Der ist lichter denn alle Sterne der Nacht;
seliger als viele Glanz-Geister.
Tag-Tau hat ihn sprühend gebadet.
Mächtige junge Kraft:
er stampft vor der Zeltwand im blumigen Anger.
Jetzt funkt sein Blick durch einen Ritz herein,
taucht unter in das Kristall-Glück meiner Schlaf-Tiefe;
dort tanzt er um das heilige Innen-Licht.
Bis der Schlummer-Zauber bricht –

Schon höre ich des Hengstes sprengendes Stürmen über Länder
vor Völker-Heeren, Pauken und Trompeten.

Digitized by Google

Sand-Tromben stehen jubelnd hinter ihm auf.
Ihn bestaunen die Krieger-Jünglinge.
Ihn beträumen blonde Königinnen.

*

Mittags erblühen mir wunderbare Rosen.
Aufsproß eine Rosen-Laube! jäh eine Rosen-Welt!
Plötzlich schwimmt mein Herz in Seen der Düfte.
Plötzlich schwärmt es hinaus in Duft-Entzückungen.
Plötzlich ist die Welt vollkommen göttlich.

Jetzt stockt am blauen Himmel eine weiße Wolke
über dem Wimpel-Silber meines Zeltes.
Die Lüfte stehen still.
Es stehen alle Gräser still.
In dieser Mittag-Feier-Stunde
rollt vom Himalaya her ein Wagen,
sanft, in immer steter Fahrt.
Er entrollte im Orgel-Gebraus dem Dom.
Er durchrollte schimmernde Diamant-Wüsten.
Er umrollt jetzt das Kristall-Kap des Kaukasus,
er überrollt ein goldenes, ein smaragdenes Meer;
er überrollt des Griechen-Landes leuchtende Brücke.
Aus Purpur-Fernen melden ihn klingende Glöckchen.

Siehe: er ist da!
An meinem Zelt fährt vor
das Panther-Gespann-Gefunkel.
Auf dem Lasur-Sitz ruht die Königin Semiramis:
großherrlich wirklich da im Sagen-Traum.

Die Blüte Asias.
Ihr Auge geht auf nachtgrün violetten.
Sie erwacht.
Sie erkennt die Stunde.
Sie findet Lächeln.
Hand, halbschlafend, schafft am Kupfer-Haar.
Jetzt wird sie aufstehn.

Digitized by Google

Sie strafft phönikische Umschleierung,
gürtet über die Brüste Mond-Spangen Babylons.
Übers Haupt wölbt sie sich die Krone Assyriens.

Sie lächelt. Und steigt vom Wagen.
Sie atmet tief im Willkomm-Duft der Rosen
hier beginnt der neuen Seele Reich –
Freuden, große, blühen hier –
Oben am Himmel hält die weiße Wolke –

Erde-jung: so schreitet sie über den Anger
zwischen Krokus, zwischen Narzissen –
sinnend steht sie vor dem Zelt –
lächelt blaugoldenen Traum –:
Die Himalaya-Jungfrau, zeitlos
auf dem Gang in die Glück-Welt –

Sie faßt, sie hebt den Vorhang –
da funkelt an ihrer Hand der Gestirn-Rubin Astartes –
Sie tritt ein ins Zelt – –

Oben am Himmel hält die Wolke.
Schwalben schießen um die gelben Tulpen,
schießen durch die Wollust-Flammen der Feuer-Lilien.
Schießen um das Zelt – –

*

Am Abend:
mein Haupt umbraut die Dämmerung.
Am Abend:
mein Haupt wird Küste ragend in die Dämmerung.
Aus Abend und Haupt gebiert sich mein einsamer Strand.
Der verfestet sich hinüber in die Traum-Räume –
hinüber in die unendliche Seele –
Am Abend –

Immer am Abend ein schwermütiger Segler
legt vor meiner Seele-Küste an.
Zieht die Segel ein. Ankert.
Ruht da. Und stummt da.

Digitized by Google

Hinter ihm folgen nach grünschäumende
steilaufwogende Meere.
Die suchen alle den Frieden an meinem einsamen Strand.

Im Schiff am Steuer sitzt der ewige Kolumbus.
Wohnt der todlose Meer-Fahrer.
Träumt der ewige Schiffer.
Einmal winkt er mir den Dank-Gruß.
Und dann stummt er. Und dann ruht er.

Er fand hier sein ewiges Indien. –
Meine Seele-Küste: sie ist Indien. –

Endlich singt er. Singt sich ein Lied zur Harfe.
Arme schwingen über Saiten.
Dazu brausen gewaltige Sehnsucht-Meere.
Dazu flimmert durchs Gewölk der Stern Ataïr

Immer am Abend –

*

Mitternacht. Da dröhnt ein Becken-Schlag.
Mitternacht. Ein Weltall-Schlag bricht ein;
dem widersteht keine Melodie;
er dröhnt sie nieder, die liebsanften Traum-Stimmen.

Jetzt umkreist er titanischen Sanges
mein zerstörtes Erde-Schläfer-Haupt.
Er sang: ich stummte.
Er war da: ich verging.

Und mit Armen titanischen Klanges
reißt jetzt ein Geist das Dach von meinem Zelt.
Ungeheuere Nacht.
Starr daliegend blick' ich empor: in All-Höhe.

Dort in ewigen Höhen zittert der Glanz.
Leuchten göttliche Helden-Gestirne.
Einer: grüner Glut-Stern: löst sich los.
Scheidet aus der feierlichen Liebe.

Digitized by Google

Ein Seliger: ein Pol-Stern: sinkt herab.
Schwillt, und wird weltgroß: Kristallenes Strahlen-Feuer.
Er schwebt heran, und ist ein Strahlen-Sitz.
Er greift mich. Nimmt mich auf. Sprüht Glut: und steigt.

In strahlenden Spiralen,
die Zeichen-Bahnen in das Weltall malen,
schraubt er uns empor in die harrenden Himmel.

Ich bin bei mir. Ich bin in der Heimat.
Ich fahre dahin durch meine Geister-Reiche.
Wohl fand der grüne Glut-Stern die Bezirke.
Ich kehre ein bei meinen lieben Getreuen.
Viele Pforten sind. An jeder Pforte
steht bereite Geister-Schar,
innig-froh mich zu willkommen.
Alle lieben – unaussprechlich.
Sie bieten die himmlischen Blüten.
Sie lallen die demütigen Entzückungen:
Die tief-inneren Verklärungen.
Sie legen ihre lichten Glänze
sanft über meinen dunklen Erde-Schatten.
Aber von ihm will ich nicht lassen.
Ich presse ihn fest an mein Herz.
Immer bleibt mir der Schatten –
bleibt mir die tiefe ferne Erde
wundersam erschütternd teuer – –

* * *

III

Es brausen die Meere.
Es brausen die Wolken.
Wild braust alle Welt.

Würde Einer einmal still.
Würde dann ein Zweiter still.

Digitized by Google

Würden dann Alle zusammen still:
einen langen Herzschlag Alle still –:

Höbe dann Einer an zu singen:
aus seiner Seligkeit zu singen –
in der reinen Stille zu singen –
zu singen den großen Gesang –:

Wenn dann Alle sängen:
aus einem einigen Munde
Alle Alle sängen:
zusammen sängen den seligen Gesang –:

Dann wäre das Wunder vollbracht.
Dann wäre gewölbt ein neuer Himmel.
Dann leuchtete ein Purpur-Schein am Himmel
über der Ruhe stiller Fluten.
Dann stiege wieder mein Berg aus stillen Fluten
ätherisch göttlich
in den Tagen meines Alters.

Dann fiele die alte Asche aus meinen Haaren
in den Tagen meines Alters.
Dann läge ich wieder auf seliger Höhe:
gezeigt lächelnden Himmeln:
Herz im Himmel:
in den Tagen meiner Jugend.

*

Aber die Welten werden nie still.
Jetzt werden nie mehr Alle still.
Eine Welt wird still;
und eine Zweite wird still.
Die Plejade wird still.
Und Orion wird still.
Aber nie werden Alle still.

Einer findet in sich die Seligkeit.
Einem wird der große Gesang.

Digitized by Google

Einer beginnt das Göttliche zu singen.
Ataïr beginnt zu singen.
Aber die Anderen singen dann nicht mit.

Ataïr singt.
Und Kanopus singt mit.
Und Antares singt mit.
Aber nie singen Alle mit.

Nie singen alle Wesen –
nie singen alle Meere –
nie alle Wolken –
nie singen alle Welten mit.

* * *

IV

Einst im Anfang war die Stille.
Feierfrüh ruhende Stille.
Lange war nichts als die Stille.
Dann stieg auf Gesang.
Lange war einsam ein seliger Gesang.
Dann wurden Himmel: ihm zu lauschen.

Geschehen wird es in den fernen Tagen.
Es wird dann wieder die Stille sein.
Die Stille allein.
Und die Stille wird lächeln: wie im Anfang.

Aber mir zu fern sind jene Tage.
O viel zu fern, ihrer zu harren.
O feierliche Frühe meiner Jugend!
O Späte, ruhelose, meines Alters!

So muß ich fort: muß wandern und suchen.
Forschen und träumen.
Suchen den Berg der Träume.
Den Gipfel: die Höhe.
Den Berg aller Berge:

Digitized by Google

den Berg Schicksal:
den Berg Moira –

Alte Asche in den Haaren:
in den Tagen meines Alters.

*

Vor der Horizonte Wetterleuchten
unter der Gestirne Flackern
steht mein Rast-Stein am Tosen des Abgrunds.
Da weissagt mir ein flüsternder Geist
– scheu anstarren mich seine Sperber-Augen –:
„Stirb – über Meer –
stirb – am Berg Moira –"

*

Aller Länder beschworenes Jenseits!
Aller Meere verlorenes Jenseits!
Ich suchte. Und forschte. Ich träumte.
Ich sang. Und verstummte.
Ich wurde furchtbar; ein Dämon.
Haupt in Schrecknis Locken-Irrsinns.
Augen in Meteor-Feuern.
Ganz in Dorn-Geschlingen verwildert.
Ein Greis, aus den Jahrtausenden nackt ausgestrandet,
der geißelt die Drachen des Grauens
herab von dröhnendem Wagen-Stand
durch die Trümmer-Labyrinthe.
Seufzender Schluchten, gramvoller Fluchten
hallendes Ewigkeit-Schweigen
durchrast die Qual-Fahrt.
Wer weinen könnte!
Hier erblickt im Nebel die arme Seele
den stumm-wahnsinnigen Engel.
Dort stürzt mich an der Sturm einer Kluft.
Müd! – All-müd! –

Am Eis-Pol Fieber-Geister;
die glühen am Eis.

Digitized by Google

Nie mehr ein Baum.
Nie mehr eine Blume.
Immer tanzt jetzt eine Flamme vor mir her.
Hüpfen leckende Flammen mir zur Seite.
Einmal blicke ich zurück:
Hinter mir drängt wirbelnd
das Geister-Heer der Flammen.

Dann: Der Schluß: Die metallene Glut-Wand:
Vor mir erdonnert die tödliche Macht-Wand:
senkschroff unklimmbar:
Der Abgrund der Höhe.

Hoch oben flimmert eine Inschrift:
„Himmlische Freude.
Hier steigt Berg Moira."

*

Dem Tastend-Zusammengesunkenen:
mir Verhauchend-Endenden:
im Innen-Mondlicht Lächelnd-Erstarrenden:
Mir verkünden von droben
– strahlende Herrlichkeit –
Orgel-Klang-Gewalten:

„Er ist wieder da.
Ist wieder dein Berg
in Tagen der Jugend.
Er lächelt dir, er gnadet dir,
Ewiger, Seliger:
der Berg Moira."

*

In Himmeln, in Über-Himmeln: Chöre:
zwei selige Tränen-Stimmen:
„Immer in der Jugend."
„Immer auf dem Berg Moira."

* E N D E *

Digitized by Google

NOTIZEN EINES KETZERS IN ATHEN

von

JULIUS MEIER-GRAEFE

Ich schob die Museen aus derselben Faulheit immer wieder auf, die mir zuerst in Kairo im Wege gewesen war. Gerade von Athen hatte man gehofft, der eingesperrten Kunst nicht zu bedürfen. Die Akropolis war wichtiger als der entführte Inhalt der Giebel und Metopen. Als wir eines Tages eine große Photographie des Kalbträgers sahen, gingen wir in das Akropolismuseum. Das erste war ein bezauberndes Barock. Wir fingen nämlich aus Versehen nicht beim Anfang an, sondern mit dem letzten Saal, dem der Nikereliefs. So fiel uns das schönste zuerst in die Hände. Ich mag den Niketempel nicht, weder an sich, noch ansonst. Er sitzt auf dem Postament vor den Propyläen wie ein verlorener I-Punkt, und ich weiß nicht, ob die mit deutscher Sorgfalt ausgeführte Rekonstruktion viel Sinn hatte, da der wichtigste Teil, die Balustrade, fehlt. Hier saßen die Reliefs. Leider ist sehr viel zerstört. Man muß sich mit zerstückelten Körpern ohne Gesichter, mit Fetzen fliegender Gewänder behelfen. Trotzdem schwingt der Stein und bringt gerade das vom Griechentum, dessen man in diesem Augenblick am dringendsten bedarf: menschliche Regung. Die Hände ohne Arme greifen noch lässig in sich selbst überlassenem Getändel, schlummern in den Falten, gleich glücklichen Kindern. Brüste ohne Körper atmen beschwingt. Das am besten erhaltene Sandalenmädchen ist für alle da und teilt Rhythmen nach allen Seiten aus. Ich ahne nicht das Motiv und will nichts davon wissen. Mit Archäologie würde man noch die Reste zerstören. Ich spüre jenes Bachsche Rokoko jenseits der Kantaten. Um Götter und Göttinnen handelt es sich, die versteckte Menschlichkeiten treiben, um Menschen, die das Glück der Schwingung zu schwebenden Göttern werden läßt.

Neben dieser Musik werden die Metopen des Parthenons, die paar, die sich dem Raub Elgins entzogen haben, zu Stein. Natürlich feierlichster Stein, jeder erhabenen Betrachtung zugänglich, von der Würde ihrer Bestimmung gelähmt, offizieller Stein. Ein Genie mag das Ganze komponiert haben. Die Ausführung fiel Handwerkern zu, die sich beamtenhaft verhielten und mit viel Worten wenig sagten. Oft verwirrt die Zahl der Pläne, und man sieht nur Pferdebeine, trotzdem die Körper da sind. Wo mehr Ruhe herrscht, kommt das Relief zuweilen einem schläfrigen Genre-

Digitized by Google

bild nahe. Die bessere Erhaltung der Metopen mag die Vorzüge der Nikereliefs übertreiben, deren ruinöser Zustand unserer lasterhaften Vorliebe für die Skizze schmeichelt, aber damit erschöpft sich nicht der Unterschied. Man hat Dutzende von verschiedenen Händen in den Metopen nachweisen zu können geglaubt. Der Nikefries ist eigenhändige Schöpfung eines Künstlers, der gar nicht imstande gewesen wäre, seine Absichten anderen mitzuteilen, da er sich womöglich selbst nicht darüber klar war. Ihm kam es auf jenes Schwingen der Gestalt, das Werden aus dem Marmor, an, nicht auf das Theater vor dem Marmor. Sein Bildhauen ist mit einem Bildschreiben verbunden. Die Sandalenbinderin wächst aus dem Stein hervor, bleibt mit dem Hintergrund verbunden, und ohne es zu wollen, regt sie sich und dreht sich so, daß innerhalb einer und derselben Gestalt viele Pläne entstehen. Dabei spielt das Gewand, in den Metopen meist die tote Sache, eine organisch mit dem Körper verbundene, höchst wesentliche Rolle. Es bindet noch einmal die Pläne und läßt das Licht in Kaskaden über die Glieder gleiten, gleich einem silbrigen Gesang, der ein volles Orchester begleitet und von ihm begleitet wird. Die Nikereliefs sind kleineren Umfangs als die Metopen und entstanden ein paar Jahrzehnte später. Ihre zurückhaltende Graphik vermöchte nicht den Architrav eines Parthenons zu schmücken. Keine Größendifferenz aber kann den künstlerischen Anspruch aufheben, wenn nicht überhaupt die Plastik als unverwendbar ausgeschaltet werden soll. Im Nikefries vollbringt der Bildhauer die Metamorphose des Stoffs. So handelte auch der gewaltige Schöpfer der Giebelgruppen des Parthenons, als er den dreieckigen Raum mit wogendem Barock füllte. Diesem Barock steht der Nikefries künstlerisch näher als dem Stil der Parthenonmetopen.

Die Gipsabgüsse der Giebelgruppen präsentieren sich hier nicht besser als die Originale in London. Natürlich kann man für Ersatzstücke keine Kosten machen, aber wer weiß, ob selbst mit größtem Aufwand ein künstlicher Aufbau gelingen könnte, ob nicht doch der Tempelgiebel, trotzdem er nie die Schaulust ganz zu befriedigen vermochte und obwohl er ohne die Gruppen bestehen kann, der einzig geeignete Platz war. Man möchte auf eine Stunde ins British Museum. Von allen griechischen Werken, die in der Welt verstreut sind, ist keins schwerer zu entbehren. Ahnte der kunstsinnige Lord den ganzen Umfang seines Raubes? Gern hätte man ihm die Goldelfenbeinstatue gegönnt, die überall am Platze war und sicher englischem Geschmack besser entsprochen hätte. Nicht der prunkende

Digitized by Google

Koloß in der Vorratskammer, sondern das dreieckige Auge in der Stirn des Tempels war das Heiligtum und krönte Akropolis und Griechenland. Man könnte die Engländer für diese „Rettung" hassen. Byron, der von Hellas begeisterte Sänger, ist wohl auch nur ein Lord, der singen konnte, gewesen.

Der Rest des Museums ist Archäologie. Als ich es das erstemal besuchte, ging ich immer schneller durch die paar Säle und lief im Trab wieder zurück. Ein freundlicher Aufseher erkundigte sich, ob ich etwas verloren hätte, und wollte mir suchen helfen. So trabt man in aller Herren Ländern durch die Jahresausstellungen und möchte die Kilometer sparen. Im Akropolismuseum sind es geringe Entfernungen und ein paar kleine Säle mit nicht gedrängt aufgestellten Werken. Man kann alles sehr gut sehen, die Reliefs in Seitenlicht, die Rundplastiken von allen Seiten. Es sind intime Räume, für den Genuß des Liebhabers geschaffen, und man möchte genießen. Wie man sich nach Künstlern sehnt, wie man gespannt ist und schon den Gehorsam für die erste Zuckung bereit hat. Man hält das Herz in der Hand, um es einer Athene, einem Apoll zu Füßen zu legen und fühlt bei jedem Gang, wie es kälter wird und unbrauchbar.

Mein Gang nach rückwärts führte von den Parthenonskulpturen zu den früheren Jahrgängen. Gleich im Ephebenzimmer erfährt man das Paradox der griechischen Entwicklung: die früheren Epochen sind schwächer, nicht etwa primitiver, nicht ärmer an Handwerk oder naiver, im Gegenteil. Es gibt Dinge vor dem Parthenonfries, die wie virtuose Nachahmungen wirken. Gleich die beiden berühmten Pferdefragmente scheinen Produkte eines zarten Eklektizismus, der sich von der Natur ins Abstrakte flüchtet und die antike Form, die unsterbliche Form des griechischen Pferdekopfes, nur zu einer Stilisierung benutzt. Der Stil unterdrückt die Natur, auch die Natur des Marmors, und engt das Volumen in seifige Glätte ein. Ein femininer Einschlag tut mit. Womöglich sind sie heterosexuell.

Zufällig hatte ich die Ansichtskarte eines Bekannten mit dem Bamberger Reiter in der Tasche. Ich zeigte sie Thomas.

„Sehen Sie mal!"

Thomas sieht und weiß sofort Bescheid, war sogar mal in Bamberg.

„Hören Sie, Thomas, wenn diese Pferdchen Kunst sind, was ist dann der Bamberger Reiter?"

Thomas antwortet: „Romanisch."

Ich mache ein blödes Gesicht.

Digitized by Google

Ja, lächelt er fein, man könne wirklich nichts anderes sagen, und dies sei der Unterschied zwischen uns. Man müsse die Kategorien begreifen.

Auf diese Kunstgeschichte kann der Staat Häuser bauen. Sie ist ein Billettschalter, ein Zahlapparat, Adreßbuch. Ich frage, wer ist der Mann, zahlt er seine Schulden, ist er gemütskrank? spielt er Klavier? liebt er Proust? kann man ihn als Schwiegersohn empfehlen? – Die Kunstgeschichte antwortet: Friedrichstraße 13, III. Stock.

Der feminine Einschlag begleitet alle griechischen Werke vor der Parthenonepoche, auch den berühmten Knaben mit den abgebrochenen Armen, auch den noch berühmteren Jünglingskopf, der dem Apoll von Olympia gleichen soll. Ich kann mir durchaus vorstellen, warum man sie schön findet, finde sie auch schön. Man hat gar nichts anderes zu tun, als sie schön zu finden. Eben das macht sie für Menschen unserer Zeit überflüssig. Sie bringen Hülsen von Gestalten, wohl Formen, denn der Stil ist greifbar, aber passive, sozusagen bereits ausgedeutete Formen, Formengeleise, deren Inhalte Abziehbilder sind. Aus denselben Anlässen liebt man gewisse Rundbilder Botticellis. Mir sind sie gräßlich. In dem kleinen Relief der sinnend auf einen Stab gestützten Athene, dem Liebling jeder kunstbeflissenen Miß, wird das präraffaelitische Anekdotenbild greifbar. Das Relief könnte jedem Lyzeumklub als Vereinszeichen dienen.

Man denkt sich den femininen Zug als Übergang und hofft auf frühere Epochen. Wenn irgendwo, müssen im Archaischen die sicheren Werte stecken. Die Reliefs des Ludovisithrons in Rom schimmern in der Erinnerung, und die anderen ehrwürdigen Stücke, zumal die im Louvre, das Relief gewordene Gedicht La fleur enchantée. Jeder Fachmann sagte: Kommen Sie nur erst nach Athen! – Unwillkürlich dachte man sich das Akropolismuseum als eine Anthologie von Lyrik. Es konnte doch nicht alles gestohlen sein. Und wenn die Spitzen fehlten, mußte man einen Durchschnitt finden, die Norm der erlauchten Epoche.

Es gibt den Durchschnitt. Eine Unmenge von Statuen aus dem sechsten und dem frühen fünften Jahrhundert, die im Schutt der alten Akropolis nach den Perserkriegen steckten, entfernt jeden Zweifel über die Art von Werken, die damals für wert gehalten wurden, den Tempel der Athene zu schmücken. Sie geben die Kleidermode der archaischen Zeit. Man hat ausgiebige Gelegenheit, Coiffüre und Kostüm kennenzulernen; Oberkleid, Unterkleid, Ringelhemd, attisch, ionisch, Falten, Fältchen, Kanten, Käntchen, Zöpfe, Zöpfchen. Das alles wird einem bald bis zum Überlaufen geläufig. Es

Digitized by Google

kommt weder auf Gesichter, noch auf Körper an. Die Gesichter sind nach gröbstem Schema fabriziert, nur um die Frisur zu zeigen; die Körper, soweit man diese gepolsterten Gestelle aus Marmor so nennen kann, tragen Kleider. Man kommt sich wie gefoppt vor. War die Akropolis einmal ein Modehaus? Man klammert sich an Erinnerungen, holt wie der Geizhals, der seine Schätze zählt, immer wieder den Thron der Venus, die Fleur enchantée hervor, belauert die Stücke. Haben sie etwas mit diesen Modepuppen zu tun? Die geringste Spur einer wesentlichen Beziehung müßte vergiften. Nein, von den Reliefs des Ludovisithrons gleitet jeder Argwohn ab, aber ich weiß jetzt, warum ich nie einen geheimen Argwohn gegen die sitzende Göttin in Berlin überwand und mich sträubte, das prunkende Werk den stillen Reliefs in Rom gleichzustellen. Sie ist auch nur eine besser gekleidete, fabelhaft stilvolle Puppe.

Unerwartet bestätigt sich in diesen Kabinetten der Gedanke, den man draußen beim Anblick der Tempel umspielt hat. Nie hätte man die Vorstellung einer ungesicherten Kultur, die nur mit äußerster Anstrengung und für kurze Zeit das unentbehrliche Niveau zu halten vermochte, auf die Plastik übertragen. Hier mußte sich Ersatz für alles finden. In Wirklichkeit sind die Schwankungen der Qualität hier ganz unverhältnismäßig größer als in der Architektur. Die Öde des Theseions hat nicht den Stachel der Häßlichkeit. Es fällt sehr schwer, sich mit der phantastischen Tatsache abzufinden, daß mit den paar Stücken in Europa und Amerika nahezu alle bedeutenden Werke der Skulptur ins Ausland abgewandert sind und Griechenland mit seinem umfangreichen Besitz fast nichts behalten hat. Bedeutend, unbedeutend sind kaum die rechten Adjektiva für solche Differenzen. Es mußte gute und mäßige Statuen geben, und der Verehrung, die nicht damit rechnete, gebührte der Ordnungsruf. Der große Bedarf verlangte Wiederholungen für alle Tage. Hinz und Kunz wollten Weihgeschenke stiften, und die Provinz brauchte ihr Teil. Also schematische, handwerkliche, langweilige Götterstatuen, immer noch von der Würde des Kults geadelte Dinge, immer noch Götter. Unsere zahllosen Kruzifixe und Pietas, Wegzeichen der Frömmigkeit, sind oft stumpf und belanglos, nie albern, und das letzte plumpe Holzkreuz behält den Gestus des Dulders. Die archaischen Damen leiden an der Banalität des Gestus. Das Schema trägt nicht. Das Manko fällt nicht so sehr der Kunst zur Last als einem Kult, der sich, so scheint es, mit Mannequins begnügte.

Digitized by Google

Man muß alt werden, bis man dergleichen erlebt. Die Enttäuschung heftet sich scheinbar nicht an das Museum. Warum nicht ein belangloses Museum mehr? Man hat sie zu Dutzenden gehabt, und der Mißerfolg ging vorbei wie eine leere Eisenbahnunterhaltung. Als besondere Strapaze dieser Art galt immer das Antikenmuseum im Vatikan mit seinen riesigen Sälen, aber schon als man zum erstenmal vor dem Laokoon und dem Apoll von Belvedere den Irrtum Winckelmanns registrierte, war man gefaßt, denn schon befand sich in der Reisetasche des jungen Menschen die tröstende Erklärung: kein Original, sondern römische Kopie. Winckelmann kannte nicht die Herrlichkeiten vor den Römern, dachte sie sich nur und dachte richtig, trotzdem seine Kritik daneben ging. Man folgte seinem Gedanken, und die Banalität der Massen im Vatikan häufte sich zum Hügel, von dem aus man den Blick nach Griechenland richtete. Dort war der Anfang. Rom hatte verwässert und verdorben. Die wenigen griechischen Originale in Rom genügten für die Orientierung der Sehnsucht. Die römische Kopie wird der Zauberspruch, der Stein in Brot verwandelt. Und es hätte nicht einmal der Suggestion des Archäologen bedurft. Dem Kunstfreund stand ein viel mächtigerer Zauber zur Seite: der entwicklungsgeschichtliche Wert der griechischen Mitgift. In allen Epochen der Vergangenheit und noch in großen Meistern der Gegenwart blühte griechische Regung.

Mir war wie dem Dichter, der Jahrzehnte mit einer fernen und nie gesehenen Frau Liebesbriefe getauscht hat und schließlich nicht widerstehen kann, von ihr das erste Rendezvous zu erbitten. Als er nach zahllosen Irrfahrten endlich das Versteck der Geliebten entdeckt, findet er eine Alte mit falschen Zähnen.

Die Enttäuschung ätzte empfindliche Stellen. Es war ein Unglück. Eigentlich hätte man sich die Haare raufen müssen. Natürlich geschah nichts dergleichen, und zwar nicht weil die Empfindlichkeit nachließ oder weil einen die Erfahrung nicht hinderte, gut zu frühstücken und spazieren zu gehen, sondern weil das mitgebrachte Bild stärker war, stärker blieb. Die haarzerraufende Enttäuschung blieb eben doch mit dem Museum verhaftet. Je schärfer die Lauge ätzte, desto sicherer erkannte ich, daß es irgendwo in Griechenland Ersatz geben mußte. Nur in diesem Museum war er nicht zu finden.

Babuschka beanstandete die Mode. Die Taille sitze verkehrt, und das Untergestell sei unmöglich. Oben alles voll, unten gar nichts. – Das kommt

Digitized by Google

noch dazu. Der Geschmack dieser Damen war bodenlos. Den flau modellierten Körper bedeckt ein enganliegendes Hemd. Darüber fällt das mantillenartige Gewand mit bekanteten Falten in zwei Enden herab. Das eine Ende hört etwa an der Hüfte auf und ist dort portierenhaft gerafft; das andere geht tiefer. Der Schritt bleibt frei. Auch hinten hört das Kleid gerade oberhalb des interessanten Körperteils auf. Obwohl die Haut immer noch von dem trikotartigen Hemd geschützt bleibt, läßt die Draperie, die noch von der Bemalung beschwert wurde, den Rest nackt erscheinen. Der Gegensatz wirkt obszön. Félicien Rops hat sich solche Effekte nicht entgehen lassen. Übrigens kommt es zu grotesken anatomischen Schnitzern. Manche Damen sind bedenklich verwachsen. Natürlich gibt es auch bessere Stücke wie in jeder Ausstellung.

Noch einen Schritt zurück zum „Kalbträger". Man nähert sich dem Beginn des sechsten Jahrhunderts, und der Kleiderkult verschwindet. Dies ist wirklich primitive Kunst, ohne Falsch und sachlich, nur von engbegrenzter Wirkung. Nach der Abbildung stellte man sich das reizvolle Motiv unverhältnismäßig mächtiger vor, reicher an Flächen. Das Photo fügt Töne hinzu, die man für räumliche Fülle nahm und die das Original durchaus versagt. Die Wirklichkeit beschränkt sich auf das plastische Ornament eines Naiven, der den Marmor wie den gewohnten weichen Poros zu behandeln suchte. Er schnitt den Stein. Auch die Ägineten in München haben das Geschnittene, das ihnen keine Ausdehnung erlaubt und sie wie steingewordene Graphik erscheinen läßt. Die Verschandelung der Restauratoren mag den Eindruck noch verschärfen. Der Kalbträger hat schönes Relief, aber gerät zu schnell ins Flächige, und daher mag es kommen, daß man immer nur einen ersten Eindruck aus ihm gewinnt. Das Werk wächst nicht. Das Motiv, die Art, wie das Tier auf der Schulter des Mannes liegt und wie die symmetrischen Arme, deren Hände die Beine des Tieres halten, das Motiv abrunden, besticht sofort, aber dabei bleibt es. Die Geschlossenheit nähert sich heraldischer Prägung.

In diese Gegend oder wohl noch etwas früher mag die stehende Göttin, die letzte große Erwerbung Berlins, gehören, die ich kurz vor unserer Abreise sah und über deren Wert ich mir nicht klar wurde. Auch sie geht kaum über Ornamentik hinaus und scheint mir ein Stück von sehr vielen, phantastisch überschätzt.

Die fragmentarische Mittelgruppe aus der Gigantomachie wird vom Ornament gehemmt. Athene erschlägt den Giganten nicht, sondern be-

Digitized by Google

schränkt sich auf eine hieratische Gebärde. Die schrägen Parallelen mögen den Giebel des alten Hekatombedons würdig geschmückt haben, und diese Verwendung als farbiges Ornament kann auch das dreiköpfige Schlangenungeheuer aus bemaltem Poros und den Kopf des Herkules legitimieren. An sich betrachtet sind diese pfropfenzieherhaften Gebilde der ersten Zeit barbarisches Zeug und gehören in ein ethnographisches Museum.

Nationalmuseum

Sie nennen es Archäologisches Museum; böses Omen. Augenmenschen haben hier wenig zu holen, aber Psychologen können sich in Bocksprüngen üben. Die Ergebnisse der Akropolis werden nach vielen Richtungen ergänzt. Sonderbar dieser Auftakt in Mykene. Der Saal ist von verblüffender Nichtigkeit. Die eindeutige, meinetwegen brutale Gebärde eines heroischen Zeitalters, von dem die Sagen erzählen, bleibt aus. Weder Götter, noch Könige erscheinen, dagegen hübsche Kleinigkeiten, Bibelots. Im allgemeinen pflegen Kulturen so aufzuhören. Natürlich bestimmt der Zufall die Funde, und man kann nicht die zerfallenen Ruinen von Königsburgen aufbauen. Jede künstlerische Äußerung aber trägt neben dem Zeichen ihrer Kategorie das Merkmal der gesamten Kulturstufe. Mykene bringt eine auffallend frühe Blüte der Ornamentik. Man fing mit der Oberfläche an und kümmerte sich nicht um die Form, die man schmückte. Gleichzeitig mit einem raffinierten Kunstgewerbe entstehen Skulpturen von verblüffender Unfähigkeit. In den Resten der Wandmalerei behauptet sich ebenfalls das Ornamentale, aber alles Bildnishafte der Porträts ist von grotesker Verworrenheit. Ein bodenlos mißverstandener Einfluß Ägyptens. Man entnimmt ihm einen Theaterstil und verwechselt Geschlossenheit mit Erstarrung. Nichts von dem gesunden Realismus der Vorbilder. (Freilich kann der von Dilettanten gesammelte ägyptische Saal keinen Begriff geben.) Dagegen muß der berühmte Stierkopf in Kreta plumpster Naturalismus sein. Thomas behauptete, er wirke wie heute gemacht, was ich nicht unbedingt als Argument für seine Schönheit gelten lassen wollte.

Die ausgebauchten Henkel der vielbewunderten Alabastervase sind kraß vergrößerte Ohren und recht geschmacklos. Dagegen gibt es hübsche einfache Goldbecher in der Sammlung. Eine Schale aus geschwärztem Silber mit winzigen Kreisen oder Sternen aus Gold könnte Empire sein. Die berühmtesten Stücke, die beiden Prunkbecher aus Waphio sind schöne Treibarbeit, aber die Tiermotive treten, zumal in dem einen Becher, so stark

Digitized by Google

ins Relief, daß die Form des Gefäßes darunter leidet. Daneben ein paar Dolchklingen mit minuziösen Einlagen, von der Feinarbeit später Japaner. In der Nähe steht eine Vitrine mit kleinen Fitzli-Putzlis aus gebranntem Ton.

Soweit man Schlüsse ziehen kann, erkennt man eine Kunst der Fassade. Die Frühzeit ergibt sich mit auffallender Ausschließlichkeit der Fläche, und diese Genesis scheint die Betätigungsarten, in denen wir seit Winckelmann die Größe der Griechen sehen, zu benachteiligen. Sie sind, auch als ihre Baumeister und Bildhauer blüten, in einem nicht leicht bestimmbaren, aber höchst wesentlichen Sinne flächig geblieben, und nur unter dem Druck seltener Persönlichkeiten überschritt der Genius diese Grenzen. Plastik und Architektur kamen von draußen. Die Flächenkunst erfanden sie selbst. Als Quantum stehen in allen archäologischen Sammlungen bemalte Tonvasen an erster Stelle, und sie allein haben sicheres und ein sehr hohes Niveau. Aubrey Beardsley, mit dem ich als junger Mensch die Schränke im British Museum durchstöberte, gab den Vasen den höchsten Wert in Griechenland. Damals fand ich die Ansicht verrückt und sah in ihr nur die Äußerung eines Zeichners, der seine Spezialität den griechischen Arabesken verdankte. Beardsley war nicht dümmer als ein anderer. Versteht man unter höchstem Wert den besten Ausgleich zwischen Wollen und Können und die Erschöpfung eines dem Material zugänglichen Ausdrucks, bleibt die Kritik unwiderleglich, und dann hat man griechische Kunst nicht mit einer Athene zu symbolisieren, sondern mit einer Amphora.

Weil sie Flächenkünstler waren, gelang ihnen das Relief am besten. Es gibt keine griechische Rundplastik von der Schönheit mancher griechischen Stelen. Das, was so vielen ihrer Vollskulpturen eine Art von Leere läßt, mag eine Unfreiheit sein, der Zwang, sich in einer der Anschauung nicht adäquaten Weise zu äußern. Ob die Geschmeidigkeit vollendeter Reliefs in der Rundplastik überhaupt möglich ist, das tut nichts zur Sache. Man wird von einem Koloß keinen Tanz verlangen. Vermochte aber der Stil die Eigenschaft des Reliefs nicht vergessen zu machen, so blieb nur der Verzicht auf die Rundplastik übrig, was weiter kein Unglück gewesen wäre. Überlegene Kulturen sind ohne diesen Absolutismus ausgekommen. Der Mensch hat nicht umsonst sein Gesicht vorn. Den von allen Seiten gleich präsentablen Körper konnte sich nur eine Plastik als Ziel setzen, die von der Architektur verlassen war, oder sich ihr überlegen fühlte und allein bestehen zu können glaubte. Wir stoßen auf eine Autokratie. Die-

Digitized by Google

selbe Abstraktion, die den Tempelbauer trieb, hat auch den Bildhauer verführt.

Das Nationalmuseum besitzt reichere Varianten des Archaismus. Das Paradestück ist die Stele des Aristion, ein lebensgroßer Krieger in voller Rüstung, nach allen Regeln der Mode stilisiert. Der Stil wird zu einem offiziell geprägten Heroismus, der in scharfen Konturen groß ist und uns einen attischen Militarismus überliefert. Den durchaus fehlenden geistigen Inhalt ersetzt die stramme Haltung der Umrisse. Die Heldenbrust ist ein Kasten mit Armen und Waden, an denen man die Muskeln und Adern zählen kann, ohne daß sie deshalb richtig sitzen. Diese Organe haben lediglich die Bedeutung von Orden und Ehrenzeichen und sind mit derselben Unerbittlichkeit ins Relief gesetzt, wie die Falten und Fältchen des Heldenhemds. „In feiner Ausführung", sagt der Archäologe des Baedeker, und man könnte es nicht besser sagen. Dieser Krieger paßt zu den Damen der Akropolis. Offenbach muß ihn gesehen haben, als er seine schöne Helena komponierte.

In dem danebenstehenden Relief mit einem zusammenbrechenden Läufer läßt die Kalligraphie nach und sofort steigert sich der Ausdruck. Freilich hilft schon das Bewegungsmotiv dem Darsteller. Er muß auf andere Dinge als die Ehrenzeichen achten und wird zur höheren Sachlichkeit gezwungen. Viele Details bleiben materiell, und wie in so vielen Werken stört das zu tief gehöhlte Relief. Die Grabstelle von Orchomenos mit dem auf den Stab gelehnten Hirten und dem Hund bescheidet sich, bleibt in der Fläche und gewinnt schon dadurch die Überlegenheit über alle Reliefs des Museums.

Die Künstler der Apollostatuen im gleichen Saal teilten die Vorliebe moderner deutscher Bildhauer für die Sprödigkeit nackter Jünglinge, und schon sie begingen den Irrtum, zu glauben, zur Darstellung des Reizes der Unreife bedürfe es einer unreifen Kunst. Die Plastik begnügt sich mit der Wiedergabe zeichnerischer Umrisse und läßt das Räumliche aus.

Der Apoll aus Melos geht ins Gegenteil und sucht, offenbar unter ägyptischem Einfluß, das Plastische in Plumpheit. Man würde die Ägypter, selbst die letzten Dekadenten beleidigen, wollte man vergleichen. In den brutalen Burschen, die sich mit der Fabrikation der Ramseskolosse abgaben, steckte immer noch Formensinn, und viel spätere Schwächlinge unter den Ptolemäern sind nie den femininen Anwandlungen archaischer Griechen unterlegen. Übrigens denke ich bei der griechischen Plastik

Digitized by Google

zuweilen an unser Mittelalter oder an die Gotik und noch öfter ans Barock, nie, weder im Guten noch im Bösen, an Ägypten, selbst dann nicht, wenn ein Merkmal den Einfluß hart vor die Augen rückt. Man beginge mit der Gegenüberstellung ein Unrecht an beiden. Nie könnte man etwa das Verhältnis Chinas zu Japan, sei es auch nur in geringster Dosis, übertragen. Die wesentlichen Differenzen entziehen sich der Ästhetik. Die Griechen haben mit den Ägyptern nicht mehr gemein als wir oder irgendein Volk der Gegenwart, und man könnte ebensogut französische und russische Kunst nebeneinander stellen. Die Überlegenheit oder Unterlegenheit erlaubt keine Schlüsse. Den Ägypter trieb alles zum Stein und zur Plastik. Er war dafür geboren. Mir scheint immer mehr die natürliche Anlage der Griechen in ganz andere Richtungen zu treiben, und nur Kultur und Zivilisation haben ihn zu der Plastik genötigt. Selbst in der noblen Komposition des eleusinischen Reliefs, eines der wenigen Stücke, das keine Erwartung enttäuscht, spürt man noch Reste des Zwangs, und ohne die graue Oxydation des Marmors, die das Relief mildert, würde man sie noch deutlicher spüren. So phantastisch es klingen mag, so paradox es mir selbst angesichts der großen Produktion und des ungeheuren Einflusses dieser Produktion auf alle folgenden Kulturen erscheint: sie waren keine geborenen Bildhauer. Lange Gewöhnung brachte in dem begabten Volk ein paar Talente hervor und einen Großen, einen einzigen. Es war nicht Phidias. Auch das erledigt sich hier von selbst. Komisch, daß man je den Schöpfer der Giebelgruppen des Parthenons mit dem Macher der Goldelfenbein-Athene verwechseln konnte! Da dieser historisch feststeht, muß jener anders geheißen haben. Michelangelo und Benvenuto Cellini wären eher identisch. Ich habe nie dem Goldelfenbeinkoloß getraut. Solche Kombinationen des Materials, die aus guten Gründen der Kleinkunst gelingen können, fallen in großem Maßstab immer nur den Max Klinger ein. Das Museum besitzt Marmorkopien der berühmten Athene. Mögen sie noch so viele Mängel haben – und zu denen gehört sicher nicht die Verkleinerung – immer erkennt man den Weg in die Mache eines exorbitanten Kunstgewerbes. Das Kolossale beschränkte sich auf die Materialkosten. Die Göttin diente gleichzeitig als Sparbüchse, und in üblen Zeiten wurde ihr Gold ins Versatzamt getragen. Non olet. Den Kult der Athener beschattet die vorurteilslose Praxis der griechischen Kaufleute von heute.

Thomas zeigt mir beim Restaurator des Museums eine große Apollobronze in Reparatur; Genre Praxiteles. Kein Wunder, daß sich der Stil im

Digitized by Google

Handumdrehen ins Akademische wandte. Der Hermes von Andros, die Themis, der Poseidon aus Melos, der gallische Krieger, – o Helleniden! Es wäre ja belanglos, bliebe diese Überschätzung auf ihr Objekt beschränkt, hätte sie nicht im Namen des Schönen und Wahren üble Verlogenheit zum Fundament bürgerlicher Gesittung gemacht und ganze Generationen von Künstlern vergiftet, während wir bei uns in eigener Vergangenheit in jedem Dom, in zahllosen Kirchen und Klöstern unwiderlegliche Offenbarungen besaßen. Man stelle eine anständige schwäbische Madonna in so einen Saal, es braucht nicht einmal eine der schönsten zu sein, und der ganze abgeleckte Marmor müßte daran zuschanden werden. Freilich immer nur entre nous. Die Dialektik der Spezialisten findet stets einen Dreh, um die Kontinuität zu retten, und gleich ist das Verbot, zu vergleichen, bei der Hand. Wer in den Uffizien in Florenz die Niederländer vermeidet, hat kein Anrecht auf die Schönheit der Toskaner, und wer die Allmenschlichkeit Rembrandts zu isolieren sucht, wird ihn nie kennenlernen.

Die meisten Grabreliefs des Museums sind plastische Genrebilder; manche würdig und vornehm in ihrer Art, aber die Art ist zwitterhaftes Theater. Es kommt zu ganzen Dialogen auf einer nischenhaften Szene. Das wirkliche Theater der Griechen besaß ganz anderen Stil. Unter den vielen Bronzen fand ich kaum ein einziges Stück, das über Manufaktur hinausging. Freilich hatte man schließlich keine Augen mehr.

Wir lieben die Tanagras und die anderen kleinen Terrakotten. Wenn ich in das Nationalmuseum komme, um Probleme zu wälzen, bleibe ich regelmäßig bei den kleinen Dingern hängen und gebe das Wälzen auf. Tritt man an so einen Schrank, so drängt sich eine Schar von Schulkindern an den Zaun, und man kann nicht los. Das schreit und lacht, stellt sich auf die Fußspitzen, steckt die Zunge heraus, reißt faule Witze. Bei den Mädchen geht es anständiger zu. Kleine entzückende Dinger stehen von weitem und kokettieren mit dem großen Mann, wissen ganz genau, wie ihnen das Kleidchen steht, und wiegen sich in den Hüften. Plötzlich raffen sie mit zwei Fingern die Tunika und geben sich ans Tanzen. Kleine Göttinnen schweben, und man hält den Atem an.

Man könnte sie, um etwas Geistvolles zu sagen, das Vieux-Saxe der Griechen nennen, und es wäre so verkehrt wie möglich, denn das Gemeinsame, die Wiedergabe der Großen im Diminutiv, wird neben der Verschiedenheit der Wiedergaben belanglos. Sie sind eher ein Gegenteil, und

Digitized by Google

zwar abgesehen von allen stofflichen Momenten. Der Gegensatz geht ins Soziale. Hinter den Meißener Porzellanen stehen reiche Leute; hinter den griechischen Terrakotten steht das Volk. Eher könnte man diese Volksplastik mit Bilderbogen vergleichen, nur steht sie künstlerisch viel höher. Die Tanagras haben ganz sicheres Niveau. Nur sie ergeben jenen überzeugenden Durchschnitt der Epochen, den man zu finden hoffte, und man brauchte deshalb nicht hierher zu fahren; geben jene geruhige, natürliche Entwicklung, die nicht vom zufälligen Kommen der Genies bestimmt wird. Bei der Masse des Gebotenen scheint es nicht angebracht, den heute geläufigen Begriff des Persönlichen zu bemühen. Gäbe es hundert Terrakotten statt der tausende, würde man sie als launige Einfälle des Genies verehren. Es fragt sich, ob die Masse nicht den Wert vergrößert. In diesen Dingen steckt die künstlerische Mitgift der Rasse in ursprünglicher Form, und die Terrakotten stehen dem Herzen des Volkes noch näher als die Vasen, sind noch freier von jeder artistischen Hemmung, haben noch eine eigene Spontanität voraus. Man erkennt das der Fläche zugeneigte bewegliche Talent. Man erkennt auch seine Grenzen, braucht nur die ebenso volkstümlichen Tonfiguren Chinas aus der Tangepoche, unter denen es auch winzige Formate gibt, daneben zu halten. Diese sind mit gleicher Natürlichkeit dem Plastischen zugetan, aber der Unterschied besagt in dieser Form nur die Verschiedenheit der Temperamente. Wir erfahren aus der flächigen Improvisation der Terrakotten ebensoviel von der Beweglichkeit und Gesprächigkeit der Griechen, wie aus dem gelassenen Rund der Tangfiguren von der Beschaulichkeit der Asiaten. Die offizielle Plastik der griechischen Tempelgaben steht abseits in einer luftleeren Atmosphäre. Die Marmorstatue gewährt Einsicht in die gesellschaftliche Form einer sozialen Klasse; begrenzte Einsicht in begrenztes Gebiet. Die kleinen Terrakotten gewähren viel mehr. In den Schränken gibt es Bürger, Handwerker, Bettler, lose Mädchen, Philosophen, Redner, Komödianten, Dickwänste und Schmalhälse, schlaue und dumme Kerle, Säufer, Fresser, Strauchdiebe aller Art; eine griechische Comédie humaine auf der Straße. Es sind auch alle möglichen Götter darunter. Die Athenen tragen sich genau so wie die Großen in Marmor, und hier hat man gegen die Mode nichts einzuwenden. Die Falten und Fältchen der Gewänder und die Zöpfchen der Coiffüre werden zu Lichtreflexen. Das leichte Material geht in leichteste Schwingung über. Übrigens sollte man einmal den entwicklungsgeschichtlichen Radius dieser Kleinigkeiten zu er-

Digitized by Google

gründen suchen. Für die viel verschlungenen Beziehungen Griechenlands zu den Etruskern, deren Bildwerke uns heute mehr interessieren als alle andere antike Plastik auf italienischem Boden, sind vielleicht in den kleinen Terrakotten bedeutsame Hinweise zu finden.

Wenn es Gerechtigkeit gäbe, gehörten die Terrakotten in das Allerheiligste, und die großen Puppen hätten sich mit einer kunstgewerblichen Bedeutung zu begnügen. Die meisten Marmorstatuen waren nicht viel mehr als ein Vieux-Saxe begüteter Griechen.

Wenn der Berliner Ethnologe Le Coq mit den Folgerungen aus seinen merkwürdigen mittelasiatischen Funden recht hat, haben die Griechen der chinesischen Kunst geholfen. Das würde nicht, wie erboste Forscher Ostasiens glauben, den Rang der Chinesen herabsetzen, sondern nur noch erhöhen, denn die Art, wie sie mit einer ihrem Wesen durchaus nicht gelegenen Berührung fertig geworden wären, müßte erst recht für die Stärke ihres Formensinns sprechen. Man kann auch von schwachen Lehrern lernen. Das Verhältnis Griechenlands zu Ägypten ist weniger positiv.

Besteht wirklich der Einfluß, und ich zweifle nicht daran, so erweist sich die klassische Höhe der chinesischen Kunst, die uns in ihren edelsten Werken immer wie ein bestes Europa erscheint, nicht als Zufall, sondern als Resultat geschichtlicher Entwicklung, und das würde für die Menschlichkeit und Logik der Kunsthistorie sprechen. Damit ergäbe sich auch eine Möglichkeit, die sonderbare Ähnlichkeit mancher ägyptischer Werke mit chinesischen Plastiken zu erklären, zumal den gemeinsamen Hang zu räumlicher Rundheit. Griechenland hat vielleicht zwischen äußerstem Süden und äußerstem Osten vermittelt.

Überdenke ich den Umfang der griechischen Atmosphäre, wird mir immer wieder meine Enttäuschung verdächtig, und ich bin bereit, die vermeintliche Armut der Werke in den Museen Athens meiner Blindheit zuzuschreiben. Dann laufe ich zum zehnten Male wieder hin und suche nach Bekehrung. Auf was beruht mein Einwand, und was habe ich außer subjektiven Regungen und auf unzureichenden Vergleichen beruhenden Argumenten vorzubringen? Immer nur mein Auge, das Auge eines lächerlich vereinzelten Individuums. Diese Kunst, deren Werke ich beanstande, hat die Erde erobert. Es wäre dumme Flause, wollte ich die universelle Wirkung wenigen ausgewählten Werken zuschreiben. Der riesige Einfluß gelang dem griechischen Stil. Jede Münze wurde zum Vermittler. Diese

Digitized by Google

Syntax hat die Völker bis ins fernste Asien beschenkt und Grenzen, die jedem andern Einfluß unzugänglich schienen, geebnet, auch die ungeheure Kluft zwischen antiker und christlicher Gesinnung. Europa wurde Kolonie Athens und hat bis heute Spuren dieser Vergangenheit behalten, und diese Spuren erscheinen uns als Zeichen besten Adels. Jedes Zeugnis bei uns, das ein verwegenes Mißtrauen als Einwand hervorzubringen vermag, ist in letzter Instanz griechisches Erzeugnis. In jeder Gewandfalte, in jedem Lächeln unserer Heiligen steckt griechische Form. Was wäre die größte Kunst unserer Tage ohne Griechentum?

Diese Einsicht beschränkt sich nicht auf die Historie, die im Hintergrund, abseits von aktuellen Interessen ein Geschehen und Vergehen verzeichnet, sondern beherrscht das Gefühl, ist mein Gefühl, so gut mein Gefühl wie das widerstrebende Auge mein Auge ist. Die Enttäuschung des Augenmenschen läßt sein Traumbild unberührt. Während die Apollos erstarren und die Athenen zu Modedamen werden, brauche ich nur an die Flora Poussins oder eine nackte Venus Renoirs oder an Bonnards „Daphnis und Chloe" zu denken, um mich des unverlierbaren Hellenentums zu versichern. Beim Anblick des Ganymeds von Marées rauscht der Äther, und Adlerflügel tragen das Idol zu den Sternen. Aus flüchtigen Rötelzeichnungen mit Amazonen und sprengenden Rossen entstehen Metopen unseres Parthenons. Womöglich ist das des ganzen Rätsels Lösung, und wer sie fürchtet, soll zu Hause bleiben. Nie könnte eine wirkliche Akropolis, auch wenn es nicht die Bomben Morosinis und seines Lüneburger Leutnants gegeben hätte, die geträumte ersetzen. Viele Generationen, Jahrhunderte, Jahrtausende haben mit einer unsichtbaren Venus korrespondiert. Ihre Phantasie ergänzte den Verkehr und irrte sich nicht. Das ist anzumerken: sie irrten sich nicht. Die akademischen Apollos und die geputzten Athenen sind ganz gewiß keine Meisterwerke, und die Leute, deren Kritik von dem Idol bestochen wird, glauben nicht daran und lieben es nicht. Ich bin nicht umsonst hierhergekommen und bereue keine der sauren Stunden in den öden Museen. Die Unzulänglichkeit solcher Zeugnisse verdichtet das Symbol, und der Betrachter vermag noch Würze aus der Enttäuschung zu gewinnen, weil sie seine Widerstände stählt.

Digitized by Google

FORMEN DER ERZÄHLUNG

von

PAUL WIEGLER

Durch Bild, Schicksal, Figuration sich darstellend, ist, so sagt Wassermann, die Fabel der eigentliche Sinn des Romans; und die „Entfabelung" hat er von ihm abgewehrt. Dazu die Worte Thomas Manns in der „Pariser Rechenschaft" über eine Krise, „in der sich der Roman als Form heute für unser aller Gefühl befindet", die er definiert als Auflösung ins Geistige. Und gesondert von diesem Gegensatz das mehrfache Kopfschütteln Döblins, der auch den psychologischen Roman verwirft, weil sich in ihm literarische Schemata vererbten und er Seelenabläufe schildere, „die es gar nicht gibt, die aus Überlieferung, Gerüchte aus alten Zeiten sind". Das Ich ein Defekt am Künstler; Hinweis auf die Natur, auf Physik, Chemie, Biologie, Ethnologie, Mineralogie, Mathematik, Technik. Ja sogar einer, der für viele Deutsche der dichterische Erzähler schlechthin ist, Bonsels, hat den Roman überhaupt als Kunstform bezweifelt. Sie sei ein Kompromiß. Die Romane aller Zeiten seien kurzlebig gewesen; und nur als Historie, Märchen oder Legende erhalte sich die Prosa der Menschheit.

Man sendet einen Blick auf die Frage Thomas Manns, ob der Roman alten Stils heute noch möglich ist, ehe man sie durch Schickeles Buch „Ein Erbe am Rhein" und seine farbig quellende Sorglosigksit bejaht sieht. Und dann prüft man Typen der sich fortsetzenden Produktion.

Den „Aufruhr um den Junker Ernst" hat Jakob Wassermann dem Genius des Fabulierens selbst gewidmet. Eine Historie, eine Novelle (bei S. Fischer). Das Würzburg des Barock, mit einem greisen bischöflichen Tyrann und einem Jesuitenpater, der ihn leitet, mit Prozessen gegen Hexen und Magier und dem dunklen Dämonenglauben aus der „Christlichen Mystik" von Görres. Und zuletzt, von Schatten umwoben, das durchfurchte Antlitz Friedrichs von Spe, dessen Haar von der Vergeblichkeit der Seufzer und Tränen weiß ist und in dessen Trauer doch die Liebe brennt. Er sitzt vor dem Junker Ehrenberg, dem Knaben, der seinen Onkel, den Bischof Philipp Adolph, mit zarter Schönheit berückt hat und der nun, von Gier und Grauen und Reue hingeopfert, als Ketzer auf den Scheiterhaufen soll. Reich haben die Elemente dieses Kind

Digitized by Google

beschenkt, seine Seele ist wie eine glänzende Kugel. Sein Stigma: die Traumphantasie und ihre unfaßbaren Geheimnisse. Alles ersteht vor seinem Auge, „Gärten, Paläste, nächtliche Fackelzüge, Kavalkaden, schöngeputzte Frauen, das feierliche Innere einer Kirche, ein lichterstrahlender Saal, daneben auch Düsteres und Schreckliches", von dem er taumelt. Mit allen Dingen redet er, in Zeichen und Sprüchen, ein naiver Epiker, Adam im Paradies. Die Buben und Mädchen scharen sich um ihn und horchen. „Aus Sage, Legende, Geschautem und Geträumtem zauberte er Niegehörtes hervor, als ob sein Geist Jahrhunderte alt und sein Gedächtnis erfüllt wäre von allen Erlebnissen des menschlichen Geschlechts". Nicht das „kältende Bemeistern" aus Thomas Manns „Gesang vom Kindchen". „Da war eine Kraft in ihm," sagt Wassermann, „der er sich nur anzuvertrauen brauchte, ein Hinströmen, und er mußte dem Strom gehorsam sein, oder eine Last, deren er ledig werden mußte, wenn er nicht darunter ersticken wollte." Und so trägt sein balladenhaftes Abenteuer der Flug der Inspiration. Sich steigernd mit der Kunst, die den „Kaspar Hauser", die „Schwestern", den „Wahnschaffe", die „Ulrike Woytich" ins Dasein gehoben hat, aus der Dumpfheit und dem Schauder der Kerkernot in das jubelnde Crescendo, das an die Zelle des Gefangenen rauscht, ihn zu befreien.

Historie ist Eduard Stuckens „Larion" (bei Erich Reiß). Als Wassermann, vor Jahren, über den historischen Roman schrieb, daß die „Salambô" und der ganze artistisch-psychologische Flaubertismus doch folgenlos geblieben und das Werk Conrad Ferdinand Meyers bis auf den „Jürg Jenatsch" (dank dessen volkshaft mythischer Basis) tot sei, rühmte er Stuckens „Weiße Götter". Er betrachtete daran die Verschmelzung des Pragmatischen und des Poetischen; er nannte die Geschichte einen „gräßlichen Gespenstertanz". Ein solcher Gespenstertanz ist auch Stuckens „Dionysos in Rußland". Langsam nur entschleiert er einen Kult, asiatisch, „wüst und grandios wie ein auf bodenlosem Morast erwachsener Urwald", enträtselt er den Sinn eines zerstörenden Alpdrucks. Der religiöse Fanatismus der Skopzen, der Verschnittenen, wildes Evoe, Blutabendmahl, skythisch rohes, korybantisches Christentum. Das ist der Abgrund, in den Larion sinkt, er, der als Jüngling einer Statue des Praxiteles ähnelte und dann von Wahnwitz bedroht ist und Unheil. Sein Feind Nasar Bjeloborodow, sein grämlicher, altmoskowitischer Halbbruder, der sich verstümmelt hat, um der „Kothölle", der Strafe Gottes

Digitized by Google

zu entrinnen. Um sie herum die Gesichter von Edelleuten und Harfenmädchen, Geldleihern und Komiteedamen, Tänzerinnen und Duellanten, Mönchen und Juwelieren, Daniela, Julia, Angela, Siri von Lewenstjerna, Enide Morosini, die venezianische Geigerin, der General de Morveau, Damian Hessel, der guillotinierte rheinische Räuberhauptmann. Das ganze nikolaitische Rußland mit dem angrenzenden Europa. Und hoch über dem Gewimmel Napoleon, der Tschingischan, und die große Armee; ein gigantisches Skelett, das Raben umflattern, durch das Flockengestöber der Schneefelder schreitend. Eine Technik des Erzählens in kompositionsloser Wirrnis, als ob man wie bei russischen Holzschnitzereien aus jeder Schachtel eine kleinere hebt; zuletzt noch das blaue Heft, das Fragment des deutschen Sekretärs. Typus von 1830, ethnographisch im Detail, aber naiv in der Gnade der ungehemmten Gestaltung.

Der „Huldreich Zwingli" Wilhelm Schäfers (bei Georg Müller) ist nicht Roman, sondern Chronik. Sich richtend nach der spröden Strenge einer für uns zerfallenden Vergangenheit. Deutsche Prosa von ehemals, in deren lauterer Primitivität noch die Sprache des Thomas Platter anklingt, kellerisch gestimmt auf die Luft der Berggipfel, auf die Reinheit eines Alpensees. „Aufrecht", sagt Schäfer von Zwingli, und hodlerisch von den Schwyzern: „steile Stirnen." Doch sein Wunsch ist zu erzählen „ohne Ausmalung der Situationen, ohne psychologische Zerlegungen". Kann er den Prediger am Großmünster noch in episches Leben rufen, den harten Räumer der Kirchen und Klöster vom Bilderdienst, den harten Bekämpfer der Schwarmgeister, der sozialistischen Laienpropheten? Aber er gibt Luther, der bei der Marburger Disputation störrisch mit Kreide auf den Tisch malt: Das ist mein Leib!, den spitzen Erasmus, den verlorenen Hutten. Und er nähert sich dem Epos in der Schlacht bei Kappel.

Die Lagerlöf stammte von Almqvist und der Romantik im „Gösta Berling". Sie ist in „Charlotte Löwensköld" (bei Albert Langen) in einer schwedischen Dickenswelt. Nicht von sizilischen Wundern handelt sie und von der Ferne Jerusalems. Es geht darum, ob „vorzeiten" das Fräulein ihren Verlobten heiraten wird, Karl Artur, den Hilfsprediger, oder Schagerström. Lotte, „das stolze, fröhliche, verwegene und dabei doch besonders kluge und getreue Menschenkind", der junge Pastor, gleich Gösta Berling, „schön wie ein Gott". Ein Spaß in der finsteren Postkutsche, wenn Charlotte Schagerström, den Hüttenbesitzer, foppend, ihm von sich abrät. Direkte Bemerkungen des Autors. Bürgerliche Romantik

Digitized by Google

von 1840, deren Einfalt schon Levertin, am echten Naturell dieser Frau sich freuend, decouvriert hatte, und abgedrängt von der Saga.

Die Saga, die älteste epische Macht, ist in neuer Eroberung begriffen. Sie könnte auch Thomas Mann für sich fordern (der jetzt die „Vies imaginaires" von Marcel Schwob sich vornimmt, phantastische Historie), als den Verfasser von „The Buddenbrook Saga", den Epiker von Toden, Begräbnissen, Hochzeitsschmäusen, Generationen. Da ist in Norwegen Sigrid Undset mit ihrer zyklischen „Kristin Lavranstochter" („Der Kranz", „Die Frau", „Das Kreuz", deutsch bei Rütten & Loening). Ein Stoff aus dem vierzehnten Jahrhundert. Vereinfacht auf Grundempfindungen. Kristin, die Tochter eines Bauernadligen, des Herrn vom Jörundhof. Der Vater, sich nach innen zurückziehend, Ragnfrid, seine ungeliebte Gattin, die in der Winternacht, im Schein der Nordlichter, die Hände dreht und stöhnt. „Der Fels muß wohl zu Ende gemahlen werden." Genossenschaft durch das Leid, dann Lavrans' Sterben, dann Sterben Ragnfrids. Kristin vermählt, unter dem Zwang der Zusammenkünfte in der Herbergskammer der Brynhild Fluga, mit dem weichen, schwankenden Erlend, hinweg über dessen vom Dolchstich getötete Beischläferin, nie aufgegeben von Simon Darre, der sie geliebt hat. „Sobald er sie nur in Gedanken streifte, begann sein Herz krank und angespannt zu zittern." Haß zwischen Simon und Erlend, zwanzig Jahre hindurch, Haß, der sie schamvoll überwältigt. Sterben Simons, den, als ihn das Wundfieber packt, Kristin pflegt. Sterben Erlends, dem einer den Speer in die Leiste jagt, als er mit Kristin versöhnt ist. „Ihr Antlitz zerbrach, wie das Eis durch einen Steinwurf zersplittert." Erlend ein Sti Hög, vom Dänemark der „Marie Grubbe" transponiert in ein mittelalterliches und dennoch fast gegenwärtiges Norrland. Blitze zucken nieder. Eine Frau gebärt, auf dem Boden kniend; und ihre Frucht scheint ihr eine Knospe des Klostergartens mit roten, zerknitterten Seidenfetzen. Zwar: Natursymbole mit Schwingungen, wie nur die heutige Seele sie kennt, und Reflexionen, schürfend ins Verborgene. Aber die Konturen der Heldenlieder, der Edda. Die Unterirdischen, denen Kristin, um Simons Sohn dem Tod zu entreißen, den Ring mit den Rubinen darbringt, ihn in Friedhofserde vergrabend. Das Elfenmädchen, das mit dem Kranz von goldenen Blumen winkt. Sagas und Rittersagen aus Bretland; Tristan und Isolde, Sisibe, Guniver, Gloriana. Ein Werk aus dem großen Bestand der Zeitlosigkeit.

Digitized by Google

Johannes V. Jensen strebt dem Mythus zu seit dem „Gletscher". Er gibt wieder ein Stück der Kosmogonie, die er dort eröffnete, seines Epos vom Werden der Kultur in „Norne-Gast" (deutsch bei S. Fischer). Das ist nicht nur der Barde der Nornagesthattr, an dessen Wiege die Wöla verkündet hat, er werde nicht länger leben als die flackernde Kerze; dessen Mutter das Licht löscht und der nach dreihundert Jahren müde an Olav Trygvesons Hof scheidet. Es ist Norne-Gast, der Sohn der Gro, die fett wie ein Wal ist, der Steinzeitmensch. Eine Geschichte vom Kökenmöddinger, nicht ohne den Humor, der ja auch in der Edda sich regt: die Wölas tropfnasig, bärtig, zahnlos, wiehernd. Gast im Eichenkahn, mit Pil, seinem kindlichen Weib. Sie heulen in der schwarzen Nacht, auf den Ästen des Baumes, von dem der Wolf sie herablocken will. Der Wolf in der Fallgrube. Die erste Bogensaite aus Pils Haar, zum Schießen der Tiere und Gasts erste Harfe; „später sollte er ein Sänger werden". Beschwörung des Feuers. Entrückung Gasts in die Bronzezeit. Skur, die Kuhmagd, Gasts Kinder mit ihr, das Dorf Gastweiler. Eine Harfe im Boot, fährt er zur Küste der Sonne, nach Asien, nach Griechenland. In die Nische eines Inselfelsens haut er einen kleinen Tempel, und er stellt darin ein Götterbild auf. Chidher, wandert er in die Eisenzeit der Jarle, denen er von den Wölsungen singt. Und alles verrinnt ihm mit der Mythe von der Weltesche Ygdrasil, dem Ursprung des Lebens. Der Deutsche Hans Friedrich Blunck hat dasselbe Ziel, wenn er im „Streit mit den Göttern" (bei Georg Müller), die Völundarkvidha im Ohr, die Saga von Weland nachdichtet, dem sturmgeblendeten Vogel, dem durch die Asen entächteten Flieger.

Ist nicht die Saga, die Mythologie auch in den „Barbaren" von Arnold Ulitz? Diesem neuen Robinson (bei Albert Langen). Von Falton, dem Erzeuger der Giftgase, dem Gewinner künstlichen Goldes aus Blei, dem bei Eskimos strandenden Mitglied einer Nordpolexpedition, und Turrwull, dem Narren, dem Renntiernapoleon. Er ist der Sohn des Wig-wag, des hellgesichtigen „Kopfstehers", des (luetischen) deutschen Zirkusclowns; und am Ende marschieren der Missionar ein und Petri, der Kaufmann. Aber den Swift-Zorn der Satire preßt das Folklore hinunter. Es erwacht in Turrwull, der singt und lügt. Im Mythus von Tsarrtas, dem Feuer, dem Waldmacher, dem Wiesenmacher. Von Asvak, der Erde und Menschen in Mürhük, in Eis, ertränkt. Von Sothi, dem gütigsten Gott, dem Tod. Von Napoleon, dem Gebieter der donnernden „brakke werku", der

Digitized by Google

Flinten und dem Schnee. Hjennah und der Fremde, der Mann aus Gold, haben einen Enkel, Urdi, den ersten Geschichtenerzähler und Träumer. Die Eskimodichter tanzen. Turrwull zupft die Bülka, und alle lauschen begierig. Turrwull hört das tickende Herz der Welt, in der gläsernen Kapsel, und ist uralt: „Er war ein Wald, Meer und Ebene." „Berge, Meere und Giganten": der Döblin-Mensch ist er, jenseits der Individuation.

Der Dichter der Träumer: das ist der Erzählertyp, den Ulitz in „Christine Munk" verteidigt. Es geschieht hier, daß die Krise eines Breslauer Schriftstellers von hamsunischem Weltrausch plötzlich aufgesogen wird. Daß hinter der Bürgerlichkeit die Sehnsucht nach dem Urwald zehrt, nach der Erde, der ganzen Erde. Daß (mitten in einem Liebesroman, der banal sein würde bei einem anderen, schwächeren) den Schriftsteller der Spuk Rudolf Clemens in den Tod führt, in die Wollust, sich fallen zu lassen.

Die Mystik dringt ein in das Epos des kolonialen Europäertums, in „Jack im Buschland" von H. D. Lawrence (Deutsche Verlagsanstalt). Und wieder ist es die Mystik des Todes. Man kann sich zuerst täuschen, als sei dieser Jack Grant im Kontinent der „cangaroos", dessen Vater Offizier Ihrer Majestät, dessen Mutter Australierin war, ein Spätling vom Naturalismus Kiplings her. Aber boxend mit dem roten Easu, niederbrechend in der primären Bewußtseinsschicht, greift er in eine zweite Sphäre über. „Tod, die schwarze, leere, beklemmende Realität, die sie alle verschlingen würde wie ein schwarzer Geliebter, der endgültig umarmt"; mit erotischer Beseligung wie durch Monica und Mary. (Kaum je ist der Eros so intensiv durchlitten worden wie in diesem mannweiblichen Werk, dessen Mitverfasser eine Frau, M. L. Skinner, ist.) Im Busch weht Gott, ein schrecklicherer, tiefer sättigenderer Gott, aufgespeicherte Vitalität, „dunkel von einem fremdartigen aromatischen Saft, der sich noch nie in den Adern der Menschen gerührt hat". Jack hat Easu totgeschlagen, das Blut Easus vergossen. Einsam spricht er mit dem Stern. Er irrt in der braunen Heide, vorbei am Dickicht der Gummibäume, mit entblößter Brust, will in Durstqual nackt sein. „Menschen und Dinge waren verschwunden, Monica, Easu, Tom, Mary, Mutter, Vater, Lennie. Hier drinnen war niemand, gar niemand. Nur der Schöpfer, der unverwirklicht sich bewegte. Sein Herr. Er stolperte und fiel, und im

Digitized by Google

weißen Blitz des Sturzes wußte er, daß er sich noch einmal verletzte und auf ewig fiel."

Man vergleiche mit diesem transzendenten Homer das Epos des kolonialen Deutschtums, den zweibändigen Roman „Volk ohne Raum" von Hans Grimm und seine sorgenvolle deutsche Schwere (bei Albert Langen). Er hat, als der Erzähler der „Olewagen Saga", einen Rest der Eddatradition. Überall da, wo er zu Gliederndes auflöst in Kunstlosigkeit: „Wessel dachte", „Wessel dachte", „Wessel dachte auch"; „und der Büchermann sagte etwas hilflos", „und er sagte", „und er lächelte"; und: „Rosch sagte", in dreizehnfacher Wiederholung. Oder in der Episode des Kriegs in der Sandwüste. In Strecken von herber Kargheit. Aber es überwiegt die Breite des deutschen Entwicklungsromans, mit den vorindustriellen Dorfszenen beginnend, die Breite des „Jörn Uhl". Von Frenssen die „eigentümlich singenden, bebenden Sätze" Görge Friebotts, von Storm und ihm Melsene, „das schöne, das heilige Mädchen". Es ist hier nicht die Rede von einem zähen Partikularismus, dem nur das Niedersachsentum als wahrer Spiegel deutschen Wesens gilt, nicht von Antijüdischem, Antisozialistischem, Antibritischem. Sondern vom Kunstgehalt. Wie er sich zeigt auch in der Legende von Jesus und dem Fährmann. In einer Grubenkatastrophe. Und sehr stark in einer Rückkehr zu Grimms afrikanischem Bezirk. Da sind die Farm, das Schilf, Beutelnester der Webervögel, Dornbäume, Ameisenburgen, Rufe der Frankoline und Perlhühner, flammende Sonne über Busch und Fluß und Ozean, das Atmosphärische, die empfangende Intuition.

Seltsam, wie eng der Mystik von Lawrence der Amerikaner Sherwood Anderson verbunden ist („Das Ei triumphiert", Insel). In einer Mystik des Nebels, der Trostlosigkeit. Die Religiosität des Sexus, deren Morgenhymne die Strophen Walt Whitmans sind, herabgedrückt zur Angst der Sexualität. Vom Nirgends ins Nichts: das ist der Weg der Rosalind Wescott. Das Leben entgleitet. Im Sturm wirbeln raschelnde Blätter. Es ist die Auflockerung durch den Eros; und die Geburtsstunde einer Novellenform.

Das Amerika, das vorausging, ist das des Reportageromans. Wie ihn Upton Sinclair darstellt in seinem Wallstreetroman „Die Wechsler" (Malik-Verlag). Das sind Enthüllungen über die Spekulanten. Um der Lucy Dupree willen schadet Waterman den Interessen des Stanley Rider: „Forschte man nach den Ursachen vieler Kämpfe, die Wallstreet er-

Digitized by Google

schüttert haben, man würde Ähnliches finden." Skizziert nur die Individuen: Davenant, die nervöse Vogelscheuche, der fette Price mit den Kinnbacken. Ein Plakatnaturalismus: Schlösser und pompejanischer Marmor, Sklaven und Sklavinnen, die Prostituierte werden müssen. Aber noch mit Symbolen der Zolaschule: der Mann an der Walze, ein rotierender Stahlkolben, ein weißes Etwas, sein zerrissener Körper, der um den Kolben kreist. Dieser Naturalismus ist in Frankreich zur Prosa von Henri Barbusse geworden. Die erste seiner Novellen „Die Kraft" (deutsch bei der Schmiede): Hubert Allen beim Zenitpokalmeeting an der Riviera als einziger hoch mit seinem Aeroplan die Tötung der Massen durch Brand militärischer Explosivstoffe überlebend. Leichenhaufen im Grand Hôtel, in den Arbeiterkasernen, Frenesie des Voyeurs. Der Naturalismus in der Erstarrung des Sketch.

Unter den Autoren Sowjetrußlands ist einer, der den größeren Realisten sich anschließt, der Moskauer Leonid Leonow. Sein Roman „Die Dachse" oder deutsch „Die Bauern von Wory" (bei Zsolnay). Zur Hälfte die schmutzigen Bürger des Moskauer Viertels Sarjadje. Der Logiswirt Sekretow, Besitzer von „Venedig", Bychalow, der Gemischtwarenhändler, der Kürschner Dudin, der Hutmacher Katuschin; Schlaue und Törichte, Blinde und Sehende, Häßliche und Kluge. Die Feiertage der Gasse, Handwerker, die aus Sonnenblumen die Kerne schälen, Wimmern der Ziehharmonika. Milieurealismus der Generation nach Gorkij, Realismus der Dünste, die langsam und dick sind „wie wohlgenährte Kater". Moskaus Horizont, vom Dachfenster aus, im blauvioletten Abend. Direkte Intervention des Erzählers. Sie wissen nicht, die Brüder Pawel und Semjon, „welche Ungeheuerlichkeiten ihrer in der Stadt warteten. Sie wußten es nicht, und darum weinten sie nicht." Das Epos von Wory. Des gerodeten Waldes, der gegen Wory wieder vorrückt. Der Dachse, der aufsässigen Bauern, die zwischen Sümpfen, in Schluchten und Höhlen sich verbergen, banditenhaft, und gegen deren Rebellion die Kommissare entsandt werden. Anton, der hinkende Genosse, der Pawel ist, grau im Gesicht wie einer, der nur in der Dämmerung gelebt hat; Semjon, der Mörder, der Oberrebell. Anton: das ist in neuer Sachlichkeit die Personifikation der Sowjetidee. Doch am Wachtfeuer erzählen die Bauernsoldaten von Wory sich Geschichten: von der Hand am Fenster, von Dunja, der Deutschen, vom rasenden Kalafat. Und nicht Gogol nur, auch Puschkin, auch die Bylinenepik: „Hier ward ein neuer Semjon geboren, eben jener

Digitized by Google

Semjon der Dachs, über den nachher von unbekannten Sängern Lieder gedichtet und vom Volk gesungen wurden."

Ein neuer Däne: Jakob Paludan, „Vögel im Feuer" (deutsch bei S. Fischer). Ist er ein skandinavischer Realist vom Stamme Kjellands oder Jonas Lies? Denn in Sandhagen, einem gottverlassenen Fischerdorf in Westjütland, steht ein Leuchtturm, an dessen Balkon in den Herbstnächten die vom Strahl der Azetylenlampen geblendeten Zugvögel sich die Flügel zerschmettern (und in ihren Federn sitzt der Azetylengeruch); und in der Leuchtturmanlage wohnen der Feuermeister Brandt, ein Wrack, und der Assistent Madsen, der ihm innig verhaßt ist, und der ein Tagebuch „Brandts Lügen" schreibt wie Brandt ein Werk mit dem Titel „Madseniana". Der Krug ist Milieu, der Strand, die Flora, die Fauna. Und es wird in Sandhagen ein Hafen gebaut, ein Zukunfts-, Export- und Verkehrshafen. Ein Spekulantenunternehmen, das die Kleinstädter von Nordby fiebern läßt, das Bodenbesitzer enteignet, Millionen frißt. Pioniere der Kultur. Aber die Wasser schäumen gegen die Molenwand und schlingen Menschenleben hinunter. Der Hafen wird zum Fiasko. Im tobenden Unwetter des Einweihungsabends zerstört ihn das Attentat eines Expropiierten, der im Zuchthaus war, weil er bei den Messungen auf seinen Äckern den Gendarmen erschossen hat. Das Meer braust, das Meer geht durch den unbenutzbaren Hafen wie durch ein Sieb. „Auf der Mole lag ein Mann mit einem grünen Metallkasten und schrabte. Er war vom zoologischen Museum geschickt, um zu untersuchen, welche Muscheln auf verfallenen Bollwerken gedeihen." Doch nicht das ist der letzte Sinn. Der letzte Sinn ist, wenn Brandt im Sterben seine Wahnideen hat. Ist Johan, sein Sohn, der nach Amerika geht, seine Liebe zu Bodil, der Tochter des rasenden Bauern, des Zuchthäuslers aus Selbstwehr, seine Freundschaft mit Arne. Ist der Rechtsanwalt Nagel mit den Versumpfungsrändern um die Augen, der Likörtrinker, der Schlaffe und Schwermütige, der stilvolle Dekadent, der nach kalter Ehe seine Frau verliert, der die junge Bodil wirr macht, bei der Einweihungszeremonie im Regen mit ihr photographiert wird und, ruiniert, sich im Hotelzimmer erhängt, weil Bodil ihn ins Gesicht geschlagen hat. Das ist nicht mehr Milieu; das ist, um abermals diesen Gipfel zu nennen, groß wie Hamsun.

Fabel, Saga, Transzendenz, Naturalismus. Auch die Form des lyrischen Romans lebt. Sie lebt in der deutschen Prosa heimlich-schwelend und in

Digitized by Google

Herzensoffenheit. Der schwelende Typ: „Die Lemminge" Adolfs von Hatzfeld (Deutsche Verlagsanstalt). Mit Verdoppelung des erzählenden Ich in dem dämonischen Iwan Wagner, der ein Lemming ist (jene Nager, die vom Gebirg im Drang der Selbstvernichtung zum Meer rennen, in den Tod) und von Trunkenheit durchwühlt: „Er war die summende Hummel, welche die Weltkugel umflog, war das Liebesspiel zweier Schlangen am sonnigen Rande eines Waldes, war jeder Unglücksfall, jeder Mord, jede Entehrung und Feuersbrunst, war Kaiser und Staatsmann, war der Dom des heiligen Petrus in Rom, war brausende Meere und jeder Fisch in ihnen, alles Getier des Waldes und jeder tötende Jäger." Der offenkundig lyrische Typ: „Das Räubermärchen" von Jakob Haringer (Iris-Verlag), romantisch, hoffmannisch bis in das blaue Zuckerhutpapier und den Professor Beistrich. „Sebastian im Wald" von Friedrich Schnack, eichendorffisch schwärmend. Eine Begebenheit an der fränkischen Saale: Sebastian, der in Brasilien gewesen ist, zu Haus. Ein brauner Waldgott mit einer indianischen Flöte; über ihm schnarrt Joko, der Schiffspapagei. Das Bürgermädchen, die Ziegenhirtin, die Sebastian zum Weib nimmt. Die Urwaldsehnsucht von Ulitz, süß, verzierlicht. Waldverzauberung. Der Weihnachtsbaum der Waldtiere. Der Wald im Unwetter ächzend; „düsterer Schauer, Weltendelicht brach herein." Der Wald in glosenden Flammen, die stille Waldhütte niedergebrannt. Sebastian wie irr, von seinem Gram genesend durch seines Knaben Indianerspiel. Im deutschen Wald, Urwald für Sebastian, schwellen wiederum die leidenschaftlichen Töne des indianischen Rohrs. Schack, der „Vogel Zeitvorbei", nennt Stifter. Aber nicht seine melodische Naturerzählung hat Stifter zum Ahnen, sondern (über Ratzel) sein Gegentyp: die wissende, die deskriptive von Josef Ponten. „Die letzte Reise" (bei Quitzow): das ist nicht Menschenerleben aneinander, sondern Erleben der Natur. Der milchigen Schneewasser, der Bäche in den Rinnsalen, die toll vor Eile sind, der Gletscher, der Halden, der Steinlawinen. „Nun sah er auch wirklich erst diese ganze Landschaft ohne Dazwischentreten irgendwelcher Erwägungen, in ihrer reinen Art und in schlichter Einheit mit ihm selbst. Es war, wie wenn eine Glaswand zwischen dem Drinnen und Draußen eingestürzt wäre."

Die geistige Form des Romans hat der „Prozeß" des toten Franz Kafka (Die Schmiede). Ein Prozeß, der sich nicht mehr in der Realität

Digitized by Google

vollzieht, sondern in der Imagination mit ihren Verzerrungen. Der Bankprokurist Josef K. und das Gericht, vor das er zitiert wird. Nicht das „gewöhnliche Gericht". Sondern die Kanzleien sind Mansarden in Dachböden, wo Wäsche trocknet und durch die Luken, beim Aufklappen mit der Hakenstange, Ruß hereinschwimmt. Traummotiv der Richter, der über das Bett des Malers klettert. Oder die Prügler; oder die Ratte, die in den Kanal springt, vor einem widerlichen gelben Rauch. Erotische Ablenkungen: das Fräulein B. und Leni. Die Methode des Rechtsanwalts, „daß der Klient schließlich die ganze Welt vergaß". Niedertracht lastender Unentrinnbarkeit. Dialektische Abstraktion: die Geschichte vom Türhüter. Doch der schleichende Prozeß ohne Schuld hat einen jähen Traumausgang: der Herr in Zylinder und Gehrock stößt das Fleischermesser Josef K. ins Herz.

Die Askese Leonhard Franks ist nicht Ausschaltung des Gefühls, aber Unterordnung unter den bauenden Verstand. Davon haben seine Novellen ihren Schein von Kälte und sind doch Novellen der Menschlichkeit: „Die Schicksalsbrücke", „An der Landstraße", „Im letzten Wagen" (Rowohlt). Sie sind im Wort organisch und sparsam. Dabei die irrationale Vision der Todesbrücke und der Schluß des „Beamten", der Aufschwung: „Das Land stieg mit grandioser Selbstverständlichkeit in das stärker werdende Licht empor. Dicht über dem Wasser standen kleine, flockige Nebelwölkchen, von der Morgenröte durchleuchtet. Mit wunderbarer Gebärde deutete der erste Sonnenstrahl über das dampfende Land." Der Traum des Chauffeurs, in schwindelnder Schnelligkeit, durch die Mauern hindurch. Aber der „letzte Wagen" eliminiert alles, was nicht Partikel der Erzählung ist.

Otto Flake ist der Autor des intellektuellen Romans, in seinen Büchern von Ruland. „Villa U. S. A." (bei S. Fischer) hat einen anderen Platzhalter, Nikolaus von Neuhöwen, Pseudonym Nemo, Gentleman mit der Körperlichkeit eines Wikingers im Drachenboot, nach der Sitte aus dem Jahrhundert der Bildungsreisen in einem Tagebuch seine Impressionen niederlegend. Oft sieht Erika Neuhöwen in Ruland und Nemo die Wiederholung derselben Person. Sie haben ein kulturelles Arbeitsprogramm; Menschen beobachtend, sind beide überzeugt, „daß die menschenwürdigen Werte kontinuierlich sind". (Und auch der Gregor des „Guten Wegs", der „égotiste", ist derselbe Typ, auch er Rulands Freund und Vetter.) Gattung des sentenziösen, im Sinn der Franzosen moralistischen Romans.

Digitized by Google

Durchsetzt von ironischen Nachcharakteristiken und jener Schärfe, die aus dem Hirn heraus Heinrich Mann für diese Zeit hat. „Das, was sich hier als Analyse gibt," sagt Flake von dem die Frauen entkleidenden Nemo, „war bei ihm unbenannter Eindruck, er verspürte nichts als Befriedigung." Durchschimmernde Helligkeit und fast ein Übermaß von Psychologie. Ein internationales College für Geisteskultur wird in Florenz, in der Villa des Amerikaners Parris, begründet. Und vorauf geht die Hochzeitsreise auf Probe, Nemos und der Hamburger Senatorentochter Grete Geest (mit einer Romanfabel, der Beschimpfung der Evelyn durch Stobbe, ihrem Mord an ihm, ihrer Flucht). Das ist von so erfahrener Weltläufigkeit, wie sie nur manchmal einem Deutschen gelingt. Aber dazwischen die Liebestrennung Rulands und Erikas. „Wer stammeln kann, ist ein Mensch." Hier blüht, inmitten der Psychologie, das Unreflektierte, das Dichterische auf.

Es wird erzählerisches Kunstwerk in „Pont und Anna", der großen Novelle in Arnold Zweigs „Regenbogen" (Spaeth). Psychophysik des Lebensinstinkts, Tragik des Individuellen, in der hastenden Maschinerie Berlins. Der Architekt Pont, der das Erinnerungsvermögen eingebüßt hat, und die Tänzerin Anna Maréchal. Ein Alternder und die schillernde Holdheit der Jugend. Eine Illusion mit wachen Augen, eine trügerische Behexung; denn indes er in scheuer Abhängigkeit verharrt, ein „heilloser und intimster Schlemihl", hat sie Liebhaber um Liebhaber. Undankbar hintergeht sie seine Freundschaft. Der Revolver eines Eifersüchtigen tötet sie. Er aber, auf der Reise am Comer See, wähnt, daß sie noch atmend um ihn sei. Er vermißt sie, sie umschwebt ihn. Sie ist Lazerte, steinerne Psyche, Wolke. Bis er von der Nachricht ihres Todes überrascht und furchtbar getroffen wird. „Alle entscheidenden Ereignisse, aller Aufbruch ins Mächtige, die Gewalt der leisen Wandlungen, hieß es nicht, sie kämen auf Taubenfüßen?" Es ist dennoch ein Schauen in Seelen, dieses Gespräch zwischen Ponts Frau und der Maréchal. Dennoch beglückt es, daß einer in den schmalen Schranken unserer geringen Existenz, in der man Wurzelhautentzündung hat wie Pont, ein Dichter ist. Dennoch beglückt sie, die des Geistes und der Sinne teilhaftige Prosa des Ichdefekts.

Digitized by Google

TRIVIA

von

LOGAN PEARSALL SMITH

Quale nei plenilunii sereni
Trivia ride tra le ninfe eterne —
Il Paradiso

Schönheit

Unter den vielen Fratzen in der Welt begegnet uns von Zeit zu Zeit ein Antlitz, nach göttlichem Muster geformt. Und dann geschieht etwas Wunderbares: Der blaue Vogel singt, die goldene Glorie strahlt, und für eines Augenblickes seltsame Dauer verliert alles seinen Sinn außer dem Verlangen, diesen Gestalten des Schönen in die Paradiese zu folgen, die sie verheißen.

Plato versichert uns, daß diese Augenblicke nicht (wie wir geneigt sind anzunehmen) Trübungen und Wahn unserer Sinne sind, sondern Offenbarungen des Göttlichen, daß wir in einem lieblichen Antlitz, wie in einem Spiegel, die Idee des Schönen abgebildet sehn, plötzliche lichte Wirklichkeit in der Höhle, wo wir unter Schatten und Dunkel weilen. Darum ermahnt er uns, diesen Gestalten des Schönen zu folgen, und ihre schimmernden Fußspuren werden uns hinaufführen in den höchsten Himmel der Weisheit. Auch die Dichter singen diese große Doktrin des Schönen in feierlichen Melodien zum Klang ihrer goldenen Lauten, und die seltsamsüße Musik breitet sich durch die Räume, bis die Engel sich von ihren Sternen zu lehnen scheinen, um zu lauschen.

Aber! O Plato, o Shelley, o ihr Engel im Himmel! was habt ihr, was habt ihr uns da eingebrockt!

Im Omnibus

So traurig, so unglaubhaft und gemein schien mir das fette Gesicht der Frau vis-à-vis im überfüllten Omnibus, daß ich das Bild des Kilimandscharo, des höchsten Berges in Afrika, zwischen sie und mich stellte: die rasigen Abhänge und grünen arkadischen Reiche von Negerkönigen, darüber der dunkle Kegel, die immensen, düstern, elephantenreichen Wälder seiner Flanken und auf dem Gipfel die weiße Krone von Schnee, eisig in ewiger Ferne über den Palmen und Wüsten des afrikanischen Äquators.

Und ich?

Wenn ich in der Times über Indien mit seinen Problemen und Völkerschaften lese, die großgedruckten Briefe prominenter Persönlichkeiten an

Digitized by Google

den Herausgeber überfliege und mich vor die großen Fragen, Bewegungen und Leistungen des Zeitgeistes gestellt sehe, frage ich irritiert: Und ich? Dann finde ich in der großen Welt, die sich in der Times spiegelt, die Ecke, in der ich meine bescheidene aber notwendige Rolle zu spielen habe. Denn ich bin einer von den unbesungenen, unbelohnten Millionen, ohne die die Statistik bankrott gehn würde. Wir werden geboren, heiraten, sterben in bestimmten Proportionen; wir verlieren soundso viel Regenschirme und schicken alljährlich soundso viel unadressierte Briefe ab. Und überdies haben wir Enthusiasten unter uns, Heroen, die sich mit Hintanstellung ihres eigenen Komforts von Omnibussen überfahren lassen oder sich, Monat aus Monat ein, in festen Ziffern von den Londoner Brücken stürzen.

Einsamkeit

Will sich kein Freund finden? Keiner, der Ibsen und Problemstücke und das Übernatürliche und die Schweiz und Ehebrüche ebenso haßt wie ich? Soll ich mein Leben lang stumm bleiben müssen wie eine Makrele, keines Mannes Gefährte und Gast? Darf ich keinem sagen, was mir über meine berühmten Zeitgenossen dünkt? Muß ich immer meine einsame Furche pflügen und die Kelter alleine treten?

Selbstzucht

Und doch bin ich weder Pessimist noch Menschenfeind noch Raisonneur. Ich trage alles: die Last der öffentlichen Angelegenheiten, die Unendlichkeit des Raums, die Kürze des Lebens und den Gedanken an das alles verschlingende Grab – alles das trage ich geduldig und finde mich in unser gemeinsames Los. Und wenn es mir ein oder das andre Mal zu viel werden will, wenn ich nasse Füße kriege oder zu lange auf meinen Tee warten muß und meine Seele, in ihren abnehmenden Phasen, herausschreit (französisch) C'est fini! so antworte ich immer Pazienza! auf italienisch: Abbia la santa pazienza!

In der Kirche

„Denn die Feder", sagte der Pfarrer – und in der gewichtigen Pause, die folgte, hätte ich jeden Preis zahlen mögen, um das feierliche, unausweichbare, aber, wie mir scheinen wollte, einfach niederschmetternde Be-

Digitized by Google

kenntnis abzuwenden, ja auch nur aufzuhalten: „Die Feder ist mächtiger als das Schwert."

Pfarrer

Und trotzdem habe ich ein Faible für Pfarrer. Sie haben noble Ansichten von der Welt und glauben an Seelen und ewige Seligkeit. Einige von ihnen, sagt man mir, glauben an Engel, daß es Engel gibt, die unsre Schritte lenken und ungesehn durch die Lüfte hin und her ziehn, ihre Sache zu bestellen.

Die emsigen Bienen

Stundenlang saß ich müßig im Schatten des Apfelbaums neben den Stöcken und unter den luftigen Chausseen dieser Honiglieferanten – wenn die Mittagsglut leise dröhnt von ihrem emsigen Kleinwerk oder abends, wenn sie in Schwärmen aus der späten Sonne zu ihrer nächtelangen Arbeit sinken – saß ich und suchte Belehrung von den Bienen, ihr altes Vorbild und Mahnung zum Tätigsein mir anzueignen.

Und doch – wer, wer, bei allem, was recht ist, soll hier Lehrer und wer Schüler sein? Haben diese launenhaften, abgerackerten, zweckbewußten Insekten gar keine Lehre zu ziehn aus dem Schauspiel meines Ichs? Wenn sie mit den Myriaden ihrer Augen aus ihren freudlosen Faktoreien auf mich stieren, können sie nicht zu allerguterletzt ein für allemal bei mir lernen, daß es eine weisere und herzhaftere Art gibt, die schimmernden Stunden zu nutzen?

Silvia Doria

Jenseits der blauen Hügel, aber zu Pferde bequem zu erreichen, liegt eine Landschaft von Parken und Buchen, mit Ausblicken auf die ferne See. Ich erinnere mich, auf einem meiner Ausritte an den Ort gekommen zu sein, wo einst die liebenswürdige, etwas zopfige Geschichte von Silvia Doria gespielt hat. Durch das Tor mit seinen prächtigen Pfeilern und zierlich-ungestümen Wappentieren zu seiten der gekrönten Schilde konnte ich, am Ende der Anfahrt, die Schloßfassade gewahren, die steinernen Pilaster und die Balustrade auf dem steilen Dach.

Man erzählt, daß vor mehr als hundert Jahren in diesem Park und Haus im italienischen Geschmack und den eingeebneten Gärten mit ihren Statuen und Pavillons ein alter Lord und seine zwei wohlgewachsenen

Digitized by Google

Söhne lebten. Der alte Lord hatte nie um seine Gemahlin zu trauern aufgehört, obwohl sie vor sehr vielen Jahren gestorben war. Nachbarn suchte er nicht auf, und Fremde betraten selten den großen Park. An einem Frühlingstag aber, zu Beginn der Apfelblüte, flogen die vergoldeten Gittertore weit auf, und eine Equipage mit feurigem Gespann jagte die Hauptallee heran, und Silvia Doria, übermütig lächelnd, eine Schönheit in gelbseidenem Kleid und großem spanischen Hut mit fallenden Federn, kam ihren Vetter, den alten Lord, besuchen. Geschickt aber hatte sie ihr Vater – um zügelloser sein anrüchiges Leben führen zu können, wie die einen, um sie mit dem ältesten Sohn des alten Lords zu verheiraten, wie die anderen sagten.

Dem sei wie ihm wolle, Silvia Doria kam wie der Frühling, wie die Sonne, in das einsame Haus. Selbst der alte Lord fühlte sich seltsam glücklich, wenn er den Gesang ihrer Stimme durch die Räume vernahm, und für Henry und Francis war es das Paradies selber, an ihrer Seite auf den Gartenwegen wandeln zu dürfen.

Und Silvia Doria, die vor den Kavalieren, die sie in London umworben hatten, kalt geblieben war, fand, Schritt um Schritt, daß ihr Herz ihr nicht mehr ganz gehörte.

Aber ihrem Vater und eignem mädchenhaften Gefallen an Rang und Pracht zum Trotz war es weder Henry noch der alte Lord, dem sie zuneigte, sondern Francis, der jüngere Sohn. Wußte Francis davon? Waren sie heimlich Liebende, wie das Gerücht wissen wollte, das bis zu den Ohren ihres Vaters gedrungen sein muß?

Denn eines Tages galoppierte eine Equipage mit schäumenden Gäulen, das böse Gesicht eines alten Mannes am Fenster, die Hauptallee heran; und als bald darauf der Wagen zurückfuhr, saß Silvia Doria an der Seite des alten Mannes, bitterlich weinend.

Und als sie nicht mehr da war, verrann eine lange Zeit ins alte Jahrhundert, und alles blieb, wie es gewesen war. Dann aber endete Henry, der älteste Sohn durch einen Unglücksfall auf der Jagd, und als auch der alte Lord nach ein paar Jahren gestorben war, fielen Titel, Schloß, Land und Gold dem jüngeren Francis zu. Der aber verweilte, nach seines Vaters Tod, nur selten auf einem Besitztum, das er eher zu meiden schien, und lebte zumeist im Ausland, allein, denn er hat nicht geheiratet.

Und wieder gingen viele Jahre ins Land. Die Bäume wuchsen und dunkelten um das Schloß. Die nicht mehr gepflegten Eibenhecken be-

Digitized by Google

schatteten mit ihren Zweigen die Wege. Efeu überwucherte die Statuen, und von den regenverwaschenen Pavillons bröckelte der Stuck.

Aber schließlich hielt eines Tages eine Equipage am Tor. Ein Diener läutete die kreischende Glocke und meldete dem Pförtner, daß seine Gnädige den Park zu besichtigen wünsche. Und das Tor wurde knarrend geöffnet, der Wagen funkelte die Hauptallee entlang vor das verlassene Schloß, und eine Dame stieg ab und spazierte zwischen den moosbewachsenen Wegen und Statuen. „Sagen Sie Seiner Lordschaft," wandte sich die Dame lächelnd an den Pförtner, als die Equipage wieder abfuhr, „daß Silvia Doria zurückkam."

Sachen, die vorkommen

„Fraglos ein seltsamer Fall," bemerkte Sir Thomas, als die Rede auf einen modernen Roman kam, „aber der Verfasser hat ganz recht: Solche Sachen kommen vor."

„Aber, mein bester Herr," platzte ich in der rüdesten Weise heraus, „stellen Sie sich vor, was das Leben ist, machen Sie sich bitte klar, was wirklich vorkommt! Sie scheinen nicht zu wissen, daß Leute urplötzlich anschwellen blaurot, daß sie sich an Fleischerhaken aufhängen, in Pferdeschwemmen ersaufen, von Rollfuhren überfahren werden und, lebendigen Leibes, verbrennen und wie Hammelkoteletten braten!"

Wünsche

Gewisse preziöse Launen, die ich habe, kleine Begehrlichkeiten und Neugierden und Impulse zu küssen, zu berühren, an mich zu ziehn, und die Eitelkeiten und arglosen Wünsche, die in meinem Herzen wie Vögel im Busch nisten und singen – das alles, hören wir neuerdings, ist eine Erbschaft aus unserer vormenschlichen Vergangenheit, ausgebrütet in uralten Sümpfen und Wäldern. Und wenn das so wäre, frage ich? Mir behagt es, die stumme Wonne von Vögel und Getier zu teilen, den Saft meines Lebens aus Wurzeln, im Untergrunde der Natur aufsteigen zu spüren. Ich bilde mir etwas ein auf diese glanzaugigen, pelzigen, vierfüßigen, befiederten Vorfahren. Ich geniere mich nicht im geringsten wegen meiner Vettern, der Tiger, der Affen und der Pfauen.

Die Last

Ich weiß zu viel. Mein Kopf ist übervoll mit Geschichte und Wissenschaft. Meine Augen sind trübe geworden über den Büchern. Vor lauter

Digitized by Google

Glauben an geologische Perioden, Höhlenbewohner, chinesische Dynastien und Fixsterne bin ich vor der Zeit gealtert.

Warum mir aufladen, was in der Welt nicht stimmen will? Habe ich die Sünde, den Haß und den Mord erfunden? Wer hat mich eingesetzt, das Universum zu verwalten und die Planeten in ihre kopernikanischen Bahnen zu verweisen? Meine Schultern sind gebückt unter der Last des Firmaments. Ich bin es müde, wie Atlas das Gewicht der ganzen Welt zu tragen.

Unter einem Regenschirm

Unter dem Dach meines Schirms hervor sah ich das glitschige Pflaster mir unter den Füßen weggleiten und die bekleckerten Plakate an den Straßenkreuzungen und die Kotrinnen der Omnibusse. In diese triste Welt von Nässe ging mein Weg. Und durch wie viele Regengüsse und Jahre werde ich noch nasse Straßen entlangzulaufen haben? und zu welchem Behuf? ein älterer, oder später vielleicht ein sehr bejahrter Herr?

Mit solch melancholischen Fragen an mich selber schwinde ich, Leser, aus deinem Gesicht, in die Ferne, meinen Schirm schräg gegen den Wind.

Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von A. D.

BÜCHER UND MENSCHEN

von

RUDOLF KAYSER

I

Es ist bezeichnend für die starke Persönlichkeit Moritz Heimanns, daß jede Zeile, die wir von unserem toten Freunde lesen, seine lebendige Erscheinung wachruft: vom körperlichen Aussehen, der Klangfarbe der Stimme, dem Rhythmus des Sprechens bis zu seinen eigensten Gedanken und den letzten Geheimnissen seines Wesens. Dieser Mann, der sein Leben in der Literatur verbrachte, stand irgendwie außer und über ihr. Sie war ihm nur eine Art von Ausdruck und geistiger Gegenwart, nur ein Zimmer in dem „ungeheuren Palast meines Gedächtnisses" (um ein schönes Bild des Heiligen Augustinus abzuwandeln). Heimanns liebste, uns so be-

Digitized by Google

glückende Art der Schöpfung war das Gespräch. Es hatte platonische Gestalt und trug auch die abstraktesten Gedanken auf Gefühlsströmen dem Zuhörer zu. Es war produktiv in der eigenen Bewegung: die Gedanken steigerten und verschärften sich in ihren dialektischen Gegensätzen; und doch wurde der Zuhörer – seine gesprochenen oder möglichen Meinungen, seine menschliche Art – nie vergessen.

An diese produktiven Gespräche erinnern mich immer Moritz Heimanns Essays. Auch sie sind Dialoge, selbst wenn der Zuhörer nur ein anonymer Leser ist. Doch er darf vor Heimann nicht schweigen, nicht passiv sein, nicht willenlos aufnehmen. Heimann spricht ja nicht über solche Gegenstände, deren Gestalt endgültig feststeht. Er schafft und formt sie erst. Selbst Bücher haben nicht absolute Existenz; sie verwandeln sich unter den Blicken des Lesers. Heimann sieht, möchte man sagen, auch die Bücher von innen an, mit den Augen des Autors, der sie schrieb, und dem eigenen gütig-klugen Blick zugleich. Und was von Büchern gilt, gilt noch mehr vom Leben.

Jetzt erscheinen im Verlage S. Fischer, Berlin, Heimanns „Nachgelassene Schriften" (zugleich der Prosaischen Schriften fünfter Band). Oskar Loerke hat den Band betreut und mit einem Nachwort versehen. Politische Aufsätze, Betrachtungen über Kameraden und Freunde und solche Arbeiten, die in ihrer Thematik gelockerter sind, geben ein geschlossenes Gefüge. Was vor allem erstaunen läßt, ist die ungeheure, der Zeit zugewandte Intensität dieses doch so sehr persönlichen und sich selbst erlebenden Denkers. Heimann hat nur selten Tagesprobleme behandelt, und wenn er es tat (wie in seinen Aufsätzen über Rathenau und Rapallo), so leuchten, ohne daß sie mit Namen genannt sind, weitere und zentralere Gedanken hervor; wie umgekehrt auch umfassendere und allgemeinere Ideenwelten sich nicht in absoluter Begriffssprache ausdrücken, sondern in der wärmeren des menschlichen Geschehens. So erhellen sich Denken und Welt wechselseitig. Heimanns inbrünstiger Subjektivismus lockt aus seinen Gegenständen auch die Antwortstimme hervor. Damit greift der heimliche Dialogcharakter dieses Denkens auch in das Innere der Aufsätze hinüber: und dem Verfasser antwortet mit menschlicher Stimme sein lebendiges Thema.

Bei alledem kommt aber auch unsere Zeit zu Worte. Schon im ersten Aufsatz des Buches, „Goethe und der Betriebsrat", ist sie die unsichtbar

Digitized by Google

bleibende Mitte. Heimann, immer im Dienst eines edelsten Idealismus, ist hier der schärfste Gegner eines ohnmächtigen Ideologentums, das Menschen und Epochen lahmlegt, sie in kleine Formeln preßt, statt ihre natürliche Produktivität zu steigern. Goethe als Politiker – das wäre etwa für den Schwärmer die Behauptung, daß Goethe die Erfüllung einer bestimmten, ethischen und praktischen Politik-Idee wäre. In Wirklichkeit aber folgte er gar keiner Politik-Idee. „Goethe durfte tun, was er aus seiner Natur heraus mußte: jede Bedingung annehmen, um aus ihr das Gute zu machen; das heißt unter anderem: alle Politik von unten her zu verwerfen." Verallgemeinern wir aber das Goethe-Ich zu der weiteren Realität unserer Gegenwart, so bedeutet das: die Bejahung der natürlichen Kräfte der Zeit und der Wille zu ihrer geistigen Steigerung; die Ablehnung also der romantischen Rückblicke und der ideologischen Despotie. Diese Anerkennung aller unmittelbaren Produktivität durch Heimann aber macht die Freiheit und Aktualität seines Denkens aus. So beurteilt er in diesem Buche zahlreiche Zeitgenossen allein aus ihrem eigenen Wesen, ihrem eigenen Atem: Gerhart Hauptmann, Hermann Stehr, Micha Josef bin Gorion, Eduard Stucken und andere mehr. Zwischen ihnen gibt es unendliche Spannungen; jeder trägt seinen eigenen schweigenden Sinn in sich. „So viele Dichter, so viele Zentren", heißt es einmal in diesem Buche. Und wenn es doch Einheiten, wenn es doch Volk gibt, so sollten wir uns um sie nicht so viel kümmern, wie wir es meist tun.

Das scheint mir die heimliche Lehre dieses souveränen Buches und die letzte Krönung von Heimanns Denken zu sein.

2

Liest man Richard Dehmels Buch „Bekenntnisse" (S. Fischer Verlag), so wird einem oft klar, daß hier ein Dichter bereits als Stellvertreter seiner Zeit erscheint und diese Zeit uns schon in manchem fremd geworden ist. Das gilt nicht nur für einzelne Meinungen Dehmels: etwa für seine überraschende Achtung von Haeckels „Welträtsel", die uns heute nur als Dokument geistiger Flachheit erscheinen; das gilt auch in dem positiven Sinne einer großen und schönen Formung eines bewegten Zeitalters, das, im Gefolge Nietzsches, vor wichtigen Entscheidungen stand. Dies etwa ist das neue Problem: Individuum und Gemeinschaft. Dehmel sagt einmal: „Der moderne Held: das Individuum, das den sozialen Folgen, inneren wie äußeren, seines unwillkürlichen Handelns durch sein Selbstbewußt-

Digitized by Google

sein gewachsen ist." Ein merkwürdiges und aufschlußreiches Wort des damals zweiunddreißigjährigen Dichters. Es zeichnet scharf die neue Gefühlssituation des geistigen Menschen gegenüber der Vorherrschaft der sozialen Umwelt und erkennt die psychologische Bedingtheit sozialen Handelns, die Dehmel zu einer ethischen Forderung an das Selbst steigert.

Solche einzelnen Bemerkungen in Dehmels Tagebuchaufzeichnungen überraschen immer wieder und stellen die stärksten Werte des Buches dar. Die Aufzeichnungen sind nicht flüchtig hingeworfen, nicht Stenogramme des Augenblicks, sondern gedanklich wie sprachlich sehr durchgearbeitet. Man fühlt sich manchmal an Hebbels Tagebücher erinnert, wenn sie auch nicht die gleiche epische Fülle besitzen. Vielleicht dachte Dehmel schon bei der Niederschrift an die spätere Veröffentlichung; so würde sich der Wille zur Objektivität und eine gewisse keusche Zurückhaltung erklären lassen.

Damit sei aber nicht gesagt, daß Dehmel seine eigensten Erlebnisse verschweigt. Er spricht vielfach von inneren und äußeren Begegnungen, ja von (noch nicht analysierten!) Träumen, aber doch mehr um der Erkenntnisse als der Bekenntnisse willen. Er spricht etwa von Kunst, um von ihr eine Idee zu gewinnen, die gleichzeitig der Leitstern seiner eigenen Dichtung ist. Beim Nachdenken über das Wesen des „allgemein Menschlichen" kommt er auf den dialektischen Gedanken, daß man es nur durch den Gegensatz zwischen den Eigentümlichkeiten im Empfindungsleben der einzelnen Völker begreifen kann; „wie überhaupt das Wesen der Dinge nur zur Vorstellung, also auch erst zur Begreifung kommt durch die Gegensätze ihrer Erscheinungsformen".

Häufig wird Dehmel auch Erscheinungen gerecht, die eigentlich außerhalb seiner Zeit liegen und von dieser meist mißverstanden wurden. Er weiß um das Problem der Lebensform und begreift das religiöse Dogma als die Form eines kollektiven seelischen Lebens. Wie wahr ist auch diese (psychologische) Feststellung: „Es ist die tiefste Bedingung echter Freundschaft und deshalb ihre höchste Pflicht, daß der Freund verstehe, des Freundes zu bedürfen; nichts fesselt uns an einen Menschen inniger als sein stetes Bedürfnis nach Liebesbeweisen, die uns selbst nach unserer Eigenart die liebsten sind."

So sehr die Tagebuchaufzeichnungen an das eigene Leben gebunden sind, so ist sich der Dichter Dehmel doch darüber im klaren, welche Bedeutungen sie auch für sein Schaffen haben. Diese Bedeutung ist die der Abwehr, des Schutzes, der Rettung vor Überfüllung seiner Dichtung

Digitized by Google

mit Tagebuch. Dehmel bekennt, daß seine bisherige Kunst zu viel Beichte, zu viel „Wahrheitsrenommage à la Rousseau" und als Folge davon auch zu viel Reflexion gewesen sei. Angesichts der deutschen Verschwendung an Beichte und Gedanklichkeit ist dieses Bekenntnis besonders wesentlich.

Außer dem Tagebuch aus den Jahren 1893 und 1894 enthält der Band Rundfragen, offene Briefe, Ansprachen und Bücherbesprechungen. So ist er eine wichtige biographische Quelle. Sehr anschauliche Schilderungen und Erinnerungen bietet auch das kleine Buch „Stunden mit Richard Dehmel" von Dr. Bolko Stern (Dioskuren-Verlag, Wiesbaden). Die eigentliche Biographie des Dichters und Menschen Richard Dehmel, die monumentale Erzählung seines geistigen und irdischen Lebens, den Mythos seiner Gestalt schuf Julius Bab in seiner großen Monographie (H. Haessel Verlag, Leipzig). Bab spricht selbst davon, daß sein Buch keine literaturkritische, sondern die „Darstellung eines Menschen" sein will. Keinem wäre dies umfassende Ziel zusagender gewesen als Dehmel selbst, der Mensch und Künstler nie voneinander trennte. Aus liebevoller Kleinarbeit ersteht dieses panisch-urweltliche Dichten und Leben: besessen und klug; ringendes Menschen- und Künstlertum. So ist dies Buch nicht nur die bedeutendste und vielseitigste Darstellung, die wir über Dehmel besitzen, sondern gleichzeitig auch ein wichtiges Dokument zur Naturgeschichte des schöpferischen Menschen.

3

Dostojewski erscheint uns immer mehr als die größte Verkörperung der russischen Seele. Er ist das riesenhafte Vorgebirge des europäischen Ostens. Ganz lateinischen Geistern muß er wesensfremd bleiben. André Suarès nennt ihn einmal den russischsten aller Russen und als Gemeinsamkeit zwischen der russischen Nation und ihren großen Geistern: den Mut zur Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit bis zum Zynismus. Und hierin zeigt sich Nähe und Ferne des Westens gegenüber den Russen: „Brüder, die dieselbe Mutter haben: eine leidenschaftliche Humanität, aber feindliche Väter: hier der Geist der Kunst, der mißt, wählt, urteilt; dort der mystische Geist, ein Glaube, der nur von Gleichheit träumt, der alles verwirrt und sich noch nicht besitzt."

Ein solcher Geist ist besonders stark an sein Land gebunden. Das ist nicht im Sinne literarischer Inhalte oder nationaler Gefühle gemeint,

Digitized by Google

sondern in dem der psychologischen Voraussetzungen. Deshalb fühlte sich Dostojewski außerhalb Rußlands als Fremder und Leidender. Die materiellen Zwänge, die ihn vertrieben, wurden ihm zum seelischen Martyrium. In den westlichen Ländern war er auf eine seelische Diät gesetzt, die ihm wie Gift erscheinen mußte. Deshalb ist seine Sehnsucht nach Rußland eine Art Egoismus: der Wunsch zur Heimkehr zu sich selbst.

Diese einzigartige Verbundenheit mit seinem Lande spürt man immer wieder in dem (bei R. Piper u. Co., München erschienenen) von René Füläp-Miller und Friedrich Eckstein herausgegebenen Buch „Der unbekannte Dostojewski". So wenn Dostojewski, zur Zeit des Entstehens der „Dämonen", aus Dresden schreibt: „Ich habe wohl einige Gedanken, doch ich brauche Rußland ..."

Außer Briefen enthält das Buch unveröffentlichte Fragmente und Entwürfe, vor allem den Plan zu dem unausgeführten Roman „Das Leben eines großen Sünders". Ausführliche – manchmal ein wenig zu breite und zu sehr im Vordergrund stehende – Kommentare schaffen die Verbindungen zu Leben und Werk des Dichters. Die wichtigste, in die Mitte seiner Weltanschauung vorstoßende Arbeit sind die Gedanken über Christus, die unmittelbar nach dem Tode seiner ersten Frau niedergeschrieben worden sind. Auch hier – aber ganz vom Religiösen her – das Problem von Ich und Gemeinschaft! Christus erscheint als „Ideal des Menschen im Fleische", weil er als eine Persönlichkeit verbindet und nicht mehr als ein Ich hindert; denn die höchste Entwicklung der Persönlichkeit führt für Dostojewski zu der Notwendigkeit, sich selbst zu vernichten und sich „allem und jedem ungeteilt und schrankenlos" hinzugeben. Also: Steigerung der Persönlichkeit bis zur Selbstaufopferung an die Gemeinschaft. Man sieht hier nicht nur eine überraschende Umformung der Messiasidee und des Gebotes der Nächstenliebe, sondern gleichzeitig auch das Problem der Dostojewski-Menschen, besonders des Raskolnikoff. Dabei ist Dostojewski sich völlig über die Idealität dieses Gesetzes und der Gestalt Christi im klaren; denn: „Die Natur Gottes ist der des Menschen gerade entgegengesetzt." An Schopenhauers Willenspessimismus erinnert ein wenig der Gedanke, daß zwar dies Ideal der menschlichen Natur entgegengesetzt sei, aber das Nichtstreben nach diesem Ideal – der Aufopferung des Ichs an die Menschen – Leid und Sünde bedeutet. „So muß also der Mensch ohne Unterlaß Leid fühlen, das durch die paradiesischen Freuden der Gesetzerfüllung, durch Opfer, aufgewogen wird."

Digitized by Google

Diese Gedanken bedeuten nicht nur ein überaus wichtiges Zeugnis der Dostojewskischen Weltanschauung, sondern sind auch gleichzeitig ein solches des östlich-christlichen Willens zur Einheit. Der Gegensatz zwischen Ich und Gemeinschaft ist seit einem halben Jahrhundert das große europäische Problem. Dostojewski gibt ihm die mystische Wendung zu Christus, der Westen die formale: die soziologische Forschung. Ein größerer Gegensatz aber ist nicht denkbar. Er betrifft auch Dostojewskis Kunst, die in unserem europäischen Bewußtsein eine gewaltige geniale Einmaligkeit ist, aber kaum dauernd eingliederbar in das System unseres Denkens und Fühlens. Oder, um mit Suarèz zu sprechen, wir erleben angesichts Dostojewskis dankbar die gemeinsame Mütterlichkeit, aber befolgen doch die Befehle des westlichen Vaters.

4

Als ich die „Selbstbiographie" von Lovis Corinth (Verlag von S. Hirzel, Leipzig) las, kam das Literarische in mir schnell zum Schweigen. Das Menschliche allein spricht, spricht so aufrichtig in lebendigen Einzelzügen und in der Reinheit und Schlichtheit der Erzählung, daß man den Eindruck mit dem Anblick eines Menschengesichtes vergleichen möchte, das sich während des Ansehens aus einem zarten Kindergesicht in einen Mannes- und Greisenkopf verwandelt. So ist hier Seelisches und Körperliches eins geworden und das Wort durch das Leben, durch die Traurigkeit und Heiterkeit des Daseins besiegt. Dies Dasein war bei Corinth Kunst, immer nur Kunst, aber in einem so starken Sinne, daß Kunst hier die einfachste, da notwendigste Form von Natur ist. Corinth war Maler aus einer solchen Selbstverständlichkeit heraus, wie man in einem bestimmten Lande lebt und seine Sprache spricht.

Er wollte in diesem Buche, wie so oft mit dem Pinsel, sein Selbstporträt schaffen. Die Vielfältigkeit seines Gesichtes wird also in die Zeit verlegt, wird zur Wandlung eines Ausdrucks vom Gestern zum Heute. So dient also diese Selbstbiographie keinem anderen Ehrgeiz als der Wahrhaftigkeit und der Rechenschaft. „Mein Leben schildern? Das heißt, wahr und objektiv sein, sowohl gegen sich selbst als auch gegen diejenigen, welche in meinem Leben eine Rolle gespielt haben."

Schmucklos und doch so eindringlich im Sehen und Beurteilen gibt sich das Buch. So oft auch Corinth – besonders in Hinsicht auf die Ereignisse seiner letzten Lebenszeit – von seiner Person abschweift und Ausflüge in

Digitized by Google

das Gebiet der allgemeinen Zeitbetrachtung unternimmt, so wenig will er doch im eigenen Schicksal die Welt sich spiegeln lassen. Er erzählt sein Leben, aber er beurteilt es auch und legt die Maßstäbe des Gewollten an das Erreichte. Die Kindheit in Tapiau wird mit besonderer Liebe erzählt. Die ostpreußische Heimat und Kindheit ist breit und schwer gelagert: der Hof des reichen Gerbermeisters, die strenge Mutter, der Vater, die Geschwister, die Menschenart dieser Gegend. Es folgt die Gymnasiastenzeit in Königsberg, die Lernzeit des jungen Malers in München, die Episode des Soldatenjahres. Das nächste Kapitel heißt „Intriguen und Betrachtungen" und enthüllt eine Seite des Künstlerdaseins, die auch in der Gipfelzeit weiter bestand und etwa für die Geschichte der Berliner Sezession charakteristisch ist. Die Atmosphäre des neuen Berlin wird lebendig, die Geschäftigkeit, Nüchternheit, die scharfe Klarheit der Stadt und ihre immer wachsende künstlerische Bedeutung, das Berlin der Kaiserzeit, des Krieges, des Umsturzes und der Notjahre nach Kriegsende.

Das ist der Rahmen von Lovis Corinths Lebenserzählung, die in wundervoller Kontrapunktik am Schluß wieder in die Kinderzeit mündet. Das Buch ist nicht eigentlich gut und nicht mit leichter Hand geschrieben. Man sieht auf Schritt und Tritt die Widerstände des Wortes. Aber gerade das verschafft dem Charakter dieses Künstlers, seinem „unerzogenen Barbarismus", die klare, aufrichtige Ausprägung. Gerade das gibt einem Ausruf wie diesem: „Und doch bin ich im Leben stets unglücklich gewesen!" – seine große und furchtbare Schmerzlichkeit.

5

Vor dem Menschengesicht schweigt das Wort. Bianca Segantini und Francesco von Mendelssohn gaben ein Buch über Eleonora Duse heraus (Rudolf Kaemmerer Verlag, Berlin). Es führt den Untertitel: Bildnisse und Worte. An die Kraft dieser Bildnisse kann aber das Wort nicht heran. In siebenundvierzig Abbildungen ist das Leben dieser Frau und Künstlerin figlia primogenita di San Marco erzählt, ein Weg zur Schönheit, zum Glück, zum Leid, zu unnennbaren Schmerzen. Die klug ausgewählten Aufsätze von Bahr, Hofmannsthal, Shaw, Bang, d'Annunzio, Kerr ... können da nur als Kommentare wirken. Man spürt die Erfüllung einer der größten Künstlerinnen dieser Erde bis in die stillsten, letzten Bezirke hinein und läßt vor diesem Menschengesicht das Wort und die Bücher schweigen.

Digitized by Google

LES FAUX-MONNAYEURS

von

ERNST ROBERT CURTIUS

Wenn ein Künstler vom Range André Gides, im Besitz einer Meisterschaft, die in nunmehr dreieinhalb Jahrzehnten gereift ist, uns ein neues Werk schenkt; wenn er, der Verfasser des „Immoraliste", der „Porte Etroite", der „Caves du Vatican", der „Symphonie pastorale", die „Faux-Monnayeurs", diese schon rein äußerlich, durch ihren Umfang, gewichtigste seiner epischen Produktionen als seinen „ersten Roman" bezeichnet (in der Widmung an Roger Martin du Gard) – so bedeutet das ein Ereignis, das dem Tagesbetrieb und den Modeaktualitäten der Literatur von vornherein entrückt ist. André Gide hat längst seinen Platz in dem Dutzend – oder sollen wir bis zu zwei Dutzend gehen – europäischer Autoren, die dem ersten Viertel des 20. Jahrhunderts sein geistiges Gesicht gegeben haben, jene geschichtlich fixierte Prägung, deren Umrisse um so klarer hervortreten, je mehr der anonyme „Zeitgeist" der Epoche in das Nichts des Vergessens zurücksinkt. Darum ist das Erscheinen der „Faux-Monnayeurs" (Paris, Gallimard) mehr als eine aktuelle, mehr aber auch als eine literarische Angelegenheit. In einem solchen Buch kreuzt sich der geistige Lebensweg eines Künstlers mit dem seiner Zeit und der in ihr zusammen, nebeneinander, gegeneinander stehenden Generationen.

Die banale Halbwahrheit, daß erst die Perspektive der zeitlichen Distanz eine richtige kritische Bewertung ermögliche; daß nur die „Nachwelt" ein objektiver Richter sei – trifft, wenn überhaupt, für ein solches Buch zu. Denn unbewußt und unvermeidlich fließt in unser Urteil das unwägbare Fluidum der von uns gelebten, mit dem Dichter gelebten und noch in unser Heute fortwirkenden Vergangenheit ein. Wie war er, wie waren wir, als wir zum erstenmal von ihm ergriffen wurden? Was erhofften, was erwarteten wir von ihm? Wie sahen wir ihn, als wir zwanzig, als wir dreißig, vierzig Jahre alt waren? Alle diese Situationen und Stationen des Geistes werden wieder gefühlte Gegenwart, verschmelzen in einen irisierenden Äther – und nur durch ihn vermögen wir das Werk zu sehen. Es ist die Lage, in der ich mich vor den „Faux-Monnayeurs" befinde – dieselbe Lage wie vor dem „Zauberberg". Sie bedeutet keine Voreingenommenheit zugunsten des Dichters; eher vielleicht das Gegenteil. Sie kann den Betrachter ungerecht machen, wenn das Werk nicht der vorwegnehmenden

Digitized by Google

Erwartung entspricht, in der er ihm entgegengesehen, entgegengelebt hatte. Jedenfalls, er ist nicht unbefangen. Sein Eindruck, sein Urteil bleiben zwiespältig. Man soll diesen Zwiespalt nicht verdecken; soll ihn anerkennen und aussprechen. Denn er gehört zu den Naturvorgängen des Geistes. Alle lebendige Kritik durchläuft eine Reihe organischer Phasen. Die Kritik der Jugend ist enthusiastisch oder dogmatisch. Die Altersgefahren der Kritik sind skeptische Toleranz; Indifferenz des Wohlwollens; oder auch Verlust der Schmiegsamkeit und Abstumpfung der Empfindungsfähigkeit. Wo ist die schmale Linie des reifen kritischen Sinnes, gleich weit von der schwärmenden Begeisterung des jungen Stürmers wie vom bloßen Registrieren dessen, der innerlich nicht mehr beteiligt ist? Es ist freilich leicht, diesen Fragen und Selbstanzweiflungen auszuweichen. Man braucht sich nur der Schwerkraft der Routine zu überlassen. Es soll nicht nur Kritiker, sondern auch Dichter geben, die das tun. Aber es ist eine Abdankung.

Man hat anläßlich der „Faux-Monnayeurs" an Dostojewskij erinnert: eine jener absurden Verknüpfungen, die allenfalls in der Konversation erträglich sind. Wenn man einen Beziehungspunkt sucht, eine unterirdische Verwandtschaft gleichsam, an der das Besondere des Werkes sich klärt, so ist es – ich deutete es an – der „Zauberberg". André Gide und Thomas Mann sind Künstler der Reflexion. Beider Schaffen zeigt den alternierenden Rhythmus von kritischer Erörterung und epischem Bilden. Beide geben um die Wende des fünfzigsten Jahres das langerwartete, gewichtige Buch, das die Summe einer künstlerischen Existenz zieht. Bei beiden ist der große Roman der Reife erwachsen aus der Kombination einiger intellektueller Motive und eines sorgfältig aufgeschichteten, bewußt gesammelten Bestandes von Anschauung und zeitgeschichtlichem Stoff. Beide sind Meister des Handwerks und lösen ihre Aufgabe mit dem überlegenen Können, das nur durch lange Zucht erworben wird. Bei beiden mehr Feinheit als Stärke, mehr Können als Müssen, mehr konstruktive Intelligenz als spontane Naivität. Der Deutsche ist treuherziger, metaphysischer, dichterischer. Der Franzose ist subtiler, neugieriger, psychologischer. Der Deutsche hat mehr Gemüt und mehr Ernst. Der Franzose mehr Spielfreude und mehr Ironie. Beide sind Sprecher, nicht Beherrscher ihrer Epoche.

In den „Faux-Monnayeurs" treten alle Themen von Gides früheren Büchern wieder auf, kombiniert in kunstvollster Verschlingung. Das

Digitized by Google

künstliche Gewirk dieser Thematik zu verfolgen, ist einer der großen Reize der Lektüre. Wie in „Paludes" (1895) ein Schriftsteller auftritt, der „Paludes" schreibt, so ist eine Hauptfigur der „Faux-Monnayeurs" der Romancier Edouard, der an seinem Roman „Les Faux-Monnayeurs" arbeitet. Und wie in „Les Caves du Vatican" (1914) der Mode-Autor de Baraglioul eine Romanidee erfindet – die Psychologie eines nur vom Spieltrieb bestimmten, „uneigennützigen" Verbrechens – die ihm dann (durch Lafcadios Aktion) von der Wirklichkeit präsentiert wird, die er aber in dieser Transposition nicht wiedererkennt, so in den „Faux-Monnayeurs". Alle drei Bücher variieren das ironische, von der deutschen Romantik bevorzugte Motiv des Romandichters im Roman. Sie sind, jedes in seiner Art, der Roman des Romans. Aber damit verknüpft sich eine zweite Spiegelung. Der von Gide fingierte Autor fingiert eine Romanhandlung, die zugleich indiskreterweise vom Leben realisiert wird. Edouard will das Falschmünzertum im Geistigen darstellen – er denkt dabei besonders an seine Kollegen, an den Grafen Passavant zum Beispiel; das Motiv weitet sich ihm dann aus zum Thema der geistigen Inflation und des Währungsverfalls. Da führt ihn der Zufall auf die Spur einer höchst realen Falschmünzerbande – eine peinliche Störung, die er sich fernzuhalten sucht. Die brutale Wirklichkeit eines fait-divers verdirbt ihm die Freude an seinem subtil erdachten Motiv. Das Leben produziert in höchst taktloser Art Tatbestände, die der Idee vorgreifen und sie in die triviale Atmosphäre einer Kriminalsache hinabziehen. Es durchkreuzt aufs ärgerlichste die künstlerische Konzeption und die schriftstellerische Existenz.

In seiner Frühzeit hatte Gide den Mythos des Narciss (1892) dargestellt, der die Symbolisten des Jahrhundertendes viel beschäftigte; den auch Valéry dichterisch gestaltet hat. Dieser Mythos ist das Symbol der Spiegelung und der Selbstbespiegelung; Symbol zugleich jener Geistigkeit, die niemals den Kontakt mit der Wirklichkeit gewinnen kann. Aus diesem Narcissus-Schicksal, das der junge Gide pathetisch und sentimental nahm, hat der reife Künstler die ironischen Spiegelungsreflexe gewonnen, die er in immer reicherer Variation in seinen Romanen, zuletzt in den „Faux-Monnayeurs" verwertet. Man muß die psychologische Wurzel dieser Motive wohl in einer eigentümlichen losen Beziehung zu der gemeinhein als „Wirklichkeit" geltenden Seinsregion suchen, in einer Instabilität der „fonction du réel" (Janet). In einem 1925 in beschränkter Auflage erschienenen schmalen Bändchen „Caractères", das Einfälle, Motive, kri-

Digitized by Google

tische Aperçus verzeichnet hat, sagt Gide: „Certains jours, à de certains instants, je perds complètement la notion de la réalité. Il me semble qu'au premier faux pas, je vais passer de l'autre côté du décor*." Diese Selbstaussage erklärt vieles. Sie entspricht jener Relativierung des Realitätsbewußtseins, das den echten Erlebniskern des „surréalisme" ausmacht; und die als nicht mehr wegzuerklärender Bewußtseinstatbestand übrigbleibt, wenn man von dieser jüngsten literarischen Bewegung alles abzieht, was Bluff und Theater ist.

Daß Diesseits und Jenseits, Wirklichkeit und Überwirklichkeit heute in einer neuen Relation erlebt werden; daß sie einander nahegerückt sind wie Vorder- und Rückseite einer Münze, wie zwei Flächen eines Würfels; daß eine Drehung genügt, um hinüberzutreten in „das Andere", – das ist eine Tatsache, die man nicht mehr als individuelle Anomalie abtun kann. Sie ist Teilausdruck der Bewußtseinswende, die sich heute vollzieht. Die moderne Physik hat den Begriff der Materie aufgelöst. Die moderne Psychologie verflüchtigt den massiven Wirklichkeitsbegriff der letzten Jahrhunderte.

Damit ist der Kunst ein neuer Zugang zum Übernatürlichen eröffnet. Das Übernatürliche ist hier freilich nicht als transzendentes Reich mystischer Erfahrung, nicht als überhimmlischer Ort der platonischen Ideen oder der religiösen Wahrheit zu verstehen, sondern als eine neue Dimension der Existenz, die dem Spiel, dem Traum, der Dichtung, dem Lebensgefühl offensteht und an sich noch keine Entscheidung glaubensmäßiger Art fordert. In den Versen moderner Dichter begegnen wir wieder Engeln – aber Engeln einer ganz neuen Art. Sie sind sozusagen unverantwortlich, sind eben einfach da wie Pflanzen und Tiere. Rimbaud hat sie zuerst gesehen. Viele andere nach ihm.

Gide hatte schon in den „Caves du Vatican" ein Wunder in die Handlung verflochten. In den „Faux-Monnayeurs" wird das Übernatürliche wie ein selbstverständliches Datum der Erfahrung verwendet. Der Teufel ist ein oft zitierter Akteur des Romans. An entscheidenden Stellen (z. B. im 16. Kapitel des ersten Teils) wird die psychologische Motivierung beiseite geschoben, um der Dämonologie den Platz freizugeben. Wir wundern uns dann nicht mehr, wenn Bernard im Luxembourg-Garten von einem Engel angesprochen wird. „Bernard n'avait jamais vu d'anges, mais il

* In den „Caves du Vatican" wird der lächerliche Fleurissoire mit dieser Labilität des Wirklichkeitsbewußtseins ausgestattet.

Digitized by Google

n'hésita pas un instant, et lorsque l'ange lui dit: Viens!, il se leva docilement et le suivit. Il n'était pas plus étonné qu'il ne l'eût été dans un rêve. Il chercha plus tard à se souvenir si l'ange l'avait pris par la main; mais en réalité ils ne se touchèrent point et même gardaient entre eux un peu de distance" (S. 438). Von einer andern Figur des Romans heißt es: „La culture positive de Vincent le retenait de croire au surnaturel; ce qui donnait au démon de grands avantages" (S. 183).

In Gides seelischer Entwicklung ist der streng biblische Protestantismus Frankreichs eine bestimmende Macht gewesen. Die „Porte Etroite" (1910) bezeugt es deutlich genug. In den „Faux-Monnayeurs" scheint das religiöse Moment, das dem frühen Gide wenn nicht als Besitz, so doch als Problem und Heilsfrage immer gegenwärtig war, völlig zersetzt. Die Pastorenfamilie Védel-Azais wird mit unverhüllter Feindseligkeit geschildert. Heuchler, Selbstbetrüger! Die Atmosphäre dieses Hauses ist dem Autor unerträglich – bis zur Empörung des Geruchssinnes. In dem alten Klavierlehrer La Pérouse zeichnet Gide die erschütternde Figur des Greises, der nach einem ganzen Leben frommen Christenwandels seelisch scheitert und in melancholischer Blasphemie untergeht. Gott hat ihn betrogen! Gott spielt mit den Menschen wie die Katze mit der Maus. Wir setzen alles Schlechte im Leben auf Rechnung des Teufels: weil wir sonst nicht die Kraft hätten, es Gott zu verzeihen. Aber in Wirklichkeit sind Gott und Teufel dasselbe.

Der Supranaturalismus der „Faux-Monnayeurs" ist also nicht religiöser Art. Er ist unchristlich, antichristlich. Er fungiert als Ersatz eines erstorbenen Glaubens – ein Ersatz, über dessen Wert Zweifel erlaubt sind. Das ist hier nicht zu erörtern. Aber der Vorgang gehört zur Charakterisierung von Gides geistiger Persönlichkeit. Wir verzeichnen ihn mit derselben Empfindung, die Gide leitete, als er in dem „Hommage a Marcel Proust" von dem Erstlingswerk des großen Toten sagte: „Je m'étonne de trouver, dans ces pages-ci, un ordre de préoccupations que Proust, hélas, abandonnera complètement par la suite – et qu'indique suffisamment cette phrase de ‚l'Imitation de Jésus-Christ' qu'il épingle en épigraphe: „Les désirs des sens nous entraînent ça et la, mais l'heure passée que rapporte-vous? des remords de conscience et de la dissipation d'esprit." –

Der Verfasser der „Porte Etroite" ist auch der des „Immoraliste". Was uns an ihm ergriff, war das Drama der ringenden Seele; die Pathetik des Menschen, der Gott suchte, auch nachdem er mit dem Puritanismus einer

Digitized by Google

Überlieferung gebrochen hatte, der ein Freier und Wahrer sich nicht unterwerfen kann. Er war religiös noch in seinem Immoralismus, weil noch seine sinnlichsten Ekstasen Ausdrucksformen großer Sehnsucht waren. Sein Liebesdrang zu allem Erdenglück war beseelt und fromm. In dem Brennen seines Durstes waren Freudensuche und Heilsstreben noch geeint. Der Verfasser der „Faux-Monnayeurs" ist ein anderer geworden. Hier spricht nicht mehr die „Seele". Der Schmelz ist zerstoben. Das Ringen ist aufgegeben. Die faustische Sehnsucht ist erstorben. Was bleibt? Neugier. Der Psycholog, der Experimentator, der Immoralist hat gesiegt.

„Werde, der du bist" – das war der ethische Imperativ Gides. Seine Moralkritik wollte einer neuen, wahrhaftigen Ethik den Weg bahnen. Ihre erste Forderung war: Aufrichtigkeit, Verwirklichung der individuellen Wesenheit, die einem jeden eingeboren ist und die zu oft durch Konvention und falsche Anpassung erstickt wird. Aber diese Emanzipation der Persönlichkeit hat doch nur Sinn, wenn sie sich vollendet in einem individuellen Gesetz, in einer schöpferischen personellen Wahrheit.

Aus den „Faux-Monnayeurs" gewinnen wir den Eindruck, als sei dieser abschließende Sinn der Selbstverwirklichung dem Autor entschwunden. Die berechtigte Abwehr gegen vorzeitige Festlegung scheint sich in endgültigen Verzicht auf Ausprägung des eigenen Lebensgehaltes umgesetzt zu haben. Jeder Entscheidung ausweichen, sich jeder Bindung entziehen, alle Formung verschmähen – kann diese ahasverische Unrast und Unseligkeit noch eine sittlich-seelische Wegweisung bedeuten? Es ist eine Flucht nicht mehr in irgendwelche Freiheit, es ist Flucht um der Flucht willen.

Es ist, als ob Gide solche Einwendungen vorgefühlt hätte, wenn er Laura Douviers für Edouard Partei nehmen läßt. „Il n'est jamais longtemps le même. Il ne s'attache à rien; mais rien n'est plus attachant que sa fuite. Vous le connaissez depuis trop peu de temps pour le juger. Son être se défait et se refait sans cesse. On croit le saisir . . . c'est Protée. Il prend la forme de ce qu'il aime. Et lui-même, pour le comprendre, il faut l'aimer." Aber ist diese Apologie überzeugend?

Die „Faux-Monnayeurs" sind ein Kunstwerk, keine Konfession. Eine Kritik, die etwa in der Figur Edouards Analogien mit der Person André Gides suchte, wäre nicht nur unberechtigt, sie wäre unverzeihlich. Aber vom künstlerischen und psychologischen Standpunkt aus dürfen wir den Charakter Edouards analysieren, der in dem Roman so prädominiert; der

Digitized by Google

allerdings auch gelegentlich als Opfer für Gides Ironie dienen muß. Viele Züge dieser Figur gemahnen an die Literatenkarikaturen, die man in „Paludes" findet. Wir dürfen sicher eine ironische Intention Gides in gewissen Äußerungen erblicken, die er Edouard in den Mund legt; in einer Definition zum Beispiel wie der folgenden: „Je crois que j'appelle lyrisme l'état de l'homme qui consent à se laisser vaincre de Dieu." Aber dann wechselt die Perspektive wieder, und wir finden in Edouards Tagebuch Theorien, die uns zu sehr an frühere Betrachtungen Gides erinnern, als daß wir sie als Eigengewächs Edouards betrachten könnten. Immer wieder taucht das Problem der Aufrichtigkeit auf. „Que cette question de la sincérité est irritante!" Für Edouard hat das Wort „Aufrichtigkeit" seinen Sinn verloren, weil sein Ich beständig variiert. Es kann ihm geschehen, daß er abends das Wesen nicht wiedererkennt, das er am Morgen war. Wenn es keine Kontinuität der Person gibt, gibt es auch keine Aufrichtigkeit. Um sich selbst treu zu sein, muß man sich untreu werden. Flugsand der Seele! Nichts ist beständig als der Wechsel. Nur in der Einsamkeit erfährt Edouard bisweilen die Identität seiner Person, die Konstante seines Wesens. Aber dann hat er gleich das Gefühl, daß sich sein Lebensrhythmus verlangsamt, daß er stillsteht und zu sein aufhört. Gradlinige Entwicklung, „Folge" im goethischen Sinne, scheint ihm nur erreichbar auf Kosten der Natürlichkeit und der Spontaneität. Als er jung war, faßte er Entschlüsse, die er für tugendhaft hielt. Es lag ihm weniger daran, der zu sein, der er war, als der zu werden, der er sein wollte. Jetzt sieht er die Dinge anders, und die Unentschlossenheit scheint ihm das Geheimnis des Nicht-Alterns zu bergen.

Gides Roman will „Ideenroman" sein, was nicht mit „Thesenroman" zu verwechseln sei. Gleichviel! Der Ideenroman provoziert Ideenkritik.

Gides Irrtum – wenn es erlaubt ist, das zu sagen – scheint mir darin zu liegen, daß er die geistige Attitüde der Pubertät zur Norm des gesamten Lebenszyklus macht. Der Zauber des Bios, der Rausch des Elan vital macht ihn blind für die Ordnung der Gezeiten, für die Hierarchie der Lebensepochen, für die Gesetzlichkeit des Geistes. Sie kreuzt sich mit der des Organischen, aber sie ist autonom und darf sich der Periodik der Vitalität nicht unterordnen. Brownings Rabbi Ben Ezra ist der Wahrheit näher:

Grow old along with me!
The best is yet to be,
The last of life, for which the first was made.

Digitized by Google

Jugend und Alter, Glut und Licht, Wirrung und Wissen fordern einander und gehören zusammen. Wer immer jung bleiben will, hat der Jugend nichts mehr zu sagen. Der junge Bernard bittet Edouard um Rat und Hilfe. Und die Antwort lautet: „Je n'ai pas à vous en donner. Vous ne pouvez trouver ce conseil qu'en vous-même, ni apprendre comment vous devez vivre, qu'en vivant." Kann das der Ertrag einer lebenslänglichen Bemühung um Revision der moralischen Werte sein?

Edouard notiert in seinem Tagebuch: „Mon cœur ne bat que par sympathie; je ne vis que par autrui . . ." Aber wie steht es mit dieser Sympathie? Gewiß ist Edouard fähig, Unglücklichen zu helfen. Er nimmt sich des alten La Pérouse an, er verspricht ihm Erfüllung seines höchsten Wunsches: ein Zusammentreffen mit seinem dreizehnjährigen Enkel Boris, den La Pérouse nie gesehen hat, weil seine Frau, mit der er in Unfrieden lebt, es stets zu verhindern wußte. Edouard unternimmt die Reise nach Saas-Fee, wo Boris unter Leitung einer polnischen Ärztin eine Kur durchmacht. Der arme Junge ist schwer neuropathisch. Gide hat hier einen Fall von Psychopathologie der Pubertät erschütternd und meisterlich dargestellt. Edouard bringt den kleinen Boris nach Paris. Er führt ihn zum Großvater. Aber was soll man dazu sagen, daß er ihn in der Pension Védel-Azais unterbringt, daß er ihn dort läßt, obwohl er wissen muß, wie gefährlich für Boris dieses Milieu ist, wo die heuchlerische Bigotterie der Eltern sich mit der Perversität einer verderbten Jugend mischt? Freilich gesteht sich Edouard, daß die Desintegration seiner Person in ihm das Bewußtsein der Verantwortlichkeit vernichtet habe. Aber solche Resultate der Selbstanalyse dürfen doch nicht ins Spiel treten, wenn es sich um Rettung und Heilung eines schwer bedrohten Kindes handelt. Natürlich geht Boris in diesem Milieu zugrunde. Er wird von ein paar älteren Klassengenossen, die ihn zum Opfer auserkoren haben, zum Eintritt in einen Selbstmörderverein verführt. Er wird das Opfer seines kindlichen Ehrbegriffs und schießt sich im Klassenzimmer tot. Und wie reagiert Edouard auf dieses tragische Ereignis? Als Literat. In seinem Tagebuch reflektiert er: „Je ne me servirai pas pour mes Faux-Monnayeurs du suicide du petit Boris; j'ai déjà trop de mal à le comprendre. Et puis, je n'aime pas les fait-divers. Ils ont quelque chose de péremptoire, d'indéniable, de brutal, d'outrageusement réel . . . Je consens que la réalité vienne à l'appui de ma pensée, comme une preuve; mais non point qu'elle la précède. Il me déplaît d'être surpris. Le suicide de Boris m'apparaît comme une indécence, car je ne

Digitized by Google

m'y attendais pas." Die Eitelkeit des Literaten wird hier zu einer monströsen Unmenschlichkeit. Und noch einmal: wie steht es mit der Sympathie, deren Edouard sich rühmt?

Wir freuen uns, daß Gide (in dem Kapitel „L'auteur juge ses personnages") sich mit großer Schärfe über Edouard ausspricht. Er findet ihn empörend – mit Recht. Aber doch gibt er ihm dann wieder Eigenschaften, die ihn sympathisch machen sollen. Er deutet uns an, daß es für den jungen Olivier die Rettung und die beseligendste Lebenserhöhung bedeutet, als er sich von Passavant freimacht und in die Arme Edouards flieht. So entsteht im Leser eine Unsicherheit über die Meinung des Autors, die sich künlerisch kaum rechtfertigen läßt.

Aber dürfen wir die Faux-Monnayeurs mit den Maßstäben des klassischen Romans messen? Wir sollen es nicht, wir können es nicht, wenn wir der Intention des Autors folgen. Allerdings nennt Gide sein neuestes Werk mit betonter Absicht „Roman", aber dieser Roman ist eben etwas ganz anderes als das, was man früher Roman nannte. Schon Julius de Baraglioul sagte: „Rien n'est plus éloigné de mes anciens romans que celui que je projette aujourd'hui." Und über Edouard wird uns mitgeteilt: „Il songe au roman qu'il prépare, qui ne doit ressembler à rien de ce qu'il a écrit jusqu'alors."

Edouard bevorzugt die Romanform, weil sie die gesetzloseste aller literarischen Gattungen ist – „lawless" nennt er sie: mit einem Ausdruck, den Gide liebt und den er schon in den „Caves du Vatican" mit einem besonderen seelischen Akzent versehen hatte. Edouards Theorie des Romans läuft hinaus auf eine Negierung, besser: auf eine Überwindung des Romans. Viele Funktionen, die bisher der Roman verwaltete, hat das Kino übernommen: die äußere Handlung, „les événements extérieurs, les accidents, les traumatismes". Der Roman hat sich damit nicht mehr zu befassen. Vielleicht muß er auch die Beschreibung und den Dialog über Bord werfen. Befreit von diesem Ballast wird er einen neuen, tieferen Sinn verwirklichen können. „Le roman s'est occupé des traverses du sort, de la fortune bonne ou mauvaise, des rapports sociaux, du conflit des passions, des caractères, mais point de l'essence de l'être." Er muß dem Realismus und der Wiedergabe des Lebens entsagen. Weder der französische, noch der englische, noch der russische Roman hat das bisher getan. Der Roman wird sich von der Beugung unter die Wirklichkeit lösen, um nur noch Ausdruck der geistigen Reflexion über das Leben zu werden. Edouard plant, seinem Roman

Digitized by Google

alles einzuverleiben, was sein Denken und seine Erfahrung ihm jeweils darbieten (und so hat Gide den Faux-Monnayeurs biologische Erörterungen, Betrachtungen über die Psychanalyse und ähnliches eingefügt). Der Roman gewinnt so eine potentielle Unendlichkeit. Am Ende müßte der Vermerk stehen: „pourrait être continué." Wenn der neue Roman überhaupt noch Roman bleiben soll, wird er allerdings ein Minimum dessen beibehalten müssen, was zu den Merkmalen des alten Romans gehörte. So wird notwendig ein Roman im Roman enthalten sein. Aber dieser primitive Roman, der Repräsentation des Lebens sein will oder zu sein vorgibt, – dieser Aktionsroman, wie wir ihn nennen wollen, wird im Rahmen des neuen, des wirklichen, des „Ideenromans", wie Gide sagt, des „Überromans", wie er auch heißen könnte, eben nur noch eine quantité négligeable, ein Gerüst für die freien Evolutionen der Intelligenz sein. Er wird gleichsam seiner Realitätsbedeutung entkleidet. Er rückt an die zweite Stelle. Er ist nicht mehr um seiner selbst willen da, sondern als Anhaltspunkt für die Reflexionen des Überromans. Das Interesse, das dieser Aktionsroman noch beanspruchen kann, liegt nicht mehr in ihm selber, sondern in der unvorhersehbaren Entwicklung, die er als Kristallisationskern des Überromans gewinnt. Auch in diesem Sinne ist die neue Romanform, die Edouard programmatisch skizziert, der Roman des Romans. Dem entspricht es, daß in Gides Werk das Tagebuch Edouards einen der wesentlichsten Bestandteile bildet.

Wir dürfen freilich auch in diesem Punkte – der Theorie des Romans – die Äußerungen Edouards nicht gröblich als solche von Gide deuten. Aber so viel ist doch sicher, daß die „Faux-Monnayeurs" eines jener wenn nicht sehr zahlreichen, so doch in ihrer Bedeutung unverkennbaren und nicht zu unterschätzenden Symptome der Krisis sind, welche der Roman heute durchmacht. Ich will damit nicht sagen, daß der Roman der traditionellen Art zum Aussterben verurteilt sei. Er wird fortdauern wie das Theater, wie die Trambahn – wie eine Fülle von Institutionen, deren man sich noch bedient, weil sie einmal da sind. Aber die kommenden Formen des Geistes und der Kunst, die wir vorfühlen können, weil sie schon keimhafte Gegenwart sind, werden allerdings, das glaube ich, den Roman entweder fundamental umgestalten oder ihn ausschalten. Schon der letzte, ganz große europäische Romancier – ich meine Proust – hat ja aus dem Roman etwas ganz Neues gemacht: eine Form intellektueller Selbstheiligung und Selbsterlösung. Vielleicht werden Heiligkeit und Spiel die Pole sein, zwischen

Digitized by Google

denen das Bewußtsein der kommenden geistigen Führerschicht schwingt. Beiden Haltungen ist gemeinsam, daß sie den Erdenernst, das Arbeitsethos, die bürgerlichen Werte verneinen. Die „Faux-Monnayeurs" sind ein sublimes sprühendes Gedankenspiel. So gesehen bedeuten sie einen Gipfel heutiger Kunst. Diese Perspektive drängt sich jedenfalls zwingend auf. Aber auch sie wird nicht allen Aspekten des rätselvollen Buches gerecht. Denn es enthält Elemente ganz anderer Art: die Tragik des Menschtums (im Schicksal des alten La Pérouse oder der Frau Molinier); Gefahr, Abenteuerlust und Sehnsucht der Jugend (in Bernard und Olivier); die Tränen der Kreatur neben dem Lächeln der Ironie. Und so kann die Kritik einem solchen Buche gegenüber nur dasselbe sagen, was der Autor von seinem Roman: „könnte fortgesetzt werden."

POLITISCHE CHRONIK

von

SAMUEL SAENGER

I

Was ist's mit Thoiry? Rauch und Schall? Daß diese Frage gestellt werden konnte, ist nicht die Folge mißlauniger Krittelsucht, wie überempfindliche Amtsstellen – das muß endlich einmal ohne Rücksicht gesagt werden – offenbar anzunehmen scheinen, sondern einer höchst ungeschickten Presseregie. Sie hat in unsere öffentliche Meinung die Vorstellung gepumpt, als seien auf dem idyllischen Ausflug der Herren Briand und Stresemann nach Thoiry die technischen Mittel festgelegt worden, ohne Verzug die deutsch-französische Verständigung in ihr endgültiges Stadium zu führen. Das konnte nichts anderes bedeuten, als daß nach den durchlaufenen Etappen London (Dawes), Locarno, Genf Hemmungen innerer und außenpolitischer Art zur Erreichung letzter Ziele nicht mehr zu erwarten seien. Was diese letzten Ziele für beide Teile sein müssen, darüber ist heute eine Erörterung überflüssig, zumal nach dem Eintritt in die Epoche der von den Wirtschaftsimperialisten von gestern mit Ungestüm betriebenen internationalen Produktionskartellierung und ihrer mit pazifistischem Übereifer geforderten politischen Verständigung.

Digitized by Google

Locarno, nicht wahr, gab den Franzosen alles, was sie für ihre Sicherheit so lange vergeblich gesucht hatten: das obligatorische Schiedsgericht und die Kontrolle etwaiger deutscher Ungebärdigkeiten durch die Eingliederung in den Völkerbundrahmen; und uns schenkte es die Aussicht, in naher Zeit schon im Rheinland und im Saargebiet die eigenstaatliche Souveränität zurückzuerlangen und als gleichberechtigte Großmacht wieder am Ratstisch der Völker zu sitzen. Das alles war soweit sonnenklar, über die einzig mögliche Fahrtrichtung unserer Außenpolitik bestanden keine Zweifel. Aber wo für die diplomatische Technik, die sich nicht mit der Inventarisierung des guten Willens begnügen kann, die nicht im Sturmschritt zu überrennenden sachlichen und personellen Schwierigkeiten vor dem ‚Endziel' lagen, darüber durfte ebensowenig Täuschung bestehen.

Die sachlichen: die Räumungsfristen für die fremde Besatzung sind vertragsgemäß an die glatte Erfüllung der Reparationsverpflichtungen gebunden, sie können also nur verkürzt werden, wenn diese Zahlungen vor den Fälligkeitsterminen in Fluß gebracht werden – durch die Mobilisierung der berühmten deutschen Schuldverschreibungen, die ihrerseits wieder von dem guten Willen eines übermächtigen Dritten, der Vereinigten Staaten also, abhängt. Wenn diese Feststellung eine tagespolitische Banalität ist, so mußte erst recht der unsichtbare Diktator in Rechnung gestellt werden, der das weitere Schicksal Europas bestimmt und als Gläubiger die französische Zahlungsbereitschaft nach seinem Gutdünken manöveriert. Solange aber das Frankreich Poincarés sich dem amerikanischen Diktat nicht unterwirft und seine Auslandszahlungen von dem Eingang der deutschen Reparationen abhängig macht, ist dieser ganze Weg verrammelt. Ich will den Leser mit weiteren Einzelheiten hier nicht quälen, sie würden beweisen, daß die Besprechungen der Staatsmänner gar nicht aus dem Stadium der ‚Vorfühlung' gelangt sein konnten.

Ich komme nun zu den personellen Schwierigkeiten. Darf man vergessen, daß in einem Kabinett Poincaré bei aller sogenannten Zwangsläufigkeit der Locarnopolitik Briand keinen souveränen und nicht einmal den stärkeren Willen hat? An seiner bona fides ist so wenig zu zweifeln wie an seiner europäischen Gesinnung, aber wenn er in dem Augenblick der freundschaftlichen Unterhaltung mit Stresemann in Thoiry vergessen haben sollte, daß Poincaré noch nicht daran denkt oder noch nicht reif ist, sich dem amerikanischen Diktat zu unterwerfen, so durfte der deutsche Unterhändler nicht ganz aus den Augen verlieren, daß Poincaré (genau so wie

Digitized by Google

Berthelot) auch politisch nur für eine ‚Verständigung in Etappen' zu haben sei und aus seinem Bewußtsein weder der Sicherungswahn in der alten Form, noch die Erinnerung an das französische Patronat über Polen gelöscht war. So kam, was kommen mußte, nachdem in leichtfertiger Abschätzung der Realisierbarkeit des Thoiryplanes nach Art der wilhelminischen Methoden in einem Teil der deutschen Presse gleich wieder ein geschichtlicher Markstein gesetzt wurde. Gegen diese üble Gewohnheit wende ich mich. Es war nicht nötig, den Bewohnern des Quai d'Orsay, die nun einmal als Dauermieter das alte Gemäuer besiedeln, die Gegelegenheit zu geben, durch die ihnen dienstbereite Presse auf die ungehemmte Thoirybegeisterung jenseits des Rheins die kalte Dusche zu leiten.

II

Mit Recht wird die Kapitulation Trotzkis und seiner Gesinnungsgenossen auf der letzten Konferenz der Kommunistischen Partei in Moskau als ein ungemein wichtiger Vorgang empfunden, aber was bedeutet er? Sehe ich von persönlichen Gegensätzen und Kämpfen um die Macht ab, so würde ich sagen: sie bedeutet die denkbar stärkste Niederlage des orthodoxen Marxismus in einem Lande, das unbefangene Deuter der Lehre von allem Anfang als das ungeeignetste Versuchsfeld für ihre Verwirklichung gehalten haben – in dem großen Bauernlande Rußland.

Der orthodoxe Marxismus begreift den Sozialismus vor allem unter dem Bilde einer Vergesellschaftung des industriellen Produktionsapparates, vollzogen von den Diktatur übenden Organen des Proletariates, in dessen Höllentrichter schließlich ja auch, bei unaufhaltsam fortschreitender Verstädterung aller Wirtschaft, der Lehre gemäß der Bauer geraten muß. Um diese im bauernlosen England des Frühkapitalismus geborene Grundanschauung ranken sich sämtliche sozialdemokratische Programme, ihre Voraussetzung bildeten die Produktionsverhältnisse in West- und Mitteleuropa; von diesem Entwicklungsschema hat sich auch der Revisionismus, trotz aller Kritik im einzelnen, nie völlig gelöst. Man erinnere sich nun, daß Lenin gleich in seinen ersten Ansprachen nach seiner triumphalen Einholung auf dem Finnischen Bahnhof in Petersburg das Wort ‚Sozialdemokrat' in beinahe verächtlichem Sinne brauchte, so daß die Besitzer des echten Ringes die Sprache verloren: er muß also auch während der langen Jahre der Verbannung das Gefühl in sich getragen haben, daß Marxens Lehre erst durch Anpassung an die besonderen gesellschaftlichen Verhält-

Digitized by Google

nisse seines Heimatlandes lebens- und gebrauchsfähig zu machen sei. Doch darauf kam es zunächst gar nicht an. Alle radikalen Temperamente fanden sich bei der Arbeit zusammen, das System des Zarismus auszurotten und dem Bourgeois mitsamt seinem Klassenstaat das Rückgrat zu brechen. Das geschah; und dann kam die Reihe der bekannten Leninschen Anpassungen, die, bei allem Staatskapitalismus und Staatsindustrialismus, zur Wiederbelebung der Geldwirtschaft führten und die Stadt (den Arbeiter) zum Diener der Bauernschaft machten. Ihren Bedürfnissen hatten sich die Preise der Industrieartikel, aber auch die Steuern und der Aufbau des Staatshaushaltes unterzuordnen – der Bauer war der heimliche und ist nun der offene Diktator im Sowjetstaat.

So war es 1919, 1921, 1925 und jetzt wieder, jedesmal also, wo die drohende Haltung der Bauernschaft der Sowjetregierung Zugeständnisse abrang. Allmählich enthüllt sich das Gesetz der neuen sozialen Entwicklung Rußlands vor unseren Augen. Wer in diesen Prozeß eingreift oder wer ihn in das Bett der westlichen Entwicklung ablenken will, wie offenbar die Gefolgschaft des in der orthodoxen Vorstellungswelt lebenden Trotzki, der zerstört das ‚Bündnis' zwischen Arbeiterklasse und Bauernschaft, der ist abtrünnig von Lenins Lehre, der erstrebt die Herrschaft der Stadt über das Land. Es ist sehr putzig zu beobachten: die Träger der angeblich klassenlosen Gesellschaft, Bauern und Arbeiter, sammeln sich jetzt schon um zwei verschiedene soziale Pole, und es ist buchstabengetreu der Zustand eingetreten, den Rosa Luxemburg vorhergesagt hatte, als sie erfuhr, daß das Land dem im Schützengraben faulenden Bauern als Eigenbesitz versprochen worden war. Was immer der Machterbe Lenins, der Georgier Stalin, der sein Proletarierdasein in den Eisenbahnwerkstätten Bakus begann, seinen Hörern an der Moskauer Universität als seine ‚Lehre' vortragen mag, ist ziemlich gleichgültig, tatsächlich gibt er dem Sozialismus, wie er ihn begreift, die russische Form. Das heißt: praktisch löst er ihn aus der internationalen Gesamtbewegung. Trotzki dagegen erkennt den Primat des Bauern grundsätzlich nicht an, und darum wird er von den Machtverwaltern um Stalin der ‚sozialdemokratischen Abweichung' vom Leninismus bezichtigt. Er empfindet die Pflege des internationalen Zusammenhalts mit den Klassengenossen draußen in der Welt als für den Endsieg des Sozialismus wesentlich. Daß in diesem aufregenden Kampfe auch Gegensätze der Rassentemperamente zur Entladung kommen, liegt auf der Hand. Doch bleibt dies für unsere heutige Betrachtung Nebensache.

Digitized by Google

Immer helleres Licht fällt – das zeigen die Kämpfe unter den führenden Männern Rußlands – auf den Sinn der Bolschewikenrevolution: sie hat die Bauernschaft zur selbstbewußten Trägerin der russischen Geschichte gemacht und dem russischen Kulturleben, das bisher von einer ganz dünnen Oberschicht getragen war, eine unendlich erweiterte Perspektive gegeben. Wenn in dieser Entwicklung der Kadettenführer Miljukow, der als Politiker eine unglückliche Hand hatte, vor Jahr und Tag schon einen gewaltigen Fortschritt erkannte, so wird man die Vorurteilslosigkeit seines Blickes nur bewundern müssen. Zwischen 1861, dem Jahr der Bauernbefreiung, d. h. der Aufhebung der Leibeigenschaft, und 1917, dem Jahre der Bolschewikenrevolution, verlegt er die ‚Vorgeschichte' des russischen Volkes, nun tritt die sozial zahlreichste Klasse des Landes aus ‚urzuständlicher' Finsterins in die geschichtliche Helle und Aktivität. Ihre Wünsche beherrschen die Politik der Bolschewiken und lenken sie von der theoretischen Linie ab, – die Bauernschaft beginnt allmählich das Erbe der bürgerlichen Gesittung für sich in Anspruch zu nehmen. Der Atem dieser Entwicklung ist es, der die Opposition, der Trotzki umgeblasen hat.

III

Der Ludergeruch der Faschistenherrschaft beginnt über die italienischen Grenzen zu dringen und den europäischen Frieden, den ohnehin noch bleichsüchtigen, zu bedrohen. Es sieht so aus, als solle die historische Sendung, die Mussolini sich und dem von seinem ungebändigten Ehrgeiz in Verwaltung genommenen (aber durchaus nicht von ihm ‚erfundenen') Faschismus zubilligt, im Gewitter eines auswärtigen Krieges unter begleitendem Bürgergemetzel bald ihren Abschluß erreichen. Einer Diktatur dieser Art, die in den Händen inferiorster Elemente zu einem Zwitter aus theatralisch aufgeputztem Bureaukratismus und roher Gewalt entartet ist, war in der europäischen Geschichte bisher nie mehr als ein Eintagsdasein eingeräumt.

Der Faschismus ist als bürgerlicher Ordnungswille ins Leben getreten. Er hat die Anfänge des Kommunismus erstickt und die durch den Krieg erzeugte Verlumpung der Arbeitsenergien erfolgreich bekämpft. Aber als er dann dazu überging, ohne die bestehende gesellschaftliche Hierarchie anzutasten, das mit und in ihr entstandene konstitutionelle System über den Haufen zu werfen und die Rechtsgarantien der bürgerlichen Freiheit wie Unkraut auszujäten, wie einen in der ‚Schwatzbude

Digitized by Google

der Geschäftsparlamentarier' angehäuften Unrat und Plunder in die Mistgrube zu schaufeln: da mußte man sich auf das gefaßt machen, was in solcher Atmosphäre von Konskriptionslisten und Attentaten zu gedeihen pflegt, zumal auf dem von alters damit gedüngten italischen Boden ...

Vergebens sucht man nach der schöpferischen Idee, die Mussolini auf dieser Bahn bis zur Ausrottung aller liberalen Überlieferungen vorwärts trieb. Die russische Revolution, mit der seine Gottähnlichkeit die faschistische vergleicht, wurde vom Klassenkampf entzündet, die Diktatur des Proletariats (der Arbeiter und Bauern) wurde als Idee ihr vorangetragen; und das Rätesystem an Stelle des bürgerlichen Repräsentativsystems, dem die Entwicklung seit dem russisch-japanischen Krieg zusteuerte, war ihr angepaßt. Der Faschismus aber stülpt der fortbestehenden alten Gesellschaftsordnung, nach oberflächlich ausgesuchten Merkmalen, eine berufsständische Gliederung über, ohne politisch dem nationalen Willen einen anderen Ausdruck zu geben, als den im Duce – und der faschistischen Exekutive verkörperten. Keine größere Torheit, als beide Erscheinungsformen zu vergleichen. Neu ist Mussolinis Werk zweifellos, aber auch schöpferisch?

Neu ist nicht einmal die stark aktive Außenpolitik Mussolinis. Gewiß stürmt sie atemlos vorwärts; aber man vergißt, wie fieberhaft der italienische Imperialismus schon vor dem Kriege gewesen ist und welch tiefere Ursachen er in der verhältnismäßig wirtschaftlichen Enge und der beängstigend schnellen Bevölkerungszunahme des Landes gehabt hat. Italien hatte bekanntlich lange vor 1914 aufgehört, wenigstens in den Augen der Italiener selber, ein Land für die Hochzeitsreisenden zu sein. Die Poesie d'Annunzios war mit Sprengpulver geladen, und die gelesenen Zeitungen des Nordens waren mit Handelsstatistik, mit Berichten über die koloniale Bewegung und das Auswanderungsproblem, das das Volk in stärkster Spannung hielt, überfüllt.

Der Weltkrieg hat diesen italienischen Drang ins Weite nur zum kleinsten Teil befriedigt. Der Landgewinn im Nordosten und im Adriagebiet galt gleich von vornherein als eine bettelhafte Selbstverständlichkeit, und als Stachel blieb im italienischen Gemüt seit der Pariser Konferenz die Erinnerung an die nicht erfüllten Versprechungen der berühmten Geheimverträge von London (April 1915) und St. Jean de Maurienne (1917) zurück. Wenn heute Mussolini den Franzosen den Gedanken ‚nahelegt', ihr Mandat auf Smyrna den Italienern abzutreten,

Digitized by Google

so greift er ja nur auf jene geheimvertraglichen Zusicherungen zurück, nach welchen das im Westen von Adalia gelegene Gebiet einschließlich des damals von Griechen bewohnten Smyrna italienisches Protektorat werden sollte. Auch die ausschließlich von Griechen bewohnten Inseln des Dodekanes waren in London den Italienern zugebilligt worden. Und war damals nicht auch Briand französischer Außenminister? Der Duce kann das seiner Stellung und seinem Temperament nach nicht vergessen. Er hat ja nun einmal um den neuitalienischen Expansionsdrang das goldene Band des das ganze Mittelmeergebiet beherrschenden Rom gelegt, hat feierlich dem Alpino ‚den ruhmreichen Helm Scipios' aufs Haupt und auf den nationalen Willen den cäsarischen Stempel gedrückt – er kann es bei den Enttäuschungen über das Verfahren des großen Pariser Landesverteilungskongresses nicht bewenden lassen.

Daher war sein Gedanke ganz logisch, der Konferenz mit Chamberlain in Livorno für alle weit wichtigeren Fragen eine gründliche Aussprache mit Briand folgen zu lassen. Denn überall, wo Italien Ansprüche erhebt, in Tanger, in Tunis, in Abessinien, in Kleinasien – von Savoyen und Korsika zu schweigen –, stößt es auf Frankreich, von dem nicht unbekannt ist, daß es längs der italienisch-französischen Grenze in aller Stille (wie die Phrase lautet) Vorbereitungen trifft, denen nicht unähnlich, die vor 1914 an dem Sperrfortgürtel längs der deutschen Grenze getroffen worden waren. Aber Frankreich hat es nicht eilig und empfindet die Umstände, die zu der Besprechung von Thoiry geführt haben, als grundsätzlich verschieden von jenen, welche die italienisch-französischen Beziehungen bestimmen ... Gleichzeitig greift Italien, das vor allem nach Siedlungs- und Rohstoffkolonien giert, nach dem Balkan hinüber, es rivalisiert, ungeachtet des (übrigens noch nicht von beiden Staaten ratifizierten) Vertrages von Nettuno, als Balkanvormacht mit Südslawien und schielt – nach Österreich, das als Brücke nach dem ihm so sympathischen Ungarn dienen soll. Kann es da wundernehmen, daß ein Schiedsgerichtsvertrag mit Deutschland (gegen den wir an sich nichts haben, wenn er nicht mit ungenießbaren Hintergedanken belastet ist) in den Kreis dieser Pläne gestellt wird? Nur bleibt das unbehagliche Gefühl, das der sacro egoïsmo wieder wie in dem unseligen Vorkriegstagen jene Vorteile sucht, die durch die gleichzeitige Zugehörigkeit zu zwei Lagern – die man dann nach Bedarf gegeneinander ausspielen kann – gewährt werden können. Wie soll das alles enden?

Digitized by Google

IV

Ignaz Seipel, der glaubensstarke Priester von asketischer Lebenshaltung, regiert wieder Österreich. Wird es ihm diesmal gelingen, dem österreichischen Volke den immer mehr schwindenden Glauben an die Wünschbarkeit des eigenstaatlichen Daseinsrechtes zu geben, das ihm vor acht Jahren mit Gewalt von außen aufgezwungen wurde? In Wien selbst, dieser Riesensiedlung ohne Hinterland, die zum großen Teil von Luftgeschäften lebt, in der Klappermühle verfeinerter, aber unschöpferischer und auftriebloser Geselligkeitsformen: in dieser Zentrale eines Zwergenbundesstaates suchte man bis heute vergebens nach Ersatz für die Funktionen, die ihm früher in der habsburgischen Internationale von selbst zugefallen waren. Sein Antlitz, einst so anmutig und in architektonischer Schönheit prangend, mutet greisenhaft verzerrt an, die rudelweise in den Gassen herumirrenden, in Cafés und Zeitungsstuben um ernste Sachlichkeiten herumwitzelnden Talente sind, als Gesamtheit, von keinem gemeinsamen Ethos irgendwie zusammengebunden, und auch die wundervolle Begabung einzelner, an der die österreichischen Lande stets so reich gewesen sind, vermag in diesem verdumpften und verengten Umkreis die neue Gemeinschaftsexistenz nicht zu legitimieren.

Seipel scheint, trotz der wachsenden Entmutigung ringsherum, dem Glauben an sie noch immer nicht zu entsagen und auch die Belastung der Schöpfung von St. Germain mit 750000 Beamten (mittelbaren und unmittelbaren), d. h. mit beinahe zwei Millionen Versorgungspflichtigen, noch immer nicht als eine unüberwindbare Schwierigkeit zu betrachten. Aber das Interregnum seiner christlich-sozialen Gefolgschaft muß ihm doch zu denken geben: es war gar nicht schön. Die Konstruktion des Zwergstaates als Bundesreich (!) ist auf ihr Betreiben erfolgt, ihre Mannen amtieren in ziemlich weitgehender Verwaltungssouveränität in den Hauptstädten der Länder, die Beziehungen zu der in Sittenverderbnis versunkenen ‚Judenstadt' Wien – die, nebenbei, sich einer sauberen und vorsorglichen Verwaltung unter dem prachtvollen Breitner, einem der sozialsten und zugleich willensstärksten Menschen nicht nur Österreichs, erfreut – waren so auf das Unvermeidbare beschränkt. Doch was zeigt sich?

Die Partei ist, hinter dem Schilde von Seipels Askese, an Haupt und Gliedern von Korruption benagt. Dutzende führender Männer sind vom Spekulationsfieber befallen, und mit einem Gemisch aus Gier, Genußwillen und geschäftsuntüchtiger Trottelhaftigkeit verpulvern diese christ-

Digitized by Google

gläubigen Ehrenmänner Abermillionen Depositengelder, die das kleine vertrauensselige Volk in ihre Banken getragen hat. So sieht die ethische Seite des glühenden österreichischen Antisemitismus aus, der sich, privatim, von den schmutzigsten ostjüdischen Geschäftemachern ‚beraten' läßt. Wie soll im Rahmen dieser Zustände und Vorgänge der Glaube an den Segen der Eigenstaatlichkeit gedeihen! Ihn nicht haben und einen anderen Glauben, z. B. den an den Anschluß (dessen Aktualität ich im übrigen heute gar nicht diskutieren will), nicht haben dürfen: das ruiniert den Charakter eines Volkes bis zur vollendeten Charakterlosigkeit, zu der in dem Abenddämmer der Habsburgerei die offiziellen Erziehungsmethoden indirekt auch hinführten. Ich schließe aus allem dem, daß die gegenwärtige Form des österreichischen Eigenlebens verhängnisvolle Wirkungen haben muß.

Noch möchte ich zum Thema hinzufügen: Das allumfassende Österreichertum, als kultureller Gemeinbesitz aller unter Habsburgs Dach versammelten Völker und Volkssplitter, wovon noch während des Krachens des Weltgewitters Hofmannsthal und Bahr und ihr Kreis fabelten, war ach! wie lange schon ein Verwirrung stiftender Glaubenssatz schwarzgelber Illusionisten. Wie fern lag schon damals, unter rein kulturellen Gesichtspunkten betrachtet, die einst so himmlisch deutsche Zeit dieser Landschaft – sie hatte unter dem Massentritt anderer, unvergleichlich robusterer Volksindividualitäten, die vom Emanzipationsdrang besessen die Sprengung der dynastischen Schöpfung von 1526 betrieben, ihren ursprünglichen Charakter völlig verloren. Man muß an Ferdinand Kürnbergers bittere Rügen und Geständnisse nach 70 denken: was deutsch war am Österreichertum, hielt er, vier Jahre nach dem ‚Bruderkrieg', außerhalb nicht nur des (selbstverständlichen) kulturellen, sondern auch des politischen Zusammenhaltes mit den Sprachgenossen im Reich nicht mehr für existenz- und entwicklungsfähig. Das war als seine tiefste, wenn auch noch verschleiert vorgetragene Überzeugung deutlich spürbar. Im Getümmel der Schlachten haben ein halbes Jahrhundert später Bahr und Pernerstorfer in der ‚Neuen Rundschau' wegen des gleichen Themas die Waffen gekreuzt: alle Beredsamkeit war bei Bahr, alle Wahrheit bei Pernerstorfer, der als geschulter Marxist seinen Geist beizeiten von den süßen Giften der Selbstbetäubung gesäubert hatte. Res judicata.

Digitized by Google

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU

Epilog auf Mallarmé

Die *Nouvelle Revue Française* widmet ihr letztes Heft der Erinnerung an Stéphane Mallarmé. Das Werk dieses ersten großen Symbolisten, das schon fast vergessen schien, spricht heute wieder stärker zu uns. Schon im Jahre 1920 konnte Paul Valéry, Mallarmés Freund in seiner letzten Epoche, seine Verse neu herausgeben und als tiefsten Sinn seiner Dichtung — und der symbolistischen Dichtung überhaupt — das Erlebnis der Musik feststellen: „Wie waren mit Musik genährt, und unsere literarischen Köpfe träumten nur davon, aus der Sprache fast dieselben Wirkungen zu ziehen, wie sie die rein klingenden Ursachen auf unsere Nerven ausübten." Vielleicht ist es gerade diese Musik — und nicht die trüberen mystischen Inhalte („Que la vitre soit l'art soit la mysticité") —, die unsere Gegenwart gegen ihn gerechter sein läßt als seine eigene Zeit („un Baudelaire cassé dont les morceaus n'ont jamais pu recoller", hatte ihn Charles Cros genannt).

Aus den zahlreichen Beiträgen des Gedenkheftes sei vor allem der von Albert Thibaudet erwähnt, dessen im Jahre 1911 zuerst erschienene Mallarmé-Monographie — damals ein Wagnis — jetzt in neuer Ausgabe wieder herauskommt. Die damalige Zeit wird in ihrer Beziehung zu dem Dichter von Thibaudet so charakterisiert:

„Im Jahre 1911, als ein Neo-Klassizismus triumphierte und der Name von Mallarmé fast als ein Geheimzeichen für ein Kuriositätenmuseum galt, gab es keine so sonderbare Idee wie ein Buch von vierhundert großen Seiten über die Dichtung von Stéphane Mallarmé. Es wurde den Verlegern vergebens angeboten, mußte auf Kosten des Autors in fünfhundert Exemplaren erscheinen, begann erst nach sieben bis acht Jahren am Ende des Krieges verkauft zu werden, in jener literarischen Epoche, die mit diesen beiden Ereignissen beginnt: dem Goncourt-Preis für Marcel Proust und dem Erscheinen von Valérys ‚Jeune Parque', und in der wir scheinbar noch einige interessante und gut anwendbare Jahre verleben sollen . . .

Wie seltsam ist die Art, wie unvorhergesehen, in der sich die Dinge gewandelt haben. Es schien zuerst, daß Mallarmé und der Symbolismus alte Sterne aus der Zeit der langen Kleider wären. Robert de Souza, ein Mann des Glaubens, war vor zehn Jahren fast allein gewesen, als er es wagte, aus Nizza an Paul Alexis das Telegramm zu schicken: ‚Symbolismus nicht tot. Brief folgt.' Man wartet auf die Bewegung neuer Kunst, die unvermeidliche Nachkriegsbewegung, auf das 1830 nach diesem 1815, man hält seinen Theatersitz für eine Herrani-Schlacht bei. Und es fügt sich, daß plötzlich vierfacher später Ruhm einen zentralen Platz einnimmt: Proust, Valéry, Gide, Claudel. Proust figuriert hier nur als ihr Alterskamerad, dessen Einfluß, wie der ihrige, sich über eine Generation auswirkt, die nicht die seine ist. Aber Valéry, Gide und Claudel sind alles in allem Symbolisten . . .

Es handelt sich unter diesem Zeichen Mallarmés nicht allein um die reine Dichtung, sondern auch und vor allem um die reine Literatur. Ich möchte Literatur sagen: der Akt, Schwarzes auf Weißes zu bringen und zu veröffentlichen, sich selbst als Gegenstand nehmen — und vertiefen — und als Objekt des Nachdenkens. Wenn ich hier die historischen Wurzeln des Problems behandelte, so würde ich einen Abschnitt Sainte-Beuve widmen, einen anderen den Goncourts und noch einen anderen den Parnassiens. Diese Straße reichte bis zu Mallarmé, bis zu Valéry, zu einem

Digitized by Google

ganzen Bezirk heutiger Literatur. Die einzige zusammenhängende Gesamtbewegung an hervorragender Stelle, die es zwischen Symbolismus und der Nachkriegszeit gab, der Unanimismus, ist nicht auf diesem Boden geschaffen worden. Aber der Dadaismus? der Surrealismus? Hier ruft mehr als ein Leser: ‚Mit dem Unanimismus, der Werke geschaffen, der Romains, Duhamel, Vildrac, Durtain, Arcos ans Licht gebracht hat, vergleichen Sie den Dada-Ulk, den Surrealismus, der bis heute nur eine Literatur von Manifesten ist!' Verzeihung! Die Kritik kann sich vor dem befinden, was ich reine Bewegungen nenne, d. h. literarische Bewegungen, die zu ihrer Zeit kommen, eine Strömung bezeichnen und der Kritik erlauben, sich frei unter Ideen zu bewegen, ohne sich gestört zu sehen durch geniale Menschen, deren irrationelle Persönlichkeit alles verzehrt . . .

Dieser Mallarmé, der die Auslegung herausfordert und täuscht, der das Zentrum eines niemals beendeten Dialogs darstellt, erscheint mir in dieser blauen Wolke (Nebel des Sommers? Weihrauch der Kapelle? Tabaksrauch?) als der Typus des Dichters nicht allein für die Literatur, sondern ganz besonders für die Kritiker. Kritiker nicht der Autoren, sondern der Essenzen. Ich gestehe, sagt er, meine Unfähigkeit gegenüber anderen Dingen als dem Absoluten. Die literarische Seele, die an einen Körper, an Körper gebunden ist, wird nicht lange mit diesen Essenzen in Verbindung bleiben können. Sie muß sie nur besuchen und wissen, daß sie existieren. So schafft die religiöse Seele die Mystik."

Gustave Geffroy

Er ist bei uns kaum bekannt. Seine Romane beschäftigen sich vielfach mit sozialen Problemen, die ihn vor allem interessieren. So verlieh er auch im Jahre 1921 den Goncourtspreis an René Maran für seinen sozialen Negerroman „Batoula". Seine Erzählung „Apprentie" spielt zur Zeit des Krieges 1870 und der Kommune und ist gewidmet „aux filles de Paris en témoignage d'une époque barbare". Von ganz anderer Seite, nämlich als Kunstkritiker, wird uns Gustave Geffroy in den *Nouvelles Littéraires* gezeigt.

„Gustave Geffroy war ein Künstler. Seine Romane sind eine Folge realistischer Bilder, wo Personen und Ereignisse in eine gut geordnete Komposition treten. Denn bei den häufigen Besuchen bei Malern hatte er sich Eigenschaften verschafft, die den Tribut von denen empfingen, die er mit Erbitterung verteidigte.

Als er zur Kunstkritik kam, bald nach Duret und Duranty — da vom Jahre 1880 seine Mitarbeit an der ‚Justice' datiert —, brachte er mit dem Geschmack für den Impressionismus eine etwas kommunistische Geistesverfassung mit. Denn die Kommune ist das Paris, das Gustave Geffroy vor allem liebte und den Vorort, wo Clemenceau Bürgermeister und ein Freund des Volkes war.

Es schien ihm ein wenig aufrührerisches Werk zu sein, wenn er Renoir, Monet, Rodin verteidigte. Aber die Leute von Versailles waren schon lange außer Gefahr.

Durch diesen Kontakt mit dem volkstümlichen Ideal bewahrte Geffroy einen gewissen Mut. Clemenceau, der ‚Führer', liebte diesen aggressiven, in seinen Freundschaften wie seinen Feindschaften leidenschaftlichen Geist. Er ließ ihn die Verantwortung bei der ‚Justice' teilen. Es ist lange her, daß die Leser eines Soublattes über künstlerische Fragen besser unterrichtet waren.

Man hat oft Mirbeau diesen Kampfgeist zugeschrieben, aber Geffroy hat den Journalismus für Kunst, Kritik und Information begründet.

Er besaß eine gewisse Nonchalance oder eher diesen pariserischen Geist, der

Digitized by Google

darin besteht, sich für alles zu interessieren, ohne über etwas zu staunen und eine sehr lebendige Rubrik über Bilder von Straßen und Ateliers zu füllen. Als Freund von Clemenceau, Alphonse Daudet und der Goncourts, von Pissaro, Monet, Raffaëli versäumt er nicht, sich bei Bildern aufzuhalten und glückliche Metaphern zu schaffen, um literarisch zu dem zu überreden, was sich am schwierigsten überträgt: zur plastischen Kunst.

Die acht Bände der ‚Vie Artistique' bleiben die reichsten Dokumente der Epoche, wo man nur langsam die Werke von Sisley, Renoir, Rodin, Pissaro, Degas zuließ, und dem Werk von Geffroy, seinem ‚Claude Monet', muß man sich zuwenden, wenn man eine vollkommen lebendige, intelligente Darstellung über den Maler von Giverny sucht.

Seine künstlerischen Kenntnisse erlaubten ihm sichere Urteile; die ‚Musées d'Europe' bleiben in der französischen künstlerischen Bibliographie ein Monument von außerordentlichem Interesse...

Er liebte es zu dienen. Was schuldete ihm nicht Rodin, den er der Meisterwürde trotz allem versicherte?"

„Nouvelle Equipe"

Dies ist der Titel einer neuen kleinen katholischen Zeitschrift, die in Löwen und Brüssel unter Leitung Yvan Lenains und Charles Ernest Renards erscheint. Ihr erstes Heft ist in verschiedener Hinsicht ein interessantes Dokument für das geistige Wollen der Nachkriegsgeneration. Als Beispiel seien diese Sätze aus der programmatischen Einführung wiederholt:

„Es versteht sich von selbst, daß die in einem Universitätszentrum entstandene *Nouvelle Equipe* den Jungen reserviert sein wird. Die Notwendigkeit — die übrigens sich auf dem letzten Kongreß der katholischen Studenten im letzten Dezember in Löwen offenbarte — eines Organes drängte sich auf, wo eine ganze Generation sich zu Hause fühlte, Rechenschaft über ihre Kraft ablegte und ihre prachtvolle Aktivität mit einem katholischen Ziel verband. Alles, was die Einheit dieses Zieles hemmen könnte, wird beiseite gelassen, und folglich wird die *Nouvelle Equipe* weder eine literarische Kapelle noch eine politische Gruppe sein. Daher werden wir auch alle Ansichten, die mit der politischen und sozialen Moral der Kirche übereinstimmen, aufnehmen.

Unsere Generation ist die der Nachkriegszeit. Diese, zusammen mit unserer Jugend, offenbarte uns die Vorstellung des Lebens als einer aus seiner Achse geratenen Welt. In einer Krisenperiode stürzen sich die einen — sagen wir die Mehrzahl — in den Zusammenbruch, wie um ihn zu beschleunigen; die anderen träumen von Wiederherstellung. Die Hauptsorge derjenigen, die sich darum besorgen, ist die Reorganisation. Daher ist unsere Generation vor allem eine Generation von Tatmenschen ...

Die Entwicklung der Wissenschaften führte zu einer Epoche äußerster Spezialisierung. Obwohl diese Entwicklung, im Zusammenhang mit dem Fortschritt der Zivilisation, logisch und notwendig ist, muß man gegen den Strom anschwimmen, wenn man nicht will, daß die heutige Welt ein zweites Babel wird. Gemäß dem Katholizismus, dem Zentrum der Verbindungen von Geistern und Herzen, ist die allgemeine Kultur die einzige ernste Kraft, die man entgegensetzen kann. Sie, die allzu vernachlässigt wurde, erlaubt allein noch Gemeinschaft. Die *Nouvelle Equipe*, auch sie ein Zentrum der Sammlung, wo sich nicht allein Kameraden, sondern Freunde begegnen, wird die jungen Intellektuellen sammeln, welches auch immer das Gebiet sei, auf dem sie sich spezialisieren. Wir alle arbeiten mit der Sehnsucht nach Synthese, und wir hoffen in

Digitized by Google

diesem Geiste bescheiden zusammenzuarbeiten, an dieser Wiederherstellung der Intelligenz, die sich auf verschiedenen Seiten offenbart.

Unsere Zusammenarbeit wäre unvollkommen, wenn die Philosophie nicht ein Gipfel unserer wissenschaftlichen Beschäftigungen wäre. Überall stöbert man in Details herum, wir aber haben ein tolles Bedürfnis nach Synthese. Das Werk des Thomas von Aquino bietet genau diese Synthese! Dadurch, daß der Kardinal Mercier in Löwen das ‚Institut Supérieur de Philosophie' gründete, überlieferte er es an uns. Die Straße — von Jaques Maritain noch erweitert — ist also gut bezeichnet.

Der Abfahrtspunkt ist festgelegt. Wir können reisen."

Für die künstlerischen Ansichten dieser jungen katholischen Belgier sind diese Bemerkungen von Yvan Lenain bezeichnend:

„Die durch den Krieg verursachte Umwälzung der Werte liegt ohne Zweifel für viele in dem ziemlich verbreiteten Gedanken, daß unsere Generation eine Übergangszeit durchmacht. Ist es tatsächlich so? Ich kenne neutrale oder nichtige oder Liquidationsepochen. Aber es gibt Perioden, wo auf latente Weise etwas geschieht und wo die Zukunft nur die logische Machtentwicklung darstellt . . .

Ein Vergleich drängt sich mir auf. Ich denke an zwei Dichter, die zu gleicher Zeit vorsichtige Ästhetiker sind. Der erste ist Paul Claudel, dessen Werk ein meisterhaftes Fresko mit einem bislang unbekannten Motiv ist. Es stellt — neben den theoretischen Schriften über diese Fragen, wie die ‚Art poétique' — ein ganzes ästhetisches System dar, das selbst von einer thomistischen Auffassung des Universums herrührt.

Hier erhebt sich eine neue, ganz frische Stimme, von der man nicht weiß, woher sie kommt.

Die Härte dieses Dichters schien mir trocken; sein Gleichgewicht Taschenspielerei. Er tritt vor alle Zufälle, er durchwühlt Ecken und Winkel; sein poetisches Suchen befriedigt ihn niemals, er unterdrückt keinen Wunsch. Eines Tages befragt er die Himmelskarte, wagt die letzte Chance . . .

Wir haben alle Jean Cocteau erkannt.

Seltsamer Vergleich! Zwei auf den ersten Blick so verschiedene Ästhetiker: Claudel und Cocteau. Aber in der Mitte Jacques Maritain, der ihnen die Hand reicht. Sie sammeln sich unter dem Zeichen des heiligen Thomas. Rührt der Gegensatz zwischen diesen beiden Dichtern nur aus einer Methodenfrage her, augenscheinlich ebenso wie aus den Forderungen der Persönlichkeit? Ich weiß es nicht. Claudel ist ein synthetischer Geist: sein ganzes Werk ist die Deduktion eines Primitiven und umschließt, in Hinsicht auf den Aufgangspunkt, einen Charakter von Notwendigkeit.

Cocteau ist im Gegensatz deduktiv. Er baut Stein auf Stein. Es ist wahr, daß er überall forschte und sich unterwegs oft amüsierte. Muß man ihn deshalb ohne weiteres für phantastisch und wenig konsequent erklären? Seine literarischen Essays seien nur Erfahrungen und keineswegs die Anwendung ästhetischer Theorien. Das Gegenteil scheint mir wahr. Sobald eine neue Untersuchung zur Poetik vollendet ist, bereichert er seine Theorie um eine Entdeckung . . .

Wenn wir der Kunst in unserem Leben einen so großen Raum vorbehalten, so entspricht das irgendwie unserem Streben zum Guten: dem Besitz Gottes. Man kann also sagen, daß die Kunst eine Nachahmung der beseligenden Vision ist oder eine Art Vorwegnahme. Paul Claudel definiert sie übrigens als eine blasse Nachahmung der Heiligkeit. Da der Gegenstand der Heiligkeit nur ewige Seligkeit ist, findet der Künstler in der

Digitized by Google

Kunst ein Mittel — auf nicht eingestandene oder eingestandene Weise, das ist wenig wichtig —, seinen unwiderstehlichen Drang zum Guten zu stillen, was tatsächlich die Vereinigung mit Gott — also die Heiligkeit ist, die völlig nach dem Tode, in der Verklärung, realisiert ist."

Der Diktator

Jules Romains, der Vater des Unanimus, der Bekenner des Erlebnisses der Gruppen und ihrer Götter, der Dichter der „Puissances de Paris" und hinreißender Oden, der Lustspiele „Dr. Knock" und „Trouhadec" — Jules Romains hat in der „Comédie des Champs-Elysées" sein neues Stück „Le Dictateur" aufführen lassen, das schon lange mit Spannung erwartet wurde.

Über diesen „Diktator" urteilt *La Revue Mondiale:* „Wir erwartteen mit Ungeduld das Kommen dieses Diktators, der uns unterjochen sollte. Er sollte zuerst in der ‚Comédie Française' seine Herrschaft errichten. Aber bevor er den Gipfel der Macht erreichte, ist der Diktator dem Mißgeschick der Politik erlegen und den Nachteilen der Wanderungen. Ist es da nicht natürlich, daß ein großer Menschengestalter sich über eine so lange Wartezeit beunruhigte und daß die Untätigkeit ihn entnervte . . . So ist das neue Stück von Jules Romains auf der Bühne der ‚Comédie des Champs-Elysées' gespielt worden; so nähert sich der Diktator in unserem Geiste dem famosen Dr. Knock, dem entzückendsten Scharlatan der Welt.

Hat der Diktator uns enttäuscht oder uns erobert? Hat der mächtige Mann, den der Autor in die Mitte der Bühne stellt, sich aller Mittel der Handlung bedient, der Macht und des Charmes, des Wortes und der Ruhe, um sich uns zu nähern und uns zu erobern? Seine ersten Zuschauer haben seinem Unternehmen widerstanden. Sie haben den ersten konventionellen Übermenschen, den ihre Einbildung sie ahnen ließ, nicht erkannt. Sie haben die Bewegung des Stückes zu langsam gefunden, und es schien ihnen, daß es dem Dialog an Wandlungsfähigkeit und Akzent fehle.

Jules Romains und sein Held erregen in uns keine plötzliche Bewegung von Begeisterung, aber in der Reflexion zwingen sie zur Bewunderung. Wir hören die Antworten, ohne zu ermüden. Jeder Satz ist solide gebaut, und die präzisen Ideen sind mit so viel Geschmack gegenübergestellt wie die Steine eines harmonischen Bauwerkes. Wir treffen in diesen vier Akten Jules Romains' kein einziges von diesen ‚Couplets', die spontan den Beifall der geblendeten Zuschauererregen; weder Facetten noch Geklirr von Silber noch Worte leichten und zierlichen Geistes. Wir sind hundert Meilen vom Stück mit Federbusch und Girlande entfernt. Jules Romains' Diktator hat ein anspruchsvolles Gewissen; der Kampf wird mehr in seinem Gehirn und seinem Herzen als auf öffentlichen Plätzen ausgefochten. Wir sind Zeuge der Geburt eines großen Mannes, der sich mühsam von der Raupenhaut des normalen, zögernden und sensiblen Menschen freimacht. . .

Und trotzdem bedauern wir nicht, daß Jules Romains auf eine so abstrakte und rein intellektuelle Weise einen so reichen Gegenstand behandelt hat? Diese Abwesenheit von Enthusiasmus, Elan und Liebe lähmt uns vielleicht manchmal. Braucht er einen weiteren und reicheren Gegenstand als den der Macht und der Revolution? Kennt man aber ein gewichtigeres Drama als das des Mannes, der sich zur Macht erhebt und um sich den Haß oder die Liebe und die Hoffnung eines ganzen Volkes steigen fühlt? Nachdem er plötzlich in einen Halbgott verwandelt worden ist — wird der Diktator nicht von den Schrecken des Zweifels ergriffen? . . .

Digitized by Google

Das ist Jules Romains' neues Stück. Abwechselnd trocken und romantisch, irgendwie arm an Gefühlen, aber reich an Ideen, bezwingt es durch seine Intelligenz. Das Publikum hört mit dauernder und fast leidenschaftlicher Aufmerksamkeit die langen, bewegungslosen Szenen an, in denen die Wiederholungen überreichlich fließen. Man fühlt unklar, daß der Schriftsteller dem Werk, das er geschaffen hat, überlegen ist. Dies Werk hat die Sonderbarkeit, den Reiz von Kompositionsstücken, die uns ebenso durch ihre Fehler wie durch ihre Vorzüge im Gedächtnis bleiben.

In der Tat hat Jules Romains ein Ideenstück auf ein romantisches Thema, das die Aktualität verjüngt hat, aufgepfropft. Wenn man es von dem intellektuellen Firnis befreit, mit dem Romains es angestrichen hat, hat es nichts Romantischeres als den großen König und die gute Königin, die durch den bekehrten Revolutionär gerettet werden, gegeben; ist der Anarchist, der die Gesellschaft zerstören will, nicht der Verräter des Dramas? Vielleicht ist der Diktator in die Königin verliebt und durch die Liebenswürdigkeit und Ungezwungenheit des demokratischen Königs im Hausrock geblendet. Aber Ideologie und Konversation, die fortgesetzte Begeisterung, die angehäuften politischen Fermente, diese Mischung und diese Opposition bilden ein reiches und einnehmendes Werk, welches wir tausendmal einer vollkommenen Tragödie, einer gleichmäßig geistigen Komödie vorziehen."

Deutschland und Amerika

In der Neuyorker *Nation* schreibt Oswald Garrison Villard über seine Eindrücke während eines deutschen Aufenthalts. Es ist wichtig, uns und die Wandlung der letzten Jahre auch mit ausländischen Augen zu sehen. Deshalb seien einige charakteristische Stellen zitiert, wenn sie auch im einzelnen vielleicht nicht unserer Meinung entsprechen.

„Zuerst: der größte Wandel liegt in der Mentalität der Menschen selbst. Vor drei Jahren empfanden sie noch Schmerz über ihre überwältigende Niederlage und dem ihnen von den alliierten Nationen auferlegten Stigma, böse Hunde zu sein ... Heute haben sie fast alles das hinter sich gelassen — ausgenommen allein die extremen Nationalisten und die Überlebenden der alten Militärkaste. Sie haben geistig abgerüstet. Sie haben Schluß gesagt gegenüber der Kriegsepisode und können jetzt darüber mit erstaunlicher Distanz und Objektivität sprechen. Sie können weit klarer die Irrtümer sehen, die sie oder vielmehr ihre Herrscher begangen haben. Natürlich macht es die Zeitspanne von Jahren leichter, ohne Bitterkeit auf die Vergangenheit zurückzublicken ...

Arbeit, Arbeit! Das Evangelium der Arbeit hat Deutschland gerettet ebenso wie bürgerliche Disziplin und der Entschluß, das Vaterland wieder aufzubauen und es bis zur Zinne wiederherzustellen. Noch bleibt diese geistige Liquidation des Krieges ein Wunder, dieses Annehmen des Unvermeidlichen. Man glaube aber nicht, daß es ohne Kosten geschah ...

Der Sport hat eine ungeheure Macht gewonnen. Es gibt eine nationale Bewegung, um Gymnastik an Stelle des alten militärischen Drills zu setzen, und den Entschluß, dem griechischen Beispiel zu folgen; aber für die Gegenwart ist der Schönheitskult tot. Furchtbare nationale Not und das Leiden während zwölf langer Jahre haben es unmöglich gemacht, haben Künstliches zerstört, die zierlichen und graziösen Dinge, da für sie die Mittel und die nötige Muße nicht mehr da sind. Die Musik blüht noch und auch die Kunst. Das Theater kämpft sich weiter vorwärts. Aber gegenwärtig — und für die kommenden Jahre —

Digitized by Google

herrscht der Kampf um die materielle Existenz, der mit individuellen und mit verschiedenen administrativen Mitteln gekämpft wird. Zu den letzteren gehören der Bau von Kanälen und Eisenbahnen und die Elektrisierung des Landes zu furchtbaren Preisen; das treibende Motiv ist weit mehr, Menschen Arbeit zu geben, die sonst Erwerbslosenunterstützung erhalten würden, als die ökonomische und industrielle Macht des Landes zu vergrößern. Zufällig wird die Republik dadurch gestärkt . . .

Es gibt natürlich dunkle Seiten, außer dem furchtbaren individuellen Leiden und den Hunderttausenden der durch den Krieg völlig niedergeworfenen oder ruinierten Existenzen. Die rein politische Situation ist nicht allzu gut. Viele Reformen sind nötig. Endloser Wiederaufbau muß geschehen. Das Empfinden für die schwere Ungerechtigkeit gegenüber Deutschland ist nicht völlig geschwunden und wird es nicht, bis die Anklage der Alleinschuld nicht aufgegeben ist, bis nicht außer Briand viele andere Deutschlands Ritterlichkeit im Kriege bezeugen und erklären, daß im Kriege Grausamkeiten auf allen Seiten begangen wurden. Die arbeitenden Klassen tragen eine furchtbare Last und dürfen nicht weiter bedrückt werden, wenn sie anständige Lebensbedingungen beibehalten sollen. Sollten schlechte Zeiten kommen, so würde wieder große Wirrnis sein.

Das tausendjährige Reich ist für Deutschland nicht in Sicht. Seine fundamentalen Regierungsprobleme müssen noch gelöst werden. Unter fremdem Zwang errichtete es einen industriellen Götzen, der sich für eine Volksregierung drohender erweisen kann, als es sonst irgendwo der Fall ist. Mein Standpunkt ist einfach der, daß Deutschland nach vorne blickt, stoisch fast unerträgliche Lasten trägt und ständig fortschreitet. Es bezahlt einen furchtbaren Preis für die Vergangenheit, aber es hat sich damit abgefunden als mit etwas Unvermeidlichem, das kaum mehr wert ist diskutiert zu werden als das Aufgehen der Sonne . . . Die Deutschen gewinnen durch die Künste des Friedens, was sie im Kriege verloren. Sie scheinen jetzt aufs neue demonstrieren zu wollen, wie süß und bitter zugleich die Anwendungen von Feindschaft sein können."

Überseeische Siedelung

Über dieses Problem schreibt die Wochenausgabe von *The Manchester Guardian*. In der Zusammenarbeit mit den Dominions sieht der Verfasser für die überseeische Bevölkerung eine Entwicklung, die der Welt wie dem Imperium hilfreich sein wird.

„Zwei Gründe gibt es für das Bestehen des Problems. An erster Stelle: die Entwicklung der großen Hilfsquellen von Austral-Asien, Canada und Südafrika ist lebenswichtig für den Fortschritt der Welt und für die Vermehrung der Kaufkraft, von der unser Wohlstand abhängt. Diese Entwicklung kann für die Menschheit in diesem Jahrhundert dasselbe bedeuten, wie die Entdeckung Amerikas für das Europa des 16. Jahrhunderts . . . Heute können unsere überseeischen Verbindungen der Menschheit auf gleichem Wege helfen. Aber die Art, in der diese Entwicklung vor sich geht, ist von erster Bedeutung. Es macht den größten Unterschied in der Welt aus, ob diese Entwicklung durchgeführt wird von freien Menschen, die in den Gemeinschaften freier Menschen arbeiten, oder aber durch die Methoden der Ausbeutung. In manchen Teilen der Welt wird die Zivilisation einen harten Kampf haben, ohne Erneuerung der Sklaverei die neuen Hilfsquellen der Tropen zu benutzen. Das macht es besonders wichtig, daß jene Teile der Welt, wo weiße Menschen als freie Menschen arbeiten und zusammenarbeiten, ohne ge-

Digitized by Google

fährliche und anfechtbare Arbeitsformen, auf sorgfältige und aufbauende Weise entwickelt werden sollen. Kein kluger Mensch hat es nötig, daß die Dominions in das Reich eingeschlossen werden, aber jeder Grund spricht dafür, zu wünschen, daß man ihre sich selbst achtende Bevölkerung sich entwickeln sieht, in der Ideen und Tradition der verschiedenen Stämme, die diese Inseln bevölkert haben, gut repräsentiert werden.

Der Geist, in dem die australische Regierung das Problem betrachtet, wird in der weisen Gesetzgebung gezeigt, die dieses Jahr ergangen ist. Die ‚Development and Emigration Act' vom letzten Juli gründete eine Kommission, deren Aufgabe es ist, die ökonomische Situation und Aussicht zu erforschen, in der Zusammenarbeit der verschiedenen Entwicklungspläne zu helfen und über zukünftige Pläne und über die Verteilung der für die Entwicklung und Auswanderung bestimmten Anleihen zu beraten.. Australien will helfen, einige von Europas dringenden Problemen zu lösen, und die Bevölkerung dieser Inseln kann in ganz besonderem Maße teilhaben sowohl an den Vorteilen, die solche Entwicklung bringen wird, wie an den Diensten, die sie zurückgeben kann."

Rudolf Kayser

Mitarbeiter dieses Heftes

Alfred Mombert, Heidelberg. Von seinen Gedichtwerken nennen wir vor allem „Der Held der Erde" und „Der himmlische Zecher".

L. P. Smith erscheint mit den vorliegenden Arbeiten zum ersten Male vor deutschen Lesern. Seine Trivia-Bücher haben ihn in England sehr bekannt gemacht.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Rudolf Kayser
Verlag von S. Fischer A.-G., Berlin. Druck vom Bibliographischen Institut, Leipzig

Digitized by Google

DEC 21 1926

ZWÖLFTES HEFT DEZEMBER 1926

DIE NEUE RUNDSCHAU

XXXVII. Jahrgang der freien Bühne

Herausgeber: Oskar Bie, S. Fischer, S. Saenger

Inhalt

Carl Brinkmann, Amerikanische Universität
Emil Strauß, Befund (Novelle)
Alfred Mombert, Der Berg Moira
Julius Meier-Graefe, Notizen eines Ketzers in Athen
Paul Wiegler, Formen der Erzählung
Logan Pearsall Smith, Trivia
Rudolf Kayser, Bücher und Menschen
Ernst Robert Curtius, Les Faux-Monnayeurs
Samuel Saenger, Politische Chronik
Rudolf Kayser, Europäische Rundschau

S. FISCHER / VERLAG A.-G.
Berlin und Leipzig

Postvertrieb ab Leipzig

Digitized by Google

Redaktion: Dr. Rudolf Kayser, Berlin. Alle Zusendungen für die Redaktion werden ohne Namensnennung nach Berlin W 57, Bülowstr. 90, erbeten. — Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden. — Manuskripte, denen kein Porto beiliegt, werden nicht zurückgesandt. Alle Rechte für sämtliche Beiträge, besonders das der Übersetzung, vorbehalten. Copyright 1926 by S. Fischer Verlag A.-G., Berlin.

Monatlich erscheint ein Heft,
das durch jede Buchhandlung, durch die Post oder direkt vom Verlage bezogen werden kann. Preis des Heftes RM 2.—; Quartalspreis RM 6.—. Auslandsabonnenten können den Gegenwert in fremder Währung durch Postanweisung einsenden. — Zahlungen in Reichsmark bitten wir auf das Postscheckkonto von S. Fischer, Verlag, Berlin Nr. 16692, Auslandszahlungen an S. Fischer, Verlag, Berlin W 57, Bülowstraße 90, zu richten.

VORANKÜNDIGUNG

Das Januarheft der „Neuen Rundschau"

bringt voraussichtlich

eine neue große Versdichtung von

GERHART HAUPTMANN

ferner

OTTO FLAKE, Eine neue Zeit
GEORGES DUHAMEL, Von allerlei Geistesabenteuern
AXEL LÜBBE, Hugo von Brandenburg (Novelle)
ALFRED KERR, Dramen — Winter
ROBERT WALSER, Drei Studien
JULIUS HIRSCH, Reparationspolitik
und andere Beiträge mehr

Diesem Heft liegen die Prospekte der folgenden Firmen bei:

Bibliographisches Institut, Leipzig
Eugen Diederichs, Jena
Eugen Diederichs, Jena / H. Haessel, Leipzig / C. H. Beck, München
Drei Masken Verlag A.-G., München
Duncker & Humblot, München
Euphorion Verlag, Berlin
Frankfurter Verlagsanstalt u. Verlag Julius Bard, Berlin
J. C. Hinrichs'sche Buchh., Leipzig
Gustav Kiepenheuer, Potsdam
Rudolf Mosse Buchverlag, Berlin
Georg Müller Verlag, München
Rütten & Loening, Verlag, Frankfurt a. M.

Beachten Sie die Anzeigen vor und nach dem Text!

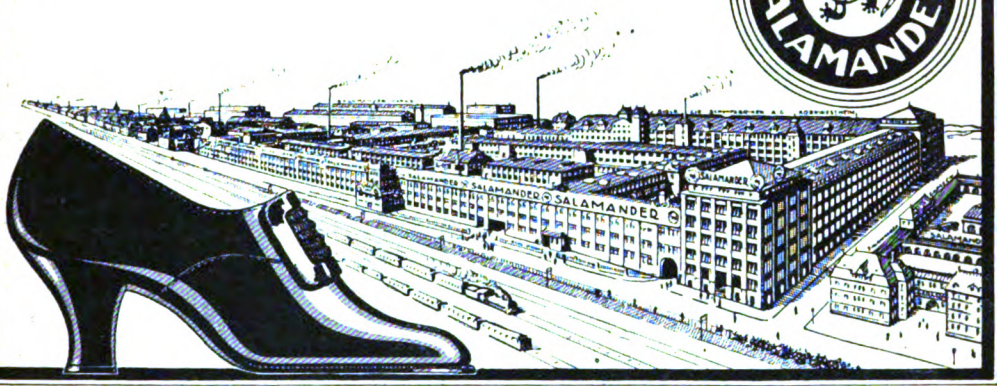
Annahme der Anzeigen für „Die Neue Rundschau": Dr. Kimel & Co., Berlin W 62, Kleiststraße 13, Tel.: Kurfürst 1355

Digitized by Google

SALAMANDER SCHUHFABRIKEN

J. SIEGLE & CIE SCHUHFABRIKEN A.G. KORNWESTHEIM BEI STUTTGART

MARKE SALAMANDER



SALAMANDER
SCHUHE

SCHÖN GUT UND
PREISWERT

Digitized by Google

DELTA

VERBLÜFFENDE EINFACHHEIT!

VERSCHIEDENARTIGSTE VERWENDBARKEIT!

SELBSTBINDEMAPPE-SCHNELLHEFTER.

FÜR LOSE BLÄTTER OHNE LOCHUNG!

J.F. BÖSENBERG G.M.B.H. GROSSBUCHBINDEREI

L E I P Z I G

Offsetdruck · Spamersche Buchdruckerei Leipzig · Wincordruck

Illustrationsdruck · Rotationsdruck · Offsetrotationsdruck · Klischeeanstalt

SPAMERDRUCK

für Werke schöngeistiger, wissenschaftlicher und bibliophiler Literatur

Fernsprecher: Sammelnummer 04311 · Für Ferngespräche 03941

Digitized by Google

Zwei hervorragend schöne Werke
aus der französischen Geschichte und Kultur
50 % Preisherabsetzung!

CHATEAUBRIAND
Napoleon

Mit 67 Illustrationen nach Holzschnitten von Horace Vernet und Raffet. Deutsch von M. Zoff. / Quartformat, in Leinen gebunden M. 7.50 (statt M. 15.—)

Dieses glühende, zwischen Haß und Bewunderung wechselnde Buch schrieb der große Dichter, der Zeitgenosse und politische Gegner Napoleons. Die zwischen den Text eingestreuten Holzschnitte Raffets und Horace Vernets zählen zu den berühmtesten Illustrationen des 19. Jahrhunderts.

LAMARTINE
Girondisten und Jakobiner

38 Porträts mit 40 Lichtdrucken nach den Stichen von Raffet. Deutsch von A. Neumann. Quartformat, in Halbleinen M. 10.— (statt M. 20.—)

Die großen Männer der Revolution werden lebendig durch den Dichter, in den schönen Stichen Raffets, und im eigenen Wort durch Wiedergabe ihrer unvergänglichen Reden und Manifeste. Einführung und Einzelstudien Neumanns erhöhen den Wert der ausgezeichneten Übertragung und machen das Werk zu einem der besten Bücher über die große Revolution.

ALLGEMEINE VERLAGSANSTALT MÜNCHEN

Julius Klinkhardt
Leipzig Liebigstr. 6
GRAPHISCHER GROSSBETRIEB
Abteilung: Buchdruckerei
Werk-, Zeitungs-, Illustrations- und Farbendruck, Luxus- und Liebhaberdrucke in modern künstlerischer Ausführung, Qualitäts- und Werbedrucke
Stereotypie, Galvanoplastik
Anfertigung von Klischees und Galvanos nach Originalen in Satz, Ätzung und Holzschnitt, Platten für Prägungen und Mehrfarbendruck
FERNRUF SAMMEL-Nr. 72276 / TELEGR.-ADRESSE: KLINKARDUS LEIPZIG

Digitized by Google

Digitized by Google

Neuerscheinungen 1926

Das vierzigste Jahr S. Fischer Verlag
1. bis 10. Auflage. Einband nach einem Gemälde von E. R. Weiß in achtfarbigem Offset. Geb. 2 RM

Die Romane von Herman Bang
Neuausgaben in bester Ausstattung
Die Bände sind einheitlich ausgestattet, einzeln käuflich und nicht numeriert
Das weiße Haus. Das graue Haus (in ein. Band)
Am Wege / Ludwigshöhe / Michael
Preis jedes Bandes in Ganzleinen 5 RM

Alice Berend
Das verbrannte Bett
Roman. 6. bis 8. Aufl. Geh. 3 RM, in Ganzlein. 4.50 RM

Oscar Bie
Das deutsche Lied
Mit 8 Vollbildern und einer mehrfarbigen Einbandzeichnung von Prof. Hans Meid
1. bis 5. Auflage. Geh. 7,50 RM, in Ganzleinen 10 RM

M. J. Bonn
Das Schicksal des deutschen Kapitalismus
Geheftet 2,50 RM

Die Werke von Joseph Conrad
Der Geheimagent
Roman. Deutsch v. Ernst W. Freißler. 1.–5. Aufl. Mit ein. Einleit. v. Thomas Mann. Geh. 5 RM, in Ganzlein. 7 RM.
Die Schattenlinie
Roman. Deutsch v. E. Mc Calman. 1.–5. Aufl. Mit ein Einl. v. Jakob Wassermann. Geh. 3 RM, Ganzl. 4,50 RM
Spiel des Zufalls
Roman. Deutsch von Ernst W. Freißler. 1. bis 5. Auflage Geheftet 5 RM, in Ganzleinen 7 RM
Jugend
Drei Erzählungen. Deutsch von Ernst W. Freißler 1. bis 5. Auflage. Geheftet 4 RM, in Ganzleinen 6 RM

Richard Dehmel
Bekenntnisse
1. u. 2. Aufl. Geh. 6 RM, geb. 7,50 RM, in Gzlein. 8 RM

Otto Flake
Villa U. S. A.
Roman. 1. bis 5. Auflage. Geh. 5 RM, in Gzlein. 7 RM

Frank Harris
Mein Leben
Selbstbiographie. Deutsch v. Antonina Vallentin. 1. bis 5. Aufl. Mit einem Bildnis. Geh. 9 RM, in Gzlein. 12 RM

Gerhart Hauptmann
Dorothea Angermann
Drama. 1. bis 5. Auflage. Geheft. 4 RM, gebund. 5 RM

Moritz Heimann
Nachgelassene Schriften
1. bis 5. Auflage. Zugleich der Prosaischen Schriften 5. Band. Geheftet 5,50 RM, gebunden 7 RM

Hermann Hesse
Bilderbuch
1. bis 10. Auflage. Geheftet 5 RM, in Ganzleinen 7 RM

Arthur Holitscher
Das unruhige Asien
Reise durch Indien — China — Japan
1. bis 5. Auflage Mit 64 Photographien
Geheftet 7,50 RM, in Ganzleinen 10 RM

Johannes V. Jensen
Norne-Gast
Roman. Deutsch von Julia Koppel. 1. bis 5. Auflage
Geheftet 3 RM, in Ganzleinen 5 RM

Oskar Loerke
Der längste Tag
Gedichte. Druckleitung und Einband von E. R. Weiß 1. u. 2. Auflage Geheftet 4 RM, in Ganzleinen 5,50 RM

Thomas Mann
Unordnung und frühes Leid
Novelle. 21.–40. Aufl. Einband, Vorsatz u. Titelvignette in mehreren Farben nach Entwürfen von Karl Walser. In mehrfarbig. Schutzkarton. Geh. 3 RM, geb. 4,50 RM
Pariser Rechenschaft
1. bis 5 Auflage. Geheftet 2,50 RM, gebunden 3,50 RM
Der Zauberberg
Ungekürzte Dünndruckausgabe in einem Bande. 61. bis 80. Auflage. Druckleitung und Einband von E. R. Weiß. In Ganzleinen 12 RM

Jacob Paludan
Vögel ums Feuer
Roman. Deutsch von Erwin Magnus.
1. bis 5. Auflage. Geheftet 5 RM, in Ganzleinen 7 RM

Arthur Schnitzler
Traumnovelle
1. bis 25. Auflage. Mit einer Zeichnung von Prof. Hans Meid
Geh. 2,50 RM, in Gzlein. 3,50 RM, in Halbleder 7,50 RM

Jakob Wassermann
Der Aufruhr um den Junker Ernst
Erzählung. Mit einer Zeichnung von Rolf von Hoerschelmann
1. bis 15. Auflage. Geheftet 3 RM, in Ganzleinen 5 RM

Ausführliche Angaben
über vorstehende Werke im Schlußbogen des Anzeigenteils!

S. Fischer * Verlag * Berlin

Digitized by Google

BÜCHERSCHAU

Julius Bab, Goethe und die Juden. Philo-Verlag u. Buchhandlung, G. m. b. H. („Die Morgenreihe", 3. Schrift).

Henri Barbusse, Force (trois films). Ernest Flammarion, Paris.

Maurice Baring, Daphne Adeane. William Heinemann, Ltd., London.

A. Bassi & E. Martini, Grecia e Roma. Gaspare Casella, Napoli.

Rudolf G. Binding, Reitvorschrift für eine Geliebte. Rütten & Loening, Frankfurt a.M.

Al. Carthill, Die Erbschaft des Liberalismus. Kurt Vowinkel, Verlag, Berlin-Grunewald.

Michel Corday, Anatole France. Axel Juncker Verlag, Berlin.

Eugen Diesel, Der Weg durch das Wirrsal J. G. Cottasche Buchhandlung Nf., Berlin.

Anatole France, Das Leben der Heiligen Johanna. J. M. Spaeth, Verlag, Berlin.

Anatole France, Unter der Rosenlaube. Axel Juncker, Verlag, Berlin.

Hans Franck, Minnermann. H. Haessel, Verlag, Leipzig.

John Galsworthy, Der weiße Affe. Paul Zsolnay, Wien.

Otto Grautoff, Das gegenwärtige Frankreich. H. Meyers Buchdruckerei, Halberstadt.

Victor Curt Habicht, Maria. Gerhard Stalling, Oldenburg.

Knut Hamsun, Der wilde Chor. J. M. Spaeth, Verlag, Berlin.

Karl Heimann, Deutsche Dichtung. Alfred Kröner, Leipzig.

Eduard Heinemann, Die sittliche Idee des Klassenkampfes und die Entartung des Kapitalismus. Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Berlin.

Gertrud Hermes, Die geistige Gestalt des marxistischen Arbeiters. J. C. B. Mohr, Tübingen.

Korfiz Holm, Das Mädchen aus der Fremde. Albert Langen, München.

Oskar Jellinek, Die Mutter der Neuen. Paul Zsolnay, Wien.

Rudyard Kipling, Das Licht erlosch. Paul List, Verlag, Leipzig.

Paul Krische, Das Rätsel der Mutterrechtsgesellschaft. Georg Müller, München.

Isolde Kurz, Meine Mutter. Rainer Wunderlich Verlag, Tübingen.

Ernst Lissauer, Der heilige Alltag. Propyläen-Verlag, Berlin.

J. A. Loeber jun., Das Batiken. Gerhard Stalling, Verlag, Oldenburg.

Klaus Mann, Kindernovelle. Gebrüder Enoch, Verlag, Hamburg.

Frans Masereel, Die Sonne (mit Einführung von Carl Georg Heise). 63 Holzschnitte. Kurt Wolff, Verlag, München.

Frans Masereel, Mein Stundenbuch (mit Einführung von Thomas Mann). Kurt Wolff, Verlag, München.

Alfred Neumann, Der Teufel. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Alfred Nossig, Integrales Judentum. Internationaler Verlag Renaissance, Wien.

Die Offenbarung des Johannes, übertragen von Ernst Lohmeyer. J. C. B. Mohr, Tübingen.

Prinzessin Paley, Erinnerungen aus Rußland und Die Macht des Bolschewismus. Ava-Verlag, Hamburg.

Alfred Polgar, Orchester von oben. Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin.

Hugo Preuß, Staat, Recht und Freiheit. J. C. B. Mohr, Tübingen.

Rahel Sanzara, Das verlorene Kind Ullstein Verlag, Berlin.

Albrecht Schaeffer, Des Apilejus sogen. goldener Esel. Insel-Verlag, Leipzig.

Jakob Schaffner, Das große Erlebnis. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Karl Scheffler, Geschichte der europäischen Malerei. Bruno Cassirer, Verlag, Berlin.

Karl Scheffler, Zeit und Stunde. Insel-Verlag, Leipzig.

Wilhelm von Scholz, Perpetua. Horen-Verlag, Berlin.

Toni Schwabe, Der Ausbruch im Grenzenlosen. Albert Langen, München.

Waldemar Seeberg, Franziskus von Assisi. W. Seeberg, Lindau.

Fritz Sternberg, Der Imperialismus. Malik-Verlag, Leipzig.

Carl Sternheim, Die Schule von Uznach. Paul Zsolnay, Wien.

Franz Strunz, Albertus Magnus, Weisheit und Naturforschung im Mittelalter. Verlag Karl König, Wien u. Leipzig.

Ferdinand Tönnies, Wege zu dauerndem Frieden. C. L. Hirschfeld, Leipzig.

Maria Waser, Wege zu Hodler. Rascher & Cie., A.-G., Zürich u. Leipzig.

Heinz Welten, Der Ehrenbürger. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Leopold v. Wiese, Soziologie. Sammlung Göschen. W. de Gruyter & Co., Berlin.

Karl With, Chinesische Kleinmalerei in Seattle. Gerhard Stalling, Oldenburg.

Paul Zucker, Theater und Lichtspielhäuser. Verlag Ernst Wasmuth, A.-G., Berlin.

Besprechungen einzelner Werke vorbehalten.

Digitized by Google

Soeben erschien

LEONHARD FRANK

IM LETZTEN WAGEN

ERZÄHLUNGEN

EINBANDENTWURF: E. R. WEISS

3.–5. Tausend

LEINENBAND RM 6.–

INHALT:

Im letzten Wagen / An der Landstraße / Die Schicksalsbrücke
Der Beamte / Zwei Mütter

Vossische Zeitung, Berlin

Fugenlos jagt die Erzählung vorüber, das Eisenbahnabteil („Im letzten Wagen") wird zum Mikrokosmus, doch auch im wildesten Taumel bleibt Franks Darstellung scharf und treu. Eine Novelle, die noch späteren Geschlechtern ein Vorbild strengster epischer Kunst sein wird.

Manfred Georg im „Berliner Börsen-Courier"

Dann erscheinen neue Arbeiten von Leonhard Frank — und plötzlich kaut man das bittere Brot der Gegenwart. Man ist wieder ganz wach, ganz da, ganz von allen Nichtigkeiten entfernt und aufs Äußerste konzentriert. Ich wüßte keinen wichtigeren Satz über sie zu sagen als den, daß ihre Existenz eine Notwendigkeit bedeutet. In Franks Schaffen sind sie wesentliche Steigerungen. Sprachlich blank und metallen, ohne jeden Bruch gehämmert, unmittelbar packend in ihren sachlichen Begebenheiten, sind sie von einem Sturm der Gesinnung durchtobt, der nicht Fanfare ist und Tosen, sondern so stark, daß der Klang in ihm fast zur Stille wird. Überall kommt Frank ganz dicht an die Menschen heran. Er spricht wie ein Tausendjähriger über sie und schreit doch wie der von der Zeit gebrannteste aus ihnen. Wenn man seine Bücher gelesen hat, sitzt man nicht mehr ruhig, denn das Herz schlägt Alarm, und der Leser ist wach, wo er am besten, nämlich an jener Stelle, an der sein Gewissen, mag es durch Berge von fremder Lüge und Selbstbetrug verschüttet sein, den Kontakt mit dem Weltgewissen hat.

Die Germania, Berlin

Eine ganz persönliche, aus Klarheit und Kraft wie aus Härte und Weichheit zugleich gewobene Atmosphäre ist der in diesen Novellen gebannten Welt des Dichters zu eigen. Franks Novellen erschüttern, kein Sentiment streichelt hier, sondern die Wucht des tatsächlichen Geschehens allein gibt den Baustoff. Aus Vielfalt Einheit zu geben, in Sekundenschnelle das Leben und vieler Leben im Kern zu erfassen, das Ganze atemlos, sicher, scharf und klar im jähen Tempo des Geschehens formstark zu erzählen, gelingt nur einer ganz starken Erzählerbegabung, wie sie Leonhard Frank besitzt.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

ERNST ROWOHLT VERLAG · BERLIN W 35

Digitized by Google

Im Dezember erscheinen

Franz Rosenzweig

JEHUDA HALEVI

92 HYMNEN UND GEDICHTE, DEUTSCH

Der 60 Hymnen und Gedichte zweite Ausgabe

Leinen Rm. 12.–

*

Eugen Rosenstock und Joseph Wittig

DAS ALTER DER KIRCHE

AUFSÄTZE UND AKTEN

Das Werk erscheint in monatlichen Lieferungen zu äußerst günstigen Subskriptions-Bedingungen

Bei Erscheinen dieses Heftes liegen in allen Buchhandlungen ausführliche Prospekte dieser Werke auf!

Verlag Lambert Schneider, Berlin-Dahlem

Digitized by Google

Auf der Suche nach dem nmittelbaren Ausdruck des Lebens

lach mächtigem Dasein und aufrechtem Menschentum ergaben sich uns einige otwendige Bücher: Dokumente der verschiedensten Kulturkreise und gleichzeitig Dokumente einer Einheit von Tat und Besinnung. So treffen sich in nserem Verlag Sigrid Undset, die große Gestalterin nordischen Frauenschicksals, und Panaït Istrati, der von heißer Menschenliebe erfüllte Balkanerzähler; Knud Rasmussen, der dänische Grönlandfahrer, und der Inder Dhan Gopal Mukerdschi, der den erdverbundenen Dschungelmenschen schildert. Gefühle nd Empfindungen in abstrakter Form zu zeigen, entspricht nicht ihrer Art. Bei llen ist die Gesinnung tief eingebettet in das Geschehnis. Das tätige Leben, das Geschehen selbst erfüllt den weiten Raum, den ihre Bücher vor uns eröffnen.

Sigrid Undset / „Kristin Lavranstochter". Der dritte Band „Das Kreuz" st soeben erschienen. Geh. RM 7.50, in Leinen RM 10.–; das dreibändige Gesamtwerk in einen gebunden in Hülse RM 28.–

Panaït Istrati / „Aus den Geschichten des Adrian Zograffi". Soeben rschien: „Onkel Angiël"; im Jahre 1926 erschien: „Kyra Kyralina". Jeder Band geheftet RM 4.–, in Leinen RM 6.–

Knud Rasmussen / „Die große Jagd. Leben in Grönland". Geh. RM 4.–. n Leinen RM 6.–. Soeben erschienen!

D. G. Mukerdschi / „Kari der Elefant". Geh. RM 3.–, in Leinen RM 5.–. „Jugendjahre im Dschungel". Geh. RM 4.–, in Leinen RM 6.–. Beide Bücher sind soeben erschienen!

Näheres über unsere sämtlichen Neuerscheinungen bitten wir unserem Prospekt zu entnehmen, der diesem Heft beiliegt.

Rütten & Loening Verlag / Frankfurt a. M.

Digitized by Google

SOEBEN ERSCHEINT

Der mit größter Spannung erwartete

ZWEITE ROMAN von

MARCEL PROUST

IM SCHATTEN DER JUNGEN MÄDCHEN

Preisgekrönt mit dem Goncourt-Preis

Aus dem Romanwerk

„Auf den Spuren der verlorenen Zeit"

Übersetzt von

WALTER BENJAMIN u. FRANZ HESSEL

BROSCHIERT 9.– M., LEINEN 12.– M.

*

Hermann Hesse im Berliner Tageblatt:

Proust ist ohne Zweifel der gewichtigste Vertreter der Generation der französischen Dichtung, der hellsichtigste und tiefstgrabende Psycholog, der eigenwilligste Gestalter, der sprachlich genialste Meister des Ausdrucks. Die Breite seines epischen Werkes macht ihn in ähnlichem Sinn zum Sprecher und Schilderer einer Epoche, wie es einst Balzac war.

*

In diesem zweiten Roman der Reihe der Romane „Auf den Spuren der verlorenen Zeit" tritt dem Heranwachsenden die Außenwelt, die bisher nur als Kindertraum ihn umspielte, in Erfahrungen näher, die für sein ganzes Leben richtunggebend bleiben werden. Neben und über den Elementen der Handlung stellt dieser zweite Teil wie das ganze Werk die tiefen Beziehungen zwischen Erlebnis und Gedächtnis, Seele und Zeit dar.

VORHER ERSCHIEN:

DER WEG ZU SWANN

1. ROMAN / PAPPBAND 12.– M., LEINEN 15.– M.

2 Bände

VERLAG DIE SCHMIEDE

Digitized by Google

Einladung zur Subskription auf drei demnächst erscheinende Vorzugsausgaben

GERHART HAUPTMANN

Der Ketzer von Soana

Mit 14 Radierungen von Hans Meid

Gesetzt aus der Fleischmann-Antiqua vom Jahre 1732 und auf handgeschöpftem Bütten in 130 numerierten Exemplaren bei Jakob Hegner gedruckt. 120 Exemplare gelangen zum Verkauf. Die 14 Radierungen, von Hans Meid eigenhändig unterschrieben, wurden von Carl Sabo in Berlin auf der Handpresse abgezogen.

Gerhart Hauptmann signierte alle Exemplare im Druckvermerk.

Einbände: Provisorischer Pappband und Ganzpergament-Handband mit echter Vergoldung in geschmackvoller Kassette.

In provisorischem Pappband 110 Reichsmark / In Ganzpergament 150 Reichsmark

THOMAS MANN

Unordnung und frühes Leid

Novelle

300 numerierte Exemplare wurden auf antik Bütten in einer alten Bessemer-Kursiv bei Jakob Hegner in Hellerau gedruckt und in Ganzpergament gebunden. Die Titelvignette, eine Radierung von Karl Walser, wurde von der Manus-Offizin auf der Handpresse abgezogen. Einband, Vorsatz und Schutzkarton nach vielfarbigen Entwürfen von Karl Walser in Offset bei C. G. Naumann in Leipzig. Thomas Mann unterschrieb diese Exemplare eigenhändig.

Maximal-Preis etwa 25 Reichsmark

THOMAS MANN

Der Zauberberg

Roman

Von der ungekürzten Dünndruckausgabe in einem Band wurden Exemplare in eigens eingefärbtes, genarbtes Bockleder flexibel gebunden

In Ganzleder mit Goldschnitt Preis 18 Reichsmark

Ein sehr schöner, großer Prospekt mit Abbildungen steht zur Verfügung

S. Fischer / Verlag / Berlin

Digitized by Google

Walter von Molo

einstimmig

in die Akademie der Dichtkunst gewählt

Der Dichter vollendete soeben den Schlußroman seiner neuen Roman-Trilogie

Im ewigen Licht

Erstauflage 10000. Umschlag- und Einbandzeichnung von Prof. Dr. W. Tiemann.
Geheftet 3 Rm., in Ganzleinen gebunden 5.50 Rm.

Hannoverscher Courier: Man kann dieses stilistisch glanzende Werk nur mit tiefster Erschütterung lesen. Wenn man dieses Dämonische, das immer das Höchste aller Kunstschöpfung gewesen ist, erkennt, wie hier bei Molo, dann kann man nur Aufnehmender, Empfangender, Erschütterter, Beschenkter sein. Und so glaube ich denn, daß unsere Zeit nur wenige Romane hat, denen sie sich so sehr hingeben sollte wie Molos „Auf der rollenden Erde", „Bodenmaß" und „Im ewigen Licht".

Früher erschienen die Romane:

Auf der rollenden Erde und Bodenmaß

Auflage jedes Bandes 10000; Umschlag- und Einbandzeichnung von Prof. Dr. W. Tiemann.
Jeder Band geheftet 3.— Rm., in Ganzleinen gebunden 5.50 Rm.

Der Schillerroman

Vom Dichter durchgesehene, vollständige Volksausgabe in einem Band von 795 Seiten, auf feinstem holzfreien Dünndruckpapier gedruckt, enthaltend die vier Teile: „Ums Menschentum"; „Im Titanenkampf"; „Die Freiheit"; „Den Sternen zu". Gesamtauflage 59000. Geheftet 10.— Rm., in grünes Ganzleinen geb. 13 Rm.

Ein Volk wacht auf

Roman-Trilogie. Jeder Band geh. 4.— Rm., in Ganzleinen geb. 6.50 Rm. Erster Band: Fridericus. Gesamtaufl. 90000. Zweiter Band: Luise. Gesamtauflage 58000. Dritter Band: Das Volk wacht auf. Gesamtauflage 45000.

Der Roman meines Volkes

Gesamtaufl. 20000. Erster Teil: Fridericus. Auflage 95000. Zweiter Teil: Luise. Aufl. 63000. Dritter Teil: Das Volk. Auflage 50000. Endgültige Ausgabe in einem Band geh. 10.— Rm., in Ganzleinen gebunden 13.50 Rm.

Ums Menschentum

Der Roman von Schillers Jugend. Wohlfeile Ausgabe. Erstauflage 10000. Ein and von Prof. Paul Renner. In schönen Halbleinenband gebunden 4.— Rm.

Die Liebes-Symphonie

Die vier kleinen Romane. Auflage 5000. Geh. 3.— Rm., in Ganzleinen geb. 5.50 Rm.

Im Schritt der Jahrhunderte

Geschichtliche Bilder. Auflage 10000. Geheftet 3.— Rm., gebunden 5.— Rm.

Die ewige Tragikomödie

Auflage 10000
Gebunden 1.— RM.

Im Zwielicht der Zeit

Bilder aus unseren Tagen. Auflage 5000. Geh. 3.— Rm., in Ganzleinen geb. 5.50 Rm.

Die Dramen:

Das gelebte Leben; Die Mutter; Der Infant der Menschheit; Die Erlösung der Ethel; Der Hauch im All; Die helle Nacht und **Lebensballade** (Schauspiele); **Friedrich Staps** (Volksstück), geb. je 1.50 Rm., gebunden 3.— Rm.; **Till Laufebums** (Romantisches Lustspiel), geh. 2 Rm., geb. 3.50 Rm.; **Deutsch sein heißt Mensch sein** (Reden), geh. 1.50 Rm. u. **Sprüche der Seele** (Verse), Pappbd. 4.— Rm., in Halbfranz geb. 9.— Rm.

Gesammelte Werke

Diese neue Ausgabe in drei Bänden mit dem Bilde des Dichters nach dem Gemälde Ursula Lehrigs in Kupfertiefdruck und mit über 2500 Seiten, die alle bis zum Jahr 1924 erschienenen Werke enthält, ist auf feinstem holzfreien Dünndruckpapier gedruckt. Einbandzeichnung von Prof. Dr. W. Tiemann Geheftet 30.— Rm., in drei schönen Ganzleinenbanden gebunden 45.— Rm. — Einzeln werden die Bände dieser Gesamtausgabe nicht abgegeben.

Ausführliche Prospekte kostenlos. Bezug durch alle Buchhandlungen

Albert Langen, Verlag, München NW

Digitized by Google

ELEONORA DUSE

BILDNISSE UND WORTE

gesammelt, übersetzt und herausgegeben
von

BIANCA SEGANTINI u. FR. von MENDELSSOHN

47 Bildnisse der Künstlerin und Beiträge von
GERHART HAUPTMANN / HERMANN BAHR
HUGO v. HOFMANNSTHAL / BERNHARD SHAW
RAINER MARIA RILKE / GABRIELE D'ANNUNZIO / LUIGI PIRANDELLO / EUGEN ROBERT / EMIL LUDWIG / RENATO SIMONI
ROBERT DE FLERS / IRENE TRIESCH u. a.

ALFRED KERR
SAGT IM BERLINER TAGEBLATT:

„Ein wunderbares Buch hat Francesco v. Mendelssohn mit Bianca Segantini solchen geschenkt, so das Leuchten, Wandeln, Verlöschen dieser einmaligen Eleonora staunend gekannt . . . . und solchen, die eine Kenntnis ersehnen von ihr . . . .

Erinnerung wird es für die einen, Ahnung für die andern, Bildnisse sind in Worte Mitlebender aus allerlei Ländern verstreut . . . .

Wer unter siebenundvierzig Darstellungen dieses Gesichts die letzten zwei anschaut, spürt in sich einen seltsamen Vorgang: weil er die Zusammenfassung von soviel Anmut, von schon unirdischer Schönheit, von letztem Wissen um die verwehende Welt noch nicht sah . . . .

. . Ihr Grabmal ist in diesem Buch.“

Gedruckt auf bestem federleicht Dickdruck, sämtliche Bilder aufgehängt, in vornehmem Ganzleinen, hierzu ein mit Bildnis versehener Umschlag.

Preis 12 RM.

RUDOLF KAEMMERER VERLAG / BERLIN SW 48

Digitized by Google

FÜR WEIHNACHTEN!

Ernst Robert Curtius
Balzac
Geheftet M. 7.–, Ganzleinen M. 10.–, Halbleder M. 15.–

Ernst Robert Curtius
Maurice Barrès und die geistigen Grundlagen des französischen Nationalismus
Geheftet M. 4.20, Halbleinen M. 5.50, Halbleder M. 7.–

Hanns Wilhelm Eppelsheimer
Petrarca
Geheftet M. 6.–, Ganzleinen M. 8.50

Paul Hankamer
Jakob Böhme
Gestalt und Gestaltung. Geheftet M. 8.50, Halbleinen M. 10.–, Halbleder M. 12.50

Paul Hankamer
Zacharias Werner
Ein Beitrag zur Darstellung des Problems der Persönlichkeit in der Romantik.
Geheftet M. 4.–, gebunden M. 5.20

Carl Justi
Briefe aus Italien
Zweite, ergänzte Auflage. Ganzleinen M. 9.–

Carl Justi
Spanische Reisebriefe
Geheftet M. 6.–. Halbleinen M. 8.–

Carl Justi
Diego Velazquez und sein Jahrhundert
Geheftet M. 30.–, Halbleder M. 42.–

Heinrich Maria Lützeler
Formen der Kunsterkenntnis
Geheftet M. 10. , Ganzleinen M. 12.50

Martin Sommerfeld
Hebbel und Goethe
Studien zur Geschichte des deutschen Klassizismus im 19. Jahrhundert.
Geheftet M. 6.50, gebunden M. 9.50

VERLAG VON FRIEDRICH COHEN IN BONN

Digitized by Google

★ PAUL LIST VERLAG IN LEIPZIG ★

PAUL LIST VERLAG IN LEIPZIG

WEIHNACHTS-NEUIGKEITEN 1926

FORD: DAS GROSSE HEUTE — DAS GRÖSSERE MORGEN. Deutsch von Curt und Marguerite Thesing. Geheftet Rm. 6.—, in Ganzleinen Rm. 9.—, in Halbleder Rm. 12.50

„Das Werk ist interressanter als alle kaufmännischen Lehrbücher, und es lehrt mehr, weil es aus der Praxis schöpft."

MUSSOLINI: LEBENSGESCHICHTE. Vom Maurer zum Diktator. Nach autobiographischen Unterlagen von Margheritta Sarfatti, der intimsten Mitarbeiterin Mussolinis seit seiner Sozialistenzeit. Deutsch herausgegeben von Alfred M. Balte. Geheftet Rm. 6.—, in Ganzleinen Rm. 9.—

Das Buch des beispiellosen Aufstiegs eines Mannes aus dem Volke und deshalb das Buch unserer Zeit.

DAUMIER UND DER KRIEG. 3. Band der Reihe „Daumier und Wir". Eine Sammlung Daumierscher Lithographien in ungefähren Originalgrößen. 9 Bände. Format 23×31 cm. Mit Einleitungen und Bildtexten. Herausgegeben von Hans Rothe. Preis jedes Bandes Rm. 5.—

„Wir erleben eine Daumier-Renaissance. Die Zuchtrute eines solchen satirischen Genies tut uns Heutigen sehr not."

RUDYARD KIPLING: AUSGEWÄHLTE WERKE IN NEUER DEUTSCHER AUSGABE. Zehn Bände. Herausgegeben von Hans Reisiger unter Mitarbeit von Ernst Hardt, Benvenuto Hauptmann, Norbert Jacques, Wilhelm Lehmann, Gustav Meyrink, Walter C. H. Osborne, E. A. Rheinhardt, Rudolf von Scholtz, Hans Rothe u. a.

DUNKLES INDIEN. Neu übersetzt von Gustav Meyrink. Steif kart. Rm. 5.—, in flex. Ganzleinenband Rm. 7.—

DAS LICHT ERLOSCH. Roman. Neu übersetzt von Walter C. H. Osborne. Steif kart. Rm. 4.50, in flex. Ganzleinenband Rm. 6.50

IN SCHWARZ UND WEISS. Neu übersetzt von Rudolf von Scholtz und Wilhelm Lehmann. Steif kart. Rm. 4.50, in flex. Ganzleinenband Rm. 6.50

‚Vor Kipling kann sich das ganze schreibende Gelichter der Magazine verstecken; was er mit dem Feuer und der Seelenkraft seines Genies gibt, vergröbern die Nachahmer barbarisch."

EPIKON: DAS PANTHEON DER VOLLENDETSTEN ROMANE DER WELTLITERATUR. Mitarbeiter sind: Gerhart Hauptmann. Hermann Hesse, Hugo von Hofmannsthal, Rudolf Kassner, Heinrich Mann, Thomas Mann, Jacob Wassermann, Stefan Zweig, Katja Mann, Paul Baudisch, Alfons Paquet, Franz Blei, Werner Bergengruen, Paul Ernst, Rudolf Borchardt, Ottomar Enking, Otto Flake, Arthur Holitscher, Hans Reisiger, Karl Wolfskehl, Bruno Frank, W. v. d. Steinen, H. v. Hoerschelmann, S. v. Vegesack, Graf Schaffgotsch, R. v. Walter, Oskar Loerke, Alfred Wolfenstein, Franz Hessel usw.

Die Bände sind auf holzfreiem Dünndruckpapier in Walbaum-Antiqua (Handsatz) gedruckt. Format 10,5 × 18 cm. Einbanddecke nach Preisausschreiben von H. Hußmann. Satzanordnung von Jacob Hegner, Hellerau.

Soeben erschien:

FLAUBERT: DIE ERZIEHUNG DES HERZENS. Deutsch und mit Nachwort von E. A. Rheinhardt. In Ganzleinen Rm. 7.50, in Ganzleder Rm. 12.50

FABIAN: FLAMMENDE JUGEND. Geh. Rm. 4.—, steif kart. Rm. 5,—, in Ganzleinen Rm, 6.—

Der große amerikanische Frauenroman unserer Zeit, geschrieben von einem Arzt und Dichter.

R. HALLIBURTON: DIE JAGD NACH DEM WUNDER. Eine abenteuerliche Weltreise. Deutsch von Johannes von Guenther. Preis in Ganzleinen Rm. 5.50

In dem hinreißenden Schwung ihrer Jugend steht diese Chronik romantischer Abenteuer einzig da.

OTTO REINER: DIE GRÖSSERE HEIMAT. Lebensgeschichte eines Auswanderers. Preis in Ganzleinen Rm. 5.—

Reiner, durch sein „18 Jahre Farmer in Afrika" bereits vielen Tausenden bekannt, hat hier wiederum ein Buch geschaffen, das für den Gedanken wirbt: Deutschland, vergiß deine Kolonien nicht!

ERZÄHLERKUNST. ALMANACH AUF DAS JAHR 1927. Herausgegeben von Hans Reisiger. Mit Beiträgen von Felix Braun, Bert Brecht, Franz Blei, Bruno Frank, Johannes von Guenther, Benvenuto Hauptmann, Graf Hermann Keyserling, Gustav Meyrink, Hans Reisiger, Hans Rothe, E. A. Rheinhardt, Thomas Mann, Rudyard Kipling, Henry Ford, Benito Mussolini. Preis Rm. 1.—

PAUL LIST VERLAG IN LEIPZIG ★

Digitized by Google

Sigrid Undset

Am 25. November
wird der neue Roman vorliegen:

Frühling

Auf feinstem
federleichten Alfa-Papier in der
Unger-Fraktur gedruckt.
Broschiert RM. 5.50, in Leinen
RM. 7.50, in Halbleder
RM. 11.–

„Es gibt nicht viele Bücher, in denen die selbstlose Schwärmerei der Liebe mit solch bebenden Worten von Zärtlichkeit und Schwermut geschildert worden ist. Und es gibt noch weniger, in denen eine Ehe mit solch ruhigem und reinen Blick, dem Blick des Verstehens, erforscht ist."
(Ch. Rimstedt.)

*

Erschienen ist in neuer Auflage:

Jenny

Ein Roman

In gleicher Ausstattung
wie „Frühling". Broschiert
RM. 4.50, in Leinen RM. 6.50,
in Halbleder RM. 10.–

„Welch ein Roman! Welch geschickte, lebendige und kluge Hand, die ihn gebaut hat! Man schließt das Buch mit einem ganz tollen Entzücken darüber, daß soviel dichterische Kraft möglich ist."
(Hans E. Kinck †.)

Universitas
Deutsche Verlags-A.-G.
Berlin W 50 / Tauentzienstraße 5

Der Roman der Jugend unserer Zeit

Der siegende Wald

von

MAX DREYER

Ganzleinen 6.50

*

Dreyer offenbart ein ungewöhnliches Feingefühl für die Eigenart junger Menschen der verschiedensten Temperamente, die eigene Wege zu einem neuen Lebensziel suchen — mißtrauisch gegen die Überlieferung. Dieser Roman von großem Wurfe und starker Eigenart ist für die Jugend selbst, der darin ihr eigenes Wesen geklärt entgegentritt, wie für das erwachsene Geschlecht und jedermann, der mit der Jugend lebt und empfindet, in gleicher Weise wertvoll. Er ist das umfassende Bild der ringenden Jugend unserer Zeit.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co.
Berlin / Leipzig

Romane berühmter Männer und Frauen

Beethovens unsterbliche Geliebte

Der Roman
seines Lebens, Liebens und Leidens
von

Joseph Aug. Lux

Mit vielen zeitgenössischen Abbildungen, Porträts und Dokumenten

Halbleinen 6.50 / Ganzleinen 7.50
Halbleder 12 –

Nur hebt den Schleier von dem Geheimnis über Beethovens Leben, das für Mitwelt und Nachwelt gewaltet hat. Die gleichen Charakterzüge, die der Musik des Schöpfers der Eroica ihr gewaltiges Gepräge geben, treten auch in seinem Leben zutage: gewaltiges Ringen und Sich-Erheben, Sehnsucht und innige Hingabe. Ein Kampf zwischen irdischer und himmlischer Liebe entbrennt, der schließlich auf den Höhen der Verklärung mit dem überirdischen Jubel der Neunten Symphonie endigt: diesen Kuß der ganzen Welt.

Berlin · Verlag von Rich. Bong · Leipzig

Digitized by Google

Zu de Costers hundertstem Geburtstag

Soeben erschien:

CHARLES DE COSTER

Die Geschichte von Ulenspiegel und Lamme Goedzak

und ihren heldenmäßigen, fröhlichen und glorreichen Abenteuern im Lande Flandern und anderwärts

Deutsch von Karl Wolfskehl

In zwei Bänden in Ganzleinen gebunden RM. 60.—
100 Exemplare auf van Gelder in Ganzpergament gebunden RM. 250.—

Mit 150 Holzschnitten von

FRANS MASEREEL

und mit einem Vorklang zur Legende von Romain Rolland

De Costers Ulenspiegel, der hier in einer neuen sach- und sprachkundigsten Übertragung erscheint, ist nach der Fülle von Gestalten und Begebenheiten vielleicht der „interessanteste", abwechslungsreichste aller Romane. Behandelt er auch einen geschichtlichen Stoff, das Ringen der stammverwandten Niederländer um ihre Freiheit und ihren Glauben, so ist doch diese Vergangenheit voll gegenwärtigen Lebens, zeigt in einem unvergänglichen Bilde den uralten, heute noch währenden Kampf des deutschen Menschen gegen den Romanismus in jeder Form und hat in dem ewig jungen Helden des Buches, in Ulenspiegel, das schönste Bild des träumenden und wirkenden deutschen Jünglings geschaffen. Frans Masereel, ein Flame wie de Coster, hat hier ein Holzschnittwerk geschaffen, so monumental und einheitlich, wie es seit Ad. Menzels Bildern zu Kuglers „Geschichte Friedrichs des Großen" im deutschen Buchhandel nicht erschienen ist. Der Druck der Holzschnitte erfolgte von den Originalholzstöcken des Künstlers.

Kurt Wolff Verlag / München

Digitized by Google

Die beiden neuesten Reisewerke

Erlebnisse in fremden Ländern

THEA DE HAAS

Urwaldhaus und Steppenzelt

Ostafrikanische Erlebnisse

Großes Klassiker-Format, mit 8 bunten und 4 einfarbigen, von der Verfasserin selbst gemalten Bildern. / 346 Seiten.
Geheftet Mk. 4.50, Leinenband Mk. 7.—

Gustav Frenssen urteilt über dieses Buch: „Es ist ein liebenswürdiges und kluges Buch und wird allen, die an unseren Kolonien Interesse haben, Freude machen."

OSKAR UND ANITA IDEN-ZELLER

Der Weg der Tränen

Elf Jahre in Sibirien

Mit 4 farbigen und 32 einfarbigen Bildtafeln / 512 Seiten.
Geheftet Mk. 5.50, gebunden Mk. 8.50

Der Forscher Iden-Zeller verstarb kurz nach seiner Rückkehr aus Sibirien. Seiner Gattin war es gelungen, ihre mit großer Sorgfalt geführten Tagebücher vor den feindlichen Nachforschungen zu verbergen und zu retten. Diese Berichte schildern das Menschen- und Tierleben in Urwald und Steppe des hohen Nordens; Anita Iden-Zeller hat unter den schwierigsten Verhältnissen unzugängliche Gebiete bereist, bis sie nach unerhörten Verfolgungen vor der Gewalt flüchten mußte. Das Werk wird ergänzt durch die eigenen Berichte Oskar Iden-Zellers über seine abenteuerliche Reise in Kamtschatka während der Zeit der russischen Revolution.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Verlag Philipp Reclam jun. / Leipzig

Digitized by Google

WERA FIGNER

Wera Figners Lebenserinnerungen umfassen die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts; sie sind eine getreue, anschauliche Schilderung des tragischen und doch bewundernswerten Lebens einer russischen Frau, gleichzeitig eine klassische Darstellung der Taten der „Narodnaja Wolja" („Volks-Wille"), die einst die ganze Welt in Staunen und Erregung versetzten. Diese Memoiren gehören zum Ergreifendsten, was über Leben und Leiden russischer Menschen geschrieben worden ist. „Nacht über Rußland" ist ein Epos von der Standhaftigkeit der menschlichen Seele.

NACHT ÜBER RUSSLAND

Lebenserinnerungen der berühmtesten russischen Revolutionärin

1. Teil: FREIHEIT ODER TOD
2. Teil: ZWANZIG JAHRE IN KASEMATTEN

420 Seiten Text, 3 Photographien. Broschiert M. 3.50, Halbleinen M. 6.–, Leinen M. 7.–

MALIK-VERLAG / BERLIN

Digitized by Google

Soeben erschien:

GESCHICHTE DER EUROPÄISCHEN KUNST

IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT

VON

KARL SCHEFFLER

*

Band I: Die europäische Malerei vom Klassizismus bis zum Impressionismus

Mit 242 Abbildungen

In Ganzleinen M. 35.– / In Halbleder M. 38.– / In echt Saffianhalbfranz M. 44.–

In 6 Lieferungen M. 5.– pro Lieferung

„Es handelt sich um ein eminent künstlerisches Werk, sowohl hinsichtlich der Ausstattung wie der Illustrationen. Karl Scheffler ist einer der bedeutendsten Kunstkritiker und ein Künstler auf seinem Gebiet. — Der Band enthält in der Tat ein erstaunlich reiches Material." Il Messagero, Rom.

Illustrierte Prospekte kostenlos!

BRUNO CASSIRER VERLAG / BERLIN

Das mythische Schicksal der Eskimovölker

Knud Rasmussen

der Entdecker der Ureskimo

schildert in

Rasmussens Thulefahrt

Zwei Jahre im Schlitten durch unerforschtes Eskimoland

Urgeschichte, Wanderungen, Lebensformen, Bräuche, Sitten, Schamanenzauber, Mythen und Sagen der Eskimovölker von Grönland bis zur Ostspitze Sibiriens.

512 Seiten / Hunderte von Originalaufnahmen / Karten
Wiedergabe eskimoischer Zeichnungen und Kulturdokumente

Ganzleinen: M. 20.–, Halbleder: M. 30.–

Äußerst lebendig schildert Rasmussen seine Begegnungen mit den Eskimos; viele interessante Episoden aus dem Leben in der Trümmerwelt des Eises sind meisterhaft gezeichnet. In der Tat ein Standardwerk der Polarforschung ersten Ranges! DRESDNER NACHRICHTEN

Frankfurter Societätsdruckerei G.m.b.H. / Abt. Buchverlag / Frankfurt (Main)

Digitized by Google

IN DIESEM JAHRE SCHENKT MAN:

ANATOLE FRANCE
DAS LEBEN DER HEILIGEN JOHANNA
In Leinen-Geschenkband mit Goldschnitt 12.50 RM, steif geheftet 10 RM.

KNUT HAMSUN
DER WILDE CHOR
Reich ausgestatteter Geschenkband in Pongenette 5.50 RM.

ARNOLD ZWEIG
REGENBOGEN
In Satin gebunden 7.50 RM.

FRÜHE FÄHRTEN
In Satin gebunden 5.50 RM, geheftet 4 RM.

KLABUND
GEDICHTE
In flexiblem Leinenband 7 RM.

ALFRED KERR
CAPRICHOS
In Leinen gebunden 6 RM.

ADOLF LAPP
DIE TRIFT GOTTES
In Satin gebunden 6 RM.

ANDRÉ GIDE
ISABELLE
In Satin gebunden 6 RM.

J. M. SPAETH · VERLAG · BERLIN

Digitized by Google

ARNO HOLZ
1002 Märchen. Leinen M. 12.–

ARNO HOLZ
IN MEINE DACHKAMMER
Leinen M. 6.50

J. SCHIKOWSKI
STÜRMER GEGEN DAS PHILISTERTUM
ESSAYS. Leinen M. 2.–

FRIEDRICH WENDEL
HANS BALUSCHEK.
Eine Monographie. Mit 8 farbigen Tafeln und 121 Abbildungen. Leinen M. 12.–

NEUERSCHEINUNG

Hermann Wendel
AUS DER WELT DER SÜDSLAWEN
Politisches, Historisches, Sozialistisches, nebst zwei Südslawenfahrten und Nachdichtungen südslawischer Lyrik.
Leinen M. 8.50

VERLANGEN SIE UNSER VERLAGS-VERZEICHNIS GRATIS

ANDERSEN NEXÖ
BORNHOLMER NOVELLEN
Leinen M. 3.

ANDERSEN NEXÖ
KINDER DER ZUKUNFT
Novellen und Erzählungen.
Leinen M. 4.–

KARL BRÖGER
JAKOB AUF DER HIM-MELSLEITER
Leinen M. 2.40

ZU BEZIEHEN DURCH JEDE GUTE BUCHHANDLUNG ODER VOM
VERLAG J. H. W. DIETZ NACHF., BERLIN SW 68 LINDEN-STRASSE 3

Ein neuer Roman von
G. K. CHESTERTON
MENSCHENSKIND!
Übersetzt von
E. McCalman und N. Collin
279 Seiten
Geheftet M. 4.50, Ganzleinen M. 6.50

Die tolle Geschichte des praktischen Optimisten Innozenz Smith, dessen angewandte Philosophie der Lebensfreude ihn der Kriminalwissenschaft als ein Monstrum von Wahnsinn und Verbrechen erscheinen läßt.

Ausführlicher Prospekt über die Werke Chestertons kostenlos

MUSARION VERLAG A. G.
MÜNCHEN

Vom Nationalismus zu den Vereinigten Staaten von Europa
von
Arpád Török
197 Seiten 8°
Preis RM. 6.–

Eine eingehende wissenschaftliche Arbeit, dieses so aktuelle Problem vom politischen und wirtschaftlichen Standpunkt aus behandelt.

Prospekte zur Verfügung

Verlag Moritz Perles / Wien
Seilergasse 4

Digitized by Google

Unsere neuen Romane

Franz Herwig

Die Eingeengten

Roman

Geheftet M. 6.—, in Leinen M. 8.—

Ein Großstadt-Roman. Mit diesem vollendeten, reifen Meisterwerk — einem Querschnitt durch die seelischen und sozialen Gegenwartsnöte der Großstadt, Berlin gibt die Folie ab — stellt sich der Verfasser in die vorderste Reihe der großen Romanciers der Gegenwart.

Karl Linzen

Die gefrorene Melodie

Roman

Geheftet M. 6.—, in Leinen M. 8.—

Ein sonderbarer Zauber liegt über dem Buch, über den dunklen Geschehnissen, die im Dämmerlicht durch alte Patrizierhäuser geistern. Leidenschaft, Haß, Neid, Verbrechen verschlingen sich ineinander zu einer packenden, phantastischen, spukhaften, ereignisreichen Handlung.

Emmy Hennings

Der Gang zur Liebe

Ein Buch von Städten, Kirchen, Heiligen

Geheftet M. 4.50, in Leinen M. 6.50

Eine Reise nach Italien bildet den äußeren Rahmen zu diesen tiefinnerlichen Erlebnissen. Dichterische Schilderungen von Landschaft und Kunstschätzen wechseln ab mit reizvollen Episoden in italienischen Gassen und Kirchen, mit seltsamen Begegnungen und Eindrücken.

Heinrich Luhmann

Vogel Wunderlich

Roman

Geheftet M. 3.20, in Leinen M. 5.—

Ein lustiger Roman aus einem westfälischen Heimatsdorf, in welchem ein sympathischer Narr in Spinngewebe von Ränken aller Art gerät.

Peter Dörfler

Die Braut des Alexius

Novelle

Geheftet M. 1.50, Kart. M. 2.—, in Leinen M. 2.80

Dörfler hat die altchristliche Alexioslegende von der Weltflucht und inneren Einkehr auf unsere Zeit übertragen. Den Hintergrund bilden wundervolle Naturschilderungen.

Enrica von Handel-Mazzetti

Das Blutzeugnis

Ein deutscher Roman

Der Karl Sands-Trilogie 3. Teil

Geheftet M. 7.50, in Leinen M. 9.50

Die mit dem Rosenwunder begonnene Trilogie wird hier beendet. Der Weg Karl Sands führt von der Erkenntnis zur Reue, von der Reue zum Bekenntnis und zur sittlichen Läuterung.

*

Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet K. G.
München
DA. 83

Die Weihnachtsbücher

Alice Berend

Fräulein Betty, die Witwe

Ein humorvoller Roman in 13 Kapiteln

Das neueste Werk der beliebten Erzählerin

Im vornehmen Leinenband M. 3.80

Fritz Bondy

Die schönste Frau

Ein flotter Roman
von Schönheit und Frauen

Im vornehmen Leinenband M. 3.80

Georg Hermann

Spaziergang in Potsdam

Mit reizenden Zeichnungen von Paul Scheurich

In diesem Buch erblüht die schlafende Rokokostadt mit all ihren zärtlichen Reizen

Im vornehmen Leinenband
mit Silberaufdruck M. 4.–

Arno Holz

Zwölf Liebesgedichte

(Ein lyrischer Roman)

Das neueste Werk des Dichters, das die Wortkunst in höchster Vollendung zeigt. Einmalige von Arno Holz signierte Ausgabe. Auf echt Bütten mit einer Bildnisradierung

In Ganzleder gebunden M. 45.–,
in Halbpergament M. 16.–

Arno Holz

Von Guenther bis Goethe

Ein Frühlingsstrauß aus dem Rokoko

Im vornehmen Leinenband M. 4.80

Paul Reboux

Der Leuchtturm

Ein Roman atemraubender Ereignisse

In Leinen gebunden M. 5.–

Emil Orlik

Gerhart Hauptmanns Bildnis

10 Bildnisse in Mappe von Professor Orlik und Gerhart Hauptmann signiert. Text von Oskar Loerke

Wenn vor Weihnachten bestellt
statt M. 150.–, nur M. 80.–

Verlagsverzeichnisse umsonst!

Rembrandt-Verlag
Berlin-Zehlendorf

Digitized by Google

Neue
Freie Presse
WIEN

Bedeutendste politische Tageszeitung Österreichs

*

Weltverbreitung und Weltgeltung!

*

Täglich 2 Ausgaben!

*

Raschester und verläßlicher Nachrichtendienst, prominente Mitarbeiter, maßgebende Stellung auf politischem, wirtschaftlichem und literarischem Gebiet.

*

Internationaler Leserkreis

Dresdner Neueste Nachrichten

die führende Zeitung der sächsischen Hauptstadt
Größte Verbreitung in ganz Ostsachsen und angrenzenden Gebieten.
Das Dresdner Feuilleton für die Rundschau-Leser auf allen litterarischen und künstlerischen Gebieten

Am 15. Dezember erscheint »Das Leben« als Weihnachtsheft in gepflegtester Ausstattung mit besonders wertvollen Beiträgen und Bildern.

Lesen Sie »Das Leben«!

Für Rm. 1.– überall zu haben

Digitized by Google

. . . Doch es gibt noch eine andere, jedermann verständliche Wertbezeichnung; – sei es gesagt nach langer, verantwortungsschwerer Prüfung: Wir haben den neuen deutschen Faust. Ecce ingenium Teutonicum! – So schließt das „Dritte Reich" und so schließen auch wir: Siehe, Deutschlands Seele!
Dr. Wilhelm Matthießen

Kolbenheyers Paracelsus-Trilogie ist vollendet. Wohl das größte Ereignis der erzählenden Dichtung seit langem . . . In keiner anderen Sprache ist heute so etwas zu machen, außer im Deutschen. Dieser Roman ist wie eine große Orgel mit drei Manualen, und was Kolbenheyer darauf spielt, ist wie eine Phantasie von Anton Bruckner.
Prof. Hofmiller

Aus der zeitgenössischen deutschen Romanliteratur wüßte ich der Trilogie Kolbenheyers überhaupt nichts an die Seite zu stellen.
Kurt Aram

E. G. Kolbenheyer **Paracelsus-Trilogie**

Die Kindheit des Paracelsus (Ln. 8 M.), Das Gestirn des Paracelsus (Ln. 8 M.)
Das dritte Reich des Paracelsus (Ln. 12.50 M.)

Verlangen Sie die kostenlose Zusendung der Broschüre »E. G. Kolbenheyer«

GEORG MÜLLER VERLAG / MÜNCHEN 13

EIN NEUES WERK
VON
G. K. CHESTERTON
EIN PFEIL VOM HIMMEL

Sechs Kriminalerzählungen
Broschiert M. 3.–, Leinen M. 5.–

Ein neuer glücklicher Versuch des englischen Essayisten, die kriminalistische Erzählung auf ein höheres Niveau zu heben, als ihr vom Literarhistoriker gemeinhin zugebilligt wird. Wie in seinem bekannten Kriminalroman „Der Mann der Donnerstag war" läßt der Autor auch hier im geschliffenen Spiegel der Satire seinen ironischen Geist funkeln.

IM
VERLAG DIE SCHMIEDE / BERLIN

Digitized by Google

KLINKHARDT & BIERMANN
VERLAG LEIPZIG

DAS BUCH FÜR ALLE ITALIENREISENDEN
UND FREUNDE DER RÖMISCHEN GESCHICHTE

ROM

LEBEN / SCHICKSALE / MENSCHEN

VON

DR. FRANZ KUYPERS

Geheftet M. 15.–, ca. 520 Seiten mit 48 Tafeln, gebunden M. 18.–

Trotz der reichen, schon bestehenden Rom-Literatur ist das Kuypersche Buch berufen, eine seit langem vorhandene Lücke zu schließen. Denn der bekannte Kulturhistoriker und Schulmann, von dem in unserem Verlag bereits das ausgezeichnete Werk über Spanien erschien, hat zum ersten Male auf mehr als 520 Druckseiten das gesamte Rom von den Urzeiten bis auf die Gegenwart dargestellt, und zwar nicht nur als Stadtbild, sondern auch in den politischen, sozialen, literarischen, kunstgeschichtlichen und gesellschaftlichen Beziehungen, welche die Stadt erst zum Brennpunkt der Welt-, Kirchen- und Kulturgeschichte gemacht haben. Diese universale Einstellung der Geschichte Roms gegenüber, die heute rund drei Jahrtausende verkörpert, macht unser Rom-Buch zu einem neuen „Gregorovius" des 20. Jahrhunderts.
Das Buch enthält 48 Bildtafeln, die engste Beziehung zum Titel und dem Inhalt haben, außerdem neun Karten, darunter einen eigens vom Verfasser entworfenen Pharusplan der geschichtlichen Bauten der ewigen Stadt. Kuypers „Rom" wird Aufsehen machen. Es ist für alle diejenigen bestimmt, denen Rom das große Erlebnis bedeutet.

Digitized by Google

Für den

Weihnachtstisch

Die Romane des Horen-Verlags 1926

WILHELM v. SCHOLZ

Perpetua

Der Roman der Schwestern Breitenschnitt

1. bis 5. Tausend

In Ganzleinen geb. RM. 8.— / In Halbleder geb. RM. 12.— / Büttenausgabe in Ganzleder, vom Verfasser bezziffert und gezeichnet RM. 30.—

HERMANN STEHR

Der Geigenmacher

Eine Geschichte

1. bis 3. Tausend

In schmiegsamem Leinenband RM. 5.—

Büttenausgabe in Ganzleder, vom Verfasser bezziffert und gezeichnet RM. 20.—

HERMANN STEHR

Der Heiligenhof

Roman in 2 Bänden

16. bis 20. Tausend

In Ganzleinen gebunden RM. 15.—

In Halbleder gebunden RM. 24.—

PAUL ERNST

Der Schatz im Morgenbrotstal

Roman

1. bis 3. Tausend

In Ganzleinen gebunden RM. 6.—

ALFRED BRUST

Die verlorene Erde

Roman

1. bis 5. Tausend

In Ganzleinen gebunden RM. 7.50

ANTON MAYER

Peregrinus Windesprang

Ein Entwicklungsroman

1. und 2. Tausend

In Ganzleinen gebunden RM. 8.—

KNUT HAMSUN

Eine Biographie von Carl David Marcus

Mit 17 Bildern

In Ganzleinen gebunden RM. 6.50

Sonderprospekte versendet kostenfrei der

HOREN-VERLAG

BERLIN-GRUNEWALD

Bruno Frank über Klaus Mann

„Im Verlauf ganz weniger Jahre ist das Talent Klaus Manns erstaunlich reifer und reicher geworden. Heute hat er bereits den festen Griff des wahren Gestalters, er zwingt und erschüttert auch diejenigen, denen die Welt seiner Dichtung, ihr Stoffliches, zunächst fremd und speziell erscheint. Zwanzig Jahre alt ist er jetzt. Er wird hoch hinaufgelangen." Bruno Frank

Dies Urteil bestätigt Klaus Mann besonders durch sein soeben erschienenes neuestes Buch

Kindernovelle

Eine Art Idylle und Liebesgeschichte, voll Geheimnis, Lustigkeit und großem Ernst. Das Problematische tritt entschieden zurück. Von den einfachsten Dingen ist die Rede: Kindheit, Elternhaus, Landschaft wachsen hier eindringlich heran, dazwischen entlädt sich die Leidenschaft zweier Menschen. Die Art aber, wie dies gesagt und gesehen ist, verrät den Geist „der jungen Generation" wie nur irgend eins von Klaus Manns Büchern.

Preis in Ganzleinen 3.50 RM.

Gebrüder Enoch Verlag Hamburg

Von dem berühmten Handbuch der Kunstwissenschaft

begründet von

Prof. Dr. **Fritz Burger-München**

fortgeführt von

Prof. Dr. **A. E. Brinckmann-Köln**

mit etwa **10000 Abbildungen** in Doppeltondruck und zahlreichen Tafeln haben wir noch Subskriptionen

gegen monatl. Teilzahlungen von Mk. 8.—

abzugeben.

(Im Buchhandel nicht mehr zu haben.)

Ansichtssendungen und Bezugsbedingungen bereitwilligst:

Artibus et literis, Gesellschaft für Kunst- und Literaturwissenschaft m. b. H., Abteilung 49, Potsdam.

Digitized by Google

Aufsehenerregende Neuerscheinung

ANATOLE FRANCE

UNTER DER ROSENLAUBE

Aus seinem Nachlaß veröffentlicht von Michael Corday; in der deutschen Ausgabe mit wertvollen Anmerkungen versehen von Rudolf Berger, Berlin

Bei erstklassiger Ausstattung
In Halbleinen M. 4.80, Geheftet M. 3.50

Aus dem Inhalt: Über die Metaphysik und das Dasein Gottes / Über das Alter / Über die Zukunft / Über das Schamgefühl / Über den Krieg

Verlangen Sie kostenlos unseren neuen Prospekt

Eine wundervolle **Weihnachtsgabe** sind die Bücher der Tänzerin

ARMEN OHANIAN

in meisterhafter Nachdichtung von Richard Eckert

Jeder Band ist ein in sich abgeschlossenes Ganzes

Die Tänzerin von Shamakha

Mit herrlichen Abbildungen aus den „Meisterwerken muhammedanischer Kunst"

Aus dem Vorwort von Anatole France: „. . . . Ich weiß nicht, welch seltene Fähigkeit sich hinter Ihrer ganz eigenartigen Begabung verbirgt; aber es gelingt Ihnen, die Dämmerungen und die Abende im Kaukasus mit einem einzigen Worte zu malen und tausende Geheimnisse der Natur und des Lebens zu enthüllen . . ."

Berliner Tageblatt: „ich will von dem schönsten Buche sprechen, das ich zuletzt gelesen habe . . . Ihr Buch ist ein Erlebnis."

In den Klauen der Zivilisation

Mit einem Bilde der Verfasserin

Münchener Neueste Nachrichten: „. . . Armen Ohanian gibt uns in diesem Buch interessante Schilderungen ihrer Eindrücke in England, Irland, Paris und Italien . . . Wie dieses Kind Asiens sich Europa vorstellt und es sieht, ist von großem Interesse."

Literarische Rundschau: „. . . . Das Interessante an diesem zweiten Band ist die Spiegelung Europas in unbefangenen, tierhaft unschuldigen Augen . . ."

Jeder Band in entzückender, gediegener Ausstattung in farbigem Halbleineneinband **M. 6.–**, in Halbleder **M. 10.–**

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

AXEL JUNCKER / VERLAG
G. m. b. H. BERLIN W 15

NEUERSCHEINUNG

Oskar Loerke

DER LÄNGSTE TAG

Gedichte

In großem Format, sehr gut ausgestattet und als erstes Werk in der neuen Weiß-Antiqua gedruckt. Druckleitung u. Einbandentwurf: E. R. Weiß

Die Preise dieses an späterer Stelle ausführlich angezeigten Werkes wurden endgültig festgesetzt auf geheftet 4 RM, in Ganzleinen 5,50 RM

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

Die Einbanddecke der „Neuen Rundschau" Jahrgang 1926 / II. Semester ist in Halbpergament zum Preise von RM 3.50 lieferbar

Sämtliche hier angekündigten Bücher liefert schnell, porto- und spesenfrei

DAS BÜCHER-KABINETT
G. M. B. H. BERLIN W 62
NETTELBECKSTR. 7/8 • NOLLENDORF 3[illegible]

Digitized by Google

Neuerscheinungen 1926

S. FISCHER · VERLAG

BERLIN

Das vierzigste Jahr S. Fischer Verlag

1. bis 10. Auflage. Einband nach einem Gemälde von E. R. Weiß in achtfarbigem Offset. Gebunden 2 RM

Unser diesjähriger Almanach bringt aus Anlaß des vierzigjährigen Verlagsbestehens besonders interessante, bislang unveröffentlichte Beiträge von Alfred Döblin, Arthur Eloesser, Gerhart Hauptmann, Alfred Kerr, Oskar Loerke, Thomas Mann, Bernard Shaw u. a. m. Texte aus unseren Neuerscheinungen lassen ihn als ein willkommenes Lesebuch erscheinen. Dem umfangreichen Bande sind eine Reihe von neuen Bildnissen und ein Verzeichnis der lieferbaren Werke beigefügt.

Die Romane von Herman Bang

NEUAUSGABEN IN BESTER AUSSTATTUNG

Siehe Seite 11

Alice Berend / *Das verbrannte Bett*

Roman. 1. bis 5. Auflage. Geheftet 3 RM, in Ganzleinen 4,50 RM

Alice Berend hat einen Humor, der so echt aus ihrer Natur kommt, aus Verstandes- und Gefühlselementen so gut gemischt ist, daß ihre Darstellungen aus der kleinbürgerlichen Welt eine große und dankbare Gemeinde finden. Zu ihren Charakterbildern aus dem Berliner Volksleben fügt sie in ihrem neuen Roman „Das verbrannte Bett" den Typ des Philisters von ewig Wienerischer Observanz. Wieder erweist sie sich als scharfe und liebevolle Malerin des kleinen Zuständlichen; sie wäre es nicht ohne ein sicheres warmes Gefühl der größeren Welt.

Oskar Bie / *Das deutsche Lied*

Mit 8 Vollbildern, einer Titelvignette und einer mehrfarbigen Einbandzeichnung von Prof. Hans Meid. 1. bis 5. Auflage. Geheftet 7,50 RM, in Ganzleinen 10 RM

Oskar Bie nimmt in seinem neuesten Werke „Das deutsche Lied" auch dieses Thema nicht von der philologischen und gelehrten Seite, sondern bei aller Sachlichkeit als Erlebnis eines modernen Menschen, der das schönste Erbe der deutschen Romantik bewußt genießt. Er vertieft sich in das Wesen dieser wundervollen Kunstgattung, zeigt ihre reichen Beziehungen zum Leben und gruppiert die gewaltige, immer wieder anders ausstrahlende Materie nach den vier Großmeistern Schubert, Schumann, Brahms, Wolf bis in die neueste Zeit.

M. J. Bonn / *Das Schicksal des deutschen Kapitalismus*

Geheftet 2,50 RM

Die Funktionen des Kapitalismus in der Vorkriegszeit, während der Kriegszeit, der Inflationsepoche und im Zeichen der Stabilisierung und der Deflation werden geschildert und die Wege zur Gesundung des kapitalistischen Wirtschaftskörpers bezeichnet. Niemand wird sich der Plastik der Darstellung und der geradezu künstlerischen Ordnung des Stoffes entziehen können.

Digitized by Google

NEUERSCHEINUNGEN 1926

Die Werke von Joseph Conrad

stellen dem deutschen Publikum einen Dichter vor, der in den letzten zehn Jahren zu Weltruhm gelangt ist. Als moderner Schilderer der Meere, der er nach einem langen, abenteuerlichen Seefahrerleben wurde, hat er nicht seinesgleichen. Darüber hinaus lehrt er uns in allem, was er mit seiner Kunst ergreift, auf eine starke neue Weise sehen und hören.

Im Herbst 1926 erscheinen

Joseph Conrad / *Der Geheimagent*

Roman. Deutsch von Ernst W. Freißler. 1. bis 5. Auflage. Mit einer Einleitung von Thomas Mann. Geheftet 5 RM, in Ganzleinen 7 RM

Wenn wir dem Geschick dieses Polizeispitzels folgen, so ist es nicht die atemraubende Spannung allein, die uns immer wieder mitreißt, sondern auch die tiefe Kenntnis des Lebens selbst, die Conrad hier verrät, seine großartige Gestaltungskraft von menschlichen Charakteren, Szenen, Katastrophen.

Joseph Conrad / *Die Schattenlinie*

Roman. Deutsch von E. Mc. Calman. 1. bis 5. Auflage. Mit einer Einleitung von Jakob Wassermann. Geheftet 3 RM, in Ganzleinen 4,50 RM

In dem Erlebnis einer Meeresstille, die ein vom Fieber heimgesuchtes Segelschiff in den tropischen Gewässern lähmt, vollzieht sich die entscheidende Wandlung eines jungen Menschen zum Manne — dies alles auf eine Weise gestaltet, die Herz und Geist bis ins letzte fesselt.

Joseph Conrad / *Spiel des Zufalls*

Roman. Deutsch von Ernst W. Freißler. 1. bis 5. Auflage
Geheftet 5 RM, in Ganzleinen 7 RM

Eine Mädchengestalt von eigenartigem Zauber steht im Mittelpunkt dieses Romans, der Conrads große Popularität begründet hat. Vom Schicksal an die Seite eines romantischen Kapitäns geworfen, lebt sie als einzige Frau auf dessen Schiff. Aus allen sich ergebenden Konflikten bringt ein seltsames Spiel des Zufalls die Lösung.

Joseph Conrad / *Jugend*

Drei Erzählungen. Deutsch von Ernst W. Freißler. 1. bis 5. Auflage
Geheftet 4 RM, in Ganzleinen 6 RM

In drei größeren Erzählungen stellt Joseph Conrad junge Menschen dar inmitten von Abenteuern des Lebens und der Natur. Das Leben auf den Meeren ist mit gleicher Meisterschaft und Spannung dargestellt wie die Charaktere der jungen Menschen.

Richard Dehmel / *Bekenntnisse*

1. und 2. Auflage. Geheftet 6 RM, gebunden 7,50 RM, in Ganzleinen 8 RM

Das ursprünglich nur für die Mitglieder der Dehmel-Gesellschaft bestimmte Tagebuch des Dreiund-dreißigjährigen, das erst nach dem Tode des Dichters herausgegeben werden durfte, wird hier, zusammen mit anderen sehr wesentlichen Persönlichkeitsdokumenten, zum ersten Male der breiten Öffentlichkeit übergeben.

Digitized by Google

NEUERSCHEINUNGEN 1926

Otto Flake / *Villa U. S. A.*

Roman. 1. bis 5. Auflage. Geheftet 5 RM, in Ganzleinen 7 RM

Der neue Roman von Otto Flake setzt seine Bemühungen fort, einen deutschen Zeitroman auf europäischer Grundlage zu gestalten. Träger der Handlung ist ein Auslandsdeutscher, der in Köln, Hamburg, Berlin die alte Heimat studiert. Sein weiblicher Partner ist der ultramoderne, moralisch emanzipierte Typus der heutigen bürgerlichen Jugend. Beide machen eine Probe-Hochzeitsreise –, und der Reiz des Romans, der nicht ohne einen neuen Ton von Humor ist, besteht darin, wie allmählich das radikalistische Experiment zu einer vernünftigen ehelichen Kameradschaft führt.

Frank Harris / *Mein Leben*

Selbstbiographie. Deutsch von Antonina Vallentin
1. bis 5. Auflage. Mit einem Bildnis. Geheftet 9 RM, in Ganzleinen 12 RM

Eine der interessantesten Autobiographien, die wohl überhaupt jemals geschrieben worden sind. Harris ist eine naturhaft hinreißende, merkwürdige und geschlossene Persönlichkeit. Die Fülle und Farbigkeit seiner Erlebnisse ist so groß, daß sie beinahe ein Kompendium der modernen Welt sind. – Harris war Unterwasserarbeiter und Schuhputzer in Newyork; er war Zeitungsjunge, Kellner und Cowboy, ging als Student nach Deutschland; er entwickelte sich zu einem der angesehensten Zeitungsmänner und Publizisten. Er lernte fast alle Kulturländer der Erde gründlich kennen und kam mit ihren bedeutendsten Persönlichkeiten in Berührung. Sein Leben hatte trotz der herkulischen Arbeit viel Raum für die Liebe und den Genuß der Welt. Er ist durch seinen gesunden und rasanten Vorstoß in das Leben eine prachtvolle Verkörperung des modernen Geistes. Obwohl Engländer von Geburt, hat er etwas spezifisch Amerikanisches: er ist unsentimental, praktisch, seine Persönlichkeit wird durch keine Mühsal und keinen Verdruß getrübt und aufgehalten. Er ist eine imponierende geistige Eroberernatur.

Gleichzeitig mit der Uraufführung erscheint

Gerhart Hauptmann / *Dorothea Angermann*

Drama. 1. bis 5. Auflage. Geheftet 4 RM, gebunden 5 RM

Die Tragödie der Frau, die sich in übergroßer Nähe der Schicksalsgewalten spürt und ihnen daher unentrinnbar anheimgegeben ist. Das schmerzlich hellsichtige Gefühl des Verhängnisses vollzieht dieses Verhängnis in der Wirklichkeit. Aus der ungeheuren Leidfähigkeit und frommen Ergebenheit der Heldin in das Walten der überpersönlichen Fügung erwächst ihr ein Charakter von antikischer Wucht und Eindeutigkeit.

Gerhart Hauptmann / *Der Ketzer von Soana*

Über die einmalige signierte Vorzugsausgabe mit 14 Original-Radierungen von Hans Meid unterrichtet ein Sonderprospekt, der auf Wunsch kostenlos abgegeben wird.

Moritz Heimann / *Nachgelassene Schriften*

1. bis 3. Auflage. Zugleich der Prosaischen Schriften 5. Band
Geheftet 5,50 RM, gebunden 7 RM

Das hochbedeutsame Werk, aus dem Nachlaß durch Oskar Loerke besorgt, enthält die Essays aus den letzten Lebensjahren des Dichters. Es ist ein Buch der Lebensweisheit und der Lebensanmut. Heimanns Blick erstreckt sich über den ganzen Umkreis des menschlichen Daseins: vom Persönlichen, soweit es welthaltig ist, über das Künstlerische bis in die Grundfragen der Politik. Der Ernst, die Güte und der intuitive, scharfe Blick Heimanns strahlen hier in einem besonderen Lichte, weil das Buch in seinem warmen, freimütigen Klange mehr noch als seine übrigen Schriften der mündlichen Rede angenähert ist, in der Heimann ein unübertrefflicher Meister war.

Digitized by Google

NEUERSCHEINUNGEN 1926

Archibald Henderson / *Tischgespräche mit Bernard Shaw*

1. bis 4. Auflage. Mit einem Bildnis. Geheftet 3 RM, gebunden 4 RM

Diese Gespräche bieten ein suggestives und dabei entzückend frisches Selbstbildnis des großen irischen Dichters. Henderson veranlaßt Shaw, sich über Politik und Krieg, über England und Amerika, über Kunst, Theater und Film zu äußern; so gern ihm der Dichter nachgibt, voll guter Laune, mit stacheligem Humor und überlegener Ironie, immer bleibt er wachsam und folgerichtig im Plane eines vom Leben gefügten festen Gedankengebäudes.

Hermann Hesse / *Bilderbuch*

1. bis 10. Auflage. Geheftet 5 RM, in Ganzleinen 7 RM

Eine Insel in der Hast des Lebens, beglückend, ruhevoll, tiefinnerlich erleuchtet: Die Schweizer Heimat, der Bodensee, die glühenden Farben des Tessins, ein schöner farbiger Abglanz von Hesses Indienreise . . . ein wahres Bilderbuch, in dem die Schönheit dieser Welt sich spiegelt, aber auch der traumdunkle Sinn, der uns mit See und Berg, Wolken und Wind verbindet.

Hamburger Nachrichten.

Siehe auch Hermann Hesse, Gesammelte Werke in Einzelausgaben Seite 11 dieses Prospektes

Arthur Holitscher / *Das unruhige Asien*

Reise durch Indien – China – Japan. 1. bis 5. Auflage. Mit 64 Photographien
Geheftet 7,50 RM, in Ganzleinen 10 RM

Aus dem Inhalt: Ägypten und Palästina / Ceylon / Indien (Leben, Tod und Auferstehung in Indien, Besuch bei Gandhi, Der andere große Mann Indiens u. v. a.) China / Japanische Skizzen

Der Verfasser hat im letzten Jahr den Orient von Kairo bis Tokyo bereist. Palästina, Ceylon, der indische Kontinent, China, die Mandschurei, Japan und Sibirien waren Etappen seiner Fahrt. Aus drei Elementen der Anschauung baut sich dieses Asien-Buch auf: der Hingabe an den unnennbaren Zauber der Landschaft und des Menschen Asiens — dem Miterleben der erschütternd geheimnisvollen, wilden und zarten Religionen und Bräuche der uralten Rassen — und dem Erstaunen über die Vitalität, die Heutigkeit des sozialen Befreiungskampfes, den diese uralten Völker des Ostens eben zu führen begonnen haben. Paradiesesgärten Ceylons, Schneewipfel des Himalaja, stürmische Wildheit chinesischer Städte, Entrücktheit magischer Tempelbezirke, zauberhafte Anmut der japanischen Kunst und die legendäre Figur Mahatma Gandhis — gleichwertige, erhabene Monumente unserer Zeit und der Ewigkeit.

Johannes V. Jensen / *Norne-Gast*

Roman. Deutsch von Julia Koppel
1. bis 5. Auflage. Geheftet 3 RM, in Ganzleinen 5 RM

„Norne-Gast" heißt der neueste Roman in dem Zyklus, in dem Jensen die Urentdeckungen der Menschheit von ihrer Konzeption im genialen Schöpfer bis zu ihrer Aufnahme im Allgemeingut der Völker als einen gewaltigen neuen Mythos gestaltet. – Diesmal führt er uns den ewigen Seher und Sänger vor Augen, der mit seinem erkennenden Blick die materielle Bezwingung der Erde in ihrem Wandel durch die Jahrhunderte begleitet und ihr dadurch erst seelische Existenz und wahre Dauer bereitet.

Digitized by Google

NEUERSCHEINUNGEN 1926

Alexander Lernet-Holenia / *Demetrius*

Haupt- und Staatsaktion. Geheftet 3,50 RM

Hermann Bahr schrieb unter dem Eindruck der ersten Lektüre des Manuskripts im „Tagebuch“: „Hier springt aus einem unserer reinsten lyrischen Dichter, aus dem unvergleichlichen Wortgoldschmied des Kanzonairs, nun auf einmal mit einem Löwensatz ein vollendeter Tragiker hervor, hier rauscht zum erstenmal seit der Schlegel-Tieck-Übersetzung Shakespeares und Grillparzers Alterswerken wieder der Orgelklang der dramatischen Rede hohen Stils.“

Oskar Loerke / *Der längste Tag*

Gedichte. Druckleitung und Einband von E. R. Weiß
1. und 2. Auflage. Geheftet 6 RM, in Ganzleinen 8 RM

Jedes wahre Gedicht ist eine Spiegelung der ganzen Welt. Daß in einer Zeit, die äußerlich und innerlich so zerrissen und zerspalten ist, wie unsere Gegenwart, noch — nach Hölderlins und Stefan Georges Erscheinung — Gedichte so hohen Ranges und zukunfttragenden Wertes entstehen, wie sie Oskar Loerke in seinem neuen Band vereinigt, zeugt von der Unausschöpflichkeit der Dichtung und der Unausschöpflichkeit der Natur. Die bildhafte Anschauung wird zum Erlebnis des Geistes — die geistige Erkenntnis zum Bekenntnis des Weltbildes. Eines Weltbildes, das uns mit Blut und Nerv vertraut ist. Jener tiefe Widerspruch zwischen dem Einzel-Ich und der Welt findet so seine Rechtfertigung, Besinnung, Beruhigung. Die wachsende Gemeinde des Dichters Oskar Loerke ist in diesen Gedichten mit seinem Besten beschenkt.

Thomas Mann / *Unordnung und frühes Leid*

Novelle. 1. bis 20. Auflage

Einband, Vorsatz und Titelvignette in mehreren Farben nach Entwürfen von Karl Walser. In mehrfarbigem Schutzkarton. Geheftet 3 RM, gebunden 4,50 RM, in Halbpergament etwa 6,50 RM

Die Novelle, die nur einen Tag aus dem Leben einer Familie darstellt, hat die Bedeutung eines historischen Werkes. Sie löst die schwierige Aufgabe, die Realität des Nachkriegs, die sich durch ihre übergroße Nähe der vorurteilslosen Phantasie noch zu entziehen scheint, in ihrer wahren Gestalt zu entdecken und nachzubilden. Sie gehört zu den vollkommensten Meisterstücken Thomas Manns.

Thomas Mann / *Pariser Rechenschaft*

1. bis 5. Auflage. Geheftet 2,50 RM, gebunden 3,50 RM

Neun Tage aus dem Leben des Dichters. Die geistige Verbindung Deutschlands und Frankreichs als Zukunftsgedanke für das Gedeihen Europas.

Thomas Mann / *Der Zauberberg*

Roman. 61. bis 80. Auflage. Ungekürzte Dünndruckausgabe in einem Bande
Druckleitung und Einband von E. R. Weiß. In Ganzleinen 12 RM

Vor zwei Jahren erschienen, ist dieser Roman zu einem feststehenden Begriff innerhalb der modernen Literatur geworden. Rund sechzigtausend Exemplare der zweibändigen, in Fraktur gesetzten Ausgabe wurden seither verbreitet. Wenn wir uns nun neben der zweibändigen Ausgabe zu einer ungekürzten, in schöner und leserlicher Antiqua gesetzten Dünndruckausgabe in einem Band entschließen, so glauben wir durch diese wohlfeile Neuausgabe weitesten Kreisen der Lesergemeinde des Dichters Rechnung zu tragen.

Digitized by Google

NEUERSCHEINUNGEN 1926

Jacob Paludan / *Vögel ums Feuer*

Roman. Deutsch von Erwin Magnus. 1. bis 5. Auflage. Geh. 5 RM, Ganzleinen 7 RM

„Endlich ein Dichter, der mehr kann als sein Selbstporträt malen!" Mit diesen Worten schließt eine der vielen begeisterten Lobpreisungen, deren Gegenstand dieses Buch in Dänemark gewesen ist. Und wie in seiner Heimat, so wird Paludan auch in Deutschland bald das lesende Publikum um sich scharen. Eine Handlung von Wucht und Spannung: wie die Vögel gegen die Leuchtturmlaterne schwirren, um mit gebrochenen Schwingen niederzustürzen, so verlockt die Menschen das Projekt, aus dem stillen Fischerdorf einen Welthafen zu schaffen, daß auch sie mit zerschmetterten Flügeln liegenbleiben. Aus dem Nichts heraus entsteht die Stadt mit ihrem Hafen, weite Molen drängen das wilde Meer zurück, aber eine einzige Sturmnacht macht schließlich das Menschenwerk zuschanden.

Arthur Schnitzler / *Traumnovelle*

1. bis 25. Auflage. Mit einer Zeichnung von Professor Hans Meid
Geheftet 3,50 RM, in Ganzleinen 5,50 RM, in Halbleder 7,50 RM

Nach einem Balle erlebt ein Wiener Arzt den ganzen Kreis seiner versäumten Liebesmöglichkeiten in magischer Steigerung. Die Tochter eines Patienten an dessen Totenbette, eine gutherzige Dirne, ein kindhaftes, kavaliersüchtiges Mädchen im nächtlichen Maskengeschäft, maskierte Nackttänzerinnen auf verbotenem Fest locken ihn mit dem Rausch von Abenteuer, Freiheit und Gefahr, so daß er seine eigene Frau einer von ihr geträumten Untreue wegen fast preisgibt. Aber die zauberhafte Phantastik der Verführungen weicht vor der nüchterneren und schöneren Wirklichkeit. Alles war ein Spiel der Ahnung, daß kein Traum völlig Traum und keine Wirklichkeit die ganze Wirklichkeit sei.

Arthur Schnitzler / *Der Gang zum Weiher*

Dramatische Dichtung in 5 Akten. 1. bis 5. Auflage. Geh. 4 RM, geb. 5 RM

Es ist ein Schauspiel der Zeit- und Seelenwende, das Arthur Schnitzler in Begebnissen des 18. Jahrhunderts gestaltet. Jugend und Alter stehen gegeneinander, zu ihrer vollen Selbstgeltung aufgerufen durch die Vorzeichen eines hereinbrechenden Krieges, der alle Kräfte der Lebensbehauptung aus friedlichem Zeitschlaf wachruft.

Jakob Wassermann / *Der Aufruhr um den Junker Ernst*

Erzählung. Mit einer Zeichnung von Rolf von Hoerschelmann
1. bis 15. Auflage. Geheftet 3 RM, in Ganzleinen 5 RM

Wassermanns meisterhaft einfache, ergreifende Erzählung aus der Zeit der Inquisition wirkt wie eine Legende vom Schicksal des phantasiebegabten Menschen in dieser Welt. Junker Ernst, ein Kind noch, steht den zermalmenden Gewalten des Dogmas, der Dumpfheit, des Argwohns, der Furcht, der unduldsamen Selbstgerechtigkeit in Lebensgefahr gegenüber, weil die unirdische Macht seiner Phantasie ihn eines Bündnisses mit dem Teufel verdächtigt. Nur die Kinder verstehen, bewundern und lieben den Junker Ernst, die Erwachsenen werden durch ihn befremdet und verwirrt, und sein Oheim, der bischöfliche Inquisitor, wirft ihn ins Ketzergefängnis. Aber der Geist des Lichtes ist endlich doch stärker als der Geist der Finsternis. In Scharen sammeln sich die Kinder, Junker Ernsts Zuhörer, dringen in den Kerker und befreien ihren Dichter.

Die Neuerscheinungen 1926 unserer Reihen

Fischers Romanbibliothek / Fischers illustrierte Bücher

siehe die Seiten 7 und 15 dieses Prospektes

Digitized by Google

FISCHERS ROMANBIBLIOTHEK

In neuer bester Ausstattung auf holzfreiem Papier. *Jeder Band geh. 1,50 RM, in Ganzleinen 2,50 RM*

Neuerscheinungen 1926

Laurids Bruun
Van Zantens Abenteuer

1. bis 10. Auflage

Bruun erzählt uns fünfzehn neue Erlebnisse van Zantens auf seiner zauberischen Südseeinsel. Heiterkeit und Schwermut, Glück und Schmerz ruhen in urtümlicher Menschenart.

Peter Flamm
Ich?

1. bis 6. Auflage

Ein Stoff von unheimlicher Kraft der Erfindung, meisterhaft gesteigert. Das erste epische Werk, das den wehenden Rhythmus des Films übernommen hat. Das Tagebuch, Berlin

Sophus Michaelis
Das Himmelsschiff

1. bis 8. Auflage

Vielleicht ist der Traum einer Fahrt nach dem Mars noch nie so schön geträumt worden, wie in diesem Roman. Die Sehnsucht nach höher entwickelter Menschheit ist die Triebkraft des Himmelsschiffes, und wir sehen hier unsere irdischen Ideale auf dem fremden Planeten erfüllt.

George Moore
Pariser Geschichten

1. bis 6. Auflage

Das ist Moore, derselbe Moore, der die „Liebesleute in Orelay" schrieb, kultiviert, ein wenig selbstgefällig in erotischer Konfession, einer der Besten unter den Vergänglichen aus den Pariser Tagen des Verlaine. Vossische Ztg., Berlin

Gabriele Reuter
Das Tränenhaus

1. bis 6. neubearbeitete Auflage

Der innigste, kühnste und freieste Roman, der Gabriele Reuter bisher gelungen ist. Ein Kampfbuch, eine Herzenserleichterung wie ihr Erstling „Aus guter Familie". Berliner Tageblatt

Iwan Schmeljow
Der niegeleerte Kelch

1. bis 5. Auflage

Der goldene, niegeleerte Kelch auf Iljas letztem Muttergottesbilde ist das Symbol unerschöpflicher Erlösung und Freude, deren Erleben der arme fromme Künstler als Sinn seines an Schmerzen und Sehnsucht, Liebe und Andacht reichen Wandels erkannt hat.

Ferner erschienen in gleicher Ausstattung

Raoul Auernheimer
Laurenz Hallers Praterfahrt
8. Auflage

Alice Berend
Frau Hempels Tochter
130. Auflage

Die Reise des Herrn Sebastian Wenzel
122. Auflage

Björnstjerne Björnson
Mary
79. Auflage

Laurids Bruun
Van Zantens glückliche Zeit
193. Auflage

Van Zantens Insel der Verheißung
138. Auflage

Laurids Bruun
Die freudlose Witwe
96. Auflage

Heimwärts
65. Auflage

Iwan Bunin
Mitjas Liebe
6. Auflage

Theodor Fontane
L'Adultera
85. Auflage

Cecile
76. Auflage

Gustaf af Geijerstam
Frauenmacht
57. Auflage

Knut Hamsun
Pan
68. Auflage

Hermann Hesse
Schön ist die Jugend
88. Auflage

Bernhard Kellermann
Yester und Li
168. Auflage

E. von Keyserling
Beate und Mareile
68. Auflage

Selma Lagerlöf
Herrn Arnes Schatz
71. Auflage

Julius Levin
Das Lächeln des Herrn von Golubice-Golubicki
35. Auflage

Emil Lucka
Isolde Weißhand
58. Auflage

Thomas Mann
Der kleine Herr Friedemann
96. Auflage

Das Wunderkind
70. Auflage

Robert Michel
Die Häuser an der Džamija
7. Auflage

George Moore
Liebesleute in Orelay
6. Auflage

Jakob Wassermann
Der niegeküßte Mund
77. Auflage

Adolf Wittmaack
Konsul Möllers Erben
31. Auflage

Die Sammlung wird fortgesetzt

Digitized by Google

BÜCHER FÜR DEN WEIHNACHTSTISCH

Peter Altenberg

Fechsung

9. Auflage. Geh. 4 RM, Halbleinen 5,50 RM

Der Nachlaß

4. Auflage. Geh. 3,50 RM, Halbleinen 5 RM

Julius Bab

Bernard Shaw

Wesentlich veränderte und erweiterte Ausgabe, 4. Aufl. Geh. 6 RM, in Ganzleinen 8 RM

Hermann Bahr

O Mensch!

Roman. 12. Auflage. Geh. 4,50 RM, Halbleinen 6 RM

Richard Beer-Hofmann

Jaákobs Traum

Drama. 24. Auflage. Geh. 3,50 RM, geb. 5 RM

Alice Berend

Die Bräutigame der Babette Bomberling

Roman. 11. Auflage. Mit 54 Bildern im Text und 8 farbigen Tafeln von Karl Arnold. Geh. 6 RM, Ganzleinen 8,50 RM, Halbleder 10 RM

Spreemann & Co.

Roman. 45. Auflage. Geh. 4,50 RM, Ganzleinen 6,50 RM

Der Schlangenmensch

Roman. 10. Auflage. Geh. 4,50 RM, Ganzleinen 6,50 RM

Oskar Bie

Die Oper

10. Auflage. Mit 137 Abbildungen und 11 handkolorierten Tafeln. Halbleinen 25 RM, Halbleder 35 RM

Hermann von Boetticher

Das Bild

Novelle. 3. Auflage. Geh. 2 RM, geb. 3 RM

Robert Browning und Elizabeth Barrett-Barrett

Briefe

10. Auflage. Geh. 4 RM, Halbleinen 6 RM

Laurids Bruun

Van Zantens glückliche Zeit

und Insel der Verheißung

Festausgabe. 2 Bände in Kassette. Die Einbände beider Romane mit mehrfarbigen Reproduktionen nach Bildern von Max Pechstein. Gebunden 6,50 RM, Ganzleinen 8,50 RM

Richard Dehmel

Zwei Menschen

Roman in Romanzen. 79. Auflage. Geh. 4.50 RM Ganzleinen 6,50 RM, Halbleder 9 RM

Hundert ausgewählte Gedichte

43. Auflage. Geh. 4,50 RM, Ganzleinen 6,50 RM

Betrachtungen

29. Aufl. Geh. 6 RM, gebunden 7,50 RM, Ganzleinen 8 RM

Alfred Döblin

Berge Meere und Giganten

Roman. 9. Auflage. Geh. 7 RM, Ganzleinen 9,50 RM

Wallenstein

Roman. 8. Auflage. Zwei Bände Geheftet 10 RM, Halbleinen 13 RM

Reise in Polen

3. Auflage. Geh. 6,50 RM, Ganzleinen 8,50 RM

Otto Flake

Der gute Weg

Roman. 8. Auflage Geheftet 5 RM, Ganzleinen 7 RM

Ruland

Roman. 5. Auflage Geheftet 5 RM, Halbleinen 6,50 RM, Ganzleinen 7 RM

Theodor Fontane

Der Stechlin

Roman. 75. Auflage. Geheftet 6 RM, Halbleinen 8 RM Ganzleinen 8,50 RM, Halbleder 10 RM

Effi Briest

Roman. 90. Auflage. Geheftet 5 RM, Ganzleinen 7 RM

Briefe an seine Familie

10. Auflage. 2 Bände in einem Band. Geheftet 7 RM Ganzleinen 9,50 RM

Von Zwanzig bis Dreißig

Autobiographisches. 19. Auflage Mit der Wiedergabe einer Federzeichnung von Adolf Menzel. Geheftet 6 RM, in Ganzleinen 8 RM

Gustaf af Geijerstam

Die Komödie der Ehe

Roman. 13. Aufl. Geheftet 3,50 RM, Ganzleinen 5,50 RM

Das Buch vom Brüderchen

Roman einer Ehe. 53. Auflage Geheftet 4 RM, Ganzleinen 6 RM

Digitized by Google

BÜCHER FÜR DEN WEIHNACHTSTISCH

Gerhart Hauptmann

Die Insel der Großen Mutter oder Das Wunder von Île des dames

Roman. 75. Auflage
Geheftet 4,50 RM, gebunden 6 RM, Ganzleinen 6,50 RM

Der Narr in Christo Emanuel Quint

Roman. 68. Auflage
Geheftet 7 RM, Ganzleinen 9,50 RM, Halbleder 11 RM

Atlantis

Roman. 53. Auflage
Geheftet 5,50 RM, Ganzleinen 7,50 RM, Halbleder 10 RM

Der Ketzer von Soana

141. Auflage. Geheftet 3,50 RM, Ganzleinen 5,50 RM
131. Auflage. Halbleder 8,50 RM, Liebhaber-Ausgabe in Großquart-Format Künstlerpappband 12 RM
Halbpergament 15 RM

Moritz Heimann

Wintergespinst

Zehn Novellen. 3. Aufl. Geh. 3,50 RM, gebunden 4,50 RM

Hermann Hesse

Klingsors letzter Sommer

Erzählungen. 19. Aufl. Geh. 3,50 RM, Halbleinen 5 RM

Siddhartha

Eine indische Dichtung. 18. Auflage. Geheftet 4,50 RM
Halbpergament 8,50 RM

Julius Hirsch

Das amerikanische Wirtschaftswunder

10. Auflage. Geheftet 4,50 RM, Ganzleinen 6,50 RM

Arthur Holitscher

Lebensgeschichte eines Rebellen

Meine Erinnerungen. 5. Auflage. Geheftet 4,50 RM
Halbleinen 6 RM

Der Narrenbaedeker

Aufzeichnungen aus Paris und London. 4. Auflage
Geheftet 4 RM, Ganzleinen 6 RM

Norbert Jacques

Auf dem chinesischen Fluß

Reisebuch. 9. Aufl. Geh. 4,50 RM, Halbleinen 6,50 RM

Johannes V. Jensen

Der Gletscher

Roman. 29. Aufl. Geheftet 4,50 RM, Ganzleinen 6,50 RM

Kolumbus

Roman. 6. Auflage. Geheftet 3 RM, Halbleinen 5 RM

Johannes V. Jensen

Zug der Cimbern

5. Auflage. Geheftet 4,50 RM, Ganzleinen 6,50 RM

Der junge Kainz

Briefe an seine Eltern

7. Auflage
Mit 9 Porträten und einem Faksimile. Halbleinen 5 RM

Bernhard Kellermann

Der Tunnel

Roman. 243. Auflage
Geh. 5,50 RM, Ganzleinen 7,50 RM, Halbleder 10 RM

Das Meer

Roman. 92. Aufl. Geheftet 5 RM, Ganzleinen 7 RM
Halbleder 9 RM

Die Brüder Schellenberg

Roman. 20. Auflage. Geheftet 5 RM, Ganzleinen 7 RM

C. von Keyserling

Fürstinnen

Erzählung. 20. Auflage
Geheftet 3 RM, Ganzleinen 5 RM

Annette Kolb

Das Exemplar

Roman. 8. Auflage
Geheftet 3,50 RM, Ganzleinen 5,50 RM

Spitzbögen

2. Auflage. Mit 11 Zeichnungen von Rudolf Großmann
Geheftet 6 RM, Ganzleinen 8,50 RM

Richard Lewinsohn

Die Umschichtung der europäischen Vermögen

7. Auflage. Geheftet 6 RM, Halbleinen 8 RM

Der Lindenbaum

Deutsche Volkslieder. Ausgewählt von Hermann Hesse, Martin Lang und Emil Strauß
10. Auflage. Geheftet 2,50 RM, Ganzleinen 4 RM

Oskar Loerke

Zeitgenossen aus vielen Zeiten

Essays. 2. Auflage
Geheftet 6 RM, Ganzleinen 8 RM

Der Prinz und der Tiger

Erzählung. 3. Auflage. Geheftet 3 RM, gebunden 4 RM

Die heimliche Stadt

Gedichte. Geheftet 3,50 RM, gebunden 4,50 RM

Aage Madelung

Jagd auf Tiere und Menschen

Erzählungen. 8. Auflage. Mit dem Bild des Dichters
Geheftet 3,50 RM, gebunden 5 RM

Digitized by Google

BÜCHER FÜR DEN WEIHNACHTSTISCH

Thomas Mann

Der Tod in Venedig

Novelle. 68. Auflage
Geheftet 3,50 RM, Ganzleinen 5,50 RM. Liebhaberausgabe in Großquartformat in Halbpergament 15 RM

Gustavus Myers

Geschichte der großen amerikanischen Vermögen

2 Bände. Mit einer Einleitung von Max Schippel und dem Bilde des Verfassers. 7. Auflage. Geheftet 12 RM Halbleinen 16 RM

Peter Nansen

Des Lebens Lust

Novellen. 9. Auflage
Geheftet 3 RM, gebunden 4 RM

Walther Rathenau

Gesammelte Reden

4. Aufl. Geh. 6 RM, Halbleinen 8 RM, Halbleder 10 RM

Hans Reisiger

Maria Marleen

Roman. 2. Aufl. Geheftet 3 RM, Ganzleinen 4,50 RM

Alexei Remisow

In blauem Felde

Erzählung. 4. Auflage
Geheftet 3 RM, Halbleinen 4 RM

Gabriele Reuter

Aus guter Familie

Leidensgeschichte eines Mädchens
26. Auflage. Geheftet 4,50 RM, Ganzleinen 6,50 RM

Vom Kinde zum Menschen

Die Geschichte meiner Jugend. 6. Auflage. Mit 12 Abbildungen. Geheftet 3,50 RM, Halbleinen 5 RM

Carl Ludwig Schleich

Von der Seele

Essays. 26. Aufl. Geh. 4,50 RM, Halbleinen 6 RM

Vom Schaltwerk der Gedanken

Essays. 46. Aufl. Geh. 4,50 RM, Halbleinen 6 RM

Das Ich und die Dämonien

12. Auflage. Geheftet 4,50 RM, Halbleinen 6 RM

Paul Schlenther

Gerhart Hauptmann

Leben und Werke. Neue Ausgabe, umgearbeitet und erweitert von Arthur Eloesser. 13. Auflage. Mit 8 Abbildungen. Geheftet 4,50 RM, Halbleinen 6 RM

Iwan Schmelsow

Die Sonne der Toten

Roman. 4. Auflage
Geheftet 5 RM, Ganzleinen 7 RM

Arthur Schnitzler

Der Weg ins Freie

Roman. 45. Auflage. Geheftet 5,50 RM, Ganzleinen 7,50 RM, Halbleder 9 RM

Frau Berta Garlan

Novelle. 80. Aufl. Geh. 3,50 RM, Ganzleinen 5,50 RM

Casanovas Heimfahrt

Novelle. 40. Auflage. Gebunden 2,50 RM
Illustrierte Ausgabe. Mit 5 Steinzeichnungen von Hans Meid. 4. Auflage. Halbleinen 8,50 RM

Bernard Shaw

Essays

4. Aufl. Geheftet 4,50 RM, Ganzleinen 6,50 RM

Lytton Strachey

Queen Victoria

Mit 8 Abbildungen. 5. Auflage
Geheftet 6,50 RM, Ganzleinen 8,50 RM

Siegfried Trebitsch

Die Last des Blutes

Novellen. Geheftet 2 RM, gebunden 3 RM

Jakob Wassermann

Der Wendekreis:

Der unbekannte Gast

Novellen.
34. Aufl. Geh. 5,50 RM, Ganzlein. 7,50 RM, Halbled. 10 RM
30. Auflage. Halbleinen 6,50 RM

Oberlins drei Stufen

Novellen. 20. Auflage. Geh. 5 RM, Halbleinen 6,50 RM, Halbleder 8,50 RM

Ulrike Woytich

Roman. 20. Aufl. Halbleinen 8 RM, Halbleder 9 RM

Faber
oder
Die verlorenen Jahre

Roman. 34. Aufl. Geheftet 5 RM, Ganzleinen 7 RM
10. Aufl. Halbleder 8,50 RM

Walt Whitman

Grashalme

Neue Auswahl, übersetzt und eingeleitet von Hans Reisiger. 5. Auflage. Liebhaberausgabe in Großquartformat. Edelpappband 12 RM, Halbpergament 15 RM

Oscar Wilde

Letzte Briefe

4. Aufl. Geh. 6 RM, Halbleinen 8 RM, Halbperg. 11 RM

Epistola

10. Aufl. Geh. 7,50 RM, Halblein. 10 RM, Halbperg. 13 RM

Digitized by Google

NEUAUSGABEN IN BESTER AUSSTATTUNG

Jeder Band ist einzeln käuflich und nicht numeriert

Herman Bang

Zunächst erscheinen in einheitlicher Ausstattung die Romane

Das weiße Haus. Das graue Haus (in einem Band)

Am Wege / Michael / Ludwigshöhe

Preis jedes Bandes in Ganzleinen 5 RM

Weitere Bände befinden sich in Vorbereitung

Seitdem der Dichter Herman Bang in Deutschland Heimatrecht gefunden hat, ist seine Gemeinde und die Eindringlichkeit seiner Wirkung stetig gewachsen. Mehr und mehr – und nicht zuletzt in der modernen Jugend – setzt sich die Erkenntnis durch, daß seine Kunst europäische Bedeutung hat, und daß sein Werk, weit über den Rahmen eines bloßen Impressionismus hinaus, zu einer freieren, reineren Menschlichkeit gelangt ist. Die Umwertung und Höherwertung Herman Bangs veranlaßt uns, seine Werke, in sorgfältiger Textrevision nach der endgültigen dänischen Originalausgabe, in einer neuen, ebenso schönen wie wohlfeilen Ausgabe herauszugeben.

Emil Strauß

Bisher erschienen die folgenden Romane in neuen Ausgaben

Freund Hein
Eine Lebensgeschichte. 36. Auflage

Kreuzungen
Roman. 62. Auflage

Der nackte Mann
Roman. 19. Auflage

Preis jedes Bandes geheftet 4,50 RM, Ganzleinen 6,50 RM

Die Werke von Emil Strauß sind in der Unger-Fraktur neu gesetzt, auf bestem, holzfreiem Papier gedruckt und in Ballonleinen gebunden. Einband und Druckleitung von Professor E. R. Weiß.

GESAMMELTE WERKE IN EINZELAUSGABEN

Jeder Band ist einzeln käuflich und nicht numeriert

Hermann Hesse

Bisher erschienen

Peter Camenzind
Roman. 115. Auflage
Geheftet 4,50 RM, Ganzleinen 6,50 RM

Roßhalde
Roman. 52. Auflage
Geheftet 4,50 RM, Ganzleinen 6,50 RM

Knulp
Drei Geschichten aus dem Leben Knulps
120. Aufl. Geheftet 2,50 RM, Ganzleinen 4,50 RM

Märchen
28. Auflage
Geheftet 4 RM, Ganzleinen 6 RM

Demian
Die Geschichte von Emil Sinclairs Jugend
70. Aufl. Geh. 4,50 RM, Ganzleinen 6,50 RM

Siddhartha
Eine indische Dichtung. 23. Auflage
Geheftet 4,50 RM, Ganzleinen 6,50 RM

Kurgast
Aufzeichnungen von einer Badener Kur
14. Aufl. Geheftet 3,50 RM, Ganzleinen 5,50 RM

Bilderbuch
Schilderungen. 10. Auflage
Geheftet 5 RM, Ganzleinen 7 RM

Die Werke von Hermann Hesse sind auf schönem, holzfreiem Papier in der Unger-Fraktur gedruckt und einheitlich ausgestattet. Indanthren-gefärbte Ganzleinen-Bände mit echter Vergoldung. Einbandentwurf von Professor E. R. Weiß.

Digitized by Google

GESAMMELTE WERKE IN EINZELAUSGABEN

Jeder Band ist einzeln käuflich und nicht numeriert

Thomas Mann

Bisher erschienen

Buddenbrooks

Verfall einer Familie

Zwei Bände. 159. Auflage

Geheftet 12 RM, Halbleinen 16 RM
Ganzleinen 17 RM, Halbleder 22 RM

Königliche Hoheit

Roman. 82. Auflage

Geheftet 6 RM, in Halbleinen 8 RM
Ganzleinen 8,50 RM, Halbleder 11 RM

Betrachtungen eines Unpolitischen

24. Auflage

Geheftet 7 RM, in Halbleinen 9 RM
Ganzleinen 9,50 RM, Halbleder 12 RM

Rede und Antwort

Gesammelte Abhandlungen und kleine Aufsätze

16. Auflage. Geheftet 6 RM, Halbleinen 8 RM
Ganzleinen 8,50 RM, Halbleder 11 RM

Novellen

Zwei Bände. 15. Auflage

Je geheftet 6 RM, Halbleinen 8 RM
Ganzleinen 8,50 RM, Halbleder 11 RM

Der Zauberberg

Roman. Zwei Bände. 60. Auflage

Geheftet 16 RM, in Halbleinen 20 RM
Ganzleinen 21 RM, Halbleder 25 RM

Bemühungen

Neue Folge der Gesammelten Abhandlungen und kleinen Aufsätze. 12. Auflage

Geheftet 6 RM, in Halbleinen 8 RM
Ganzleinen 8,50 RM, Halbleder 11 RM

Die Werke von Thomas Mann sind in der alten Unger-Fraktur auf schönem, holzfreiem Papier gedruckt und einheitlich ausgestattet. Einbandentwurf von K. E. Mende

Jakob Wassermann

Bisher erschienen

Historische Erzählungen

Alexander in Babylon

Roman.

Die Schwestern

Drei Novellen.

5. Auflage. Geheftet 5,50 RM, Ganzleinen 8 RM, Halbleder 10 RM

Caspar Hauser

oder die Trägheit des Herzens

Roman. 34. Auflage

Geheftet 6,50 RM, Ganzleinen 9 RM
Halbleder 11 RM

Das Gänsemännchen

Roman. 82. Auflage

Geheftet 7 RM, Ganzleinen 9,50 RM
Halbleder 12 RM

Fränkische Erzählungen

Sabbatai Zewi / Die Juden von Zirndorf / Die Schaffnerin / Der niegeküßte Mund

5. Auflage. Geh. 6,50 RM
Ganzleinen 9 RM, Halbleder 11 RM

Die Geschichte der jungen Renate Fuchs

Roman. 31. Auflage. Geheftet 6,50 RM
Ganzleinen 9 RM, Halbleder 11 RM

Christian Wahnschaffe

Roman in 2 Bänden. 55. Aufl. Geheftet 12 RM
Ganzleinen 16,50 RM, Halbleder 22 RM

Laudin und die Seinen

Roman. 42. Auflage. Geheftet 6 RM
Ganzleinen 8,50 RM, Halbleder 11 RM

Die Werke von Jakob Wassermann sind auf schönem, holzfreiem Papier gedruckt und einheitlich ausgestattet. Einbandentwurf von Professor E. R. Weiß

Digitized by Google

GESAMTAUSGABEN

Björnstjerne Björnson
Gesammelte Werke in 5 Bänden
Ganzleinen 40 RM

Richard Dehmel
Gesammelte Werke in 3 Bänden
Halbleinen 21 RM, Ganzleinen 24 RM

Theodor Fontane
Gesamtausgabe
der Erzählenden Schriften in 9 Bänden

Erste Reihe in 5 Bänden
Ganzleinen 45 RM

Zweite Reihe in 4 Bänden
Ganzleinen 36 RM

Gerhart Hauptmann
Gesammelte Werke in 8 Bänden
Ganzleinen 60 RM

Ausgewählte Werke in 6 Bänden
Ganzleinen 33 RM

Moritz Heimann
Prosaische Schriften in 5 Bänden
Gebunden 28 RM

Hugo von Hofmannsthal
Gesammelte Werke

Erste Reihe in 3 Bänden
Pappbände 20 RM, Halbpergament 30 RM

Zweite Reihe in 3 Bänden
Pappbände 25 RM, Halbpergament 35 RM

Henrik Ibsens Werke
In 5 Bänden
Ganzleinen 35 RM, Halbleder 50 RM

Alfred Kerr
Gesammelte Schriften

Erste Reihe in 5 Bänden:
Die Welt im Drama
Halbleinen 25 RM, Halbleder 45 RM

Alfred Kerr
Gesammelte Schriften
Zweite Reihe in 2 Bänden:
Die Welt im Licht
Halbleinen 12 RM, Halbleder 20 RM

E. von Keyserling
Gesammelte Erzählungen in 4 Bänden
Gebunden 20 RM

Thomas Mann
Gesammelte Werke in 10 Bänden
Ganzleinen 96 RM

Peter Nansen
Ausgewählte Werke in 3 Bänden
Gebunden 15 RM

Walther Rathenau
Gesammelte Schriften in 5 Bänden
Ganzleinen 30 RM

Gustav Sack
Gesammelte Werke in 2 Bänden
Gebunden 10 RM

Arthur Schnitzler
Gesammelte Werke in 2 Abteilungen

Erste Abteilung:
Erzählende Schriften in 4 Bänden
Halbleinen 26 RM, Ganzleinen 30 RM
Halbleder 40 RM

Zweite Abteilung:
Theaterstücke in 5 Bänden
Halbleinen 32,50 RM, Ganzleinen 37,50 RM
Halbleder 50 RM

Bernard Shaw
Dramatische Werke in 7 Bänden
Ganzleinen 50 RM, Halbleder 65 RM

Walt Whitmans Werk
In 2 Bänden
Herausgegeben und eingeleitet von
Hans Reisiger
Halbleinen 16 RM

Digitized by Google

PANTHEON-AUSGABE

Jeder Band mit einem Dichterporträt, in sorgfältiger Textgestaltung und handlichem Taschenformat, auf holzfreiem Papier gedruckt

In Ganzleder 6,50 RM

Droste-Hülshoff
Gedichte

Eichendorff
Gedichte

Goethe
Torquato Tasso

Goethe
Werthers Leiden

Goethe
Hermann und Dorothea

Goethe
Faust I/II
2 Bände

Goethe
Gedichte I/II
2 Bände

Goethe
Westöstlicher Divan

Hebbel
Gedichte

Heine
Atta Troll
Deutschland

Heine
Buch der Lieder

Hölderlin
Gedichte

Lenau
Gedichte

Lessing
Nathan der Weise

Mörike
Gedichte

Rückert
Gedichte

Schiller
Gedichte

Shakespeare
Hamlet

Uhland
Gedichte

Goethe
Italienische Reise
3 Bände / 24 RM

MERKWÜRDIGE GESCHICHTEN UND MENSCHEN

Eine Bücherreihe / Herausgegeben von

Hermann Hesse

Diese neue Bücherfolge wählt ihre Dokumente des Menschlichen überall da, wo es sich in besonderer Verdichtung und Durchleuchtung unmittelbar faßlich darbietet. Sie nimmt nur das auf, was durch Wahrheit, Schönheit und Intensität den geschichtlichen, geographischen und seelischen Zufall überwindet und mit seiner lebendigen Kraft Gegenwart und Beispiel wird. Für hohen Wert, Eigenart und Vielseitigkeit der Bücherreihe bürgt der Name ihres Herausgebers, der sich der Erfüllung seiner Aufgabe nicht allein mit seiner großen Belesenheit, mit sicherem Takt und Urteil, sondern mit seiner ganzen reifen Künstlerschaft widmet.

Novalis / Dokumente seines Lebens und Sterbens
Mit einem Bildnis. Geh. 2,50 RM, Ganzleinen 3,50 RM

Hölderlin / Dokumente seines Lebens
Mit einem Bildnis. Geh. 3 RM, Ganzleinen 4 RM

Die Geschichte von Romeo und Julie
Geh. 2 RM, Ganzleinen 3 RM

Sesam / Orientalische Erzählungen
Geh. 2 RM, Ganzleinen 3 RM

Ferner übernahmen wir aus dem Seldwyla-Verlag

Zwei altfranzösische Sagen
Erzählt von Adalbert v. Keller

Die wunderbare Gesellschaft in der Neujahrsnacht
Erzählungen von Jean Paul

Aus Arnims Wundergarten

Mordprozesse

Novellino
Novellen und Schwänke der ältesten italienischen Erzähler

Geschichten aus Japan

Jeder Band gebunden 2,50 RM, in Halbpergament 4 RM

Digitized by Google

DER WOHLFEILE GUTE ROMAN

Jeder Band geheftet 0,80 RM, gebunden 1,50 RM / In dieser Ausstattung sind noch lieferbar:

Herman Bang
Am Wege
71. Auflage
*Die vier Teufel**
66. Auflage

Gisela von Berger
Die törichte Geschichte der Terpsichore Liebenreich
15. Auflage

Björnstjerne Björnson
Mary
75. Auflage

Otto Flake
Das kleine Logbuch
10. Auflage
Die Simona
8. Auflage

Theodor Fontane
Stine
53. Auflage
*Mathilde Möhring**
64. Auflage
Die Poggenpuhls
47. Auflage
Schach von Wuthenow
41. Auflage

Irene Forbes-Mosse
Barberitzchen
7. Auflage

Gustaf af Geijerstam
*Die Brüder Mörk**
38. Auflage
Thora
69. Auflage

Knut Hamsun
*Redakteur Lynge**
40. Auflage

Otto Erich Hartleben
Die Serenyi
61. Auflage

Arthur Holitscher
Schlafwandler
20. Auflage

Felix Hollaender
Das letzte Glück
69. Auflage
Frau Ellin Röte
37. Auflage

Friedrich Huch
*Geschwister**
70. Auflage

Friedrich Huch
Mao
48. Auflage
*Wandlungen**
44. Auflage

Norbert Jacques
Siebenschmerz
8. Auflage

Johannes V. Jensen
Dolores
52. Auflage

E. von Keyserling
Am Südhang
51. Auflage
Im stillen Winkel
32. Auflage

Otto Lecher
Der Abgeordnete
15. Auflage

Jonas Lie
Auf Irrwegen
46. Auflage
*Eine Ehe**
82. Auflage

Peter Nansen
*Julies Tagebuch**
73. Auflage

Peter Nansen
Eine glückliche Ehe
56. Auflage

Gabriele Reuter
*Ellen von der Weiden**
62. Auflage
Frauenseelen
48. Auflage
Der Amerikaner
40. Auflage

Jakob Schaffner
Grobschmiede
46. Auflage

Arthur Schnitzler
Die griechische Tänzerin
65. Auflage

Emil Strauß
Der Engelwirt
63. Auflage

Leo Tolstoi
Chadschi Murat
48. Auflage

Siegfried Trebitsch
Das Haus am Abhang
5. Auflage

*Die mit einem * versehenen Bände sind nur noch gebunden lieferbar*

FISCHERS ILLUSTRIERTE BÜCHER

Neuerscheinungen 1926

Herman Bang
Die vier Teufel
1. bis 5. Aufl. Mit 17 Illustrationen u. handkoloriert. Einband v. George G. Kobbe Geh. 2 RM, gebund. 3 RM

Johannes V. Jensen
Der Monsun
und andere Tiergeschichten
1. bis 5. Aufl. Mit 16 Illustrationen u. handkoloriertem Einband von Arthur Wellmann. Geh. 2 RM, gebund. 3 RM.

Arthur Schnitzler
Leutnant Gustl
1. bis 5. Aufl. Mit 17 Illustrationen von M. Coschell Geheftet 1,50 RM gebunden 2,50 RM

Ferner erschienen in dieser Sammlung

Gerhart Hauptmann
Fasching
Eine Studie. 10. Aufl. Mit 12 Illustrationen von Alfred Kubin Geh. 1,50 RM, geb. 2,50 RM

Hermann Hesse
In der alten Sonne
Erzählung. 27. Aufl. Mit 16 Illustrat. von Wilhelm Schulz Geheftet 1 RM, gebund. 2 RM

Bernhard Kellermann
Die Heiligen
Novelle. 12. Auflage. Mit 12 Illustrat. von Magnus Zeller Geheftet 1 RM, gebund. 2 RM

E. v. Keyserling
Harmonie
Novelle. 20. Auflage. Mit 18 Illustrationen von Karl Walser Geheftet 1 RM, gebund. 2 RM

Thomas Mann
Tonio Kröger
Novelle. 60. Auflage. Mit 18 Illustrationen von E. M. Simon Geheftet 2 RM, gebund. 3 RM

Thomas Mann
Herr und Hund
Idylle. 10. Auflage. Mit 15 Illustrat. von Georg W. Rößner Geheftet 2 RM, gebund. 3 RM

Die Sammlung wird fortgesetzt

Digitized by Google

DIE NEUE RUNDSCHAU

XXXVIII. Jahrgang der Freien Bühne

Herausgeber: Oskar Bie, S. Fischer, S. Saenger
Redaktion: Rudolf Kayser

Die „Neue Rundschau" ist das anerkannt führende Organ für das künstlerische und geistige Schaffen der Deutsch sprechenden Länder wie für ihre großen politischen und soziologischen Probleme und in Gesinnung und Einstellung eine wahrhaft moderne Zeitschrift. Frei von der Enge der Parteien und dem Pathos der Schlagworte ist die „Neue Rundschau" eine kritische Tribüne. Wie dem deutschen Leben der Gegenwart wendet sie sich auch dem des Auslandes zu und sucht so die deutsche Gegenwart als Teil einer weltgeschichtlichen Situation zu begreifen. In jedem Heft gibt eine „Europäische Rundschau" Bericht über das geistige und politische Geschehen des Auslands. So widmet sich die „Neue Rundschau" kritisch und aufbauend allen Fragen der Wirtschaft, Politik, Literatur, Kunst, Philosophie und den Problemen der Weltanschauung und richtet ihre Aufmerksamkeit und Sorgfalt auf die Fragen und Kräfte, welche alle guten Europäer angehen. Sie läßt es sich besonders angelegen sein, die Kunst der Dichtung in ihren repräsentativen Äußerungen zu pflegen. Ebenso veröffentlicht sie ständig interessante Zeugnisse persönlichen Lebens, wie Reisen, Tagebücher, Briefe und wissenschaftliche Arbeiten der bedeutendsten deutschen und ausländischen Autoren.

Die „Europäische Revue" urteilt über die „Neue Rundschau":

Ihr kritisches Sieb hat zeitgebundenes, allzu subjektivistisches Fragliches unaufhörlich ausgeschieden und Wertvolles, oft nach Zeit sich erst Bewährendes allemal zu sichern gewußt. In einer durchaus originären, nach außen hin fast unmerklichen redaktionellen Leistung hat sie dies hohe philosophische Niveau erreicht und dabei dem Leser die ganze geistige Freiheit und das Gefühl vollkommener Aktualität seiner Zeitschrift erhalten.

*

Aus der Reihe unserer Mitarbeiter:

Hermann Bahr, Oskar Bie, Georg Brandes, Max Brod, Martin Buber, Iwan Bunin, Ernst Cassirer, Alfred Döblin, Georges Duhamel, Otto Flake, Maxim Gorki, Gerhart Hauptmann, Wilhelm Hausenstein, Hermann Hesse, Hugo von Hofmannsthal, Arthur Holitscher, Johannes V. Jensen, Rudolf Kayser, Alfred Kerr, Annette Kolb, Oskar Loerke, Heinrich Mann, Thomas Mann, Leo Matthias, Julius Meier-Graefe, Alfred Mombert, Robert Musil, Eugene G. O'Neill, Alfons Paquet, Josef Ponten, Hans Reisiger, Albrecht Schaeffer, René Schickele, Arthur Schnitzler, Wilh. v. Scholz, Bernard Shaw, Emil Strauß, Paul Valéry, Jakob Wassermann, Alfred Weber, Franz Werfel, Robert Wilbrandt, Stefan Zweig

Jeden Monat ein Heft / Preis 2 RM, Quartalspreis 6 RM

*

Preisänderungen vorbehalten
[Ausgegeben Ende Oktober 1926]

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig

Digitized by Google

MEMOIREN UND BRIEFE

Soeben erschien ein neuer Band:

Dostojewskij, Briefe

Ausgewählt, eingeleitet u. erläutert v. A. Luther. Mit 3 Bildertafeln u. 1 Handschriftwiedergabe
In Liebhaber-Leinenband 5 Rm., in Halbleder gebunden 9 Rm.

Diese Ausgabe von Dostojewskijs Briefen, von denen hier zahlreiche zum erstenmal veröffentlicht werden, gibt ein Gesamtbild von des Dichters menschlicher Persönlichkeit und seinem Leben. Sie ist ein Lebensbild in Selbstbekenntnissen, und das meiste, was dieser Band enthält, wird dem deutschen Leser ganz neu sein. Der Dichter schildert darin sein eigenes Leben von seiner frühen Jugend bis zum hohen Alter, seine militärische Erziehung, die Hölle der Verbannung nach Sibirien, die unglückliche erste Ehe, seine Kämpfe und Nöte als Schriftsteller und Zeitschriften-Herausgeber, seine Verschuldung, Flucht vor den Gläubigern ins Ausland, die unglückselige Spielleidenschaft, seine epileptischen Anfälle, die zweite, diesmal glückliche Ehe und seinen Aufstieg zu Ruhm und Anerkennung. Jedem, der sich mit Dostojewskij beschäftigt und seine Werke verstehen will, wird dieser Band ein unentbehrlicher Helfer sein.

MEYERS KLASSIKER-AUSGABEN

Soeben erschien ein neuer Band:

Volkslieder der Slawen

Ausgewählt, übersetzt, eingeleitet und erläutert von Paul Eisner
In Leinen gebunden 4.25 Rm., in Halbleder geb. 7.50 Rm.

Die Sammlung des bewährten Prager Volksliedforschers und Übersetzers Paul Eisner erschließt zum erstenmal dem deutschen und durch das Mittel der deutschen Sprache dem westeuropäischen Leser die unendliche Schönheit der liedmäßigen Volksdichtung aller Slawenstämme. In künstlerisch vollendeter, doch getreuer Nachdichtung vereint sie in elf, nach den verschiedenen Volksstämmen der Slawen gegliederten Abteilungen die schönsten und vom Standpunkt der Motivforschung wichtigsten lyrischen Volkslieder. Jede einzelne Abteilung beginnt mit den Wiegenliedern des Kindes, klingt aus in die Beweinung der Toten und umspannt so mit den Liedern der Volksbräuche und Jahreszeiten, den Mädchen- und Liebesliedern, den Liedern der verheirateten Frau, der Familie und Sippe, mit den Liedern der Berufe und Stände, des Glaubens und Opfers den gesamten Kreis des menschlichen Lebens. Über Wesen und Bedeutung der Volksdichtung der Slawen unterrichtet die den Liedern vorangestellte kurze Einleitung, ein Muster der Beherrschung und Beseelung des Stoffes, anregend und belehrend zugleich. Die in ihrem Eingehen auf die slawischen Volkssitten und Gebräuche außerordentlich fesselnden Erläuterungen bieten dem Leser die zum vollen ästhetischen Genuß führenden Einzelkenntnisse.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung — Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig

Digitized by Google

SOEBEN ERSCHIENEN

GIUSEPPE VERDI
BRIEFE

HERAUSGEGEBEN UND EINGELEITET VON
FRANZ WERFEL
ÜBERSETZT VON PAUL STEFAN

Diese erste deutsche Ausgabe der Briefe Verdis, die Franz Werfel ausgewählt hat, bildet eine wichtige Ergänzung zum Verständnis des großen italienischen Musikers. Sie wird durch eine liebevolle Verdi-Monographie Werfels und eine autobiographische Skizze des Komponisten bereichert

Ganzleinenband M. 9.50

JAHRBUCH 1927
DES PAUL ZSOLNAY VERLAGES

1.—10. Tausend

Das erste Jahrbuch des Paul Zsolnay Verlages enthält ausschließlich Originalbeiträge. Bereichert wird es noch durch 12 Kunstdrucktafeln, die handschriftliche, dem Jahrbuch gewidmete Äußerungen von Verlagsautoren zu dem Thema „Deutschland und Europa" faksimiliert wiedergeben

Aus dem Inhalt:

Franz Werfel, Vierzehn Gedichte / Heinrich Mann, Felicitas / Julius Meier-Graefe, Nachleben der Antike / Walther Eidlitz, Die Hochzeit in Cherson / Theodor Däubler, Auf der Terrasse / John Galsworthy, Der Apfelbaum / Arthur Schnitzler, Bemerkungen / Paul Géraldy, Zu Hause / Felix Salten, Begegnung bei den Bettelmusikanten / Egmont Colerus, Erzählung des Malers Notturno / Paul Frischauer, Stillstand des Augenblicks / H. G. Wells, Das Leben Gautama Buddhas / Oskar Jellinek, Die Lehrerin / Hans Kaltneker, Die Heilige / Hugo von Hofmannsthal, Brief an Richard Strauß

Pappband M. 1.50, Ganzleinenband M. 2.—

PAUL ZSOLNAY VERLAG · BERLIN · WIEN · LEIPZIG

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02757 8361
BOUND
APR 11 1928
UNIV. OF MICH.
LIBRARY